

FVF  
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG  
Jahrbuch 2002

Deutsch-französischer Ideentransfer  
im Vormärz

AISTHESIS VERLAG

Kuratorium:

Erika Brokmann (Detmold), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Martin Friedrich (Berlin), Bernd Füllner (Düsseldorf), Rainer Kolk (Bonn), Detlev Kopp (Bielefeld), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Harro Müller (New York), Maria Pörmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Angelika Schlimmer (Bielefeld), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF  
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2002  
8. Jahrgang

# Deutsch-französischer Ideentransfer im Vormärz

herausgegeben von  
Gerhard Höhn und Bernd Füllner

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: [www.vormaerz.de](http://www.vormaerz.de)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1  
mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt.  
Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht  
mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

Publiziert von  
Aisthesis Verlag Bielefeld 2022  
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld  
Satz: Germano Wallmann, geisterwort.de

Open Access ISBN 978-3-8498-1666-7  
Print ISBN 978-3-89528-406-9  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung -  
Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

# Inhalt

## I. Schwerpunktthema: Deutsch-französischer Ideentransfer im Vormärz

Vorwort ..... 13

*Gerhard Höhn (Barbizon/Paris)*

Vormärz: Sternstunde des deutsch-französischen Ideentransfers.

Einleitung ..... 19

### 1. LITERARISCHER TRANSFER

*Joseph A. Kruse (Düsseldorf)*

Deutsch-französische Erfahrungen und/oder Erfindungen.

Heines Besucher in Paris von 1831 bis 1848 ..... 51

*Inge Rippmann (Basel)*

„Aimer Dieu et Lisette“. Ludwig Börnes europäische Vision ..... 79

*Anne-Rose Meyer (Bonn)*

Jeune France und Junges Deutschland ..... 115

*Madleen Podewski (Berlin)*

Das Subjekt zwischen zwei Nationen. Figurationen

von Interkulturalität in Heinrich Heines *Ueber die französische Bühne* 141

*Bernd Kortländer (Düsseldorf)*

„Diesseits und jenseits des Rheins“.

Das Bild des Rheins in Deutschland und Frankreich ..... 159

*Ingo Fellrath (Tours)*

Vielschreiberin und Vermittlerin deutscher Klassiker:

Die Baronin Carlowitz in Paris in den Jahren 1830 bis 1850 ..... 181

### 2. KÜNSTLERISCHER TRANSFER

*Michael Werner (Paris)*

Deutsch-französische Verflechtungen im Pariser Musikleben

der Julimonarchie ..... 211

<i>Elisabeth Décultot (Paris)</i> Die Französische Rezeption deutscher Ästhetik, 1830-1848 .....	229
---	-----

### 3. PHILOSOPHISCHER TRANSFER

<i>Gerhard Höhn (Barbizon/Paris)</i> „Wahlverwandtschaften“. Programme einer deutsch-französischen Allianz von Heine bis Ruge und Marx .....	251
--	-----

<i>Michel Espagne (Paris)</i> Von der Philologie zur Naturphilosophie. Victor Cousins deutscher Bekanntenkreis .....	287
--	-----

<i>Jutta Nickel (Hamburg)</i> „... um den Cadaver einen kurzen teutschen Rock.“ Anmerkungen zum Nachleben des Saint-Simonismus in Deutschland .....	311
---	-----

<i>Martin Hundt (Potsdam)</i> Junghegelianer in Paris .....	333
--	-----

<i>Philippe Régnier (Paris)</i> Références et interférences allemandes à l'intérieur du saint-simonisme avant 1848 .....	353
--	-----

## II. Weitere Beiträge

<i>Bernd Füllner (Düsseldorf)</i> Mund: <i>gewöhnlich</i> , Gesichtsfarbe: <i>gesund</i> . – Zwei Reisepässe Georg Weerths in Moskau .....	373
--	-----

## III. Rezensionen

Uraufführung von Grabbes <i>Cid</i> als Stegreifoper aus der Jukebox. Nebst vorläufigen Anmerkungen zu virtuellen <i>Cid</i> -Aufführungen ( <i>von Maria Pörrmann</i> ) .....	381
--	-----

Annette von Droste-Hülshoff: Historisch-kritische Ausgabe. Werke – Briefwechsel ( <i>von Hartwig Schultz</i> ) .....	395
--	-----

Friedrich Rückert: Werke, Historisch-kritische Ausgabe, „Schweinfurter Edition“ ( <i>von Franz Schüppen</i> ) .....	402
---	-----

Heine und die Folgen. Ein Streifzug durch Tagungsbände aus dem Jubiläumsjahr 1997 (von Robert Steegers) .....	418
Christian Liedtke (Hg.): Heinrich Heine. Neue Wege der Forschung und Ina Brendel-Perpina: Heinrich Heine und das Pariser Theater zur Zeit der Julimonarchie (von Madleen Podewski) .....	425
Barbara Becker-Cantarino: Schriftstellerinnen der Romantik (von Susanne Kiewitz) .....	432
Ulrike Landfester: Selbstsorge als Staatskunst. Bettine von Arnims politisches Werk (von Jochen Strobel) .....	434
Roger Jones/Martina Lauster (Hgg.): Karl Gutzkow. Liberalismus – Europäertum – Modernität (von Thomas Schmidt) .....	440
Gustav Frank/Detlev Kopp (Hgg.): Gutzkow lesen! Beiträge zur Internationalen Konferenz des Forum Vormärz Forschung vom 18. bis 20. September 2000 in Berlin (von Laura Benzi) .....	445
Rosemarie Schuder: Hochverrat oder: Seltsame Wege zu Ferdinand Freiligrath (von Wolfgang Büttner) .....	448
Jürgen Lodemann: Lortzing. Leben und Werk des dichtenden, komponierenden und singenden Publikumsliebblings, Familienvaters und komisch tragi- schen Spielopernweltmeisters aus Berlin (von Ingrid und Jürgen Hein) .....	450
Karin Mahler: Eduard Schmelzkopf und die Zensur. Niederdeutsche Lyrik und politische Ausrichtung eines Braunschweiger Vormärzdichters (von Lorie A. Vanchena) .....	453
Walter Pape, Hellmut Thomke, Silvia Serena Tschopp (Hrsg.): Erzählkunst und Volkserziehung. Das literarische Werk des Jeremias Gotthelf (von Thomas Neumann) .....	456

Ute Faath/Hansgeorg Schmidt-Bergmann (Hgg.): Literatur und Revolution in Baden 1848/49: Eine Anthologie <i>und</i> Hansgeorg Schmidt-Bergmann (Hg.): „Ihr könnt das Wort verbieten – ihr tötet nicht den Geist“. Literatur und Revolution in Baden 1848/49 ( <i>von Lorie A. Vanchena</i> ) .....	458
Barbara Hahn: Die Jüdin Pallas Athene. Auch eine Theorie der Moderne ( <i>von Mechthilde Vahsen</i> ) .....	461
Thomas Christian Müller: Der Schmuggel politischer Schriften. Bedingungen exilliterarischer Öffentlichkeit in der Schweiz und im Deutschen Bund (1830-1848) ( <i>von Wilfried Sauter</i> ) .....	467
Bernd Füllner (Hg.): Briefkultur im Vormärz ( <i>von Thomas Neumann</i> ) .....	470
Tim Mehigan/Gerhard Sauder (Hgg.): Roman und Ästhetik im 19. Jahrhundert. Festschrift für Christian Grawe zum 65. Geburtstag ( <i>von Wynfrid Kriegleder</i> ) .....	471
Frank Foerster: Christian Carl Josias Bunsen. Diplomat, Mäzen und Vordenker in Wissenschaft, Kirche und Politik ( <i>von Wolfgang Büttner</i> ) .....	475

#### **IV. Mitteilungen**

Personalia .....	481
Tätigkeitsbericht 2002 .....	483
Aufruf zur Mitarbeit am FVF-Jahrbuch 2004: Vormärz und Exil – Vormärz im Exil .....	485



I.

Schwerpunktthema:

Deutsch-französischer Ideentransfer  
im Vormärz



## Abkürzungsverzeichnis

- DHA Heinrich Heine: *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*. Hrsg. von Manfred Windfuhr. (Düsseldorfer Ausgabe). 16 Bde. Hamburg 1973-1997
- HSA Heinrich Heine: *Werke, Briefe, Lebenszeugnisse. Säkularausgabe*. Hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar (seit 1991: Stiftung Weimarer Klassik) und dem Centre National de la Recherche Scientifique in Paris. Berlin und Paris: Akademie 1970ff.
- MEGA Karl Marx/Friedrich Engels: *Gesamtausgabe*. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der KPDSU und vom Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED. Berlin 1975ff. In Fortsetzung seit 1990 hrsg. von der Internationalen Marx-Engels-Stiftung.
- MEW Karl Marx/Friedrich Engels: *Werke. Gesamtausgabe*. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED. Berlin 1956ff.



## Vorwort

Venu en France [...] il [Heine] s'est fait de la France une chaire à double écho, enseignant la France à l'Allemagne, l'Allemagne à la France [...], et cherchant un point de ralliement, un drapeau commun entre les deux pays, un terrain neutre où le traité d'alliance puisse, sans répugnance, être signé des deux parts.

François Buloz, 1835<sup>1</sup>

Nie zuvor und nie danach haben sich französische und deutsche Kultur so tiefgreifend beeinflusst und durchdrungen wie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Wer heute von einer deutsch-französischen Synthese spricht, sollte auf die Zeit von Julimonarchie und Vormärz zurückgehen: Dort konnte sich diese Synthese in bedeutenden Ansätzen verwirklichen. In den Jahren 1830-1848 wurde das traditionell sensualistische Denken Frankreichs durch die Aufnahme deutscher Literatur, Philosophie und Wissenschaft grundlegend reformiert. Gleichzeitig erkoren fortschrittliche deutsche Schriftsteller und Intellektuelle die Gründerjahre der Julimonarchie mit ihrer Metropole Paris zum Paradigma der Moderne. Auf beiden Seiten des Rheins wurde nachdrücklich über den Gedanken einer engeren Zusammenarbeit in assoziativer Form nachgedacht. – Man kann also den Vormärz als „Sternstunde des deutsch-französischen Ideentransfers“ bezeichnen.

In der auf das Vorwort folgenden Einleitung sollen sowohl der größere historische Zusammenhang, in dem der bilaterale Dialog steht, herausgestellt als auch die ideologische Konstellation gekennzeichnet werden, der sich der intensive Austausch nach 1830 verdankt. Verblüffend wirkt immer wieder, wie groß die personale Mobilität in dieser Zeit gewesen ist – in allen Formen, vom Paris-, über den Wissenschafts- bis zum Rheintourismus, von der immer mitzudenkenden Emigration ganz zu schweigen; und unter welcher unterschiedlichen Voraussetzungen und entgegengesetzten Zielrichtungen die parallelen Bewegungen stattgefunden haben.

---

<sup>1</sup> Zitiert nach Hans Hörling (Hg.): *Die französische Heine-Kritik*. Bd. 2. Stuttgart/Weimar 2001, S. 40.

Die Anordnung der in diesem Jahrbuch versammelten Beiträge folgt drei thematischen Schwerpunkten: dem literarischen, dem künstlerischen und dem philosophischen Transfer.

Der erste Teil beginnt nicht zufällig mit der Ausnahmeerscheinung Heinrich Heine, hat er doch den Transfer nicht nur nachhaltig geprägt, sondern auch schon damals in seiner Person so sehr verkörpert, dass er selbst Gegenstand des Paristourismus wurde!

Heines Sonderrolle im Geflecht der deutsch-französischen Wechselbeziehungen untersucht Joseph A. Kruse, indem er die in der Forschung zumeist vernachlässigten Berichte der Zeitgenossen ins Zentrum seiner Überlegungen rückt. Seit den 30er Jahren beschleunigen die neuen Verkehrsverhältnisse die Mobilität zwischen Deutschland und Paris enorm. Seitdem gehören Besuche bei Heine zum Pflichtprogramm deutscher Parisbesucher, doch auch französische Autoren, Musiker u.a. sprechen bei ihm vor. Heine wird, so Kruse, von seinen deutschen und französischen Besuchern und Bekannten für das „leibhaftige Vorbild der deutsch-französischen Symbiose gehalten“.

Ludwig Börnes „Vision“ eines künftigen Europas ist das Grundthema des Beitrags von Inge Rippmann. Der zum „Republikaner mutierte“ Autor, der eine anfänglich ambivalente Haltung gegenüber Frankreich überwinden musste, sieht sich als Grenzgänger zwischen Deutschland und Frankreich, bleibt aber in Frankreich immer ein Fremder, ohne engere soziale Kontakte. Die Sprache ist ihm ein permanenter Stolperstein, und sein Bekenntnis, er sei „soviel Franzose als Deutscher“, erscheint, so Rippmann, durchaus irreführend. In der Gegenüberstellung von Voltaire und Rousseau, den beiden zukunftsweisenden Figuren der Weltgeschichte, definiert Börne schließlich seine ganz eigene Vermittlungsidee zwischen Deutschland und Frankreich.

Was liegt näher als La Jeune France mit dem Jungen Deutschland zu vergleichen? Nach Anne-Rose Meyers Untersuchung besitzen beide jedoch weder ein gemeinsames Programm noch eine einheitliche ästhetische Zielvorstellung. Die gemeinsame Grundlage besteht nach 1830 vielmehr im „Streben nach Freiheit und individuellem Ausdruck“, im Bruch mit „klassischer Regeltreue“ und in der Opposition gegen eine repressive Politik. Als neue Funktionsbestimmung von Literatur zeichnen sich nach Meyer drei Richtungen ab: Absage an die ‚Institution‘ Kunst, Abkehr von der „verzauberten idealen Welt“ sowie eine „allmähliche Hinwendung“ zum „l'art pour l'art“.

Madleen Podewski stellt bei ihrer Untersuchung von Heines *Französischer Bühne* die Frage, ob die Polarisierungen und Vermittlungsfiguren im Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich beeinflusst sind von den Vorgaben einer historisch spezifischen Denkschablone. Im Mittelpunkt ihrer Untersuchung steht die konzeptionelle Figur des ‚Exilanten‘, in der beide Kulturen aufeinander treffen können. Podewski sieht das Exil als Ort der Vermittlung von Gegensätzen, an dem die beiden Nationen in eine Beziehung zueinander gesetzt werden können.

Am Beispiel des Europa beflügelnden, romantischen Rhein-Mythos zeichnet Bernd Kortländer in seinem Beitrag „Das Bild des Rheins in Deutschland und Frankreich“ die Verwandlung von Naturlandschaft in Geschichtslandschaft nach, mit der die politische Instrumentalisierung des deutschen Flusses einhergeht. Das von rheinischen Dichtern um Simrock, Kinkel u.a. entwickelte atmosphärische Moment der „typisch deutschen Stimmungslandschaft“ wird von den französischen Rheintouristen mit „deutlicher Distanz“ beschrieben. Die Umwandlung des Rhein-Themas zeigen die Ausführungen über das Krisenjahr 1840 mit dem Diskurs um die französische Forderung nach der Rheingrenze. In einer ausführlichen Untersuchung zu Hugos Buch *Le Rhin* betont Kortländer abschließend, dieses habe etwas von dem Schwung einer Eroberungsreise an sich, und es befreie die deutsche Rheinlandschaft und ihre historischen Zeugnisse aus der Enge der nationalen Vereinnahmung.

Mit einer „Randfigur“ der Literatur des 19. Jahrhunderts, der Baronin von Carlowitz, beschäftigt sich Ingo Fellrath. Die „Vielschreiberin und Vermittlerin“ übersetzte in den 30er und 40er Jahren Klopstock, Schiller, Goethe und Herder. Französische Leser, die im 19. Jahrhundert, und zum Teil weit darüber hinaus, deutsche Klassiker in Übersetzung lesen wollten, kamen an ihren weitverbreiteten, aber, wie Fellrath überzeugend darlegt, völlig unzulänglichen Übersetzungen nicht vorbei – ein Beispiel für transferpsychologisch bedingte negative Wirkungen, unter denen die – oberflächlich gesehen – zufriedenstellend verlaufende Rezeption der deutschen Klassik in Frankreich zu leiden hatte.

Der zweite Teil enthält Beiträge zum musikalischen und ästhetischen Ideentransfer nach Frankreich.

Mit seiner sozialgeschichtlich angelegten Analyse der Grundlagen des damaligen Pariser Musiklebens betritt Michael Werner wissenschaftliches Neuland. Es gelingt ihm zu zeigen, wie der deutsche Transfer, d.h. die „Verdeutschung“ des Pariser Musiklebens, sowohl die Infrastruktur wie die Gattungshierarchien und die Aufführungspraktiken gründlich um-

wandelt. Unter dem deutschen Einfluss verändert sich auch die französische Musikproduktion und Musikwahrnehmung: Ein neuer Kanon entsteht und geht mit der „Sakralisierung“ der Musik einher, erkennbar an der Beethoven-Verehrung und der Bach-Rezeption.

Élisabeth Décultot zieht Hauptlinien und Etappen eines schwierigen Begriffstransfers nach: Von 1820 bis 1848 wurde die von Baumgarten 1750 begründete Ästhetik in Frankreich politisch als „liberale“, „deutsche“ Wissenschaft verdächtigt. Eine wichtige, wenn auch ambivalente Rolle bei der Vermittlung dieser philosophischen Disziplin spielte der gegenüber Kant zwischen Übernahme und Widerlegung schwankende Victor Cousin, der aber immerhin der berühmten Autonomie-Formel „l'art pour l'art“ zum Durchbruch verhelfen konnte. Cousins Schüler Charles Bénard sorgte in den 40er Jahren mit seiner Übersetzung und seinem Kommentar zu Hegels *Ästhetik* schließlich für die Einbürgerung der Ästhetik als legitime Wissenschaft. Doch erst gegen Ende der 50er Jahre kann sich allmählich eine spezifisch französische Tradition der Ästhetik etablieren.

Im Mittelpunkt des dritten Teils steht ein auf den ersten Blick unmöglich erscheinender Transfer: Welche Beziehungen können zwischen französischem Frühsozialismus, deutschem Idealismus (speziell Hegel) und Cousin bzw. dem Cousin-Kreis bestehen?

Im ersten Beitrag des dritten Teils widmet sich Gerhard Höhn einem ungewöhnlichen Phänomen in der Geschichte der bilateralen Relationen: der Idee einer intellektuellen Allianz zwischen fortschrittlichen deutschen und französischen Dichtern und Denkern in der Zeit von 1830 bis ca. 1845. Mit seinem doppelten, d.h. politischen und philosophischen Transferprogramm legt Heine den Grundstein zu allen anderen Allianz-Konzeptionen, wie denen von Ludwig Börne, Moses Heß, Arnold Ruge und Karl Marx. Aber den Allianz-Projekten, die 1844 in den *Deutsch-Französischen Jahrbüchern* gipfeln, war kein Erfolg beschieden. An den symptomatischen Absagen seitens zweier ehemals führender Saint-Simonisten an den Hegelianer und Saint-Simonisten Heine wird der Begriff des „negativen Transfers“ diskutiert.

Von der deutsch-französischen Synthese zum deutsch-französischen „Netzwerk“: Mit Victor Cousin gerät die geisteswissenschaftlich entscheidende, aber auch umstrittene Vermittlergestalt des 19. Jahrhunderts ins Zentrum. Michel Espagne vermag zu zeigen, wie das ungewöhnlich breite, langfristig gepflegte und unermüdlich inszenierte Geflecht aus persönlichen Begegnungen und Beziehungen konkret funktioniert hat



und welche Früchte es tragen konnte bzw. tragen sollte – für seine eigene Karriere, aber auch für seine Partner Hegel und für Schelling. Gegenüber Hegels Philosophie vertritt Espagne eine These, nach der Cousins Vermittlung „eine bewusste, zielgerichtete Umdeutung“ gewesen sei. Espagne versteht seine Untersuchung, ein Stück soziologischer Wissenschaftsgeschichte, ausdrücklich als Beitrag zu einer auf der „Dynamik des Transfers beruhenden Kulturgeschichte der Philosophie“.

Jutta Nickels Studie bereichert die skizzierte Thematik der Saint-Simonismus-Rezeption mit einem neuen, überraschenden Kapitel. Sie untersucht anhand von drei Beispielen (Friedrich Buchholz, Börne, Johann Peter Lange) die deutsche Aufnahme dieser Doktrin und thematisiert die Zusammenhänge von der „Krise der Arbeit“ und der „Degradation der Produzenten“ gegenüber der Verelendung in der modernen Industriegesellschaft. Überraschend erscheint die Wende, die Nickel *Enfantins* Sendschreiben an Heine (1836) gibt: Der Saint-Simonist erkenne in der Verbindung von französischem Industriekapital mit der österreichischen „nationalchristlichen Sittlichkeitsdoktrin“ den Gipfelpunkt der „Sakralisierung industrieller Arbeit“. Diese Zukunftsvision und ihre Begleiterscheinungen wehrt jedoch Johann Peter Lange als Gefährdung der christlichen Sozialordnung ab.

Zurück ins Paris der 40er Jahre: Spaltete sich damals die Vormärz-Opposition in zwei Lager und kam es zum Bruch zwischen den beiden Herausgebern der schnell scheiternden *Jahrbücher*, wie Marx in seinem Brief vom 26. März 1844 mitgeteilt hat, so sind die Motive von Ruges Entscheidung bisher wenig erforscht worden. Diese Lücke schließt Martin Hundt jetzt aufgrund von drei unpublizierten Briefen Ruges. Dem Autor gelingt es, ab Sommer 1843 die zuerst ungestörte Beziehung Monat für Monat, zuletzt Tag für Tag bis zum 24. März 1844 zu rekonstruieren, um die Frage zu stellen: Was ist um den 25. März herum geschehen? Als Hauptgrund des Bruches zwischen den beiden Philosophen stellt Hundt eine tiefgehende Differenz in ihrer Einschätzung des Junghegelianismus heraus.

Ein Beitrag in französischer Sprache beschließt den vorliegenden Band. Philippe Régniers Darlegungen zum deutschen Einfluss auf den Saint-Simonismus beschäftigen sich mit der Infiltration von *Enfantins* Pantheismus durch Hegels Metaphysik. Régnier unterstreicht den Einfluss der Hegelschen Geschichtsphilosophie auf die „Doktrin“ von Gustave d’Eichthal, auf Lechevalier, auf Lerminier – der ihn sehr kritisch

rezipiert hat –, auf Henri Lagarmitte und auf Enfantin, der von Pierre Leroux des Hegel-Plagiats anklagt wird.

Vor dem Brandenburger Tor in Berlin wurde zum 40-jährigen Bestehen des deutsch-französischen Freundschaftsvertrags Auguste Rodins „Denker“ aufgestellt als sinnfälliges Symbol funktionierenden Kulturtransfers, dessen Grundlegung, wie die Beiträge des Jahrbuchs zeigen, in die Vormärzzeit nach 1830 fällt.

Düsseldorf und Barbizon,  
im Februar 2003,  
Bernd Füllner und Gerhard Höhn.

Gerhard Höhn (Barbizon/Paris)

## Vormärz: Sternstunde des deutsch-französischen Ideentransfers. Einleitung

Zweihundert Jahre lang, von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, waren die deutsch-französischen Beziehungen von Katastrophen wie Krieg und Eroberung überschattet, wurden unter Affekten wie Nationalismus und Hass erstickt. Selten herrschten Phasen gegenseitiger Anerkennung und Freundschaft vor. Noch seltener konnten beide Seiten ihre tiefsitzenden Vorurteile überwinden und Sympathie oder Gegenliebe walten lassen. Besonders selten herrschten allerdings auch Perioden vor, die von gegenseitiger Gleichgültigkeit geprägt waren.

Das hat sich in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts grundlegend verändert: Beide Länder haben sich gemeinsam als versöhnte Partner in der entstehenden europäischen Gemeinschaft wiedergefunden. 1963 schlossen sie einen Freundschaftsvertrag, der Erbfeinde zu Erbfreunde machte. Seitdem wird diese vertraglich gesicherte „*amitié franco-allemande*“ ständig als eigentlicher Motor der kontinentalen Entwicklung beschworen.

In dem grob gewählten Zeitraum hat die Haupt- und Staatspolitik die intellektuellen Beziehungen der beiden Kernländer Europas keineswegs unberührt gelassen, aber es ist ihr überraschenderweise nie gelungen, den bilateralen Dialog dauerhaft zu unterbrechen oder gar zu verhindern. Im Gegenteil! Die immer leise, aber immer vernehmbare Stimme der Vernunft ließ sich trotz aller wiederkehrender Dramatik nie zum Verstummen bringen, selbst in Kriegsphasen nicht. Der Kulturtransfer, um den es hier geht, konnte vielmehr seinem eigenen Rhythmus folgen und ungeachtet aller Krisen so etwas wie eine selbständige Gesetzmäßigkeit entwickeln. Unter Schriftstellern und Intellektuellen gab es Schulstreite, aber nie Krieg! So wurden besonnene und fortschrittlich eingestellte Franzosen und Deutsche nie müde, sich für Gedankenaustausch und Vermittlung, für Freundschaft und Verständigung, kurz für Ideentransfer einzusetzen – um damit den kreativen Eliten beider Länder Inspirationsquellen offen zu halten.

Den Herausgebern dieses Jahrbuchs will scheinen, diese gemäßigten, die Rheingrenze ständig überschreitenden Gegenstimmen hätten wie ein

vernunftbestimmtes Korrektiv zur lauten Staatenpolitik gewirkt. Eine Epoche wie der Vormärz bietet nun die große Chance, diese These einmal in einer kurzen, aber scharf konturierten Phase bilateraler Beziehungen der Probe aufs Exempel zu unterwerfen. Es erschien anregend, die verschiedenen Wirkungsweisen dieses Korrektivs in einer Zeit näher zu untersuchen, in der sich die herrschenden Kreise auf der einen Seite durch Gallophobie ‚auszeichneten‘, während ihnen auf der anderen Seite – rares Phänomen – eine durch nichts getrübe Germanophilie gegenüberstand.

Im Folgenden sollen sowohl der historische Hintergrund des Projektes als auch die Grundlagen und Eigenheiten des vormärzlichen Ideenaustausches in sechs Schritten vorgestellt werden.<sup>1</sup> I.: diachronischer Abriss einiger Stationen der freund-/feindschaftlichen Beziehungen, vom Siebenjährigen Krieg bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, II.: synchronische Skizze der Sternstunde Vormärz und Julimonarchie, III.: publizistischer Transfer, IV.: Instrumentalisierung des Transfers, V.: Reisewellen nach Paris/nach Deutschland und VI.: Ungleichzeitigkeiten des Transfers.

I. Eine nennenswerte deutsch-französische Ideen- und Kulturvermittlung beginnt erst im Zeitalter der Aufklärung. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts werden deutsche Literatur und Kunst in Paris erstmals mit Interesse aufgenommen, gefolgt von einer Reihe von Übersetzungen in der zweiten Jahrhunderthälfte. So konnte – um einige Namen zu nennen – Friedrich Melchior Baron von Grimm (1723-1807), der schon 1748 nach Paris gekommen war, in seiner weit verbreiteten *Correspondance*

---

<sup>1</sup> Namen, Daten und Sachangaben werden zum Teil folgenden Standardwerken und Forschungsbeiträgen entnommen: Louis Reynaud: *L'Influence allemande en France au XVIIIe et au XIXe siècle*, Paris: Hachette 1922; André Monchoux: *L'Allemagne devant les lettres françaises de 1814 à 1835*. Toulouse: Fournié 1953; *Emigrés français en Allemagne. Emigrés allemands en France, 1685-1945*. Une exposition réalisée par l'Institut Goethe et le Ministère des Relations Extérieures, Paris 1983; Albrecht Betz: *Exil und Engagement. Deutsche Schriftsteller im Frankreich der Dreissiger Jahre*, München. – Französische Zitate von Melchior Grimm, Quinet („Ce Heidelberg...“), Michelet und Renan nach: Wolfgang Leiner: *Das Deutschlandbild in der französischen Literatur*, Darmstadt 1989, S. 80, 272, 264; Foisset zitiert nach Monchoux, S. 290 und Nerval („la vieille Allemagne...“) nach der Pléiade-Werkausgabe, Bd. 3, S. 14. – Die historische Skizze folgt in weiten Teilen dem Ausstellungskatalog von 1983.

*littéraire* bereits am 15. Februar 1764, also ein Jahr nach Ende des Siebenjährigen Krieges, über das Renommee der deutschen Literatur verbuchen: „C'est aujourd'hui la mode à Paris d'étudier cette langue et cette littérature.“ Der in Regensburg geborene Immigrant verkehrte im Kreise der französischen Enzyklopädisten und wurde Mitarbeiter der *Encyclopédie*. Dieses Hauptwerk der französischen Aufklärung verdankt außerdem dem Philosophen Paul-Henri Thiry d'Holbach (1723-1789) viele Artikel zu Metallurgie, Geologie, Chemie und Medizin. Im Salon des in der Pfalz geborenen Barons von Holbach, der fast sein ganzes Leben in Paris verbracht hat, trafen sich „les philosophes“ und die Enzyklopädisten, u.a. Diderot, d'Alembert, Buffon, Marmontel, Grimm, Helvétius und zeitweise Rousseau. – Andererseits unterhielt der französische Philosoph und Schriftsteller Voltaire (1694-1778) seit 1736 eine Korrespondenz mit Friedrich dem Großen und wohnte auf Einladung des Königs 1750 bis 1753 in Potsdam. Friedrich II. wiederum kannte seinerseits französische Aufklärer, angefangen von Bayle und dessen *Dictionnaire* bis Montesquieu. Er empfing am preußischen Hof auch den politisch verfolgten Arzt und materialistischen Philosophen Julien Offray de La Mettrie (1709-1751).

Mit Ausbruch der Französischen Revolution kommt es erstmals zu zwei grundverschiedenen, kollektiven Bewegungen. Einerseits reisten sog. „Freiheitspilger“, d.h. deutsche Demokraten und Jakobiner, nach Paris, um Revolution und Republik tatkräftig zu unterstützen. Einer ihrer Transfer-Verdienste: Sie machten Immanuel Kant durch Verbreitung seiner Schrift *Zum ewigen Frieden*, die 1795 in Königsberg zuerst in deutscher, dann in französischer Sprache erschienen war, in Frankreich bekannt. Zu den ersten „Revolutionstouristen“ gehört Konrad Engelbert Oelsner (1764-1828). Der Jakobiner hielt sich schon seit Juli 1780 in Paris auf, wurde 1793 als verdächtiger Ausländer verhaftet und musste fliehen, konnte aber 1795 nach Paris zurückkommen. Zur Jakobiner-Gruppe gehören weiter Gustav Graf von Schlabrendorff, Anacharsis Cloots und Eulogius Schneider. Cloots (1755-1794), Atheist und radikaler Kritiker des Christentums, geriet ebenfalls unter Verdacht und wurde verhaftet. Schneider, ehemaliger Franziskaner, dann gleichfalls scharfer Gegner des Christentums, floh 1791 nach Straßburg, wurde als Ausländer verdächtigt und im April 1794 in Paris zum Tode verurteilt. Schließlich sind noch deutsche Jakobiner wie Georg Friedrich Rebmann (1768-1824), der erst 1796 als Verfolgter nach Paris kam, zu nennen und vor allem die Galionsfigur der ganzen Gruppe, der Mainzer Republikaner

und Jakobiner Georg Forster (1754-1794), der sich im März 1793 in Paris aufhielt, um den Anschluss von Mainz an Frankreich zu fordern. Nur ein Jahr später starb er dort im Alter von 40 Jahren, von allen Freunden verlassen.

Bereits 1789 hatte eine gänzlich entgegengesetzte Bewegung eingesetzt: die Emigration des französischen Adels und Klerus nach Deutschland. Einer dieser *réfugiés* wurde von seiner Wahlheimat Göttingen aus ebenfalls zu einem wichtigen Vermittler Kants: Charles de Villers (1765-1815), der Schriften des Philosophen übersetzt und interpretiert hat. Hier wären auch noch die Vermittler-Verdienste eines anderen Emigranten zu erwähnen, des Neu-Berliners Adalbert von Chamisso (1781-1838). Insgesamt gesehen haben die Emigranten, die unter Napoleon in ihre Heimat zurückkehren konnten, zu einem veränderten Deutschland-Bild in Frankreich beigetragen, weil sie persönliche Erfahrungen und eigene Anschauungen verarbeiten konnten.

Das nachrevolutionäre Frankreich mit Napoleons Herrschaft und den europäischen Kriegen ist eine neue Zeit größeren Austausches. In Paris hielten sich die Gebrüder Humboldt auf und sorgten für die Verbreitung deutscher Philosophie und Wissenschaft. Während Wilhelm von Humboldt, der zwischen 1797-1801 in Paris wohnte, versuchte, Kant zu vermitteln und Sprachforschungen betrieb (er entdeckte das Sanskrit und studierte die baskische Sprache), lebte sein Bruder Alexander nach seiner großen Amerikareise (1799-1804) von 1807 bis 1827 hauptsächlich in Paris, um u.a. an der Niederschrift seines monumentalen Reisewerkes zu arbeiten, das zuerst – welch ein Transfer-Zeugnis! – in 13 Teilen auf französisch erschien (1816-1831). Gibt es im 19. Jahrhundert noch einen anderen Naturforscher, der es wie Alexander von Humboldt geschafft hätte, in seiner Person und in seinem Werk eine deutsch-französische Synthese zu verkörpern? Dem Amerika-„Entdecker“ ist es gelungen, seine deutsche, d.h. ganzheitliche Methode mit der französischen, d.h. analytisch-empirischen, glücklich zu verschmelzen. – Weiter haben die ebenfalls in Paris häufig präsenten Gebrüder Schlegel für die Verbreitung von romantischer deutscher Literatur und Kritik sowie von idealistischer Philosophie gesorgt. Friedrich Schlegel, der von 1802 bis 1804 in der Metropole gelebt und als erster deutscher Wissenschaftler Sanskrit gelernt hat, begründete dort 1803 seine kurzlebige Zeitschrift *Europa*. – 1803/04 erfolgte dann eine Reise in umgekehrter Richtung, deren Ergebnisse das französische Deutschland-Bild für den Rest des Jahrhunderts festschreiben sollte. Die von Kaiser Napoleon verbannte Madame

de Staël entdeckte auf ihrer Reise nach Weimar und Berlin (1807/08 war sie dann in Wien) zusammen mit dem traditionellen alten auch das intellektuelle neue Deutschland. Ihr Hauptwerk *De l'Allemagne* erschien 1813 in England und 1814 in Frankreich.<sup>2</sup> Dieses Werk hat den Mythos von Deutschland als dem Land der meditativen Dichter und metaphysischen Denker mit ihrer natürlichen, einfachen Lebensweise begründet – ein Bild der Deutschen, das in vielen Zügen Jean-Jacques Rousseaus Vorstellungen vom natürlich gebliebenen Menschen entspricht. Was für eine Wende fand jetzt statt: Haben die deutschen Jakobiner den zivilisatorischen Fortschritt in Frankreich gesucht, so suchte ihn Madame de Staël in Deutschland!

Gut 15 Jahre später löste das postrevolutionäre Frankreich von 1830 einen neuen, einschneidenden Wandel im Verhältnis der beiden Rheinnachbarn aus. Wieder begaben sich zahlreiche Dichter, Schriftsteller und Wissenschaftler auf Reisen, die einen, um die Geschichte dort zu erleben, wo sie wirklich gemacht wurde, und um da zu arbeiten, wo moderne Verhältnisse vorherrschten; die anderen, um das Mutterland kennenzulernen, das eine nach-klassische, romantische Dichtung hervorgebracht hat, die ihnen als nachahmenswertes Modell vorgestellt worden war. Wollten sich die einen das notwendige Rüstzeug für eine Revolution auf deutschem Boden beschaffen, hatten die anderen vor, ihre geistige Heimat zu entdecken. So schnell und so stark konnte sich der Austausch entwickeln, dass die Rheinkrise von 1840 und die mit ihr aufschäumende Welle von Nationalismus nur eine ephemere Störung verursachten.

Nach der französischen Niederlage im Krieg von 1870/71 aber kam der Geist von Chauvinismus und Revanchismus bzw. Nationalismus endgültig zum Durchbruch. Dritte Republik und deutsches Kaiserreich betrachteten sich erst jetzt gegenseitig als Erbfeinde. Aber der deutsche Sieg wurde in Paris nicht mit der militärischen, sondern mit der wissenschaftlichen und technischen Überlegenheit Deutschlands erklärt, besonders wirkungsvoll von Ernest Renan in seiner berühmten Schrift von 1871: *La réforme intellectuelle et morale de la France*. Diese Argumentation hat eine gründliche Erneuerung des französischen Schul- und Hochschulsystems nach deutschen Vorbild bewirkt. Trotz aller durch die Annexion von Elsass-Lothringen ausgelösten Revanchegelüste suchten französische Wissenschaftler in den Jahrzehnten nach 1871 verstärkt deutsche

---

<sup>2</sup> *De l'Allemagne* erschien 1814 auch zweimal in Deutschland, einmal im Original herausgegeben von Charles de Villers und in Übersetzung.

Hochschulen zu Studienzwecken auf. Ziel dieses Wissenschaftstourismus war die Begegnung mit deutscher Soziologie, Philologie und Nationalökonomie. In Frankreich selbst stieg Immanuel Kant zum offiziellen Philosophen der III. Republik auf. Richard Wagner wurde zum meist diskutierten Musiker der Zeit. – Auch in Deutschland ließ das literarische Interesse am Nachbarland keineswegs nach. Friedrich Nietzsche verteidigte unablässig die französische Kultur als Gegenpol zum neuen Zeitgeist des kaiserlichen Deutschlands. In den 80er und 90er Jahren setzte sich der Naturalismus durch: Gerhart Hauptmann, und nicht nur er, wandte sich intensiv Zola zu. Der junge Thomas Mann orientierte sich an französischen Romanciers des 19. Jahrhunderts. Sein Bruder Heinrich hat nie aufgehört, den fortschrittlichen französischen Geist zu bewundern. Vor dem Ersten Weltkrieg rezipierten junge Expressionisten mit den französischen Lyrikern der frühen Moderne – Baudelaire, Rimbaud und Verlaine – ihre poetischen Vorläufer.

Die Tradition der reisenden Wissenschaftler blieb auch bis zum Ende der Weimarer Republik und noch zu Beginn des ‚Dritten Reichs‘ überraschend stark lebendig. Nur ein paar Beispiele: Der Philosoph Emmanuel Lévinas (1906-1995) nahm 1928/29 in Freiburg an Heideggers Seminar teil; der Soziologe Raymond Aron (1905-1983) arbeitete 1931 bis 1933 als Lektor in Köln und Berlin und studierte deutsche Soziologie und Geschichtsphilosophie; sein Studienkollege Jean-Paul Sartre (1905-1980) hielt sich 1933/1934 ebenfalls in Berlin auf, entdeckte Heidegger und setzte sich mit Edmund Husserls *Ideen* auseinander. Zuvor hatten die für die französische Philosophie der 30er Jahre so wichtigen Vermittler zwischen deutscher und französischer Philosophie, Alexandre Koyré (1892-1964) und Alexandre Kojève (1902-1968), in Göttingen bei Hilbert und Husserl studiert (Koyré) bzw. in Heidelberg bei Jaspers promoviert (Kojève). Die beiden Russen wurden zusammen mit führenden französischen Philosophen zu Mitarbeitern der 1931 gegründeten *Recherches Philosophiques*, einer wichtigen Plattform des internationalen Transfers.

In diesen Jahren begann auch eine dramatische, schließlich tragische Phase der deutsch-französischen Beziehungen. Deutsche Schriftsteller, Wissenschaftler und Künstler, die nach 1933 Deutschland Richtung Frankreich verließen, wurden zu politischen Emigranten, wie etwa Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger, Anna Seghers, Walter Benjamin, Max Ernst, Golo und Klaus Mann, um nur einige Schriftsteller zu nennen. Ihre sehr vielfältigen kulturellen und politischen Aktivitäten waren ganz dem antifaschistischen Kampf gewidmet. Zugleich wollten diese politi-



schen Flüchtlinge das Bild eines besseren Deutschlands retten. Ein Höhepunkt dieser Aktivitäten bestand in dem ersten, im Juni 1935 in Paris organisierten Kongress zur Verteidigung der Kultur, auf dem sich berühmte und bekannte Franzosen wie André Gide, André Malraux, Henri Barbusse, Paul Langevin vor Vertretern aus 37 Ländern mit den deutschen Emigranten solidarisch erklärten. In Paris hatte auch das von Max Horkheimer seit 1931 geleitete Frankfurter Institut für Sozialforschung eine Zweigstelle eröffnet, und in der Librairie Félix Alcan konnte von 1934 bis zum Doppelheft 1939/40 die junge *Zeitschrift für Sozialforschung* erscheinen; dort kam 1936 ebenfalls der Sammelband *Studien über Autorität und Familie* heraus, gefolgt von weiteren Studien. Als Walter Benjamin 1935 Mitarbeiter des Pariser Instituts wurde (1940 Mitglied), lebte er bereits zwei Jahre im Pariser Exil, wo er an einigen seiner bedeutendsten Projekte arbeitete, u.a. am Passagen-Buch.

1940 wurde das tragische Jahr in der Geschichte der bilateralen Beziehungen. Der deutsche Einmarsch in Frankreich stürzte viele Emigranten in tiefe Verzweiflung und löste eine Reihe von Selbstmorden aus. Im Sommer des Jahres brachte sich Ernst Weiss in seinem Pariser Hotelzimmer um; vergiftete sich der internierte Walter Hasenclever im Lager Les Milles; ertränkte sich Carl Einstein in einem Fluss am Rande des französischen Baskenlandes und tötete sich Walter Benjamin mit einer Überdosis Morphiumtabletten auf der anderen Seite der Pyrenäen, am spanischen Grenzposten von Port-Bou. Damit zieht sich eine wahre Blut- und Leidensspur durch die 200jährige Nachbarschaftsbeziehung. Sie reicht von den beiden Jakobinern Cloots und Eulogius Schneider, die 1794 guillotiniert worden waren, über Forster, Börne und Heine, die im Exil starben, bis hin zu den Emigranten, die 1940 Selbstmord begingen.

In die Besatzungszeit fällt noch ein anderes, ebenfalls tragisches Kapitel – fast obszön, das zu erwähnen. Nach 1940 entsprach der tiefen Hoffnungslosigkeit der deutschen Emigranten die hohe Erwartungshaltung einiger französischer Schriftsteller, die ihre Hoffnungen ganz auf den Nationalsozialismus gesetzt hatten und zur Kollaboration mit dem Okkupanten bereit waren. Dieser im heutigen Frankreich so schmachvoll empfundene politische, eigentlich aber doch positive Begriff hat genau das völlig desavouiert und pervertiert, was vielen deutschen und französischen Intellektuellen seit einem Jahrhundert vorgeschwebt hatte: Zusammenarbeit! – So gelang es 1941 dem kulturell verantwortlichen Deutschen Otto Abetz, namhafte Autoren wie Pierre Drieu La Rochelle, Robert Brasillach, Marcel Jouhandeau, Jacques Chardonne und Abel

Bonnard zur Rundreise durch Deutschland zu bewegen. Im Sommer 1944 folgten ihre Kollegen Louis-Ferdinand Céline, Lucien Rebatet und Jean Luchaire der fliehenden Kollaborationsregierung ins Exil nach Sigmaringen. Im befreiten Frankreich haben Drieu La Rochelle und Brasil-lach ihr Engagement für den Faschismus mit einem hohen Preis bezahlt: Der eine richtete sich selbst, der andere wurde hingerichtet.

Kurze Nachbemerkung: Nach 1945 haben vor allem Sartre und Heidegger die beiderseitigen Beziehungen erneuert und beseelt. Sartre wurde in Deutschland zuerst durch den populären Existentialismus, danach durch die Kritik der dialektischen Vernunft und später durch seine Flaubert-Interpretation bekannt. Ihrerseits stärkten französische Denker Heideggers großes Renommee, indem sie zu ihm nach Freiburg und in den Schwarzwald pilgerten. Seit 1946 hat sich der Philosoph Jean Beaufret (1907-1982) jahrzehntelang für Heideggers Aufnahme und Diskussion in Frankreich eingesetzt. Der deutsche Philosoph selber begab sich mehrfach nach Frankreich und nahm u.a. 1966, 1968 und 1969 an Seminaren in Thor teil. Ab Ende der 60er Jahre kam es erneut zu einem überkreuzten Austausch: Wurden in Deutschland der französische Strukturalismus und Poststrukturalismus breit diskutiert – sogar als Modephänomen unter dem Etikett „Franzosen denken“ –, so konnte die Kritische Theorie der Frankfurter Schule etwas verspätet in Frankreich größeres Interesse wecken. Seit den 70er und 80er Jahren vertritt Jürgen Habermas wirkungsvoll zeitgenössische deutsche Philosophie in Paris.

Und heute? Erstmals seit einem Jahrhundert herrscht auf beiden Seiten Indifferenz vor.

II. Das Fazit dieser Skizze fällt mit dem Beweggrund für das Schwerpunktthema dieses Jahrbuchs zusammen: Die lange und wechselvolle Geschichte des intellektuellen Austausches zwischen Deutschland und Frankreich macht die Ausnahmestellung der Jahre 1830 bis 1848 überdeutlich. Vormärz bzw. Julimonarchie stellen nach der Überzeugung der Herausgeber den Höhepunkt dieser Beziehung dar, weil sich Gallo- und Germanophilie in einer Zeit überkreuzt haben, in der die rückwärtsgewandten deutschen Herrscher mit ihren konservativen ideologischen Helfershelfern einseitig alles allzu ‚Französische‘ mit Zensur, Repression und Verleumdung verfolgt haben.

Vormärz bzw. Julimonarchie waren in der Tat eine echte Schaltstelle: In diesen zwei Jahrzehnten wurden durch die französische Rezeption der deutschen Literatur und Musik, Philosophie und Philologie sowie durch

die deutsche Rezeption der politischen Zustände Frankreichs, insbesondere der fortgeschritteneren sozialen Ideologie, die Kollektivvorstellungen des jeweiligen Nachbarlandes entscheidend geprägt. Jetzt wurden die Weichen für den modernen Ideentransfer gestellt und waren die Voraussetzungen der Möglichkeit einer kulturellen Symbiose gegeben – 1830 stärker als zu jedem anderen Zeitpunkt.

Gründe dazu liegen auf der Hand: Zu keiner anderen Zeit war der Ideentransfer auf beiden Seiten so vielfältig und so intensiv. Selten haben so zahlreiche persönliche Beziehungen bestanden und Begegnungen stattgefunden; wohl zu keiner anderen Zeit wurden so viele Korrespondenzen gepflegt – alle derartige Kontakte haben ihre Bedeutung, wissen wir doch durch die Transferforschung, welche biographischen Zufälligkeiten oder Einzelinitiativen eine Rolle spielen konnten. Ferner fällt auf, wieviele führende Autoren sich ins Nachbarland begeben und für persönlichen Austausch an Informationen gesorgt haben. Wann hat durch den gemeinsamen Wohnsitz Paris jemals wieder eine so große räumliche Nähe zwischen den intellektuellen und künstlerischen Eliten beider Länder bestanden?

Vier weitere Gründe, welche die ideologische Konjunktur um 1830 erhellen, verdienen nähere Ausführungen. Zuerst sei erwähnt, dass wichtige Voraussetzungen für den Ideentransfer von der Restaurationsphase her datieren und erst nach 1830 zum Durchbruch kamen. So hatte der von Madame de Staël geschaffene Deutschland-Mythos schon in den 20er Jahren zu einer intensiveren Beschäftigung mit der klassischen und romantischen deutschen Literatur sowie mit der idealistischen Philosophie geführt. Ersteres untermauert eine ganze Reihe von Übersetzungen z.B. Goethes, Schillers, Herders oder E.T.A. Hoffmanns. Im Februar 1830 gelang dann der jungen liberalen Schriftstellergeneration mit der „bataille d’Hernani“, die im Anschluss an die Uraufführung von Victor Hugos romantischem Versdrama stattfand, ein intellektueller Triumph, dem fünf Monate später der politische nachfolgte. Dieser Sieg bedeutete den endgültigen Durchbruch der französischen Romantik, mit Victor Hugo als Schulhaupt und Alfred de Musset, Alfred de Vigny, Alphonse de Lamartine und Gérard de Nerval als weiteren Vertretern.

Nicht weniger grundlegend für die günstige ideologische Konstellation von 1830 waren die intensiven Bemühungen um die deutsche Philosophie, die Victor Cousin mit seiner Deutschland-Reise von 1817 und seinen Vorlesungen von 1818 bis 1820 eingeleitet hat. Cousin hatte sich vorgenommen, in Auseinandersetzung mit der deutschen Philosophie

eine gründliche Reform des Denkens in Frankreich durchzuführen. Sein Ziel bestand darin, sein sogenanntes eklektisches System durch die Geschichte der Philosophie zu stützen. Aufgrund seiner Aktivitäten verlagerte sich schon vor 1820 der Schwerpunkt von den bereits bekannten Kant und Fichte auf Schellings Naturphilosophie und Hegels Identitätsdenken.<sup>3</sup> Die vielzitierte Vorlesung von 1818 über das Wahre, das Schöne und das Gute brach eine Lanze für das künstlerische *l'art pour l'art*-Prinzip, das später breit rezipiert wurde, und vertrat das Schelling-Hegelsche Einheitsdenken der Substanz aller Phänomene. 1819/20 las Cousin über die Moralphilosophie des 18. Jahrhunderts und legte im dritten und letzten Teil den Maßstab von Schelling und Hegel an Kants und Fichtes Philosophie. Höhepunkt der Cousinschen Rezeption waren die mit großem Beifall aufgenommenen Vorlesungen von 1828 über Geschichte der Philosophie, die sich eng an Hegels Grundanschauungen anschlossen, ohne aber den Namen des Berliner Meisters auch nur ein einziges Mal zu nennen! Als wichtig für die spätere Diskussion sollten sich pantheistisch geprägte Äußerungen erweisen, nach denen die Existenz von Gott und Welt identisch ist.

Dann darf man – zweitens – nicht übersehen, dass neben den beiden Königsdisziplinen Literatur und Philosophie ein drittes Fach mythische Züge angenommen und den wissenschaftlichen Transfer angekurbelt hat: deutsche Philologie und Gelehrsamkeit. Im Zuge der Humboldt-schen Reformen und dem damit verbundenen, wissenschaftlichen Aufschwung wurde deutsche Philologie in Paris zu einem unverwechselbaren Gütezeichen.<sup>4</sup> In der Kaiser- und Restaurationszeit zogen Pariser Bibliotheken mit ihren umfangreichen Manuskriptsammlungen wie die Bibliothèque royale zahlreiche deutsche Philologen und komparatistische Sprachforscher an, die kamen, um hier zu arbeiten. Auf den Spuren von Wilhelm von Humboldt und Friedrich Schlegel, der 1808 mit seiner

<sup>3</sup> Zur französische Rezeption von Kant: François Azouvi, Dominique Bourel: *De Königsberg à Paris. La réception de Kant en France (1788-1804)*. Paris 1991; von Fichte: Michel Espagne: Die Rezeption der politischen Philosophie Fichtes in Frankreich, in: *Kosmopolitismus und Nationalidee. Fichte-Studien* 2/1990, S. 193-222; von Schelling: *Schelling im Spiegel seiner Zeitgenossen*. Hg. von Xavier Tillet. 3 Bde., Turin: 1974-1988; und Hegel: Guido Oldrini: *Hegel e l'hegelismo nella Francia dell'Ottocento*, Milano 2001.

<sup>4</sup> Michael Werner: Heine interprète en France de l'Allemagne intellectuelle. Conflits autour d'un cas modèle de transfert culturel. In: *romantisme* no. 73, 1991, S. 43-55, dort S. 44.

Schrift *Sprache und Weisheit der Inder* die Sanskritforschung eröffnet hatte, konnten diese Forscher der taufrischen Disziplin Indologie entscheidende Anstöße geben, wie der Sanskritforscher und Begründer der modernen Sprachwissenschaft Franz Bopp (1791-1867), der sich 1812 in Paris aufhielt. – Verweilten einige Philologen nur vorübergehend in Paris, so ließen sich andere auf Dauer dort nieder, so z.B. der Hellenist und Orientalist Karl Benedikt von Hase (1780-1864), der schon 1801 emigriert war und in Paris Karriere machte. An der Seine siedelten sich ebenfalls deutsch-jüdische Forscher wie der Orientalist und Firdusiforscher Julius Mohl (1800-1876, seit 1834 in Paris) sowie seine Fachkollegen, die Bibliothekare Ludwig Markus (1798-1843) und Salomon Munk (1803-1867) an oder der katholische dänische Publizist Ferdinand Baron von Eckstein, der indische Studien betrieb (1790-1861). Ferner lebte der deutsche Orientalist Heinrich Julius Klapproth (1783-1835) seit 1814 ständig in Paris. Zu dieser Gruppe gehörten auch die drei deutschstämmigen Hellenisten und Orientalisten Friedrich Dübner (1802-1867, seit 1836 in Paris), Heinrich Weil (1818-1909) und Joseph Derenbourg (1811-1895, seit 1841 in Paris). Gut bekannt ist der Fall des Sprachforschers und Literaturhistorikers Claude Fauriel (1772-1844<sup>5</sup>), der sich stark an deutscher Philologie orientierte und Gelegenheit hatte, sowohl mit Jacob Grimm (in den Jahren 1805 und 1814) wie mit August Wilhelm Schlegel und Bopp zusammenzuarbeiten. Fauriel hat die Methoden der deutschen Philologie auf das Studium der Literatur übertragen, d.h. die komparatistischen Prinzipien und die Methoden von Friedrich August Wolfs Homer-Studien. Allgemein gesehen: Mittels ihrer Quellenkunde und Editionspraxis konnten die in Paris lebenden und arbeitenden deutschen Philologen nicht nur der französischen Orientalistik, sondern auch der französischen Historiographie des 19. Jahrhunderts wesentliche und lang wirkende Impulse geben.

Weiter – drittens – musste sich auf die französische Germanophilie die Tatsache günstig auswirken, dass 1830 einige liberale Deutschlandkenner und -freunde auf wichtige Stellen in Staat und Hochschulwesen berufen wurden.<sup>6</sup> So bekleidete der Philosoph Victor Cousin nach 1830 gleich eine ganze Reihe wichtiger Ämter: er wurde Professor an der Sorbonne, Direktor der Ecole normale, Staatsrat, Mitglied des Rates für

<sup>5</sup> Michel Espagne: Claude Fauriel en quête d'une méthode, ou l'Idéologie à l'écoute de l'Allemagne. In: *romantisme* no. 73, 1991, S. 7-18.

<sup>6</sup> Werner [Anm. 4], S. 45.

Unterrichtswesen, bevor er zum Pair de France ernannt und 1840 als Unterrichtsminister bestellt wurde. 1830 wurde neben Claude Fauriel auch Jean-Jacques Ampère (1800-1864) an die Sorbonne berufen, wo der Historiker und Literaturkritiker, der sich in seiner Bonner Studienzeit deutsche Wissenschaftsmethoden angeeignet hatte, Komparatistik lehrte, bevor er 1833 einen Lehrstuhl am Collège de France erhielt. Von 1830 bis 1835 war Joseph-Daniel Guigniaut (1794-1876), Hellenist und Übersetzer von Creuzers Symbolik, Direktor der Ecole normale supérieure. Der berühmte Deutschland-Verehrer Jules Michelet (1798-1874) lehrte nach 1830 französische Geschichte an derselben Ecole sowie an den Archives und erhielt 1839 den Lehrstuhl für Geschichte und Moralphilosophie am Collège de France (bis 1851). 1831 wurde für Eugène Lermnier (1803-1857), ein bei von Savigny 1827 promovierter Rechtsphilosoph und Verehrer Deutschlands, am Collège de France ein Lehrstuhl für Vergleichende Geschichte und Philosophie des Rechts geschaffen.<sup>7</sup> Michelets germanophiler Studienfreund, der Historiker und Politiker Edgar Quinet (1803-1875), wurde 1842 auf einen Lehrstuhl für französische Literatur am Collège de France berufen, wo ihm 1833 Jean-Jacques Ampère und 1841 der Wissenschaftler und Kritiker Phalarète Chasles (1798-1873) vorangegangen waren. Schließlich erklomm ein Kenner der deutschen Literatur die höchsten Staatsämter: Der protestantische Historiker François Guizot (1787-1874) trat 1830 in die Regierung ein, amtierte von 1832 bis 1837 als Erziehungsminister und von 1840 bis 1848 als Außenminister, im letzten Jahr sogar als Regierungschef.

Schließlich – viertens – hätte der Vormärz ohne bestimmte soziohistorische Phänomene nicht zum Gipfelpunkt des Transfers werden können. – In Paris trafen die deutschen Emigranten auf eine zahlenmäßig starke, gut organisierte deutsche Kolonie. 1830 lebten hier ca. 7.000 Deutsche, 1840 waren es schon 30.000 und auf dem Höhepunkt, Anfang 1848, zählte man ca. 60.000 Landsleute (von insgesamt 170.000 in Frankreich lebenden Deutschen). Nach 1848 wanderten dann viele Emigranten wieder zurück in ihr Heimatland. Es versteht sich, dass diese Kolonie über eigene Strukturen und Einrichtungen wie Vereine, Assoziationen und Presse verfügte, die den Ankömmlingen passable Arbeits- und Integrationsmöglichkeiten boten. Trotz einzelner, persönlicher Notlagen waren deutsche Emigranten selten so gut integriert wie im Paris des Vor-

---

<sup>7</sup> Siehe Monographie von Richard Bonnin: *Eugène Lermnier (1803-1857). Ein Beitrag zum deutschen Kultureinfluß in Frankreich*. Frankfurt am Main u.a. 1989.

märz. Um nur ein Beispiel näher anzuführen. Heinrich Heine wurde sofort nach seinem Eintreffen in Paris am 19. Mai 1831 wie eine bekannte Größe empfangen: „Le célèbre auteur allemand, docteur Heine, se trouve depuis avant-hier à Paris“, meldete beispielsweise *Le Globe* am 22. Mai 1831. Auszüge aus den *Reisebildern* erschienen in Übersetzung in Zeitschriften wie *La Revue des Deux Mondes*, *Revue de Paris* und *Le Temps*. Heines letzte in Deutschland publizierte Schrift, der Kahldorf-Text, wurde umgehend ebenso ausführlich rezensiert wie die Gemäldeberichte vom Herbst 1831. 1832 sorgten die politischen Korrespondenzen aus der Augsburger *Allgemeinen Zeitung*, *Französische Zustände*, für Aufsehen. 1833 erschien die unzensurierte Übersetzung der Buchausgabe. In der neugegründeten Zeitschrift *L'Europe littéraire* und in der *Revue des Deux Mondes* konnte Heine 1833 und 1834 seine Deutschland-Essays original veröffentlichen. Bereits 1834/35 kam eine Werkausgabe in vier Bänden heraus: *Oeuvres de Henri Heine!* Parallel dazu verkehrte Heine sofort nach seiner Ankunft in den Kreisen der Saint-Simonisten, befreundete sich mit Michel Chevalier, dem Redakteur des saint-simonistischen *Le Globe*, lernte Charles Duveyrier und Hippolyte Carnot kennen und erlebte bei einer öffentlichen Veranstaltung Pierre Leroux, einen der wichtigsten Frühsozialisten, mit dem er dann seit 1837 persönliche Kontakte hatte. Er verkehrte in der Librairie Eugène Renduel, dem Treffpunkt der jungen Schriftstellergeneration, oder in den Redaktionsräumen der *Revue des Deux Mondes*, einem anderen Versammlungsort der Literaten. Er befreundete sich mit Théophile Gautier und Alexandre Dumas, später mit Gérard de Nerval. Seine Freunde, die Komponisten Ferdinand Hiller und Giacomo Meyerbeer, führten ihn in die Musikkreise von Paris ein, wo er Berlioz, Chopin, Liszt und Richard Wagner traf. Er lernte weiter den Linksrepublikaner Louis Blanc kennen, traf bei George Sand den Christsozialisten Félicité-Robert Lamennais und lernte wahrscheinlich später auch Pierre-Joseph Proudhon kennen. Außerdem begegnete er den unterschiedlichsten führenden Persönlichkeiten der Zeit wie Sainte-Beuve, Eugène Sue, Béranger, Jules Michelet, Victor Cousin, Balzac oder Guizot.

Wann konnte schon jemals ein Emigrant in Paris das empfinden, was Heine am 24. Oktober 1832 brieflich Ferdinand Hiller zufrieden mitteilte, als er schrieb, er befinde sich in Paris „wie ein Fisch im Wasser“?

Ähnlich ist es auch Ludwig Börne ergangen, der großen Rückhalt bei den republikanisch eingestellten deutschen Handwerkern besaß und dessen *Briefe aus Paris* schon 1832 übersetzt erschienen, oder Ruge, Heß

und Marx, die 1843/44 mit nahezu allen Vordenkern der französischen Frühsozialisten und Kommunisten verkehrten. „Wie ein Fisch im Wasser“ hat sich vorher wohl nur Alexander von Humboldt fühlen können.

Günstig wirkten sich auch die Leistungen der Medien in beiden Ländern auf den Transfer aus. Den zahlreichen emigrierten oder vorübergehend hier arbeitenden Schriftstellern, Publizisten und Journalisten ist es gelungen, eine äußerst intensive Paris-Berichterstattung aufrechtzuerhalten. Nur zwei Zahlen: 1831 verfügte die Augsburger *Allgemeine Zeitung* über sechs Korrespondenten in Paris. In dem ganzen Zeitraum haben nicht weniger als gut 90 Journalisten für deutsche Zeitungen geschrieben.<sup>8</sup> – Umgekehrt darf man nicht übersehen, wie offen die französische Presse für Berichte aus Deutschland war. Diesem Thema widmeten sich etwa *Le Globe* (schon vor 1830) und die *Revue des Deux Mondes*. Schon in den 20er Jahren hatte die *Bibliothèque allemande* romantische Literatur aus Deutschland in Frankreich bekannt gemacht. Sie wurde 1827 in *Revue germanique* und 1829 in *Nouvelle revue germanique* umbenannt, mit dem elsässischen Literaturhistoriker Joseph Willm (1790-1852) als Chefredakteur, dem 1835 der Schriftsteller und Übersetzer Xavier Marmier folgte (1809-1892).

III. Alle Voraussetzungen zusammen haben einen solchen Transfer-Boom ausgelöst, dass es ohne Zweifel berechtigt erscheint, vom Vormärz als der Sternstunde des deutsch-französischen Ideentransfers zu sprechen. Diese besonders günstige und fruchtbare Konstellation hat sich in einem umfangreichen Schrifttum niedergeschlagen, welches das neue Bild der deutschen Literatur und Philosophie geprägt hat.

Nachfolgend sollen nur einige symptomatische Titel dieser beeindruckenden Reihe von eher literarischen Buchpublikationen angeführt werden, wobei die Masse der Zeitschriften-Beiträge unerwähnt bleibt: Jean-Jacques Ampère: *Littérature et voyages: Allemagne et Scandinavie* (1833; u.a. Vorträge und Reisebericht); Saint-Marc Girardin: *Notices littéraires et politiques sur l'Allemagne* (Paris 1834, ersch. mit Datum 1835), der liberale Schriftsteller und Politiker (1801-1873) versammelt Vorträge und Reismemoiren; Edgar Quinet: *Allemagne et Italie, philosophie et poésie* (Paris 1839); Alfred Michiels: *Etudes sur l'Allemagne* (1839; zum Autor s.u.);

---

<sup>8</sup> Michael Werner: Les journalistes allemands à Paris au XIXe siècle. In: *Méditations/Vermittlungen* 1992 (s.u. Auswahlbibliographie C.), S. 477-489, dort S. 487ff.



Xavier Marmier: *Souvenirs de voyage et traditions populaires* (Paris 1841); Henri Blaze de Bury, ein Kritiker: *Ecrivains et poètes de l'Allemagne* (1846); Saint-René Taillandier, Schriftsteller und Übersetzer: *L'Histoire de la Jeune Allemagne* (Paris 1848).

Ein bald weit verbreitetes Buch, das u.a. die politischen, wissenschaftlichen, philosophischen und literarischen Zustände beschreibt, nimmt einen besonderen Platz in diesem Vormärz-Schrifttum ein: Eugène Lerminier *Au-delà du Rhin ou l'Allemagne depuis Madame de Staël* (2 Bde., Paris 1835). Diese populäre Darstellung hat Epoche gemacht, bleibt aber weiter der idealistischen Tradition von Madame de Staël verhaftet.

Nicht minder imponierend erscheint dann die Reihe der philosophischen Veröffentlichungen; wieder einige hervorstechende Titel: Eugène Lerminier: *Philosophie du droit* (Paris 1831); ders.: *Lettres philosophiques adressées à un Berlinois* (Paris 1832; vermeintliche Briefe an Eduard Gans); Jules Lechevalier: *Etudes sur la science sociale* (Paris 1832), verarbeitet deutsche Erfahrungen; der Autor (1806-1862), ein Publizist, brach 1831 mit dem Saint-Simonismus und ging zum Fourierismus über; Auguste-Théodore-Hilaire Baron Barchou de Penhoën (1801-1855), Historiker und Politiker: *Philosophie de Schelling* (1834); Auguste Ott (1814 geboren): *Hegel et la philosophie allemande* (Paris 1844); Charles de Rémusat (1797-1875), Schriftsteller und Politiker: *De la philosophie allemande* (1845); Joseph Willm: *Histoire de la philosophie allemande* (4 Bde., 1846-1849). Erneut eine speziell hervorzugehende Arbeit: Die erste nennenswerte und dokumentierte französische Geschichte der deutschen Philosophie stammt von Baron Barchou de Penhoën: *Histoire de la philosophie allemande depuis Leibniz jusqu'à Hegel* (2 Bde., Paris 1836).

Wirksamkeit und Intensität speziell des bilateralen Ideentransfers lässt ein Beispiel deutlich werden: die Entstehung und Rezeption des Saint-Simonismus. Einerseits ist es Jules Lechevalier und Eugène Lerminier gelungen, ihre in Berlin frisch erworbenen Hegelkenntnisse bei der Ausarbeitung der *Doktrin* geltend zu machen (s. dazu auch in diesem Band den Beitrag von Philippe Régnier). Andererseits wissen wir, in welchem Maße sich deutsche Denker, namentlich einige Hegelianer wie Friedrich Wilhelm Carové, Karl Ludwig Michelet und Eduard Gans, um Aufnahme und Diskussion dieser Ideologie in Deutschland bemüht haben. Sie alle, in erster Linie Gans, hatte die „soziale Frage“

sensibilisiert und damit ihr Interesse an der *Doktrin* geweckt.<sup>9</sup> Neben Carové, der schon 1831 in Leipzig die Schrift *Der Saint-Simonismus und die neuere französische Philosophie* mit auszugsweiser Übersetzung der *Doctrine de Saint-Simon* veröffentlichen konnte, hat sich auch der Hegelkenner Moritz Veit in die damalige Debatte eingeschaltet (*Saint-Simon und der Saint-Simonismus*, Leipzig 1834). Vier weitere Titel bezeugen die Breite der Auseinandersetzung.<sup>10</sup>

Ein zweiter sicherer Gradmesser der Stärke des Ideentransfers sind Übersetzungen. Dazu einige bemerkenswerte Zahlen: Verglichen mit der Periode 1815-1830 verdoppelte sich zwischen 1830 und 1848 der Anteil der Übersetzungen bei der Produktion schöngeistiger Literatur.<sup>11</sup> Davon profitierte in erster Linie Victor Hugo: Ab 1835 erschienen gleich zwei Werkausgaben, eine davon in 19, eine zweite in 25 Bänden! Aber auch Balzac, Lamartine und Dumas trugen ihren Nutzen davon. Der Boom der 40er Jahre schlug hauptsächlich zum Vorteil von Dumas, Sand und Sue aus. Wer übersetzte? Überraschend sind laut Bernd Kortländer nicht mehr, wie noch in der klassisch-romantischen Epoche, bekannte Übersetzer am Werk. Dennoch finden sich auch einige Schriftsteller unter den Übersetzern, so Büchner, Laube und Freiligrath, die Hugo übersetzten, oder Börne, der Lamennais übertrug, oder Herwegh und Schwab, die Lamartine übersetzten, oder von Chamisso und Franz von Gaudy, die Béranger verdeutschten. – Auf französischer Seite wäre Nerval zu erwähnen, der 1827 *Faust I* (ersch. mit Datum 1828; 2. veränderte Aufl. 1835) und 1830 *Poésies allemandes* übersetzte, und 1840 *Faust II* folgen ließ,

<sup>9</sup> Eduard Gans: *Rückblicke auf Personen und Zustände*. Berlin 1836. Neudruck. Herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von Norbert Waszek, Stuttgart-Bad Cannstatt 1995, dort S. LVff. Der Autor weist auch auf die dem Hegelianismus nahestehenden Cieszkowski und Lorenz von Stein hin.

<sup>10</sup> Karl Wilhelm Schiebler: *Der Saint-Simonismus, oder die Lehre Saint-Simons und seiner Anhänger*, Leipzig 1831; Karl Gottlieb Bretschneider: *Der Simonismus und das Christentum* [...] Leipzig 1832; August Hahn: *Über die Lage des Christentums in unserer Zeit und das Verhältniß der Theologie zur Wissenschaft überhaupt* [...], Leipzig 1832 [ein Sendschreiben an Bretschneider]; (anonym): *Was ist der St. Simonismus? Oder Lehren, Grundsätze und Verfassung der Saint-Simonistischen Religion*, Quedlinburg 1832. – Siehe dazu: Stefanie Siebers-Gfäller: *Deutsche Pressestimmen zum Saint-Simonismus 1830-1836*. Frankfurt am Main u.a. 1992.

<sup>11</sup> Bernd Kortländer: Französische Literatur in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das Beispiel Victor Hugo. In: *Transferts* 1988 (s.u. Auswahlbibliographie B.3), S. 427-445.

bevor er 1848 größere Zyklen von Heines Lyrik übertrug – erste größere Übersetzungen dieser Lyrik, an denen sich auch Taillandier beteiligte. Pierre Leroux hat 1845 Goethes *Werther* übertragen.

IV. Dieser Anstieg des bilateralen Austausches weist auch auf ein spezifisches transfer-psychologisches Phänomen hin: traduttore, traditore (übersetzen heißt verraten). Ebenso wahr ist: transferieren, transformieren.

Wie aus der Transfer-Forschung bekannt ist<sup>12</sup>, spielt die spezielle Konjunktur, unter der aufgenommen wird, in Verbindung mit der jeweiligen Interessenlage, die für Auswahl und Veränderung sorgt, eine wichtige Rolle. Transfer kann fördernd wirken, aber auch deformierend: Er wirkt wie ein Filter, der oft bestimmte Aspekte durchlässt, die nur im Empfängerland wichtig sind, und siebt kritische Impulse aus, die nur im Ursprungsland relevant waren. Kurz: Transferieren kann auch instrumentalisieren heißen. So hat Madame de Staël – um ein besonders evidentes Beispiel zu geben – mit ihrem Deutschland-Mythos einen bestimmten Zweck verfolgt: Sie wollte dem im Frankreich des 18. Jahrhunderts vorherrschenden materialistischen Denken und dem mondänen Pariser Gesellschaftsleben einen Spiegel vorhalten, indem sie das einfache Leben komplexer, metaphysischer Denker Deutschlands verherrlichte. – Andererseits konnten Deutschlandreisen und Bekanntschaften mit Hegel und Schelling auch der Karrierestrategie dienen. Cousin z.B. hat seine Karriere auf seine Vertrautheit mit Hegel aufgebaut und zudem keine Rivalen, sprich andere Deutschlandkenner, neben sich geduldet. Die Folge: Hegels Staatsdenken, das vor 1830 die liberale Opposition zur Verteidigung von konstitutioneller Monarchie und Charte rezipiert hatte, wurde nach 1830 zur Legitimierung der Julimonarchie herangezogen (Michel Espagne geht in diesem Band auf Cousins Umdeutung ein). Weitere Konsequenz: Heine, der seine *Romantische Schule* gegen Madame de Staëls Deutschland-Bild geschrieben hatte, konnte seine Hegel-Deutung aus der Philosophie-Schrift nicht gegen Cousins Einfluss durchsetzen. – Je nachdem, ob es sich um allgemeine oder um partikuläre Interessen handelte, sah das in sich widersprüchliche Grundschema des funktionellen Transfers damals etwa so aus: Deutschland verherrlichen, hieß, ein bestimmtes Frankreich zu attackieren; die Institutionen des modernen Frankreichs verherrlichen, bedeutete, das rück-

---

<sup>12</sup> Werner [Anm. 4].

ständige Deutschland zu treffen; aber die Autorität eines deutschen Philosophen beschwören, hieß, Wasser auf seine eigenen Mühlen leiten.

V. Was den Jahren 1830-1848 ihre Sonderstellung in der Geschichte der Nachbarländer sichert, ist die in diesem Ausmaß wohl einzigartige Mobilität der Intelligenz beider Länder.

Im Vormärz treffen und kreuzen sich vier den Austausch bestimmende Bewegungen: a) deutsche, politische Emigration (ähnlich wie nach 1933 oder, für Franzosen, nach 1789), b) deutscher Revolutionstourismus (ebenfalls wie 1789), c) französischer Wissenschaftstourismus (wie in der III. Republik) und d) der Rheintourismus (besonders unter der Julimonarchie). Paris, europäisches Paradigma der Moderne, war der eine Pol; Deutschland, Paradigma der Romantik und Musterland der Wissenschaft, der andere.

Zuerst fällt die große Zahl deutscher Dichter und Schriftsteller auf, die vor der ‚deutschen Misere‘ nach Paris flohen, um in der urbanen Welt der großen Metropole nach authentischen Erfahrungen für eine zeitnahe Literatur zu suchen. Dorthin zog es weiter Denker und Intellektuelle, die in der Begegnung und Auseinandersetzung mit dem Frühsozialismus, speziell mit dem Saint-Simonismus und Fourierismus, über die liberale Weltanschauung hinausgelangen wollten. In Deutschland nahmen Schriftsteller, die zur losen Gruppierung des Jungen Deutschland gehörten, Frankreich zum Vorbild, um die Rolle des Schriftstellers in einer veränderten Welt neu zu definieren, oder um einer posttraditionellen Moral nachzuspüren, die der menschlichen Sinnlichkeit zu ihren natürlichen Rechten verhilft, was das Schlagwort von der „*réhabilitation de la matière*“ untermauert.

Wer hat dauerhaft oder nur vorübergehend in Paris gelebt? Es lohnt sich, an einige Namen zu erinnern. Zuerst sind da natürlich exilierte Schriftsteller wie Börne, Heine und Herwegh. Aber dann ist auch fast das ganze Junge Deutschland nach Paris gefahren und hat die Stadt mit ihren Einwohnern beschrieben, so Karl Gutzkow (*Briefe aus Paris*, 2 Bde., Leipzig 1842), Heinrich Laube (*Paris 1847*, Mannheim 1848) und Theodor Mundt (*Spaziergänge und Wallfahrten*, 3 Bde., Altona 1838/39). Ferner haben sich Fanny Lewald und Georg Weerth, Friedrich Hebbel (*Erinnerungen aus Paris*, 1849) und Franz Grillparzer (*Tagebuch auf der Reise nach Frankreich und England*, 1836) hier aufgehalten. In den 40er Jahren sind Intellektuelle und Publizisten wie Moses Heß, Karl Marx, Arnold Ruge,

Karl Ludwig Bernays, Karl Grün und Lorenz von Stein nach Paris emigriert oder lebten und arbeiteten hier eine Zeit.

Weiter: Neben den bereits genannten, dauerhaft in Paris lebenden Philologen hielt sich auch ein Philosoph mehrfach hier auf. Der hegelianische Rechtsphilosoph Eduard Gans ist 1825, 1830 und 1835 in die französische Hauptstadt gereist und traf dort eine ganze Reihe bekannter Philosophen, Historiker, Schriftsteller und Politiker.<sup>13</sup> Außerdem lebte noch eine ganze Phalanx von Journalisten und Publizisten in Paris, die mit ihren Briefen, Berichten und Erinnerungen aus Paris bzw. Frankreich das Bild der Julimonarchie geprägt haben, so von Gathy, Schnitzler, Seybold, Spazier, Beurmann, Bornstedt, Traxel und Mendelssohn.<sup>14</sup> German Mäurer und Hermann Ewerbeck, die sich seit 1833 bzw. 1841 in Paris aufhielten, produzierten als Herausgeber der *Blätter der Zukunft* (1845/46) eine spezielle Parisliteratur. – Die heute noch aktuelle Parisliteratur verdankt sich in erster Linie den epochalen Schriften von Börne und Heine. Aber auch andere Schriftsteller und Publizisten haben ihr Scherflein zur modernen Frankreichvorstellung beigetragen wie: Friedrich von Raumer (*Briefe aus Paris und Frankreich im Jahre 1830*, 2 Teile, Leipzig 1831 und *Briefe aus Frankfurt und Paris 1848-1849*, 2 Teile, Leipzig 1849), Eduard Kolloff (*Schilderungen aus Paris*, 2 Bde., Hamburg 1839 und *Reisehandbuch*, Paris 1849), Ludwig Rellstab (*Paris im Frühjahr 1843*, 3 Bde., Leipzig 1844) oder Arnold Ruge (*Zwei Jahre in Paris*, 2 Bde., Leipzig 1846).

Schließlich gibt es noch die wichtige Gruppe der Künstler und Musiker, die in der Hoffnung nach Paris kamen, hier Karriere machen zu können. Dazu gehören Musiker wie Friedrich Wilhelm Kalkbrenner (1785-1849, Klaviervirtuose und Komponist), Henri Herz (1806-1888, Pianist), Giacomo Meyerbeer (1791-1864, Komponist), Ferdinand Hiller (1811-1885, Komponist). Ist Richard Wagner in Paris künstlerisch ge-

<sup>13</sup> Vgl. dazu die Einleitung von Norbert Waszek [Anm. 9].

<sup>14</sup> Franz von Gathy: *Briefe aus Paris*, Hamburg 1831; Johann Heinrich Schnitzler: *Ausführlicher Bericht eines Augenzeugen über die letzten Auftritte der französischen Revolution*, Stuttgart und Tübingen 1830, sowie *Briefe aus Paris über Frankreich im ersten Jahr seiner Julusrevolution als Fortsetzung des Ausführlichen Berichtes [...]*, Stuttgart 1832; Friedrich Seybold: *Erinnerungen aus Paris. Von einem Süddeutschen*, Stuttgart 1832; Richard Otto Spazier: *Ost und West. Reisen in Polen und Frankreich*, Stuttgart 1835; Eduard Beurmann: *Brüssel und Paris*, 3 Bde., Leipzig, Cassel 1837/38; Adalbert von Bornstedt: *Pariser Silhouetten [...]*, 2 Bde., Leipzig 1836; August Traxel: *Briefe aus Frankreich [...]*, 2 Bde., Köln 1833 oder Josef Mendelssohn: *Pariser Briefe*, 3 Bde., Leipzig 1841.

scheitert, so gelang es den deutschstämmigen Meyerbeer und Offenbach die Opernbühne zu beherrschen.

Wer reiste nach Deutschland?

Selten reiselustig waren auch die Franzosen, die auf den Spuren von Madame de Staël an Rhein, Neckar, Isar und Spree gereist sind. Sie lassen sich, grob gesehen, in zwei Gruppen einteilen: in romantische Schriftsteller einerseits und in Philosophen und Wissenschaftler andererseits.

Bei beiden Gruppen fällt jedoch auf, wie stark das idealistische Deutschland-Bild weitergewirkt hat. Bei ihren ersten Kontakten jenseits der Grenze berauschen sich sowohl die Dichter wie die Denker immer wieder an dem ursprünglichen, ländlichen, idyllischen und vorindustriellen Land, mit seinen Wäldern, Seen und Spitzgiebeldächern; sie sind tief von den großen, bescheiden lebenden Geistern und der deutschen Gastfreundschaft beeindruckt.

*Germania mater!* Zu pathetischen und hymnisch bis sakralen Ausrufen heben gleich mehrere Reisende an. So zitiert Gérard de Nerval im ersten Kapitel seines Reisebilds, das den bezeichnenden Titel: *Sensations d'un voyageur enthousiaste* trägt (in *Lorely. Souvenirs d'Allemagne*, 1852), die großen Namen Goethe, Schiller und E.T.A. Hoffmann und fährt fort: „la vieille Allemagne, notre mère à tous!“ Edgar Quinet, der zehn Jahre vor Nerval in Deutschland war, ist vom Neckartal wie bezaubert; 1826 gestand er seiner Mutter aus Heidelberg, das für ihn einer der schönsten Orte der Welt bleiben wird: „Ce Heidelberg est le pays de l'âme.“ Jules Michelet, der Heidelberg und Deutschland gleichzeitig mit Quinet entdeckt hatte, beschwor etwas später in seiner *Introduction à l'histoire universelle* (1831) eine andere Seite dieses Landes: „la bonne et savante Allemagne“. Ähnlich begeistert und genauso typisch hat sich 1830 der heute vergessene Magistrat und Schriftsteller Joseph-Théophile Foisset über die deutsche Gelehrsamkeit geäußert: „L'enthousiasme dans la philologie, un feu capable de soulever des montagnes [...]“. In Michelets Tagebuch, dem *Journal intime*, findet sich noch 1854 dieses emotionale Bekenntnis: „Mon Allemagne! Force scientifique qui m'a fait pousser à fond des questions! Pain des forts!“ Nahezu hymnisch hat später der von deutscher Bibelkritik und Philosophie beeindruckte Ernest Renan gestanden: „J'ai étudié l'Allemagne et j'ai cru entrer dans un temple.“

Unter den romantischen Schriftstellern und Dichtern haben Alexandre Dumas und Gérard de Nerval die Serie der literarischen Rheinreisen und Reiseberichte eröffnet. Beide reisten 1838 – über Köln und

rheinaufwärts der eine, über Straßburg und rheinabwärts der andere – nach Frankfurt am Main und Mannheim, um vor Ort Anschauungsmaterial für ihr gemeinsam geplantes politisches Drama über die Ermordung Kotzebues durch Karl Ludwig Sand zu sammeln (vgl. dazu auch den Beitrag von Bernd Kortländer). Dumas veröffentlichte seine Eindrücke unter dem Titel *Excursions sur les Bords du Rhin* (3 Bde., 1841/42). Nervals Bericht erschien, wie erwähnt, erst 1852, aber der Autor konnte zum Ärger seines Kollegen allein das Stück *Leo Burckart* beenden, das im April 1839 in Paris uraufgeführt wurde. Nach seiner ersten Reise war Nerval noch 1839 (in Bayern), 1850 und 1854 in Deutschland (jeweils u.a. in Weimar).

Im politischen Krisenjahr 1840 reiste Victor Hugo, der schon 1829 eine Rheinreise unternommen hatte, an den Fluss und veröffentlichte zwei Jahre später seinen bekannten Bericht *Le Rhin*. Die historischen Schauplätze mit den dazu gehörenden Legenden und Sagen haben den Dichter auch zu seinem romantischen Theaterstück *Les Burgraves* inspiriert (*Die Burggrafen*, Uraufführung 1843). – Zu den frühen Deutschland-Touristen gehört René de Chateaubriand, der 1820 Botschafter in Berlin war und nach 1830 noch zweimal nach Deutschland gereist ist; zu den späten der Romantiker Théophile Gautier, der erst 1854 jenseits des Rheines war. Und Balzac? Kein anderer der großen Schriftsteller ist so oft in Deutschland gewesen wie er, in manchen Jahren gleich mehrmals, aber immer auf der Durchreise, um sich mit seiner späteren Frau, der polnischen Gräfin Eveline Hanska, zu treffen, die auch öfter in Deutschland zur Kur weilte: 1835 über Süddeutschland nach Wien, 1843 auf der Rückfahrt von Petersburg nach Paris über Berlin, 1845 im Sommer nach Dresden und Bad Cannstadt sowie im Herbst nach Baden-Baden, 1846 u.a. nach Heidelberg, dann Bad Kreuznach und im Herbst nach Wiesbaden, 1847 über Norddeutschland in die Ukraine, Januar 1848 Rückkehr; 1848 letzte Reise in die Ukraine und Rückkehr 1850.

Haben Schriftsteller den Rheintourismus populär gemacht, dann darf man nicht vergessen, dass ihnen die Vertreter der zweiten Gruppe, die Philosophen und Wissenschaftler, die Route eröffnet haben.

So brach Victor Cousin schon 1817 zu einer großen Studienreise auf und konnte eine Reihe wichtiger (Bildungs-)Gespräche führen, wie z.B. mit Hegel in Heidelberg, was der Ausgangspunkt einer langjährigen Freundschaft zwischen den beiden Philosophen wurde (sie sahen sich zuletzt 1827 bei Hegels Paris-Besuch wieder). Auf dieser Reise traf der Franzose außerdem noch den Theologen Karl Daub sowie Friedrich

Schlegel, Wilhelm Gottlieb Tennemann, Hermann Ludwig Heeren, Gustav Hugo, Friedrich Bouterwek, Friedrich Ancillon, Karl Wilhelm Ferdinand Solger und Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher. Auf dem Rückweg kam es in Weimar zu einer Begegnung mit Goethe. – 1818 reiste Cousin erneut nach Deutschland und traf in München die Philosophen Schelling, mit dem ihn ebenfalls eine lange Freundschaft verbinden sollte, und Jacobi. Seine dritte Deutschland-Reise verlief sehr unerfreulich. Der liberale Opponent des französischen Restaurationsregimes galt als Sympathisant der italienischen Carbonari und der deutschen Burschenschaften (das behandelt auch Michel Espagne in diesem Band). Im Oktober 1824 wurde er in Dresden verhaftet, nach Berlin überführt, verhört und im Februar 1825, u.a. durch ein entlastendes Zeugnis von Hegel, vorläufig freigelassen. Erst im April 1825 erfolgte der endgültige Freispruch. Nach seiner Haftentlassung hatte Cousin in Berlin noch Umgang mit den Hegel-Schülern Gans, Hotho, Henning und Michelet. Jahre später, 1831 und 1834, unternahm Cousin im Regierungsauftrag weitere Reisen nach Deutschland, um das preußische und deutsche Schulwesen im Hinblick auf französische Reformen genauer zu studieren.

Zwei Schüler Cousins sind bald den Spuren ihres Meisters nach Deutschland gefolgt. Ihr Deutschland-Bezug war persönlich stärker und kenntnisreicher; beide sind weiter gegangen als ihr Lehrer, aber zusammen ist es dem Trio Cousin, Quinet und Michelet gelungen, das Studium des Nachbarlandes auf eine neue Stufe zu stellen und das Prestige der deutschen Philosophie und Wissenschaft zu festigen.

1826 reiste Edgar Quinet nach Heidelberg, wo die für ihn so wichtige Begegnung mit Creuzer stattfand, und hielt sich bis 1829 in Deutschland auf. Der Übersetzer und Herausgeber von Herders *Ideen* (3 Bde., Paris 1827/28), der sich als Hauptvermittler zwischen Deutschland und Frankreich sah und später eine Deutsche heiratete, verbrachte die Jahre 1829 bis 1835 vorwiegend in Paris, fuhr dann erneut nach Deutschland und kehrte 1837 endgültig nach Paris zurück. Aber seit 1831 begann sich seine ursprüngliche Begeisterung gründlich zu verändern: Quinet gehörte zu den ersten, welche die zukünftige Entwicklung Deutschlands realistisch eingeschätzt und vor der aufsteigenden Gefahr für Frankreich mit Namen Preußen gewarnt haben. Sein Freund Jules Michelet, der *Vicos Scienza nuova* übersetzt hatte (1827) und an dem deutschen Reformationszeitalter interessiert war, folgte ihm vom August bis September 1828 nach Heidelberg, was auch für ihn zu einem bleibenden Bildungserlebnis wurde. Er traf sich in Deutschland u.a. mit Creuzer, Paulus, Massmann,



Tieck, Görres, Liszt und Jacob Grimm. Im Sommer 1842, auf einer späteren Reise durch Süddeutschland, begegnete Michelet dem Münchner Philologen und Politiker Friedrich Thiersch und dem Schriftsteller Wolfgang Menzel. Ganz im Sinne der zitierten Äußerung hat Michelet die Leistungen deutscher Historiker wie Ranke, Niebuhr und Creuzer oder Philologen wie Wilhelm von Humboldt und Wilhelm Grimm oder des Philosophen Hegel immer anerkannt.<sup>15</sup>

In die Zeit vor 1830 fällt auch der Deutschland-Aufenthalt von Jules Lechevalier. 1827/28 unternahm er eine philosophische Studienreise, um sich mit Hegel intensiver beschäftigen zu können; Mitte 1830 hielt er sich zu Vorträgen erneut in Berlin auf. Ebenfalls 1827 war Jean-Jacques Ampère nach Weimar aufgebrochen, bevor er wahrscheinlich 1832 erneut nach Deutschland reiste. – Damit nicht genug der bekannten Namen. Der Schriftsteller Alfred Michiels (1813-1892) hat sich Deutschland regelrecht erwandert; der Kritiker Henri Lagarmitte (1807-1834) war 1829, 1832 und 1833 jenseits des Rheins; Xavier Marmier ist in Leipzig, Dresden, Berlin und Göttingen gewesen; Pilarète Chasles war in Deutschland, und Saint-Marc Girardin reiste 1830 zu Studien nach Berlin, bevor er 1833 süddeutsche Gymnasien in offizieller Mission aufsuchte. Abschließend sei auf den bereits erwähnten Deutschland-Touristen Eugène Lerminier und dessen Bericht von 1835 hingewiesen.

VI. Die großen Reisebewegungen nach 1830 haben sich nicht nur überkreuzt, sondern sie folgten auch zum Teil, was bisher wenig beachtet worden ist, ganz widersprüchlichen, wenn nicht entgegengesetzten Interessen und Absichten. So wurden die französischen Rheintouristen von dem pittoresken, traditionellen Deutschland angezogen, dessen alles erdrückende Rückständigkeit gerade die deutschen Intellektuellen in die Flucht getrieben hat! D.h., fast gleichzeitig mit dem Auftreten des nach

---

<sup>15</sup> In seiner umfassenden Monographie zum Wissenstransfer (und dessen Hemmnissen!) in der vorhergehenden Epoche hat Kai Torsten Kanz die außerordentliche Mobilität bzw. die intensiven Beziehungen in schwierigen Zeiten betont, besonders auf deutscher Seite: Die Reisen nach Frankreich bzw. nach Deutschland stehen in einem Verhältnis von 5 zu 1, ähnlich wie die Zahl der Übersetzungen (*Nationalismus und internationale Zusammenarbeit in den Naturwissenschaften. Die deutsch-französischen Beziehungen zwischen Revolution und Restauration, 1789-1832*, Stuttgart 1997).

Frankreich orientierten Jungen Deutschland suchten die Franzosen ausgerechnet das „alte Deutschland“!

Dieses überraschende Phänomen fällt 1830 nicht zum ersten und auch nicht zum letzten Mal auf. Vieles deutet darauf hin, dass es sich um eine Konstante der deutsch-französischen Beziehungen handelt. – So sind schon vorher, während der Französischen Revolution von 1789, Deutsche nach Paris gekommen, während der französische Adel und Klerus nach Deutschland geflohen sind. Ähnliches ereignete sich 100 Jahre nach dem Vormärz. Nach 1933 sind deutsche Antifaschisten nach Paris emigriert und erlebten die Solidarität ihrer Gesinnungsgenossen, während französische Denker nach Deutschland fuhren, um Phänomenologie und Geschichtsphilosophie zu studieren. Dann besonders krass: Ihnen folgten 1944 französische Intellektuelle als Kollaborateure nach Sigmaringen, um ihre Haut zu retten. Wollte man schematisieren, ließe sich festhalten: Nach Frankreich begeben sich 1792, 1830 und 1933 fortschrittlich eingestellte Demokraten, während an zwei Zeitpunkten, 1789 und 1944, antimodern eingestellte Franzosen nach Deutschland fliehen, um das Rad der Geschichte zurückzudrehen.

Noch eine zweite Gleichzeitigkeit ungleichzeitiger Interessen fällt auf. Die französischen Intellektuellen, die vor und nach 1830 nach Deutschland reisten, lassen sich auch wieder von unterschiedlichen Absichten und Vorlieben leiten. Sie sind zwar insgesamt überwiegend liberal, aber als Rheintouristen bestätigen sie den de Staëlschen Mythos vom romantischen, vormodernen Deutschland, indessen die reisenden Wissenschaftler beabsichtigen, durch eine Begegnung mit der deutschen Philosophie, d.h. durch Kontakte mit Hegel und der Hegel-Schule sowie mit Schelling auf den fortgeschrittensten Stand der Gegenwart zu gelangen.

Davon hat Heine 1836 etwas geahnt. In seiner *Romantischen Schule* betont er ausdrücklich die gegensätzliche Interessenlage: In Frankreich entfernen sich nach seiner Meinung die belletristischen Schriftsteller von der Zeitbewegung, man beurteilt mehr die Schöngeister; in Deutschland werfen sich dagegen „die belletristischen Schriftsteller mit Eifer in die Tagesbewegung“ (DHA 8, S. 217; dieses Problem wird verschiedentlich in Teil I und III behandelt).

Zum Schluss ein Wort zu der nachfolgenden Bibliographie. – Transfer-Studien haben sich in Frankreich zu einer wichtigen Forschungsrichtung ausgewachsen. Es lässt sich kaum leugnen, dass französische Germanisten und Transfer-Spezialisten bislang weit mehr ergiebige Forschungs-

ergebnisse zum deutsch-französischen Ideentransfer im Vormärz vorgelegt haben als ihre deutschen Kollegen. Nicht zuletzt deshalb soll das vorliegende Jahrbuch einen eigenen bescheidenen Beitrag zur Transferforschung leisten und einige Ergebnisse und Arbeiten französischer Germanisten zum Schwerpunkt Vormärz in Deutschland bekannt machen. Mangels größerer Allgemein- oder Spezialbibliographien, auf die hinzuweisen wäre, soll eine knappe, durchaus subjektive Auswahlbibliographie die wichtigsten Monographien, Spezialstudien, Sammelbände und Zeitschriften-Sondernummern dokumentieren, um Aktualität, Umfang und Aspekte dieses Forschungszweiges wenigstens ansatzweise zu verdeutlichen.

Wie es scheint, ist kulturwissenschaftliches Arbeiten heute nicht zufällig so aktuell!

## Französische Auswahlbibliographie

Deutsch-französische Transferforschung (in eckigen Klammern Autoren mit Beiträgen zum Schwerpunkt 19. Jahrhundert)

*A. Monographien und Aufsätze zu Praxis und Theorie der Transfer-Forschung von Michel Espagne und Michael Werner:*

Michel Espagne: *Le paradigme de l'étranger. Les chaires de littérature étrangère au XIXe siècle*. Paris: Cerf 1993;

Michael Werner: Les usages de l'échelle dans la recherche sur les transferts culturels. In: *Cahiers d'études germaniques* 28, 1995, S. 39-53;

Michael Werner: Maßstab und Untersuchungsebene. Zu einem Grundproblem der vergleichenden Kulturtransfer-Forschung. In: *Nationale Grenzen und internationaler Austausch. Studien zum Kultur- und Wissenschaftstransfer in Europa*. Hrsg. von Lothar Jordan und Bernd Kortländer, Tübingen: Niemeyer 1995, S. 20-33;

Michel Espagne: *Les juifs allemands de Paris à l'époque de Heine. La translation ashkénaze*. Paris: PUF 1996, Perspectives Germaniques;

Michael Werner: Dissymmetrien und symmetrische Modellbildungen in der Forschung zum Kulturtransfer. In: *Kulturtransfer im Epochenumbruch – Deutschland-Frankreich 1775-1815*. Hrsg. von Hans-Jürgen Lüsebrink und Rolf Reichardt. Leipzig: Universitätsverlag 1997, S. 139-155;

Michael Werner: Nachwort. In: Marc Schalenberg: *Kulturtransfer im 19. Jahrhundert*, Berlin: Centre Marc Bloch 1998, S. 173-180;

Michel Espagne: *Les transferts culturels franco-allemands*. Paris: PUF 1999, Perspectives Germaniques;

Michel Espagne: *Le creuset allemand. Histoire interculturelle de la Saxe au XVIIIe et XIXe siècles*. Paris: PUF 2000.

Michael Werner: Börne, Heine, Gans: Drei Deutsch-jüdische Intellektuelle zwischen Deutschland und Frankreich im Spannungsfeld von Akkulturation, Politik und Kulturtransfer. In: Reinhard Blänkner, Gerhard Göhler, Norbert Waszek (Hrsg.): *Eduard Gans (1797-1839). Politischer Professor zwischen Restauration und Vormärz*. Leipzig: Universitätsverlag 2002, S. 41-56;

Michael Werner, Bénédicte Zimmermann: Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der *Histoire croisée* und die Herausforderung des Transnationalen. In: *Geschichte und Gesellschaft* 28, 2002, S. 607-636;

Michael Werner, Bénédicte Zimmermann: Penser l'histoire croisée. Entre empirie et réflexivité. In: *Annales* no. 1, 2003, S. 9-34.

B. Von Michel Espagne und Michael Werner 1) gemeinsam verfasste und 2) gemeinsam herausgegebene Arbeiten:

1)

Deutsch-französischer Kultur-Transfer im 18. und 19. Jahrhundert. Zu einem neuen interdisziplinären Forschungsprogramm des C.N.R.S. In: *Francia* [...] 14, (1985), München 1986, S. 502-510;

La construction d'une référence culturelle allemande en France. Genèse et histoire interculturelle. In: *Annales* no. 4, Juli/August 1987, S. 969-992;

(mit Françoise Lagier): *Philologiques II: Le maître de langues. Les premiers enseignants d'allemand en France (1830-1850)*. Paris: Ed. de la Maison des sciences de l'homme 1991;

2)

*Transferts. Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIIIe et XIXe siècle)*. Paris: Ed. Recherche sur les Civilisations 1988 [Problematik der Hrsg. und Beiträge u.a. von G. Oesterle, J. Grandjonc, J. Garber, Th. Grosser, P. Macherey, B. Kortländer, Ph. Régner und J.-P. Lefebvre];

*Lettres d'Allemagne*. Victor Cousin et les hégéliens. Tousson: Du Lérot 1990 [Textedition zus. mit Françoise Lagier];

*Philologiques I: Contribution à l'histoire des disciplines littéraires en France et en Allemagne au XIXe siècle*. Paris: Ed. de la Maison des Sciences de l'Homme 1990 [u.a. mit Beiträgen der Herausgeber sowie von U. Wyss, B. Witte, Ph. Régner u. P. Pénißon];

*Philologiques III: Qu'est-ce qu'une littérature nationale? Approches pour une théorie interculturelle du champ littéraire*. Paris: Ed. de la Maison des sciences de l'homme 1994 [Beiträge u.a. von G. Oesterle, B. Kortländer, B. Plötner und Ph. Régner];

Espagne und Werner als Mitherausgeber: *Marianne-Germania. Deutsch-französischer Kulturtransfer im europäischen Kontext* [...]. Hrsg. von Etienne François, Marie-Claire Hoock-Demarle, Reinhart Meyer-Kalkus, Michael Werner und Philippe Despoix. Leipzig: Universitätsverlag 1998 (Deutsch-Französische Kulturbibliothek. Hrsg. von Michel Espagne,

Etienne François, Werner Greiling u. Matthias Midell, Band 10.1 und 10.2) [Beiträge u.a. von K.T. Kanz, M. N. Bourguet, J. Trabandt, W. Eßbach; Nachwort von M. Werner; ein weiterer Band in dieser Bibliothek – Bd. 13, 2000 – zum Thema: *Archiv und Gedächtnis. Studien zur interkulturellen Überlieferung*. Hrsg. von Michel Espagne, Katharina u. Matthias Middell].

*C. Sammelbände und Zeitschriften-Sondernummern:*

*De Lessing à Heine. Un siècle de relations littéraires et intellectuelles entre la France et l'Allemagne [...]*. Hrsg. Von Jean Moes und Jean-Marie Valentin. Paris: Didier-Erudition 1985 [Beiträge u.a. von M. Espagne und M. Werner];

Transferts culturels franco-allemands. Hrsg. von Michel Espagne und Michael Werner, *Revue de Synthèse*, 1988, Nr. 2, April-Juni [Einleitung der Hg. und Beiträge u.a. von H.-W. Schütt, A. Kleinert, Ph. Régnier, P. Pénisson und D. Bourell];

*Au jardin des malentendus. Le commerce franco-allemand des idées*. Textes édités par Jacques Leenhardt et Robert Picht, Arles: Actes Sud 1990 [zuerst dt.: *100 Schlüsselbegriffe für Deutsche und Franzosen*, München 1989];

Michel Parisse (Hg.): *Les échanges universitaires franco-allemands du Moyen Age au XXe siècle*. Paris: Ed. recherches sur les civilisations 1991;

France-Allemagne, Passages/Partages. In: *romantisme. Revue du dix-neuvième siècle*. Nr. 73, 1991. Hrsg. von Philippe Régnier [Beiträge u.a. von M. Espagne, M.-Cl. Hoock-Demarle, Ph. Régnier und M. Werner];

Le commerce culturel des nations. France-Allemagne. XVIIIe-XIXe siècle. Hg. von Frédéric Barbier. In: *Revue de Synthèse*, 1992, Nr. 1-2, Januar-Juni;

*Médiations/Vermittlungen. Aspects des relations franco-allemandes du XVIIe siècle à nos jours [...]*. Hrsg. von Michel Grunewald und Jochen Schlobach, Berne etc: Lang 1992, 2. Bde., Contacts, Serie II, Vol. 7 [Beiträge u.a. von H. Jeanblanc u. M. Werner];

France-Allemagne. Transferts, voyages, transactions. Hrsg. von Peter Schöttler und Michael Werner. *Genèses. Sciences sociales et histoire*. Nr. 14/1994 [Beiträge u.a. von M. Werner, H.-J. Lüsebrink und R. Reichardt];

- Histoires et théories de l'art. De Winckelmann à Panofsky. Hrsg. von Michel Espagne. In: *Revue Germanique Internationale*, Nr. 2/1994 [Beiträge u.a. von M. Espagne, E. Pommier, E. Behler und E. Décultot];
- Le miroir allemand. Hrsg. von Michel Espagne. In: *Revue Germanique Internationale* Nr. 4/1995 [Beiträge u.a. M. Espagne, P. J. de La Combe und J. Baumgarten];
- « Esthétique ». Histoire d'un transfert franco-allemand. Hrsg. von Elisabeth Décultot. In: *Revue de Métaphysique et de Morale*, 2002, Nr. 2, April-Juni. [Beiträge u.a. von E. Décultot, P. David und Ch. Helmreich].





# 1. LITERARISCHER TRANSFER



Joseph A. Kruse (Düsseldorf)

## Deutsch-französische Erfahrungen und/oder Erfindungen. Heines Besucher in Paris von 1831 bis 1848

Von den Franzosen hat er die Tugenden des geselligen Lebens angenommen, dabei aber einen deutschen Zug von Gemüthlichkeit nicht eingeübt [...].

Anonyme Korrespondenz aus Hamburg, 23. Sept. 1844<sup>1</sup>

### 1.

Überlegungen, die sich einem der bedeutendsten Kapitel der Beziehung zwischen der deutschen und französischen Literatur widmen, können an der Gestalt und dem Werk Heinrich Heines nicht vorbei gehen. Oft genug gibt er gar das Modell ab für politische und soziale Funktionen der Literatur in ihrer die Grenzen überschreitenden Möglichkeit. Heine selbst liefert dafür immer wieder Beispiele der Vermittlung in unterschiedlichster Weise. Den Franzosen die deutsche Eigenart wie Geisteswelt und den Deutschen die künstlerischen, intellektuellen wie revolutionären Errungenschaften der Franzosen nahe zu bringen, betrachtete er als Lebensaufgabe seiner letzten 25 Jahre von 1831 bis 1856, die er in Frankreich bzw. Paris verbracht hat.<sup>2</sup> Ausdrücklich wollte der aus dem rheinischen Düsseldorf stammende deutsche Dichter schließlich auf dem Pariser Montmartre-Friedhof begraben werden. Das Bild des Autors und der Persönlichkeit Heinrich Heine wird von diesem Transfer zwischen Deutschland und Frankreich wesentlich bestimmt. Die Jahre zwischen der Julirevolution von 1830 und der Februarrevolution von 1848 bilden dabei einen Brennpunkt von besonderer Relevanz. Walter Benjamin

---

<sup>1</sup> *Begegnungen mit Heine. Berichte der Zeitgenossen.* Hrsg. von Michael Werner in Fortführung von H. H. Houbens *Gespräche mit Heine*. 2 Bde. Hamburg 1973, Bd. I, S. 560 (im folgenden abgekürzt als W mit römischer Bandangabe). [vgl. Anm. 11] und *Heinrich Heines Werk im Urteil seiner Zeitgenossen*. Bd. 8. *Rezensionen und Notizen zu Heines Werken aus den Jahren 1844-1845*. Hrsg. von S. Singh. Stuttgart/Weimar 2002, Nrn. 2902 (S. 170) sowie 2920 bei Singh, Bd. VIII [vgl. Anm. 4].

<sup>2</sup> Vgl. z.B. den 1981 sowohl deutsch wie französisch erschienenen Katalog zu einer in Düsseldorf und Paris gezeigten Ausstellung aus Anlass des 125. Todesjahres „Heine in Paris“, hrsg. von J.A. Kruse und Michael Werner.

habe Paris als „die Hauptstadt des XIX. Jahrhunderts“ erklärt; sie werde, sagt Gerhard Höhn in seinem *Heine-Handbuch* weiter, „in der Vormärzzeit immer wieder verheißungsvoll als Inbegriff für Freiheit und Fortschritt beschworen“.<sup>3</sup>

Für die persönliche Stellungnahme Heinrich Heines zu diesem Zeitraum mit seinen Problemen sind selbstverständlich vor allem das Werk und der Briefwechsel maßgebend, doch, wie sich im folgenden zeigen soll, nicht allein. Beide Komplexe liegen inzwischen in Gestalt der Düsseldorfer Heine-Ausgabe der Werke (DHA) und der Weimarer Säkularausgabe der Werke und Briefe (HSA) auf hohem Niveau ediert und damit vorläufig erschlossen vor, auch wenn sie, u.a. auf Grund der Verhältnisse während des Nationalsozialismus, im Vergleich zu anderen Schriftstellern seiner Größenordnung gewisse zeitliche Verzögerungen hinzunehmen und das Problem der Deutschen mit einem deutsch-jüdischen Autor voller politischer Konnotationen abzubilden hatten. Als Exempel der deutsch-deutschen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit einem Schriftsteller aus sperrigen Traditionszusammenhängen spielen die genannten, seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts repräsentativ erschienenen – und, was die Düsseldorfer Ausgabe angeht, sogar abgeschlossenen – Heine-Ausgaben im übrigen ihre eigene Rolle. Die Verbindung zur französischen Germanistik und den entsprechenden Forschungseinrichtungen war für beide Ausgaben besonders eng. Es sei an die durchaus deutsch-französische Geschichte des heineschen Nachlasses erinnert, dessen Hauptteil, die Sammlung Strauß, zum 100. Todesjahr des Dichters 1956 nach Düsseldorf in die Landes- und Stadtbibliothek kam und inzwischen Galionsaufgaben für das Heinrich-Heine-Institut versieht, und dessen anderer, zwar kleinerer, aber nicht unbedeutender Teil, die Sammlung Schocken, zehn Jahre später für Paris erworben wurde und Heines französische Bedeutung in der Handschriftenabteilung der Bibliothèque Nationale de France unter Beweis stellt. Stellvertretend für manche französischen Beteiligten an der deutsch-französischen Heine-Philologie sei hier der Name des französischen Germanisten Pierre Grappin genannt. Auch für die Wirkungsgeschichte Heines durch die zeitgenössische Presse und ihre Hinweise wie Rezensionen hat

---

<sup>3</sup> Gerhard Höhn: *Heine-Handbuch. Zeit, Person, Werk*. Zweite, aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart/Weimar 1997, S. 12 (der Abschnitt ist nicht umsonst mit „Paris, Foyer der politischen und sozialen Revolutionen“ überschrieben).

sich die Möglichkeit gefunden, sowohl die deutschen Rezensionen wie die französischen Besprechungen zu sammeln und nach und nach herauszugeben.<sup>4</sup> Damit sind Zugänge geschaffen für ein verlässliches wie vertieftes Textverständnis und für die Betrachtung des unabweisbaren historischen Horizonts im Zusammenspiel von Künstlerpersönlichkeit und Breitenwirkung, die es nunmehr zu nutzen gilt.

## 2.

Unter den Quellen zu Leben und Werk Heinrich Heines haben sich, wie es in anderen Dichterphilologien ebenfalls üblich ist, neben den Briefwechseln und Rezensionen seit langem auch verschiedenste Lebenszeugnisse unter dem Überbegriff ‚Gespräche‘ etabliert. Während für einen neu anzuerkennenden Stellenwert der heineschen Briefe als literarischer Part seines Oeuvres mancherlei Gründe auf der Hand liegen und eine Aufwertung neben der reinen Quellennutzung als notwendige Erweiterung des Werkbegriffs angestrebt werden sollte<sup>5</sup>, gestaltet sich auf-

---

<sup>4</sup> Vgl. Eberhard Galley und Alfred Estermann (Hrsg.): *Heinrich Heines Werk im Urteil seiner Zeitgenossen*. Hamburg 1981-1992 (6 Bde. mit 2.266 Texten für den Zeitraum 1821-1841); diese Dokumentation der zeitgenössischen deutschen Pressewirkung ist nunmehr von Christoph auf der Horst und Sikander Singh auch für die Jahre 1842-1856 abgeschlossen worden und erscheint in derselben Reihe der „Heine-Studien“ (seit 1995 durch Verlagswechsel: Stuttgart/Weimar) ab 2002 in noch einmal demselben Umfang von 6 Bänden (vgl. die Einleitung von Sikander Singh zu dem von ihm betreuten 7. Bd. der, wie es im Untertitel heißt, *Rezensionen und Notizen aus den Jahren November 1841 bis Dezember 1843* enthält, S. XX; vgl. auch den ebenfalls 2002 erschienenen Bd. 8, hrsg. v. S. Singh mit den *Rezensionen und Notizen zu Heines Werken aus den Jahren 1844-1845*). Eine im Manuskript bereits vorliegende gründliche Studie von S. Singh über die gesamten zeitgenössischen deutschen Rezensionen bildet gewissermaßen die interpretatorische Summe. – Hans Hörling hat die französische Pressewirkung, ebenfalls in den „Heine-Studien“, für den Zeitraum von 1830 bis 1856 in drei Bänden mit 514 Nummern zusammengetragen (Ders.: *Die französische Heine-Kritik*. 3 Bde. Stuttgart und Weimar 1996, 2001 u. 2002).

<sup>5</sup> Vgl. Joseph A. Kruse: Heines Briefe. Literarische Qualität und historisch-biographische Quelle. – In: Bernd Füllner (Hrsg.): *Briefkultur im Vormärz*; Vorträge der Tagung des Forum Vormärz Forschung und der Heinrich-Hei-

grund der diffusen Herkunft des ‚Gesprächs‘-Materials im Rahmen der Heine-Biographik die Einschätzung solcher Texte als verlässliche Quelle oder ihre Wertschätzung etwa aufgrund einer postulierten literarischen Geltung der jeweiligen Notate wie ihrer Stichwortgeber sehr viel schwieriger. Es handelt sich bei den herangezogenen Auszügen aus diversen Quellen tatsächlich um nichts anderes als um Material im weitesten Sinn, das seine innere Verbindung durch die Person des Stichwortgebers erhält. Der Begriff ‚Gespräche‘ ist zweifellos euphemistisch. Denn Beschreibungen echter Unterhaltungen mit dem Dichter sind eine wahre Seltenheit. Die Herkunft der für solche ‚Gespräche‘ herangezogenen Gewährsleute ist ebenso weitläufig und zufällig wie die Quellen, aus denen solche Manifestationen eines gesprochenen Lebens heraus destilliert werden. Es kann sich um die Wiedergabe ganzer Gesprächsrunden, um die Fixierung von Dialogen, aber auch um monologische Reflexionen oder reine Charakteristiken oder Feststellungen über arrangierte oder zufällige Begegnungen handeln. Mit anderen Worten: Heine ist in den Texten auf irgendeine Weise präsent oder seine Person bzw. sein Werk auf explizite oder beiläufige Weise tangiert. Unser Wissen um die Bedingungen seiner Existenz und um die zeitgenössische Wahrnehmung seiner Person oder seines Schaffens nimmt jedenfalls, trotz mancher bei Lektüre und Nutzung auftretenden Vorbehalte, durch solche zusammengetragenen Belege wesentlich zu.

Dabei sind die Berichte der Zeitgenossen über Heine, in welchem Kontext sie auch gefunden wurden, – und das wird zweifellos das je gemeinsame Erlebnis bei einer fortlaufenden Lektüre der Gesprächssammlungen sein – maßgeblich durch die beiden Pole Erfahrung und Erfindung bestimmt. Sie mögen, wenn sie sich mit Selbstaussagen oder Urteilen anderer Personen aus dem Umkreis Heines in Übereinklang bringen lassen, von jener realistischen Erfahrung bestimmt sein, die positivistische Schlussfolgerungen zulässt. Sie können allerdings auch dem Hang zur Legendenbildung fast ausschließlich verpflichtet sein und trotz oder wegen ihrer hübschen Darstellung ins Reich der Fabel und Erfindung gehören. Nirgends wird die subjektive Note der Betrachtung eines Dichters mit ihren jeweils zugehörigen psychologischen Implikationen deutlicher als in solchen ‚Gesprächs‘-Ausschnitten. Die Textstrategien und jeweiligen Absichten wie Blickwinkel, unter denen Heine

---

ne-Gesellschaft am 23. Oktober 1999 in Düsseldorf. Bielefeld 2001, S. 165-177 (Vormärz-Studien IX).

Erwähnung findet, differieren gewaltig. Im Falle Heines kann das, wie wir wissen, bis zur Denunziation führen. Nicht jeder Autor hat seinen Eckermann, der den Ergebnissen seines – im sowohl dienenden wie notwendigen Gedankenaustausch – mit dem Dichterstürzen Goethe verbrachten Lebens eine einheitliche und durchaus überzeugende Form zu verleihen vermochte. Was bei der Mixtur von ‚Gesprächs‘-Texten als problematisch erscheint, bildet gleichzeitig allerdings den großen Reiz: Die Abwechslung in Ton und Beobachtung wie Herkunft und Stil der Berichterstattung ergibt ein farbiges und interessantes Kaleidoskop für ein Dichterleben, ein Ergebnis, das den sonstigen Quellen in solcher Art und mit diesem Gefälle nicht ohne weiteres eignet.

Insofern ist mit Erfahrung und Erfindung als Ordnungskriterien für das Gesprächs-Material selbstverständlich nicht nur die Oberflächenstruktur der Texte gemeint, sondern auch das gesamte Spektrum, aus dem heraus die einzelnen Texte niedergeschrieben werden konnten. Die Quellenkritik wird somit zu einer Gesamteinstellung in Bezug auf die Zeugnisse, die nicht allein den reinen Text meint, sondern das gesamte Umfeld der Textentstehung wie Wirkungsabsicht. Die Summe der Gesprächsnotizen bedürfte also nebenher eigentlich auch der Einzelbetrachtung ihrer Teile, wie sie in der Heine-Forschung oft genug vorgenommen worden ist. Immer sind die Gesprächspartner selbst zu befragen, wenn man differenzieren will: Ob George Sand oder August Lewald, Heinrich Laube oder Alexander Weill, Richard Wagner oder Giacomo Meyerbeer, Fanny Lewald oder Caroline Jaubert, im gesamten Konzert der ‚Gespräche‘ verlieren ihre Stimmen vielleicht an Deutlichkeit oder Schärfe. Aber selbstverständlich behalten sie ihren eigenen Klang, der sogar gerade im Vergleich mit anderen Stellungnahmen an verständlicheren Hinweisen zur besseren Konturierung Heines zunimmt. Gerade im deutsch-französischen Zusammenhang ergeben solche Quellen, so fraglich ihr Zusammenspiel sich gelegentlich anlässt, ihre eigene Würze. Dennoch muss eingestanden werden, dass die Methode der Auswertung dieser ‚Gesprächs‘-Materialien größtenteils in einer Reihung von thematisch analogen Aussagen zu einem bestimmten Fragenkomplex bestehen wird. Eine Multivalenz lässt sich dabei nicht ausschließen, die Häufung von Beobachtungen oder die Variation von gleichen Aspekten vermögen jedoch die biographischen und interpretatorischen Facetten des Autors Heine sozusagen auf dem Felde der literarischen Erfindung auf Grund von Erfahrung zu versammeln und wenigstens als Deutungsmuster anzubieten.

## 3.

Für den Dichter erschienen 1926 gleich zwei Sammlungen. Einmal legte Hugo Bieber, der sich ansonsten mit einer Anthologie zu Heines jüdischen Aspekten gerade erst als Heine-Kenner ausgewiesen hatte und mit dieser Zusammenstellung der ‚Conditio Judaica‘ noch nach über siebenzig Jahren eine beachtliche Nachahmung fand<sup>6</sup>, seine Ausgabe der zeitgenössischen „Gespräche“ mit Heine vor, die im Obertitel durch die ausdrücklich vorangestellte Namensnennung „Heinrich Heine“ dem Autor sozusagen auch die erste Stimme in den auf ihn hin zusammengeführten Texten verleiht. Sie tragen den so ehrlichen wie einsichtigen Untertitel, der auch für die anschließend vorzustellenden Gesprächs-Sammlungen Geltung beanspruchen könnte: „Briefe, Tagebücher, Berichte seiner Zeitgenossen“ und bündeln 249 einzelne Einträge verschiedenster Herkunft.<sup>7</sup> Jeffrey L. Sammons charakterisiert das Buch in seinem Realienbändchen zu Heine mit Recht als weniger bekannt, aber auch nicht ohne Wert.<sup>8</sup> Zum andern erschien die erste Auflage von Heinrich Hubert Houbens Band *Gespräche mit Heine*, der 1930 eine französische Übersetzung nach sich zog und 1948, gewissermaßen zum Auftakt einer nach dem Dritten Reich erneuerten wissenschaftlichen Beschäftigung mit

---

<sup>6</sup> Hugo Biebers *Confessio Judaica: Heinrich Heine. Bekenntnis zum Judentum* von 1925 (Berlin) und 1926 (Berlin), nach dem 2. Weltkrieg unter dem Titel *Jüdisches Manifest* neu arrangiert und um Gespräche vermehrt 1946 in New York erneut aufgelegt, wurde vor nicht langer Zeit durch Paul Peters in besonderen Ehren gehalten: *Heinrich Heine. Prinzessin Sabbat. Über Juden und Judentum*. Hrsg. und eingeleitet von P. Peters. Bodenheim 1997, vgl. S. 605f., vor allem aber S. 610 u.a. mit dem Schlusssatz der „Danksagungen“: „Dem Andenken Hugo Biebers sei dieses Buch gewidmet.“ Wie bei Bieber, auf den er sich stützt, bereits vorgeführt, plädiert Peters übrigens für „die Aufhebung des Unterschieds zwischen privater und öffentlicher Äußerung, sprich zwischen Brief (und Variante) und veröffentlichtem offiziellem Werk; mit anderen Worten das Begreifen der Heineschen Äußerung in dieser Sphäre als einen einzigen einheitlichen Text“ (S. 605f.). Damit werden Gedanken meiner späteren eigenen Argumentation zugunsten einer literarischen Neueinschätzung der Heine-Briefe (vgl. Anm. 5) vorweggenommen.

<sup>7</sup> Gesammelt und herausgegeben von Dr. Hugo Bieber. Berlin 1926, 448 Seiten.

<sup>8</sup> Jeffrey L. Sammons: *Heinrich Heine*. Stuttgart 1991, S. 8.



Heine, in einer zweiten Auflage erschienen ist.<sup>9</sup> Diese 2. Auflage liegt der darauf aufbauenden großen Sammlung von Michael Werner unter dem Titel *Begegnungen mit Heine. Berichte der Zeitgenossen* zugrunde und enthält 825 Textstücke. Sammons bezeichnet Houbens Band als jene Vorlage, „die lange ein Standardwerk der Heine-Forschung geblieben ist“<sup>10</sup>. Werners zweibändige Kompilation aus dem Jahre 1973 mit ihren sogar 1.045 Texten<sup>11</sup> hat die ursprüngliche Quellendarbietung durch den absoluten Spezialisten der jungdeutschen Epoche H.H. Houben noch wesentlich verbessern, ja überbieten können und ist mit gutem Grund dafür immer wieder gelobt worden. Erhard Weidl spricht beispielsweise nach Erscheinen des Quellenwerkes davon, die hier vorgelegten „Berichte, Auszüge aus Tagebüchern, Briefen, Aktenvermerken, Pressenotizen usw.“ seien „ein Lektüreschmaus für den Heineliebhaber und in gleicher Weise eine unverzichtbare Bereicherung der Heineforschung im Bereich der Quellenpräsentation“. Seine Rezension endet mit jenem wichtigen Satz aus dem Vorwort Werners über die „neue Ausgabe der persönlichen Lebenszeugnisse zu Heine“ (W I, 15), der lautet: „Zu sehen, wie sich Heine in seiner Umwelt spiegelt, und wie umgekehrt die Umwelt sich in ihm spiegelt, gehört zu den wesentlichen Voraussetzungen seines Verständnisses.“ – und folgert lapidar: „Natürlich.“<sup>12</sup>

Was gerade im allgemeinen und ausführlich hinsichtlich der ‚Gespräche‘ erörtert wurde, soll hier in unseren Überlegungen auf die durch manche Sonderbedingungen ausgezeichnete vormärzliche Epoche in Heines Biographie bezogen werden, eben auf seine Pariser Zeit von Mai 1831 bis zur Februarrevolution von 1848. Dieser Zeitrahmen enthält die Eingewöhnung Heines in das Leben und Treiben von Paris, die sich rasch stabilisierenden Reaktionen der literarischen und sonstigen Gesellschaft und die Erfahrungen von deutschen Parisreisenden. Dieser uns hier besonders interessierende und vom insgesamt ein Vierteljahrhundert umfassenden französischen Aufenthalt Heines in Paris immerhin 17 Jahre zählende Zeitraum enthält ohne eine formale Naturalisierung die von außen so betrachtete geistige wie physische Einbürgerung, die ihrer-

<sup>9</sup> Zum ersten Mal gesammelt und herausgegeben von H.H. Houben. Frankfurt a.M. 1926; die 2. Auflage spricht nur noch von „Gesammelt und herausgegeben“ und erschien 1948 in Potsdam.

<sup>10</sup> Sammons, [Anm. 8], S. 8.

<sup>11</sup> *Begegnungen mit Heine*. Hrg. von Michael Werner [Anm. 1].

<sup>12</sup> Heine-Jahrbuch 13. 1974, S. 174f.

seits von jährlichen Frankreich-Erkundungen als Erholungsreisen sowie in den Jahren 1843 und 1844 durch zwei Reisen nach Hamburg belebt bzw. unterbrochen wurde. Der ersten Reise zu Mutter und Verleger folgt bekanntlich das klassisch zu nennende Versepos *Deutschland. Ein Wintermärchen*; eine Reise in die Pyrenäen hat das versepische Gegenstück *Atta Troll. Ein Sommernachtstraum* zur Folge. Manfred Windfuhr stellt zu dem entsprechenden Quellenkomplex der Pariser ‚Gespräche‘ kurzerhand fest: „Es gehörte von einer gewissen Zeit an zum festen Programm der Parisreisen, Heine aufzusuchen. Er wurde eine Sehenswürdigkeit wie später der Eiffelturm.“<sup>13</sup> Trotz mancher Belastung hätten einige Besucher wichtige Informationen gebracht und als Vermittler hinüber und herüber gewirkt. Heine und Mathilde hatten wegen des regen deutschen Zulaufs sogar Techniken entwickelt, unliebsame Besucher aus Deutschland fern zu halten. Schon Theodor Mundt stellt in einem Brief an Gustav Kühne für das Frühjahr 1837 fest, auch der noch jugendlich wirkende Heine verfolge den Grundsatz, „niemals zu Hause zu sein und besonders nie für die Deutschen in Paris“ (W I, 341; vgl. Mundt an Varnhagen, W I, 342). Ludwig Wohl kommentiert die Vorsicht Heines in Bezug auf die landsmannschaftlichen „auteurs-voyageurs“ mit dem Satze: „Namentlich hat Heine große Furcht vor dem reisenden Vaterlande.“ (W I, 355) Solche Bemerkungen über die heinesche Vorsicht und sein Misstrauen wegen eventuell zu erwartender Spione (vgl. Ferdinand von Gall, Anfang des Winters 1838; W I, 377) sind noch in einem Artikel aus dem August 1846 in Bezug auf das Frühjahr des Jahres zu lesen. Josef Samuel Tauber frohlockt in seiner Heine-Darstellung nach der Falschmeldung über Heines Tod, es seien kaum drei Monate her, dass er bei Heine war: „Zu den unvergeßlichen Stunden edleren Genusses in der glücklichen Weltstadt, dem Mekka der Geister wie des Materiellen, in dem einzigen Paris, rechne ich den Vormittag, den ich bei Heine verlebte.“ Nach einer kurzen Beschreibung des bereits kranken Heine, zu dem der Besucher von Mathilde eigentlich nicht vorgelassen werden sollte, wird vom Dichter ausdrücklich das Gespür seiner Frau für Deutsche erwähnt, die von ihr trotz mangelnder Sprachkenntnisse gleich gemacht und verabredungsgemäß vormittags abgewiesen werden (W I, 593-595; vgl. den witzigen Bericht über einen Besucher aus Berlin im Herbst 1846, W I, 626).

<sup>13</sup> Martin Windfuhr: *Heinrich Heine. Revolution und Reflexion*. Stuttgart 1976 (2. Aufl.), S. 115.

Dass die ‚Gespräche‘ für die anschließenden Jahre der sogenannten ‚Matratzengruft‘ trotz aller gebotenen und oben eingeforderten Vorsicht ebenfalls von besonderem Belang sein können, hat die theologische Beschreibung seiner letzten Lebenszeit durch Karl-Josef Kuschel gezeigt. Dort heißt es mit Recht bei Betrachtung der Verwendung von ‚Gesprächs‘-Zitaten aus der Sammlung von M. Werner in Kuschels biographisch-theologischem Argumentationszusammenhang: Dem Herausgeber Werner bleibe stets bewusst, daß diese „Berichte der Zeitgenossen“ Heine-Aussagen jeweils nur gefiltert, selektiv, subjektiv pointiert wiedergäben; eine Authentizität von Heine-Äußerungen sei damit nur indirekt gegeben. „Die Forschung aber hat bisher keine wesentlichen Diskrepanzen zwischen diesen Berichten und direkten Heine-Zeugnissen festgestellt, so daß man sich überall in der Heine-Literatur dieser Quellen bedient.“<sup>14</sup> Damit wird jene Unterfütterung der Lebensumstände und des Autorbewusstseins durch Urteile von außen auf einen pragmatischen Standpunkt gebracht, den wir, wie oben angedeutet, ebenfalls, wenn auch stärker auf die Gesprächsteilnehmer oder Besucher bezogen, einnehmen dürfen, wobei sich im Vergleich zur Spätzeit mit ihren dramatischen Krankheitserfahrungen und den entsprechenden Berichten darüber für die in Frage stehende Vormärzzeit offenkundige Differenzierungen ergeben. Der beobachtbaren Statik des Heine-Bildes mit dennoch beweglichen Zügen nach der gesundheitlichen Katastrophe, die sich seit 1846 abzeichnet und spätestens seit 1848 den Gesamteindruck verändert, entspricht für den gut fünfzehnjährigen Zeitraum der Pariser Zeit zuvor seit dem Mai 1831 eine ausgesprochene Flexibilität, Mobilität und Aktivität eines Dichters, Schriftstellers, Journalisten und Bonvivants, der in Paris den Aktionsradius vorfindet für ein nicht nur bilateral deutsch-französisches, sondern gar für ein europäisches, ja kosmopolitisches Geschehen. Heine reagiert auf die damalige Welt von ihrer ‚Hauptstadt‘ aus mit Rückblicken in die Geschichte und Prophezeiungen in die Zukunft. Die Besucherstimmen tragen zweifellos ihren eigenen Part zum Verständnis bei. Gelegentlich, das wird man von Anfang an, was die Gewichtung der Quellen von außen angeht, sagen dürfen, sind Überschneidungen zwischen den Bereichen der Rezensionen und Notizen mit den Gesprächstexten möglich und sogar noch zu forcieren. Insofern haben die ‚Gespräche‘ in der Tat eine schwierige, geradezu mehrfach

<sup>14</sup> Karl-Josef Kuschel: *Gottes grausamer Spaß? Heinrich Heines Leben mit der Katastrophe*. Düsseldorf 2002, S. 317 (dort die Anm. 20).

bedeutsame und auszudeutende Rolle auf sich genommen. Sie sind zwar dem Quellenmaterial mit Heine-Bezug nach am wenigsten eindeutig und eingrenzbar, jedoch auch nicht, wie sich in der Heine-Rezeption seit langem gezeigt hat, durch neue Fundstücke beliebig auszuweiten und aufzufüllen.

#### 4.

Ein gewissermaßen klassisch zu nennender Fundus von ‚Gesprächs‘-Texten ist in der Tat von Michael Werner festgeschrieben worden. Die Nummern 297 bis 823 in seinen *Begegnungen mit Heine*, also insgesamt 526 „Berichte der Zeitgenossen“ für den Zeitraum von Mitte 1831 bis Ende 1848 vermögen durchaus einen roten Faden zu bilden zugunsten unterschiedlichster Reflexionen über Heines Stellung und Wirkung als Vermittler zwischen deutschen und französischen Verhältnissen wie Ansichten. Was bei den Rezensionen der heineschen Werke auffällt, liegt im Verhältnis der Wirkung zueinander verborgen. Denn zwar ist in der möglicherweise insgesamt nicht erwarteten Masse an Quellenmaterial im deutschsprachigen Bereich die Aufnahme Heines beim Publikum nicht erschöpft, auch die französische Presse würdigt sein Schaffen zumal während der Pariser Periode. Dennoch verhalten sich diese Spuren französischen Ursprungs nur etwa wie ein Zehntel zum Gesamtbestand solcher Presstexte aus deutschen Quellen mit ihrer im übrigen (gerade im Vergleich zur französischen Heine-Kritik mit ihrem starken Paris-Bezug) ausgesprochen dezentralen Herkunft. Die Vielstaaterei in Deutschland hatte eben auch eine unübersichtliche und kleinteilige Presselandschaft zur Folge.

Anderes gilt, was die deutschen und französischen Quellenfunde angeht, für die ‚Gespräche‘. Auch hier überwiegen eindeutig die Berichte von Deutschen für Deutsche. Dennoch besitzen französische Stimmen ein sehr viel größeres Gewicht. Gut ein Fünftel der dargebotenen bzw. als relevant empfundenen Berichte (aber eben auch nur gut ein Fünftel) aus dem in Frage stehenden in Paris und Frankreich verbrachten Zeitraum sind französischen Quellen geschuldet (ca. 115 von Mitte 1831 bis Ende 1848). Aus diesem Verhältnis wird allerdings augenfällig, dass es sich beim Schriftsteller Heine in Paris immer um einen der großen deutschen Autoren außerhalb Deutschlands und erst in zweiter Linie auch um einen nicht gerade unbedeutenden, als gewissermaßen französisch zu

empfindenden Schriftsteller handelt. Es ist auch zu bedenken, dass sich Heines Funktion nicht in einem freien Schriftstellerdasein erschöpft. Trotz der Familienunterstützung hätte er ohne regelmäßige weitere Einnahmen durch seinen Verlag, aber auch aus dem journalistischen Arbeitsbereich gar nicht, und zumal nicht in Paris, leben können.<sup>15</sup> Er ist Korrespondent und wird beispielsweise als solcher in den *Erinnerungen aus Paris. Im Jahr 1831*, die von dem aus Süddeutschland stammenden Friedrich Seybold verfasst wurden, auf eher zweifelhafte Art beschrieben. Die vorurteilsvolle und abfällige Analyse Seybolds richtet ihren Blick allerdings auf die Vermittlertätigkeit Heines und seine Einflussnahme auf die politische Meinungsbildung. Der Text ist auszugsweise freilich nicht bei Werner zu finden, wo er möglicherweise, obgleich wirklich nur am Rande, auch hätte Platz haben können, sondern in der Sammlung *Heinrich Heines Werke im Urteil seiner Zeitgenossen* von Galley und Estermann. Es heißt dort:

Wir lernten einen Correspondenten der *Augsburger allgemeinen Zeitung* kennen – einen Juden, der mit Gott und der Welt correspondirt und viel Geld verdient, aber doch, nach der sparsamen Weise seines Volks, nur in einem schlechten Stübchen im fünften Stock um 30 Franken monatlich wohnt. Dieser Mensch hat durchaus keine bedeutenden Verbindungen, aber besitzt die Gabe, seine Ohren nach allen Seiten zu spitzen und aus dem Gehörten Correspondenzartikel für deutsche Blätter zu schmieden. Das deutsche Publikum ist zum Theil noch einfältig genug, auf solche sogenannte Privatcorrespondenzen öffentlicher Blätter großen Werth zu legen, und es gibt viele Leute, welche namentlich die Correspondenten der *allgemeinen Zeitung* für höchst bedeutende und wohl unterrichtete Staatsmänner halten, aus deren Artikeln sich der Stand der Tagespolitik entziffern lasse. [...] Der Jude der *allgemeinen Zeitung* muß im Sinne des *Juste-Milieu* correspondiren, denn da die *allgemeine Zeitung* *allgemein* seyn muß, so hat Herr von Cotta jedem seiner Correspondenten seine Rolle angewiesen: der ist *ultra*, der *Juste-Milieu*, der *halbliberal*, denn ganz liberal zu seyn ist nicht gestattet, da es gegen den Geist und Ton des Blattes anstoßen würde. Der Jude hat bisweilen einen Anflug von Liberalismus, aber er darf nicht aus der

<sup>15</sup> Vgl. zu diesem nicht unwichtigen finanziellen Komplex die grundlegende Untersuchung von Michael Werner: *Genius und Geldsack. Zum Problem des Schriftstellerberufs bei Heinrich Heine*. Hamburg 1978 (Heine-Studien).

Rolle fallen und muß ihn pflichtmäßig unterdrücken; er macht auch Artikel in das Morgenblatt.<sup>16</sup>

Hier ist das Terrain beschrieben, auf dem Heine teilweise zu Beginn seiner französischen Laufbahn und auch später noch eingestandenmaßen so reaktionsschnell wie erfolgreich ebenfalls tätig zu sein hatte. Seine gar nicht genug zu rühmenden Sammelbände der *Lutezia* aus dem Jahre 1854 mit den aus früheren Korrespondenzartikeln stammenden und überarbeiteten Berichten über französische „Politik, Kunst und Volksleben“ sind aus diesem Kontext heraus entstanden. Der kritische Ton der Reiserinnerung Seybolds findet übrigens auch in vielen Texten anderer Personen aus den ‚Gesprächen‘ Raum. Es ist durchaus nicht davon auszugehen, dass Rezensionen und Besprechungen eher distanziert, dagegen Quellen mit dem Signum ‚Gespräch‘ eher positiv gestimmt wären. In der Stimmungslage von jubelnd bis ablehnend sind sich beide Quellenbereiche sehr ähnlich.

## 5.

Dass Heines jüdische Herkunft immer von Belang blieb, ist übrigens nicht nur eine deutsche Spezialität. Alfred de Vigny notiert für die Begegnung im Jahre 1832 und ist damit Seybold sehr ähnlich, Heine sei Jude; er gefalle ihm nicht, er finde ihn kalt und böse. „Er ist einer der Ausländer, die den Ruhm in ihrem eigenen Land verpaßt haben und nun in einem anderen daran glauben machen wollen.“ (W I, 263) Oder anlässlich einer Verstimmung zwischen Heine und Edgar Quinet schreibt dieser am 23. Dezember 1837 an seine Mutter, sie wisse ja, dass Quinet sich mit Heine überworfen glaubte. Das sei „keineswegs“ der Fall: „Gestern kam er zu mir mit seinem schmerzlichsten jüdischen Lächeln“; Quinet habe ihn darauf angesprochen, dass Heine auf ihn wütend sei. Das stimme, habe Heine lachend geantwortet, aber er sei hier, weil er um eine Gefälligkeit bitten wolle, die darin bestanden habe, „die Übersetzung eines Teils seiner Gedichte zu überprüfen“. Quinet folgte dann in einem Persönlichkeitsvergleich zwischen dem polnischen, ebenfalls emigrierten Nationaldichter und dem Dichter aus Deutschland: „Mickiewicz und Heine sind zwei Antipoden, wie man sie sich

<sup>16</sup> Galley/Estermann [vgl. Anm. 4], Bd. II (1830-1834), S. 84f.

verschiedener nicht denken kann: Engel und Dämon stehen sich in ihnen gegenüber.“ (W I, 360)

Man könnte angesichts solcher feinen Mechanismen versucht sein, ein imaginäres Gespräch über Heine in Paris gespiegelt zu sehen in einer sehr viel später erfundenen Unterhaltung über die Romanfigur Charles Swann in *Swanns Welt*, wo Marcel Proust in seinem großen Roman *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* beim Gespräch zwischen der Marquise de Gallardon und der Prinzessin des Laumes die erstere sich über Swanns Anwesenheit im Hause der Madame des Saint-Euverte mokieren lässt: „ich weiß schon, er ist gescheit, fügte sie hinzu, als meine sie damit, er sei geschickt, aber das macht nichts, ein Jude ausgerechnet bei der Schwester und Schwägerin von zwei Erzbischöfen!“ Das Gespräch wird folgendermaßen beendet:

– Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich mich nicht daran stoße, bemerkte die Prinzessin des Laumes. – Ich weiß natürlich, er ist getauft, sogar seine Eltern und Großeltern schon. Aber man sagt ja immer, daß getaufte Juden noch mehr mit ihrer Religion verbunden bleiben als die anderen, daß sie sich nur verstellen, ob das wohl stimmt? – Ich bin für diese Frage gar nicht kompetent.<sup>17</sup>

Ähnlichkeiten mit diesem Romangespräch finden sich im analogen Sinne nach seiner die Herkunft wenigstens konstatierenden Struktur und den damit verknüpften Vorurteilen tatsächlich immer auch in den Quellen zu den ‚Gesprächen mit Heine‘. Was diesen auf die jüdische Herkunft bezogenen Aspekt angeht, besitzt Heine in der öffentlichen Wirkung nicht nur Ähnlichkeit mit der Romanfigur Swann, sondern sogar mit dem ihm ansonsten eher fernen Felix Mendelssohn Bartholdy, der seinerseits dem eleganten literarischen Nachfahren Swann meines Erachtens auf frappierende Weise ähnelt.<sup>18</sup> Insofern haben sich die Zeiten mit ihren unterschwelligem Vorurteilen oder gar eliminierenden Absichten nur bedingt gewandelt.

Andererseits darf nicht vergessen werden, dass sich Heine während der Pariser Zeit trotz mancher Reserven im Umgang mit jüdischen Kol-

<sup>17</sup> Marcel Proust: *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. Bd. 2: *In Swanns Welt* 2. Frankfurt a.M. 1974, S. 443.

<sup>18</sup> Vgl. Kruse: „Verzeiht den schändlich schlechten Brief“. Felix Mendelssohn Bartholdy als Briefschreiber. – In: Ernst Herrtrich u. Hans Schneider (Hrsg.): *Festschrift Rudolf Ehlers zum 60. Geburtstag*. Tutzing 1985, S. 331-347, hier bes. S. 331 u. die zugehörige Anm. 1, S. 344.

legen aufgrund gemeinsamer Erfahrungen besonders frei und einvernehmlich bewegen konnte. Das zeigt z.B. der Besuch des dänischen Schriftstellers Meir Aron Goldschmidt im Juli 1850 („Meine Empfehlung bei ihm war, daß ich Jude war, – ein Blick und einige wenige Worte“; W II, 186).<sup>19</sup> Aber auch die zwischen Sympathie und Abwehr angesiedelte Charakteristik durch Anton Alexander von Auersperg (Anastasius Grün) in einem Brief an Eduard von Bauernfeld enthält eine Anspielung auf die unausweichliche Schicksalsgenossenschaft, wenn er Heine für den November 1837 als einen der „liebenswürdigsten, aber zugleich characterlosesten Menschen“ beschreibt, den er vor den Spießbürgern zwar in Schutz nimmt, da sie ihm aus Unkenntnis der Pariser „Sitten und Verhältnisse“ und aus „schwäbische[r] Prüderie“ wegen seiner Liaison mit Mathilde eine „Immoralität des Lebenswandels“ vorwerfen, jedoch Heines Umgang scharf kritisiert:

Seine Schattenseite und zugleich sein Unglück ist seine Umgebung, ein schauerliches Mischmasch von politischen Flüchtlingen, Dichterlingen, verunglückten Handelscommis‘, Pflastertretern und Abenteurern aller Art, meistens Juden, so daß ich immer in große Verlegenheit komme, wenn ich Diesen fragen will, ob Jener ein Jude sei, da Dieser höchst wahrscheinlich selbst einer ist (W I, 357).

## 6.

Man muss sich weiterhin vor Augen halten, dass manche der ‚Gesprächs‘-Berichte das schreckliche, vom Leiden bestimmte Ende Heines schon kennen, so dass im Gegensatz zur Unbeweglichkeit und Abgeschlossenheit der letzten Jahre ausdrücklich die besonders innige Verquickung seines Pariser Lebens mit den französischen Berühmtheiten wie Gepflogenheiten während seiner gesunden Jahre betont wird, Jahre übrigens, die zufällig mehr als nur halbwegs mit der Zeit zwischen den Revolutionen zusammenfallen. Dabei wird Heine von vornherein eine herausragende Rolle zugewiesen, selbst wenn man seine Position, wie im gerade herangezogenen Beispiel aus der Memorabilienliteratur bei Galley

<sup>19</sup> Kruse: „Man ist Poet oder man ist es nicht“. Heines Begegnung mit der dänischen Literatur. – In: Ders.: *Heine-Zeit*. Stuttgart u. Weimar 1997, S. 104-124, hier bes. S. 106.



und Estermann, gelegentlich zu relativieren versucht. Dass die Quellentexte oft sehr viel später niedergeschrieben wurden, als die Begegnungen stattgefunden haben, verschiebt selbstverständlich manche Perspektive. Den Autoren ist eine solche Veränderung von Interessenlagen in der Zeit des stattgehabten Gesprächs und der verzögerten Niederschrift oft genug selbst bewusst. Der aus Ungarn stammende Karl Maria Kertbény beispielsweise bemerkt in seinen erst nach Heines Tod geschriebenen und gedruckten Erinnerungen über seine Unterhaltungen mit Heine und der damals, im Februar und März 1847, „kaleidoskopartig“ wechselnden Anteilnahme an den Gesprächsgegenständen ausdrücklich, dass Heine über Dinge gesprochen habe, die im Nachmärz kaum mehr von Interesse sein dürften (W II, 28). Die speziellen Stellungnahmen, die dem Rahmen des gedruckten Werks mündliche Varianten an die Seite stellen, interessieren den Literaturhistoriker allerdings schon. Heinrich Laube hält beispielsweise für fast den gleichen Zeitraum fest, Heine habe sich über den politischen Gang in Frankreich in einer Weise geäußert, dass jedermann über ihn als eine ohnehin zerbrochene „Kassandra“ den Kopf geschüttelt habe: 15 Jahre habe Napoleon gewirkt, 15 Jahre der wiederkehrende Bourbone, 17 Jahre der vorsichtige Orleans. Das werde unnatürlich, bald werde „Feuer vom Himmel fallen, wenn’s auf der Pariser Erde keines gibt“ (W II, 61). Als Propheten der Februarrevolution kennzeichnet ihn auch Heinrich Börnstein, der Begründer des *Vorwärts*, in seinen Berichten: Die Revolution sei angesichts des Missjahres 1846, der Finanzkrise von 1847 und des Umsichgreifens des Sozialismus und Kommunismus „unausbleiblich und nur noch eine Frage der Zeit“, habe Heine voller Pessimismus prognostiziert (W II, 93, vgl. 116).

So groß die Unterschiede zwischen den Berichten sind, so lassen sich dennoch erstaunlich gleichmäßige Tendenzen bei den positiven wie negativen Haltungen ablesen. Es bestehen zwischen den ersten Beobachtungen über Heine in Paris bis zu den Aussagen über den bereits erkrankten Dichter im Jahre 1847 gewisse Ähnlichkeiten in Bezug auf seine schwer zu fassende Persönlichkeit. Darum können die folgenden Charakterisierungen gewissermaßen die vormärzliche Zeit Heines in Paris grundieren, weil sie eine Tiefenstruktur anzudeuten vermögen, die oft bei den sonstigen Schilderungen der Oberfläche einer insgesamt glänzenden Lebensperiode zu wenig Beachtung findet. Philarète Chasles spricht Mitte 1831 davon, dass Heine, den er als Beobachter mitsamt einer Mitgift von deutscher Melancholie charakterisiert, ihm als „Rätsel“ erschienen sei, dessen „Lösung“ er zu suchen hatte (W I, 229f.). Das ist

eine spontane Feststellung, die offenbar den Kern trifft. Von Heines Rätselhaftigkeit ist auch in der gegenwärtigen Heine-Forschung gerade von langjährigen Kennern wieder die Rede.<sup>20</sup> Und Alfred Meissner erzählt über seine Begegnung mit Heine seit dem Februar 1847, im Gespräch „mit dem alten kranken Zauberer“ habe er die Krankenstube ganz vergessen (W II, 23), eine Redewendung, die uns aus dem Zusammenhang der Wirkung Thomas Manns auf seine Kinder bekannt ist und die gerade auch jene Einsamkeit und Andersheit anerkennt, die dem Künstler eigen ist.<sup>21</sup>

## 7.

Ohne Zweifel hat Heine seine Stellung in Frankreich trotz aller immer wieder konstatierten Eitelkeit, was seine Selbsteinschätzung und den literarischen Ruhm betraf, richtig eingeschätzt. Frankreich betrachte ihn, sagt er dem elsässisch-jüdischen Schriftsteller Alexander Weill im Jahre 1846, großmütig als seinen Gast; er dürfe hier frei und glücklich leben, dürfe sogar Frankreich als Wall und Außenfront benutzen und von hier aus seine Feinde in Deutschland aufs Korn nehmen (W I, 618). Diese anerkennende und dankbare Haltung Heines nach so vielen Jahren in Paris entspricht genau der liebenswürdigen Akzeptanz, die ihm trotz gelegentlicher Brüche im Bild des aufmerksam und gern empfangenen Gastes von Anfang an entgegen gebracht wurde und die dann auch von den deutschen Parisreisenden als aus dem Rahmen fallend und außerordentlich empfunden worden ist. Ein charmantes französisches Beispiel stammt aus der Feder Théophile Gautiers. Sein Artikel würdigt den deutschen Dichter in der französischen *Reisebilder*-Ausgabe von 1856 durch Erinnerungen an die frühe Zeit in Paris. Gautier war Heine kurz nach dessen Ankunft in Paris vorgestellt worden und hatte damals, wie Gautier dann anschließend ausführlich beschreibt, verständlicher Weise nur wenig Ähnlichkeit mit jener Person, die später unbeweglich vor ihm gelegen hätte „wie eine Leiche, die darauf wartet, in den Sarg gebettet zu werden“.

<sup>20</sup> Vgl. Manfred Windfuhr: *Rätsel Heine. Autorprofil – Werk – Wirkung*. Heidelberg 1997.

<sup>21</sup> Vgl. z.B. Hermann Kurzke: *Thomas Mann. Das Leben als Kunstwerk. Eine Biographie*. München 1999, S. 300 u. 441.

Heine, so malt Gautier seinen Bericht genussvoll aus, sei in seinen Pariser Anfängen ein schöner Mann von 35 oder 36 Jahren gewesen, allem Anschein nach von robuster Gesundheit, und man hätte ihn für einen germanischen Apollo halten können, wenn man seine hohe, weiße Stirne sah, die rein wie ein Marmortisch gewesen und von reichen blonden Haaren überschattet worden sei. Seine blauen Augen hätten voller Klarheit und Geist gefunkelt, seine runden, vollen Wangen wären elegant geschwungen gewesen und hätten nichts besessen „von jener bleifarbenen Blässe der Romantik, die damals in Mode war“. Im Gegenteil hätte auf ihnen klassisch die frischeste Röte geblüht. Seine fast griechische Nase sei leicht hebräisch gebogen gewesen, ohne dadurch ihre Reinheit zu verlieren, bei Ruhe wären seine Lippen wohlgeformt und reizend gewesen, aber wenn er gesprochen habe, seien aus ihrem roten Bogen spitze mit Widerhaken versehene Pfeile und sarkastische Wurfspieße geschwirrt, schreibt Gautier in seiner uns zwar übertrieben anmutenden, aber mit anderen nüchternen Charakteristiken durchaus übereinstimmenden Eloge.

Nie sei einer unerbittlicher und grausamer gegen die Dummheit gewesen. Eine leichte heidnische Körperfülle, die später einer ganz christlichen Magerkeit gewichen sei, habe seine Formen gerundet; er habe weder Kinn- noch Schnauz- noch Backenbart getragen, habe nicht geraucht, auch kein Bier getrunken und wie Goethe diese drei Dinge verabscheut. Er sei damals ganz vom Geiste Hegels erfüllt gewesen; wenn er den Glauben zurückgewiesen habe, dass Gott Mensch geworden sei, habe er dafür ohne weiteres angenommen, dass der Mensch Gott geworden sei, und habe sich dementsprechend verhalten. Gautier habe Heine während seiner göttlichen Periode oft gesehen, der ein charmanter Gott gewesen sei, dabei boshaft wie ein Teufel – und gleichzeitig sehr gutmütig. Offenbar hat Gautier seine sprühende Unterhaltung genossen; Heine habe Geld und Gesundheit verschwendet, noch mehr aber seinen Geist. Obgleich er sehr gut französisch gesprochen habe, so habe er sich doch ab und an den Scherz erlaubt, seine Sarkasmen in einen starken deutschen Akzent zu kleiden, den wiederzugeben „die seltsamen onomatopoetischen Bilder Balzacs“ erfordern würde, mit welchen er in seiner *Menschlichen Komödie* den Baron de Nucingen sprechen lasse (womit wir auch hier wieder bei der jüdischen Herkunft wären wie beim oben bereits beschworenen Swann); das habe dann unwiderstehlich komisch gewirkt: „Aristophanes und Eulenspiegel in einer Person“. (W I, 272f.)

Heine, der in den französischen Anfangsjahren sowohl unter deutscher Bespitzelung und zwar bei Verwendung des für ihn gewählten Decknamens „Buch“ zu leiden hatte (W I, 280), aber auch unter französischer polizeilicher Aufsicht stand (W I, 284), nahm für kosmopolitisch eingestellte Kenner wie den Fürsten Hermann von Pückler-Muskau von Anfang an eine besondere Position in Frankreich ein. Pückler nennt ihn deshalb bereits im Sommer 1834 „unsern modernen Lichtenberg in Paris“ (W I, 289). Die französische Entsprechung, die just einen Sommer später für das Jahr 1835 in den freilich gut 40 Jahre später geschriebenen Erinnerungen von Caroline Jaubert erfolgt, liegt im Vergleich mit Voltaire. Heines Geist, „der um des schneidigen, witzigen oder verschmitzten Zuges halber so oft mit Recht demjenigen Voltaire’s verglichen wurde“, habe in der Unterhaltung „nicht immer die ächt französische Leichtigkeit“ besessen. Der Dichter habe es nicht verstanden, „ein Thema fallen zu lassen“, sondern sei „immer wieder darauf zurück“ gekommen. (W I, 305f.) Diese deutsch-französische literarhistorische Linie ist trotz der letzten Einschränkung insofern wichtig, als Heines französische Existenz überhaupt von deutscher wie französischer Seite den weltläufig witzigen und intellektuellen Anstrich erhält, der ihn zu einem herausragenden Beispiel der aufklärerischen Tradition für beide Seiten macht. Mit Recht war darum ein neuer, von der französischen Presse interessiert verfolgter Versuch, Heine den Franzosen nahe zu bringen, wie Gerhard Höhn ihn 1994 vorgelegt hat, auf seine Rolle als moderner Intellektueller ausgerichtet.<sup>22</sup>

## 8.

Bevor weitere deutsch-französische Betrachtungen sich den inhaltlichen Aspekten mit teilweise symbolischem Charakter zuzuwenden haben, soll ein umfangreicheres, real leider nie überliefertes und nur den Berichten zu entnehmendes ‚fotografisches‘ Bild Heines jener französischen Jahre umrissen werden, wie es sich aus manchen Berichten ergibt, die den Beobachtungen von Gautier allerlei Einzelheiten hinzuzufügen vermögen. Selbst bei diesen physiognomischen oder gestalthaften Beobachtungen spielt Heines Sonderstatus als deutscher Schriftsteller in Paris eine Rolle. So hat ihn Oskar Ludwig Bernhard Wolff, der ihn aus seiner frü-

<sup>22</sup> Gerhard Höhn: *Heinrich Heine. Un intellectuel moderne*. Paris 1994.

hen Hamburger Zeit der ersten 1820er Jahre kannte<sup>23</sup> und nicht müde wurde, vor allem zu betonen, dass in Heine „nichts, durchaus nichts Kleinliches“ sei, ein gutes Jahrzehnt später im Frühjahr 1835 im Vergleich zu früher körperlich noch „wenig verändert gefunden“. Er spricht von Heines „mittlerer Größe“, sagt, dass der Dichter „wohl gebaut, rasch, aber keineswegs unstät in seinen Bewegungen“ gewesen sei, nennt auch das dichte hellbraune, nicht lockige Haar, beschreibt allerdings die funkelnden Augen „unter einer sehr schönen geraden Stirn“ als hellbraun, wobei sie „auf den ersten Augenblick weil er kurzsichtig ist, klein“ gewirkt hätten; sein Mund, „auf dem beständig der Zug feiner Ironie ruht, selbst wenn er ernst oder mit Leidenschaft“ spreche, mache „einen höchst angenehmen Eindruck“. Wolffs Resümee lautet: „Die ganze äußere Erscheinung Heine's ist durchaus einfach; in seiner Kleidung, in seinem Auftreten auch nicht die mindeste Spur von Gesuchtheit, oder Affectation, dagegen desto mehr Sicherheit.“ Ihn werde „nicht leicht etwas irre machen; mit seinem feinen Lächeln zerstört er ruhig und ironisch die geschliffenste französische Intrigue, so wie die plumpste deutsche Grobheit, so bald sie sich ihm störend oder feindlich in den Weg stellen.“ (W I, 293)

Verwandlungen finden dann allerdings durchaus statt. Nicht immer kann Heine, wie Ludwig Wihl ihn noch für den Herbst 1837 bei einem Zusammentreffen in der Deutschen Leseanstalt Bär und Ettingshausen schildert, derart „jugendkräftig“ aussehen, dass er schlussfolgern kann: „Das ist nicht der Mann, den die Wurfscheibe des Lebens zerschmettert, das ist eine Muskulatur, die eher auf einen Ringer, als Dichter schließen läßt.“ (W I, 353) Heine wird reif und gesetzt, oder, wie Laube es in einem Brief aus dem Juni 1839 an Varnhagen ausdrückt: „Er ist dick, wohl und rüstig“ (W I, 407), oder an anderer Stelle, Heine mute ganz an „wie ein französischer Abbé“ (W I, 437; vgl. aber z.B. auch die schöne Beschreibung von Laube, W I, 434f.). Dem Dichter der ‚Matratzengruft‘ geht nämlich ein Schriftsteller voraus, dem das Pariser Wohlleben mehr als anzusehen war. Der Maler Friedrich Pecht, der durch Laube sowohl Richard Wagner wie Heine in Paris kennengelernt hatte, wird (einschließlich eines antisemitischen Blicks) besonders deutlich. Während er in seinen Erinnerungen für den Dezember 1839 anlässlich eines Dinners im Restaurant Brocci gegenüber der Pariser Oper von Heines bildschöner Begleiterin Mathilde schwärmt, die toll, naiv-anmutig und unwissend wie

<sup>23</sup> Vgl. Kruse: *Heines Hamburger Zeit*. Hamburg 1972, S. 190-193.

ein Kind „sowohl die unendlich geistvolle, aber ziemlich verblühte Frau Laube, als die seelengute, aber etwas hausbackene Frau Wagner“ verdunkelt habe, dabei allerdings „mit ihrer üppigen Figur und dem wundervoll matten, sammtartigen Teint ein bloßes Schaugericht, aber ein entzückendes“ geblieben sei, geht er mit dem deutschen Landsmann hart, wenngleich voller Bewunderung ins Gericht. Heine habe seine Begleiterin Mathilde „auch kaum viel anders wie einen Kanarienvogel“ behandelt, sie „aber trotzdem offenbar zärtlich“ geliebt. Dann folgt die Heine-Charakteristik des Malers, die ausführlich herangezogen zu werden verdient:

Ihn selber hatte ich mir niemals so sehr als blinzelnden Jupiter vorgestellt. Aber ein Jupiter mit viel zu kurzen Beinen allerdings, dem sein wohlgenährtes Bäuchlein wie sein behäbiges Auftreten das Aussehen eines Bonvivants gab. Er war damals in seiner vollen Kraft [...], aber trotz seines herrlichen Dichterkopfes mit der mächtigen Stirn, der Adlernase und dem sinnlichen, aber sehr anmutig zuckenden Mund machte er keinen eigentlich imponierenden Eindruck, weil er, sehr kurzsichtig, seine an sich schönen Augen immer unangenehm zusammenkniff, sie nur selten aufschlug, und weil er seine jüdische Abstammung, von der in seinem blonden und blauäugigen, ganz germanischen Kopf keine Spur zu entdecken war, umso deutlicher durch seine schlechte Haltung aussprach, da er, obwohl von Hause aus breit und gut gebaut, doch den schleppenden, nachlässigen Gang seiner Rasse hatte. Er sprach fast nie zusammenhängend, sondern machte nur immer Ausfälle und unendlich drollige Bemerkungen, besonders wenn er durch Widerspruch gereizt ward. Auch brachte er offenbar immer schon einige kostbare Witze fertig mit und leitete die Unterhaltung dann so, daß er sie wirksam anbringen konnte (WI, 425f.).

Pecht kommt zu dem Schluss, dass das Gespräch zwischen Laube, einem „Meister in scharf zugespitzter Sprechweise“, sowie Wagner, der „im sprudelnden Erzählen seinesgleichen suchte“, und Heine „allerdings wohl eines der glänzendsten“ gewesen sei, „die ich je gehört“. Auch die übrigen Tische seien ganz Ohr gewesen. Sie waren nämlich zufällig von Deutschen besetzt, so dass der kleine Gesprächskreis durchaus nicht „unbelauscht“ gewesen sei. Immerhin hätten somit selbst „spionierende“ Landsleute Zeugen der lebendigen Unterhaltung werden können.

Heine wird an anderer Stelle als kleine, untersetzte, behäbige Figur geschildert, die eher einem wohlhabenden Makler gehöre als dem vielleicht

größten deutschen Dichter (Gustav Adolph Vogel 1842; W I, 506). Ähnlich betont der Düsseldorfer Arzt und Schriftsteller Wolfgang Müller von Königswinter 1842 die behäbige „Außenseite“ eines Geschäftsmannes mit ziemlich fettem Gesicht, kleinen Augen und Brille; „sein etwas feister Leib und seine durchaus nicht reizenden Bewegungen verleugneten eher die leichte, neckische, übermüthige Psyche, die dies Gefäß zur Wohnung auserkoren hatte“. (W I, 503) Arnold Ruge beschreibt ihn beispielsweise für den August 1843 als „kleines, etwas corpulentes Männchen“, unbefangen, eine freundliche Erscheinung mit kleinen schlaun Augen: „Man war sofort mit ihm vertraut“ (W I, 523). Edouard Grenier sieht ihn einige Zeit vorher im Lesekabinett, wo man ihn für einen braven „Spießbürger aus dem Norden, mit einem leicht germanischen Accent“ halten konnte, „nichts an ihm verriet den Dichter oder den Künstler, oder selbst nur den Weltmann“ (WIR, 496f.). Solche Beschreibungen widersprechen jeder romantischen Verklärung. Der Realismus in der Heine-Schilderung muss damals sehr krasse Formen angenommen haben. Jedenfalls hatte der französische Anthologist Nicolas Martin offenbar Anfang der 1840er Jahre sagen hören, dass sich Heines „feinsinniger Geist letzthin in einen recht dicken Körper vermummt habe“; er habe Heine überrascht darauf angesprochen, „in ihm nicht das Fettleibigkeitsideal vorzufinden“, das er sich vorgestellt habe, worauf Heine geantwortet haben soll: „Auch das ist noch eine der zahlreichen Verleumdungen, deren Opfer ich bin.“ (W I, 519)

Friedrich Hebbel war da in Paris gnädiger; er nennt seinen Kollegen Heine, den er als Freimaurerfreund entdeckte (vgl. den Bericht von Weill, allerdings erst das Jahr 1846 betreffend, der erklärt, Heine sei durch seinen Arzt, Direktor einer Heil- und Pfllegeanstalt, Mitglied einer Freimaurerloge geworden; W I, 620)<sup>24</sup> und der einen unerwartet günstigen Eindruck auf ihn gemacht hatte, im Brief an seine Freundin Elise Lensing vom 16. September 1843 „etwas angeründet, aber keineswegs dick“; sein Gesicht mit den kleinen scharfen Augen flöße Zutrauen ein (W I, 528). Sein Verleger Julius Campe gar konstatiert beim ersten Besuch Heines in Hamburg in einem Brief an Karl Gutzkow vom 23. November 1843:

Heine finde ich fast ganz unverändert, *ohne* dicken Bauch u[nd]  
alle die Betisen welche man über ihn in den Cours gesetzt hat.

<sup>24</sup> Vgl. Marcel Thomas: Heine Franc-Maçon. – In: *Internationaler Heine-Kongress 1972. Referate und Diskussionen*. Hamburg 1973, S. 155-164 (Heine-Studien).

Verändert ist er allerdings, 13 Jahre ist er älter, ruhiger, besonnener, männlicher u[nd] anspruchsloser, kurz nett u[nd] durchaus liebenswürdig ist er geworden (W I, 536).

Ganz so spurlos war die Zeit, wie wir gesehen haben, dennoch am Dichter nicht vorüber gegangen. Zwar sei er ein Hypochonder, der sich immer kränker glaubte, als er wäre, stellt ein Zeitgenosse im Herbst 1845 fest, aber sehr leidend sei der Dichter durchaus (Anonym; W I, 577). Für Anfang 1846 heißt es dann bei Ferdinand Meyer, der ihn 16 Jahre nicht gesehen hatte, dass er zu seiner Verwunderung den schlanken, interessanten jungen Mann, mit dem sarkastisch feinen Lächeln, dem blassen feingeformten Gesichte, dem geistreich verschmitzten Auge, in einen fast unförmlich starken, beinah gänzlich erblindeten alten Mann verwandelt wiedergefunden habe, „dessen lebhaftes Mienenspiel gänzlich verschwunden war“. (W I, 582) Im September desselben Jahres schreibt Friedrich Engels über den Dichter, der aus dem Urlaub in Bagnères und Barèges zurückgekehrt war, Heine sei auf den Hund gekommen und mager geworden wie ein Gerippe; sein Aussehen sei „durch einen ergauenden Bart noch kuriose gemacht“ und stimme jeden „höchst trauerklötig“ (W I, 624f.). Caroline Jaubert berichtet dann für Ende 1846 in einem Brief an die Prinzessin Cristina di Belgiojoso, man habe ihr einen alten Herrn gemeldet. Es sei der mit beiden befreundete deutsche Dichter gewesen: Heine sei krank, habe sich einen Bart stehen lassen [das Rasieren machte ihn nervös, wie schon im Frühjahr berichtet wird; vgl. Ferdinand v. Strantz; W I, 591, aber auch Engels, W I, 625] und seine jüdische Abstammung trete an seiner ganzen Erscheinung jetzt plötzlich zutage. Die anschließende Charakterisierung seines psychischen Zustandes trifft dann eigentlich bis zuletzt zu: „Trotz allem hat er sich seine volle, überragende Energie und den unabhängigen Geist bewahrt, den ich so sehr an ihm bewundere.“ (W I, 629).

## 9.

Wie sehr sich dieser deutsche Schriftsteller von Anfang an in die Pariser Gesellschaft integriert hat, zeigen viele Berichte von deutscher und französischer Seite aufs überzeugendste. Ja, Heine wurde, auch wenn die oben beschriebenen Vorbehalte auf Grund der jüdischen Herkunft nicht vergessen werden dürfen, zweifellos von seinen deutschen und französischen Besuchern und Bekannten, Freunden und Kritikern für das leib-



haftige Vorbild der deutsch-französischen Parallele oder gar Symbiose gehalten. Unter den deutschen Emigranten spielte er offensichtlich eine Sonderrolle.<sup>25</sup> Gewiss hat zu diesem reibungslos erscheinenden Wechsel von Hamburg nach Paris der familiär grundierte Kontakt zu den Familien Valentin und Leo, später zu den Furtados und Foulds beigetragen. Allerdings zerstörte die spektakuläre Erbschaftsgeschichte nach dem Tode seines Onkels Salomon in Hamburg nicht nur Heines Gesundheit (so Weill, W I, 568), sondern auch die Beziehungen zu den weitläufigen Verwandten in Paris, für die er dann kurzerhand nur noch eine „Cannille“ war (ebenfalls Weill, W II, 104f.). Wenn auch ein „geistreicher Franzose“, wie August Traxel im Dezember 1834 festhält, versichert habe, Heine sehne sich nach Deutschland (W I, 290), oder Ludwig Bechstein als Reisegefährte von O.L.B. Wolff Ende März 1835 ebenfalls das Deutschland-Thema anschlägt, wobei Heine sich mit dem Tannhäuser im Venusberg vergleicht („die Zauberfei giebt mich nicht los“), und Bechstein seine Reminiszenz mit gewissermaßen kindlicher Dramatik beschließt („Deutschland ist eine großmüthige Mutter, sie wird ihm vielleicht die Wunden verzeihen, die ihr der Sohn geschlagen“, W I, 292), so ist doch bald in den Berichten der Zeitgenossen von Heines Pariser Weltläufigkeit die Rede. Mit lebenswürdiger Genauigkeit kam er allen gesellschaftlichen Verpflichtungen nach, schreibt Caroline Jaubert für den April 1835 (W I, 298). Rosa Maria Assing, die Hamburger Freundin und Schwester Karl August Varnhagens, weiß im Juli 1835 ihrem Manne von Heines hervorragender Position in Paris zu berichten. Heine habe „durchaus ernst, tief, verständig, geistreich, sinnig“ gesprochen: „ich wollte diejenigen, die ihm immer Frivolität vorwerfen, hätten ihn gehört und gesehen.“ Dann folgt die Einschätzung der heineschen Lage, die der den Dichter achtenden, aber ihm durchaus, wie ihre Schwägerin Rahel, ebenso kritisch belegenden Beobachterin zweifellos ehrlich und eindringlich gelingt:

Es geht ihm übrigens hier über die Maßen gut, und daß er nicht nach Deutschland zurückverlangt, ist zu begreifen. Er lebt hier in der geistreichsten und gewähltesten Gesellschaft, in den ersten Kreisen, in denen, wie vom Publikum, sein Geist und Talent volle Anerkennung findet (W I, 310).

<sup>25</sup> Vgl. Jacques Grandjonc: Die deutschen Emigranten in Paris. Ihr Verhältnis zu Heinrich Heine. – In: *Internationaler Heine-Kongreß 1972* [Anm. 24], S. 165-177.

Offenbar war Heine auf seinen Status, zumal als Freund von George Sand, so stolz, dass er beispielsweise August Lewald zu George Sand geschleppt hatte, der überhaupt Heines Pariser Leben literarisch auszu-beuten wusste, aber von der französischen Schriftstellerin eher als Zumutung empfunden wurde. Heine habe, wie sie der ihr vertrauten und als einzige deutsche Schriftstellerin bekannten Helmina von Chézy schrieb, sie im Frühjahr 1836 wie einen Zirkushund vorgeführt! (vgl. W I, 319-323) Theodor Mundt missfiel die Art, wie Heine die Artikelfolge über Religion und Philosophie in Deutschland so allgemein verständlich darbot, „daß selbst junge Pensionairinnen und Nähmamsells es mit Vergnügen lesen und nachher sagen können: wir verstehen nun die ganze Philosophie“. Doch gibt er selber die vermittelnde Funktion zu bedenken, in der sich Heine befand:

Es waren freilich Franzosen, für welche Heine die deutsche Philosophie so beschrieb, und dies Publikum fordert in vielen Fällen Rücksicht, ihm ein Ding mundrecht zu machen, wie man Kindern und jungen Mädchen durch Bonbons und Knackmandeln den Schulgang versüßt (W I, 347).

Mundts Verständnis ist freilich, was den französischen Teil angeht, nicht ohne besserwisserische Arroganz.

Dass solche Arroganz auch auf Seiten eines französischen Urteils über Heine auftauchen kann, zumal wenn es um Empfindlichkeiten und Missverständnisse geht, zeigt ein Brief des Naturphilosophen Etienne Geoffroy Saint-Hilaire an George Sand vom 19. Mai 1837. Er habe bei ihr einen ungehobelten Kerl vorgefunden, der auf eine barbarische Weise sprach und dabei „Miene machte als habe man in Bewunderung zu ihm aufzusehen“, er habe von dieser deutschen Art, Voltaire nachzuäffen, nichts zu sagen gewusst; Heine gleiche dem großen Vorbild, wie man von einem Orang-Utang behaupten könne, er gleiche George Sand! (W I, 348). George Sand nimmt anschließend ihren „pauvre cousin“ Heine in Schutz, der nur Dichter sei und von dem sie nicht wisse, ob er überhaupt eine Meinung über die Wissenschaft besitze (W I, 349). Auf diesem Brief notierte Geoffroy dennoch unerbittlich, was den deutschen Schriftsteller betrifft: „sorte d’imbécile“ (vgl. Anm. ,W II, 561). Als Dummkopf wurde ansonsten Heine in Frankreich seltener angesehen. Ludwig Wihl konstatiert für Ende 1837 und Anfang 1838 seinen Pariser Bekanntheitsgrad neben Goethe und Schiller, deren Namen man „radebrecht“, gibt allerdings zu bedenken, dass Heines literarischer Ruhm sehr

einseitig sei: „Der lyrische Heine existirt nicht für die Franzosen, sie kennen nur stück- und übersetzungsweise den Heine mit der klingelnden Schellenkappe.“ (W I, 363) Alexander Weill stellt in seiner Korrespondenz aus Paris für 1839 fest, Heine gelte „bei allen Franzosen von Bedeutung hier für einen Repräsentanten (fast den einzigen) des deutschen Genius.“ Es handele sich bei ihm um einen lustigen gemütlichen deutschen Dichter, der nach genialer Art ein gutes Herz und einen bösen Geist besitze (W I, 409). Wichtige Bemerkungen über seine Stellung zu Frankreich verdanken wir vor allem Heinrich Laube.

Den freundschaftlichen Urteilen Laubes, die aus den unterschiedlichsten Belegen zusammengetragen wurden, sind auch jene Schnittpunkte der deutsch-französischen Existenz Heinrich Heines zu entnehmen, die von besonderem Interesse sind. Heine sei, schreibt Laube in seinen „Memoiren“ für die Jahreswende 1839/1840, die „literarische Vermittelung mit den Franzosen“ ans Herz gewachsen gewesen, „seit die Uebersetzung seiner Gedichte so überraschend günstigen Eingang gefunden hatte in Paris“. Es sei in der Tat erstaunlich, „welche geachtete Stellung er dadurch bei den französischen Schriftstellern erworben hatte“. Der witzig poetische Reiz seiner Schreibweise habe sie in hohem Grade gefesselt. „Sie respectirten ihn höchlich, ja sie fürchteten ihn sogar, wie sie Jedermann fürchten, der mit Geist lächerlich machen kann.“ Heine habe ihn aus wahrer Passion „mit allen literarischen Notabilitäten“ in persönliche Bekanntschaft gebracht. „Alle, auch die sonst verschlossensten Thüren öffneten sich ihm, und die George Sand, Balzac, de Vigny, Victor Hugo, Janin und wie sie weiter hießen, behandelten ihn wie einen Pair.“ Anschließend beschreibt Laube eine Soirée beim Marquis Astolphe de Custine, zu der Heine „in seiner braunrothen Sammtweste, auf welche er stolz war, und weißer Cravatte“ den deutschen Freund schleppte. Da würde er, erklärte Heine lachend, den ganzen „Krempel“ an Berühmtheiten finden. Der Marquis als Autor eines Buches über Russland sei nur ein „halber Literat“, also müsse er für „vollen Besuch“ sorgen. Laube habe dort auch wirklich Balzac, Lamartine, das Ehepaar Girardin und „tutti quanti“ gesehen und mit allen habe Heine gescherzt „wie ein eingeborener Franzos“. Besonders Eindruck gemacht habe ihm der unkonventionelle Balzac, den „dieser geputzte Plunder von Geselligkeit“ gar nicht interessiert habe. Er bewundert sein gutmütiges Lächeln und hört erstaunt zu, „wie er im bequemsten Geschwätz mit Heine tänzelte“. Heine habe nach solchen Gesellschaften die Leute gegeißelt, mitunter aber auch gepriesen. (W I, 424f.) Solche Schilderungen des

Pariser Lebens gibt es von Laube auch an anderer Stelle, so über den Besuch bei George Sand, wo er Chopin trifft und anschließend auch Lamennais (W I, 427-432). Zumal dem vorzeitigen Nekrolog aus Laubes Feder vom 6. August 1846 darf man trotz des Irrtums und angesichts des Versuchs positiver Nachrede, was die Stellung Heines in Frankreich betrifft, trauen. Hier heißt es, ihm hätten sich „alle Pforten geöffnet“, ja „alle Arme“: „er gehörte ganz und gar und ohne Vorbehalt zu der glänzenden Familie von französischen Notabilitäten, welche sonst gegen den Ausländer so kühl und so höflich sind“. Der literarische Konservatismus sei dort eingewurzelt:

Man ehrt dort sich und seine Nation in treuer Wertschätzung dessen, was jemals die Nation ausgezeichnet hat, und in demselben Geiste betrachteten dort George Sand, Hugo, Lamartine, Thiers, Mignet, Balzac, Dumas, und wie sie weiter heißen, den deutschen Autor Heinrich Heine, von dem sie nur Bruchstücke kannten; an der Kralle erkannten sie den Löwen, und es war ihnen immerdar zweifellos, daß er eine geistige Macht ersten Ranges und als solche zu behandeln und zu achten sei.

Die Franzosen hätten ihn so gern „für einen adoptierten Franzosen“ ausgegeben; Heine habe jedoch bei Streitgesprächen über „deutsche Wissenschaft und Kunst und Sitte“ nicht den geringsten Zweifel übrig gelassen, „daß er kein Franzose, sondern ein im letzten Grunde vollkommen deutsches Menschenkind sei“. (W I, 432f.) Heine sei unter seinen französischen Kollegen diesen durchaus ähnlich, heißt es bei Laube an anderer Stelle. So lange die gegenseitige Abneigung nicht schriftlich und grell manifestiert werde, verdeckten die französischen Autoren die inneren Antipathien geflissentlich und zeigten sich freundlichst als Männer von Welt, „die Höflichkeit einschiebend als einen Wall von Blumen“; davon habe auch Heine viel mehr gelernt, als Laube ihm zugetraut habe, „und sein artiger Umgang mit französischen Poeten, deren Poesien ihm gar nicht zusagten, verrieth keinen Zug des rücksichtslosen deutschen Schriftstellers“ (W I, 433f.). Zum deutschen Schriftsteller wurde er dann erst wieder in der späteren Zeit seiner Krankheit, als seine Charakteristiken beispielsweise über George Sand oder Victor Hugo auf jene französische Höflichkeit verzichteten.

Ignaz Kuranda hingegen verweist auf die französischen Veränderungen in Heines Sichtweise, was zu „Mißtönen“ zwischen ihm und dem deutschen Publikum führte (W I, 456). Dingelstedt fürchtete sogar, „in Paris verloren zu gehen, à la Heine“ (W I, 492) und Friedrich Kücken

kann für 1843 eine Pariser Szene bei Meyerbeer beschreiben, wo neben Scribe, Janin, Dumas, Berlioz und Pixis auch Heine zu finden ist, der von ihm freilich nicht bewusst wahrgenommen wurde. Dergleichen könne man in Paris nicht ertragen, dass Heine als deutscher Dichter von einem Deutschen nicht „gebührend“ erkannt wurde (W I, 520f.). Kücken bedauert übrigens zutiefst, dass eine französische Übersetzung der heineschen Gedichte fast eine Unmöglichkeit sei (W I, 551). Gerade was das Übersetzen angeht, berichtet Grenier über Heines Wort-Sucht und Übersetzungswillen mit Germanismen. Er habe mit Grenier um jedes Wort gekämpft (W I, 612f.). Wenn man einen Eindruck gewinnen will von einem kleinen literarischen Gespräch zwischen Heine und seinen französischen Bekannten, in dem die zeitgenössischen Autoren wie François Ponsard und Latour de Saint-Ybars mit Corneille und Racine durcheinander gewirbelt werden, lese man den kleinen Bericht von Weill von Ende 1846 über ein Souper bei Villette auf den Champs-Élysées. Anwesend waren neben Heine der Prinz Pignatelli, Alfred de Musset, Mary-Lafou, Paulin Limayrac und andere. „Es fielen eine Menge geistreicher Bemerkungen, wie es der Fall zu sein pflegt, wenn Heine und Musset da sind.“ (W I, 628)

Schon die Verweise auf den Venusberg zeigen die Tiefenstruktur des Paris-Erlebnisses. Heine bedarf der Figurationen und Metaphern, um sein eigenes Leben in Frankreich interpretatorisch zu gliedern. In diesen Zusammenhang gehört auch seine Identifikation mit dem biblischen Lazarus, die ihm die lange Leidenszeit in der ‚Matratzengruft‘ sinnvoller aufzuschließen hat. Wie sehr er in seinen Pariser Anfängen seinem entfernten Verwandten und späteren Kollegen Walter Benjamin glich<sup>26</sup>, belegt seine Redensart im April 1835 vor Adelbert v. Bornstedt, er gehe spazieren, „je flâne“, mitsamt einer Wiederholung des ironisch-ernsthaften Bonmots: „wir wissen nicht wohin wir gehen“ (W I, 298-300). Diese Eigenart behielt er bei. Levin Schücking berichtet für das Frühjahr 1846, Heine habe gesagt, da er nicht gesund genug sei zum Arbeiten, gehe er viel aus, „flanieren“ und mache Besuche. Im selben Zusammenhang beschwert er sich allerdings auch über die mangelnde Anerkennung „bei diesen dummen Franzosen“ (W I, 604). Wenige Zeit vorher hatte

---

<sup>26</sup> Vgl. Kruse: „Nur mein Herze brach“. Zu einigen Parallelen zwischen Walter Benjamin und Heinrich Heine. – In: René Buchholz u. Joseph A. Kruse (Hrsg.): *Magnetisches Hingezogensein oder schauernde Abwehr. Walter Benjamin 1892-1940*. Stuttgart/ Weimar 1994, S. 30-41.

Arnold Ruge festgestellt, unter den Deutschen in Paris gehöre Heine zu den talentvollsten (W I, 550). Heine selbst wäre sicherlich nie eine andere Idee gekommen.

Für den krank werdenden Heine war die Metropole Paris dann in manchem ein Hindernis für den geselligen Verkehr besonderer Art. Alfred Meissner berichtet für die Jahre nach 1847, die großen Entfernungen und die tausend Zerstreuungen einer Stadt wie Paris brächten es mit sich, dass „auch solche, die großen Gefallen aneinander finden, sich lange nicht sehen und sich zuletzt aus den Augen verlieren“; vollends aber der Kranke sei nur ein halber Mensch: „Alles schien ihn vergessen zu haben.“ (W II, 80) In den Jahren nach 1848 wird ein neues Kapitel aufgeschlagen. Zwar wurde Heine durchaus nicht vergessen. Erst recht war er nach seinem gesundheitlichen Zusammenbruch oft genug die nunmehr in seiner Wohnung, in seiner ‚Matratzengruft‘, stets anwesende Persönlichkeit, der man seine Aufwartung machen konnte. Doch hatte sich die Qualität der deutsch-französischen Vermittlung, die Heine betrieb, verändert. Es blieb nur noch das Werk, nicht mehr die lebhaft am Pariser Leben Anteil nehmende Person der gesunden Jahre, die unsere Ausführungen, um es metaphorisch zu sagen, durch den Blick aus dem Zuschauerraum auf Grund der Kombination der zeitgenössischen Aussagen, vielleicht ein wenig genauer, als es bisher geschehen ist, zu charakterisieren versucht hat.

Inge Rippmann (Basel)

„Aimer Dieu et Lisette.“

Ludwig Börnes europäische Vision

Deutschland und Frankreich sind zwei Schwestern.  
Möchten sie es immer bleiben.

Jules Michelet: *Histoire de France*.

Mit der hier zitierten Hoffnung dürfte der bedeutende französisch-deutsche Ideenvermittler des 19. Jahrhunderts zu seiner Zeit keine allzu breite Zustimmung seiner Landsleute gefunden haben. Michelet, der große romantische Geschichtsschreiber Frankreichs, der sich in den verschiedensten Phasen seines Lebens und seines immensen Werks zwischen den beiden deutsch-französischen Kriegen immer wieder Deutschland und deutschen Themen zugewandt hatte, wiederholte betont, deutschen Freunden und Kollegen entscheidende Anstöße und wesentliche Bereicherung seiner Forschungen zu verdanken.<sup>1</sup> Im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts bildete Michelet noch eine Ausnahme. Nach dem nahezu erfolglosen Versuch Charles Villers, um 1800 Kants System nach Frankreich zu vermitteln, erreichte erst Victor Cousin auf philosophischem Gebiet ein breiteres französisches Interesse am Gedankengut des deutschen Idealismus. Konnte auch der von August Wilhelm Schlegel gelenkte Blick der Deutschlandreisenden Germaine de Staël vermehrt Aufmerksamkeit für das Nachbarland in Frankreich wecken, so blieb doch die Grande Nation in Literatur, Kunst und Geschichtsschreibung im Wesentlichen mit der Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit beschäftigt.

Im nachnapoleonischen Deutschland präsentierte sich die Lage weniger eindeutig. Wenn bis weit in das 19. Jahrhundert hinein die Vertrautheit mit französischer Sprache und Kultur für die Aristokratie eine Selbstverständlichkeit, für das Bildungsbürgertum Pflicht war, so problematisierten die großen politischen Einbrüche seit 1789 auch die kulturelle Optik der Deutschen. Aus der Krise der Revolutionskriege gingen sowohl die Bündelung der nationalen, auf Abwehr des westlichen Einflusses gerichteten Kräfte hervor, ebenso, wenig später, die an der fran-

---

<sup>1</sup> Dazu Werner Kaegi: *Michelet und Deutschland*. Basel 1936.

zösischen Chartre orientierten liberalen Bestrebungen zur Demokratisierung und Verfassungsbildung. 1819 unterbanden die Karlsbader Beschlüsse sowohl die bereits zur Polarisierung neigenden Bewegungen für politische Freiheit und nationale Einheit, d.h. die Ansätze des süddeutschen Konstitutionalismus, wie auch alle Äußerungen und Aktivitäten der patriotischen Partei und ganz besonders der gesamtdeutschen Burschenschaft, deren radikaldemokratischer Flügel letztlich ebenfalls von der französischen Vertragstheorie inspiriert war.<sup>2</sup>

In der Periode bis zur Julirevolution hatte Frankreich als restaurierter Staat für die deutschen Nachbarn zwar keine herausragende Leitfunktion mehr wie für einen großen Teil deutscher Intellektueller bis 1792, noch stellte es eine nationale Bedrohung wie unter Napoleon dar, galt jedoch wegen seiner vergleichsweise liberalen Verfassung von 1814 als Refugium für die verfolgten „Demagogen“ und oppositionellen Schriftsteller.

Die Julirevolution von 1830, von den Liberalen auch außerhalb Frankreichs als Fortsetzung und Vollendung der Revolution des 18. Jahrhunderts gesehen und damit als erneute Zeitenwende verstanden, strahlte weit über die Grenzen Frankreichs hinaus und provozierte die Abwehrkräfte der konservativen Allianz in Europa. Frankreich und besonders die französische Hauptstadt wurde ein weiteres Mal zum Mekka deutscher Liberaler.

Die vorstehenden Zeilen wollen an die hier nur knapp skizzierten Zeitbewegungen und Spannungsverhältnisse erinnern, in denen sich Ludwig Börne, der politische Publizist des frühen Vormärz, als Grenzgänger zwischen Deutschland und Frankreich bewegte, um damit in seinen letzten Lebensjahren ins Kreuzfeuer der deutschen Kritik zu geraten.

Da Frankreich und dessen jüngste Geschichte für Börne mehr bedeuten als ein Motiv seines schriftstellerischen Interesses und seiner Lebenswelt unter anderen, weil ihm sowohl Frankreich wie Deutschland, ob ausgesprochen oder latent, Welt und Gegenwelt waren, in denen sich Existenz wie Denken abspielten und abspiegelten, kann in diesem Rahmen nur auf wenige Facetten seines Schreibens eingegangen werden. Es wird sich daher im Wesentlichen um die Rolle handeln, die Frankreich

---

<sup>2</sup> Zur Auffächerung und Polarisierung des Liberalismus im frühen Vormärz vgl. Wolfgang Labuhn: *Literatur und Öffentlichkeit im Vormärz. Das Beispiel Ludwig Börne*. Königstein i. Ts. 1980. Besonders S. 74ff.



und besonders Paris für seine Arbeit als Journalist und als Zeithistoriker wie für den Ansatz seines geschichtsphilosophischen Denkens überhaupt gespielt haben.

„Fingerzeig des Schicksals“

1808 hatte Louis Baruch – so Ludwig Börnes Name bis 1818 – in Gießen mit einigen kleinen, unterschiedlich gewichtigen Essays bei dem Statistiker Crome promoviert. Unter dem Titel „Über die geometrische Gestalt des Staatsgebiets“ erklärte der Doktorand die physische Gestalt der Staaten als Kriterium auch ihrer politischen Zuordnung. Das Ergebnis seiner Betrachtung ließ die Gebiete links und rechts des Rheins als Kern Europas erscheinen:

Zumal *Frankreich* und *Deutschland*, die hängen so fest zusammen, daß sie sich schwerlich werden trennen können. Hier sieht man aber auch deutlich den Fingerzeig des Schicksals, daß beide Länder nur *einen* Staat bilden sollen. Und welch glücklicher Staat müsste das nicht werden, wenn sich die deutsche Natur mit der französischen vermählte und beide sich neutralisieren (1/122).<sup>3</sup>

1830 resümiert Börne seinen Eindruck von einer Pariser Abendgesellschaft:

Wie herrlich wäre es, wenn beide Länder in allem so verschmolzen wären, als es beide Völker heute abend bei \*\*\* waren. In wenigen Jahren wird es ein Jahrtausend, daß Frankreich und Deutschland, die früher *ein* Reich bildeten, getrennt wurden.

und fährt scherzend fort: „Wir haben nämlich den Plan gemacht, Frankreich und Deutschland wieder zu einem großen fränkischen Reiche zu vereinigen“ (3/26).

Solche utopischen Ausblicke scheinen dem noch unsicher formulierten Optativ von 1808 mehr Gewicht zu geben, als ihm vermutlich seinerzeit zukam. Immerhin hatte Crome den Aufsatz seines Doktoranden in seine Zeitschrift *Germania* aufgenommen. Dem Autor allerdings mag es damals weniger um eine aus Überzeugung geäußerte Hoffnung auf eine Neugestaltung der politischen Europakarte gegangen sein. Vielmehr

---

<sup>3</sup> Die im Text in runde Klammern gesetzten Band- und Seitenzahlen beziehen sich auf Ludwig Börne. *Sämtliche Schriften und Briefe*. Hrsg. von Inge und Peter Rippmann. 5 Bde. Düsseldorf/Darmstadt 1964-1968.

wird hier der Opportunismus des Studenten mitgespielt haben, der wenig später seinen Spott über den berüchtigten Napoleonpropagandisten Crome in einer Fragment gebliebenen Satire ausgoss (1/168), zu einer Zeit, als Baruchs juvenile Heldenverehrung Bonapartes, wie sie noch aus seinen Hallenser Briefen sprach (4/145), stark gemindert war.

Mit unterschiedlicher Intensität, aber auch in wechselnder Wertung meldet sich in den folgenden Jahren Baruchs Interesse an Frankreich zu Wort. Seine Kritik an den politisch rückschrittlichen Zuständen in Deutschland, nicht weniger diejenige an den – nur aus der Frankfurter Perspektive verfolgten – Theaterverhältnissen, lässt seinen Blick immer wieder orientierend oder vergleichend nach Westen schweifen. So wird an nahezu alle heimischen Erscheinungen und Institutionen die französische Messlatte gelegt. Der Zeiger seiner *Wage* schlägt dabei durchaus nicht immer zugunsten des Nachbarlandes aus, wie Wolfgang Menzel es dem Herausgeber der *Balance* 1836, nun nicht mehr ganz zu Unrecht, anlastete.<sup>4</sup>

Menzel, der Börnes Schreiben seit Anfang 1830, zunächst mit warmer Zustimmung, verfolgte, konnte zu jener Zeit einen in unserem Zusammenhang bedeutsamen Artikel des journalistischen Anfängers aus dem Jahr 1814 noch nicht gekannt haben (1/163-169). Ursprünglich in einem verschollenen Frankfurter Wochenblatt erschienen, wurde dieser Text erst in die postume Brodhagsche Ausgabe von Börnes Schriften wieder aufgenommen, ob mit oder ohne Börnes vorbereitender Zustimmung, muss offen bleiben. Ein Versuch, Anlass und Motivation dieser Publikation aufzuklären, ist von der Verfasserin in anderem Zusammenhang unternommen worden<sup>5</sup>; hier interessiert lediglich die patriotische, anti-französische Tendenz des Artikels.

Der im Juli 1814 kurz vor der Entlassung aus dem Frankfurter Polizeiamt stehende, (noch) jüdische Aktuar trat nach dem ersten Pariser Frieden mit einem an die deutsche Jugend gerichteten Aufruf an die Öffentlichkeit, der einer Antizipation burschenschaftlicher Reden auf der Wartburg nahe kam. Dem anaphorisch durchkomponierten „Wir wollen

<sup>4</sup> W. M. in: *Literaturblatt zum Morgenblatt* Nr. 37 vom 1. April 1836: „Herr Börne und der deutsche Patriotismus“, S. 148.

<sup>5</sup> Inge Rippmann: „Allen stümpernden Liebhabern der National-Ehre“. Spuren des Wartburgfestes bei Ludwig Börne. In: Burghard Dedner (Hrsg.). *Das Wartburgfest und die oppositionelle Bewegung in Hessen*. Marburg 1994, S. 258ff. Vgl. auch Labuhn: *Literatur und Öffentlichkeit im Vormärz* (Anm. 2), S. 112.

freie Deutsche sein“ entspricht die dezidierte Herabsetzung und Abwehr jeden „welschen“ Einflusses. So heißt es in pädagogischer Wendung: „Führt den Bürgerknaben zu jenem blutgesogenen Volke, das frech mit Gesetzen spielte und zum Spotte geworden“. Man könnte aus dem Aufruf eine späte Nachwirkung der patriotischen Propaganda von Baruchs Hallenser Lehrer Henrich Steffens heraushören, dessen Ausstrahlung auf die akademische Jugend wesentlich zur Aufbruchstimmung des antinapoleonischen Befreiungskampfes beigetragen hatte. Was allerdings den ab 1834 als uneingeschränkten Verteidiger der Französischen Revolution bekannten Autor seinerzeit veranlasst haben mag, als germanomaner Franzosenfeind aufzutreten, wird kaum zu klären sein. Erstaunlich bleibt es auch, dass Börnes Freunde und Nachlassverwalter sich nicht gescheut haben, diese deutsch-patriotische Botschaft des später als unpatriotisch abgestempelten Franzosenfreundes wieder an die Öffentlichkeit zu bringen.

Indessen, verfolgt man den germanophilen Faden im Schreiben des nach 1831 von seinen Gegnern als vaterlandslosen Juden befehdeten Publizisten Börne bis zu den Pariser Briefen, so findet man diese „deutsche“ Spur zwar oft verdunkelt, nie aber ganz gelöscht. Angesichts des vielfach privaten Charakters der Dokumente oder ihrer nach 1830 vorzensurfreien Publikationsweise kann das gelegentlich ins Feld geführte Zensurargument nicht voll überzeugen.

### *Die Zeitung als „treuer Spiegel unserer Zeit“*

1817 standen Baruch und sein Universitätsfreund Dr. Stiefel mit dem Stuttgarter Verleger Cotta in Verhandlung über eine im Interesse des preußischen Ministeriums herauszugebende Zeitung. Die entsprechende Korrespondenz wie die Entwürfe für Anzeige und Ankündigung des nicht realisierten Projekts, erhalten im Cotta-Archiv/Marbach, stellen eine aufschlussreiche Quelle dar sowohl für ein frühes Stadium der meinungsbildenden Presse überhaupt wie für Ludwig Börnes Aufgabenbeschreibung eines Tagesschriftstellers in der ersten Phase seiner journalistischen Laufbahn (5/622-633).

Cotta selbst hatte allem Anschein nach bereits vorgeschlagen, das offiziöse Blatt durch Demonstration einer Meinungspluralität überzeugender und attraktiver zu gestalten. Diesen Gedanken griff Baruch bereitwillig auf („Einheit des Zweckes“ ohne „Einseitigkeit der Mittel“; 5/624) um ihn gleichzeitig vorsichtig einzuschränken: „Es soll dartun, daß eine

Polykratie auch der herrlichsten politischen Maximen zu einem blinden anarchischen Verfahren führe und daß eine monarchische Regierung sich nur einer monarchischen Idee unterwerfen könne“ (ebd.). „Wie erschreckend“, so fährt der Entwurf fort, „ist nicht der zur Sitte gewordene Gebrauch, das Volk nicht der Regierung gegenüber-, sondern entgegenzustellen.“

Im Vergleich zu dieser geradezu handzahmen Vorstellung, die beinahe dem Geist der Heiligen Allianz zu huldigen scheint, wird der einer ersten persönlichen Besprechung mit dem Verleger folgende „Entwurf“ deutlich konkreter. Hier wird zwar offensichtlich dem Deutschen Bund als einer nach außen repräsentierenden Klammer die Reverenz erwiesen: „Schon haben die Fürsten und Völker des gemeinschaftlichen Vaterlandes zwar gelernt, daß sie ohne Einigkeit nicht [...] bestehen könnten“, daneben aber wird nun an das Verfassungsversprechen erinnert, wenn auch verbunden mit einer Mahnung zum Maßhalten (5/626f.). Im Geist dieser Mäßigung der sich öffentlich zu Wort meldenden politischen Wünsche sollte die neue Zeitung geschrieben werden, als „ein Friedensgericht haderner Gesinnungen“, „erhaben [...] über die Wolken der Selbstsucht“. Der politische Schriftsteller wird wie der aufklärerische Geschichtsschreiber auf Meinungsneutralität verpflichtet und, dem projektierten Titel des Organs entsprechend, als „Vermittler“ zwischen den zur Polarisierung drängenden innenpolitischen Tendenzen verstanden.

Ein zweiter Entwurf, z.T. bereits die *Ankündigung der Wage* vorwegnehmend, betont noch eindeutiger die Funktion der Zeitung als Meinungsmarkt, spricht aber, verschärfend, bereits von einem „Bürgerkrieg“ der politischen Meinungen, den es zu schlichten gelte (5/630). Was schließlich zum Abbruch des „Vermittler“-Projekts geführt hat, ist nicht klar ersichtlich. Immerhin konnte Baruch aus Stuttgart die Zusicherung des renommierten Verlegers mitnehmen, ihn künftig als Mitarbeiter seiner Institute willkommen zu heißen.

Den konzeptionellen Entwürfen des Frankfurters lagen Gedanken zugrunde, die bereits 1797 in dem von Cottas altem Freund, dem Historiker Posselt, entworfenen Prospekt der „Neuesten Weltkunde“ – so der ursprünglich vorgesehene Name der *Allgemeinen Zeitung* – formuliert worden waren<sup>6</sup>: Die Zeitung wollte „wie ein treuer Spiegel die wahre und ganze Gestalt unserer Zeit zurückstrahle[n], so unparteyisch in Darstellung als ob es auf die Nachwelt fort dauern“ sollte; sie wird „ohne Hass

<sup>6</sup> Eduard Heyck. *Die Allgemeine Zeitung 1798-1898*, S. 15ff.

noch Gunst [...] jeden Teil mit einer eigenen Darstellung auftreten lassen.“ Es ist der Anspruch des Zeitgeschichtsschreibers, der seinen Beitrag zur „Geschichte der Menschheit“ leisten will (5/624), durch Vollständigkeit, Unparteilichkeit und Wahrheit, wie sie die Spiegelmetapher symbolisiert. In seinen „Studien“ zur Französischen Revolution hat Börne später die Problematik von Standortbindung und Unparteilichkeit neu überdacht.

Ein unübersehbarer Sprung in Börnes Verständnis von der Aufgabe öffentlicher und veröffentlichter Meinung zwischen 1817 und 1818 lässt sich aus seiner eben erwähnten *Ankündigung der Wage*, einer eigentlichen Programmschrift jungdeutscher Publizistik, ablesen. Als symptomatisch für diese Entwicklung mag hier die nur am Rande erwähnte Rolle Frankreichs gelten: Im „Vermittler“-Entwurf diente Frankreich noch als warnendes Beispiel (5/626); seine jüngste Geschichte wird als selbstverschuldete Katastrophe zitiert, die die oppositionell gesinnten Deutschen vor revolutionären Ideen warnen sollte. Diese Abschreckungsfunktion Frankreichs ist ein Jahr später der Rolle eines (immerhin fragwürdigen) Katalysators der Vaterlandsliebe gewichen; zwar habe sich der deutsche Patriotismus „an einem ungebührlichen Hasse gegen ein fremdes Volk“ entzündet, geblieben sei jedoch nur „die schöne helle Flamme“ der Vaterlandsliebe (1/669). Im Fortgang des Essays wird sogar der Mentalität und Lebenspraxis des „glücklichsten aller Völker“, des französischen, eine Vorbildfunktion zuerkannt: Börne versteigt sich zu einem Vergleich mit dem Ideal des antiken Griechenland, dem die Integration von Kunst und bürgerlichem Leben im zeitgenössischen Frankreich gleichkomme (1/672). Der Augenschein beim Besuch der Pariser Industrieausstellung im Jahr 1823 wird diese Sicht allerdings grundsätzlich problematisieren.

Börnes Auseinandersetzung mit dem 1815 erneut besiegt Frankreich geschieht bis 1819 noch mehr oder weniger marginal. Als Herausgeber bzw. Redakteur zweier lokaler Blätter sah er sich in diesen Jahren stark vom zensurbehinderten Tagesjournalismus in Anspruch genommen; dabei verletzte er nicht selten die behördlich vorgegebenen Regeln der Stoffbeschaffung, die nur eine „gute deutsche Quelle“ zuließen, und rückte, übersetzt oder referierend, Informationen oder Kommentare aus der *Minerve française* ein, zu deren prominentesten Mitarbeitern Benjamin Constant zählte.

Paris: „Register der Weltgeschichte“

Das Verbot der von ihm redigierten *Zeitschwingen* verschaffte Börne die ersten persönlichen Erfahrungen auf französischem Boden. Er zog es, wie der bereits offen verfolgte Görres, vor, sich vorübergehend nach Paris abzusetzen und von dort aus für deutsche Zeitungen zu korrespondieren. In erster Linie dachte er sich dabei auf Cottas Zusicherung zu stützen. Von den Pariser Blättern schon als deutscher Flüchtling begrüßt (4/246f.), suchte er umgehend den Kontakt zu den französischen Kollegen, aus deren Artikeln er bereits die *Zeitschwingen* alimentiert hatte. Neben namentlich nicht zitierten Journalen erwähnt er die von Constant mitbegründete *Renommée*, für die zu schreiben er projektierte.<sup>7</sup> Ebenso ist von einem neuzubegründenden Blatt die Rede, für das er als Mitarbeiter geworben werden sollte. Es könnte sich dabei um das Projekt des greisen Publizisten Prudhomme gehandelt haben, das Börne erst in seinem Tagebuch von 1829 erwähnt (2/772ff.). Inwieweit alle in den Briefen an seine Frankfurter Freundin Jeanette Wohl genannten Verbindungen tatsächlich zu Mitarbeit an französischen Zeitungen geführt haben, ist kaum mehr feststellbar. Es wird, wie oft bei Börne, beim Plan geblieben sein, wie es auch bei der von Cotta schon voraushonorierten Korrespondenz für das *Morgenblatt* der Fall war. Denn schon am 18. November meldete er seine unmittelbar bevorstehende Rückreise an; vom 21. Oktober datierte die Ankunftsmeldung (4/280). Ohne die Nähe der Freundin konnte er Paris nicht literarisch verarbeiten.

In einem Fragment gebliebenen fingierten Brief begründet der Zurückgekehrte seinen Eindruck von diesem ersten Parisbesuch: „Paris ist die Stadt, in der ich wohnen möchte, weil man dort am meisten lebt und dem schnellen Menschen, der das Leben nicht verlängern kann, nichts übrig bleibt, als es in der Breite zu genießen“ (1/1181). In diesen Zusammenhang fällt eine Erkenntnis, die für Börnes Schreiben wichtig war und blieb; sie traf nicht nur auf Paris zu, dort aber in besonderem Maße. Denn gerade in Paris, in dieser für ihn ungeheueren Vielfalt erlebbarer Wirklichkeit, erblickt er „die treueste Geschichte der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem Zauberspiegel“ (1/1183). Die Spiegelmetapher erscheint hier abgewandelt: Sie wird zum Brennspiegel, der

<sup>7</sup> Dazu Inge Rippmann: *Börne-Index. Historisch-biographische Materialien zu Ludwig Börnes Schriften und Briefen*. 2 Bde. Berlin/New York 1985. Artikel „La Renommée“, S. 1005.

die Wirklichkeit nicht nur eins zu eins wiedergibt, sondern auch in zeitlicher Raffung und Verdichtung.

Als er wenige Jahre später, nun an der Seite der 1819 so schmerzlich vermissten Freundin, seine Pariseindrücke gültig formulieren kann, nimmt er diesen Gedanken wieder auf: Mehr und mehr erscheint ihm die Stadt als Brennpunkt und Kondensat allen denkbaren Empfindens und Genießens, vor allem jedoch als „Register der Weltgeschichte“. Zugleich der „Telegraph der Vergangenheit, das Mikroskop der Gegenwart und das Fernrohr der Zukunft“, wird Paris für Börne zum erkenntnistheoretischen Angelpunkt der Geschichte überhaupt (2/16, vgl. auch 2/287). Die drei genannten Instrumente, die ihm die verschiedenen Zeiträume erschließen, sind semantische Zeichen für die wechselnden Perspektiven, die sich ihm gerade von diesem besonderen Standort aus bieten.<sup>8</sup>

Der Telegraph, seit seiner Erfindung in der Zeit der Revolution im wesentlichen zur Übermittlung militärischer und politischer Nachrichten dienend, trägt für Börne ein durchaus janusköpfiges Gesicht: In seiner Funktion etwa als Verfolger politisch Verdächtiger ein „langarmiger Tyrann“ (2/59, vgl. auch 3/109 u. 3/370), könnte er andererseits zum ersehnten Kommunikator unter Freunden werden (4/432). In unserem Kontext signalisiert und vergegenwärtigt er gewissermaßen Daten und Geschehnisse der Vergangenheit durch die geschichtsgesättigte Aura der Stadt Paris, diesem eigentlichen „Markt der Geschichte“ (3/29). Ebenso metaphorisch evoziert Börne hier das Mikroskop, das dem Zeitgeschichtsschreiber dazu dient, verborgene Zustände ans Licht zu bringen, wie schließlich das Fernrohr als Symbol des Heranholens und der Entschlüsselung der Zukunft, Instrument also der Prophetie in der Stadt des Fortschritts und der kaum geahnten Möglichkeiten.

Ehe wieder auf Börnes Reflexionen zur Zeitgeschichtsschreibung zurückzukommen sein wird, ist noch einmal an seine „mikroskopische“ Wahrnehmung der Pariser Gegenwartsszene vom Herbst 1819 zu erinnern: Der spontane Niederschlag dieser ersten, in wenigen Wochen

---

<sup>8</sup> Vgl. dagegen Börnes Eindruck von seinem ersten als Student unternommenen Besuch seiner Heimatstadt Frankfurt: „Denn in Frankfurth hat man weder Vergangenheit noch Zukunft, es war mir, als hätte ich mich aus dem Lethé berauscht, Gegenwart, Gegenwart, nichts als Gegenwart“ (4/121). Vgl. auch: „Gott gab dem Menschen die Zukunft, daß er sie zur Gegenwart mache; aber wir sind so faul und niederträchtig feige, daß wir die Gegenwart zur Zukunft werden lassen. Die Vergangenheit ist unsere Gegenwart, und wir Narren sind zufrieden, wenn wir altbacken Brot essen“ (3/761f.).

gesammelten Eindrücke der Weltstadt findet sich, ungefiltert, in seinen Briefen an die Freundin. Zehn Jahre später erscheint die Erinnerung an die erste Frankreichreise im Kontrast zur frustrierenden deutschen Gegenwart geschönt und anekdotisch angereichert (2/772ff.).

Baruch hatte seine ersten Pariser Tage keineswegs mit Enthusiasmus geschildert. Wie unter dem Eindruck einer Naturerscheinung schien er zunächst zu stehen: „Mit dem Gefühle eines Robinson, der Schiffbruch gelitten und auf eine unbewohnte Insel geworfen“ findet er sich im „Strudel“ und Getöse der Millionenstadt, die ihm als „ein menschenleeres Land“ vorkommt. Es ist keine gesuchte Paradoxie, mit der er Lärm und Bewegung der Weltstadt – der ersten und einzigen, die er je kannte – erlebt; sie lässt zunächst keine Einzelheit erkennen, sowie sie auch keinen Richtungswillen zulässt. Dieses nahezu hilflose Gefühl des Getriebenwerdens wird sich ihm bei seinem dritten Parisbesuch nach der Julirevolution erneut mitteilen, dann allerdings konnotiert von der gewaltigen politischen Bewegung der Zeit (3/469).<sup>9</sup>

Die Begegnungen, die Baruch nach dem Abklingen der ersten elementaren Überflutung durch das Ungewohnte sucht, sind offenbar derart flüchtig, dass sie der Verallgemeinerung Vorschub leisten. Das Bild der Franzosen, ihrer Mentalität, Sprache und Lebensart, das er in diesen Tagen gewinnt, lassen ihn als einen typisch deutschen Touristen erscheinen, als einen aufgeschlossenen, mit wohlwollenden Vorurteilen in das von Ferne bewunderte Land gekommenen: Auf das Angenehmste empfindet er Höflichkeit und Gefälligkeit, mit dem man, weltläufig, dem Fremden begegnet, er genießt die im Straßenbild wie auch im Theater sichtbare „Vermischung der Stände“, spürt den allenthalben wahrnehmbaren, für einen deutschen Provinzler gänzlich ungewohnten schnellen Lebensrhythmus und rühmt die ungezwungene Freimütigkeit des einfachen Volks der Banlieue. Es sind dies alles Qualitäten, die in seiner Rückerinnerung die Franzosen als „Totalmenschen“ erscheinen lassen (2/807). Die Kehrseite des Bildes jedoch zeigt Paris, die Stadt des Luxus und des Lasters, die jeden Wunsch befriedigt und hundert neue Wünsche

<sup>9</sup> Vgl. dazu Michelet in seinem Vorwort zur *Introduction de l'histoire universelle* (1831). Der Autor spricht von sich in der dritten Person: „c'est que sa glorieuse patrie est désormais le pilote du vaisseau de l'humanité. Mais ce vaisseau vole aujourd'hui dans l'ouragan; il va si vite [...], que le vertige prend aux plus fermes, et que toute poitrine en est oppressée. Que puis-je dans ce beau et terrible mouvement?“



weckt, in der nur das Allerneueste zählt und der vergötterte Geschmack als oberstes Kriterium auf der Werteskala des geselligen wie des literarischen Lebens gilt. Und diese so gesehene Stadt entlockt Börne den Ausruf: „Kein Lot Herz in der ungeheueren Stadt, nur Geist und Sinnlichkeit“ (4/267).

Nach kurzer Zeit – er hat kaum mehr als einige deutsche Bekannte und wenige französische Kollegen getroffen – kommt er zu dem Schluss: „[...] die Franzosen ranken nur so über den Boden weg; die Deutschen wurzeln tief. Jenen fehlt die Dauer und die Frucht, diesen der Wechsel und die Blüte. Aber beide Nationen sind auf dem Wege, sich zu vervollkommen“ (4/245). Lässt dieser Ausblick wieder an die frühe Vision eines Kerneuropa denken, so werden wenige Tage später die Akzente anders gesetzt: Die Entfernung „vom deutschen Vaterlande tut mir weh. Ich hätte es selbst nicht gedacht, dass ich im heimatlichen Boden so eingewurzelt wäre. Gehe ich über die Straße und höre Deutsch sprechen, dann bin ich jedesmal hochofrennt“ (4/255). Man wird es dem wachsenden Heimweh zuschreiben, wenn die negativen Aspekte schließlich überwiegen: „Noch vor 14 Tagen habe ich über die Herz, über Arndt, Görres gespottet, weil sie die Franzosen *ruchlos* nannten, jetzt kann ich selbst kein anderes Wort finden, um das Volk zu bezeichnen“ (4/267). Es ist die Sprache der Patrioten von 1813/14, die Börne in *Was wir wollen* selbst gebraucht hatte.

Etwas von der Überlegenheitsgeste der deutschen Kulturnation gegenüber den Franzosen klingt noch nach in Börnes seltenen Begegnungen in den literarischen und philosophischen Salons der dreißiger Jahre; so bei einer hochromantischen Schriftstellerréunion um einen Shakespeare-Übersetzer oder bei den „conversations philosophiques“, wo Börne ein mitgehörtes Gespräch kommentiert: „und da sagte er ihm etwas, was in jedem deutschen Abbuche steht“ (3/74, 3/106).

Bereits im Zusammenhang mit seiner ersten kurzen, beruflich unergebnigen Parisreise lassen sich bei genauer Lektüre dieser sehr privaten Briefe an Jeanette Börnes schriftstellerische Pläne und Strategien herauslesen. Seine Arbeiten für französische Tagesblätter intensivierten sich auch später nicht über Mitteilungen ihm aus Frankfurt zugetragener Gerüchte oder „schöner Lügen“ hinaus (3/76, 1/682). Erst Mitte der dreißiger Jahre ist das Selbstvertrauen in seinen eigenen französischen Stil so weit gewachsen, dass er sich von dem befreundeten republikanischen Herausgeber des *Réformateur*, Raspail, als Mitarbeiter gewinnen lässt. Welches Gewicht diesem seinem für französische Leser verfassten

Schreiben im Urteil der zeitgenössischen französischen Linken zukam, wird erst 1837 in der von hochgestimmtem Pathos getragenen Grabrede Raspails deutlich werden.<sup>10</sup>

1819, noch in Paris, aber schon zur vorläufigen Rückkehr entschlossen, mit Cotta und dem *Literarischen Wochenblatt* in Weimar bereits in Verbindung, plant Börne eine regelmäßige Pariser Korrespondenz. Für das *Morgenblatt* will er nicht Briefe über, sondern „Briefe aus Paris“ schreiben (4/253). Dieser später berühmt-berüchtigte Titel figuriert allerdings noch nicht über seiner ersten Paris-Korrespondenz. Seine Pariser Miniaturen der zwanziger Jahre, für die *Gesammelten Schriften* als „Schilderungen aus Paris“ neu und bewusst unchronologisch geordnet, trugen bei ihrer Erstveröffentlichung in den Korrespondenzspalten des *Morgenblatts* noch keinen Titel.<sup>11</sup>

### *Frankreichs „Gloire“*

Zu einer grundsätzlichen Erklärung im Blick auf seine in Frankreich entwickelte Schreibstrategie sah sich Börne 1819 durch seinen besorgten Vater herausgefordert.

Es widerspricht bestimmt und laut meinem Gefühle, jetzt, da ich den Gesetzen meines Vaterlandes unerreichbar bin, über dessen Einrichtungen mich rügend zu äußern, es hinter dem Rücken zu verspotten und kränkende Wahrheiten zu sagen, wo es ohne Mut geschehen kann. Ich werde darum nicht heucheln und nie gegen meine innere Ueberzeugung reden, ich werde aber über manches schweigen. Komme ich einmal zurück, dann will ich die versäumten Grobheiten gewiß nachholen (4/260).

In dieser auch bei seinem nächsten Auslandsaufenthalt befolgten Maxime spricht sich eine nicht allein, wie mehrfach angenommen wird, von staatlicher Zensur bestimmte Zurückhaltung aus, vielmehr eine charaktereigene Loyalität, die er gegenüber Deutschland praktizierte. Hier von „Sklavensprache“ zu reden, wie es Helmut Bock und, ihm folgend, Rut-

<sup>10</sup> Die Grabrede Raspails bei Karl Gutzkow: *Börnes Leben*. Hamburg 1840 (1. Aufl.), S. 286-293.

<sup>11</sup> Zur Entstehungs- und Editions-geschichte der *Schilderungen aus Paris* vgl. Rutger Boos: *Ansichten der Revolution. Paris-Berichte deutscher Schriftsteller nach der Juli-Revolution von 1830, Heine, Börne u. a.* Köln 1977. Exkurs „Börnes ‚Schilderungen aus Paris‘“ S. 32-40.

ger Boos tun, halte ich für ein Missverständnis.<sup>12</sup> Noch in seiner letzten, postum erschienenen Schrift, *Menzel der Franzosenfresser*, bekennt sich Börne mit einem Selbstzitat aus seiner *Balance* erneut zu diesem Gebot der Fairness, das er nun aber von dem höheren Standpunkt der Wahrheitsverpflichtung aufgehoben sieht:

Für jeden redlichen Mann ist es eine Qual, durch die Wahrheit gezwungen zu werden, von seinem Vaterlande übel zu sprechen; die Landsleute, die Fremden selbst sehen darin nur eine strafbare Verräterei. Allein hören Freimütigkeit und Unparteilichkeit auf, Tugenden zu sein, sobald man sie auf einen Gegenstand seiner Liebe wendet? (3/909)

Gegenstand seiner Liebe bleibt Deutschland, Ziel seiner Hoffnung die Überwindung des Nationalismus in der Völkerfreundschaft zwischen Deutschland und Frankreich, das ihm im Laufe der dreißiger Jahre zur zweiten Heimat geworden war. Lessing blieb ihm auch und gerade in dieser Frage der Wegweiser, der selbst wünschte: „dass es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurteile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüssten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört.“<sup>13</sup>

Im kulturellen Diskurs zwischen Frankreich und Deutschland wird das Sprachenproblem, wie selbstverständlich, vielfach angesprochen.

---

<sup>12</sup> Helmut Bock: *Ludwig Börne. Vom Gettojuden zum Nationalchriftsteller*. Berlin 1962, S. 157; Rutger Boos: *Ansichten der Revolution* (Anm. 11), S. 38f. Dass Börne diese loyale Haltung im Prinzip beibehielt, zeigt ein Brief an August Lewald vom 20. April 1836: „Dann möchte ich bei Gelegenheit des *Lenauischen* Faust auch vom alten Goetheschen sprechen, gegen welchen letztern ich vieles einzuwenden habe. Es ist aber gegen mein Gefühl, in französischer Sprache etwas gegen Goethe zu sagen und die Hochachtung, welche die Franzosen vor ihm haben, zu stören“ (5/784). Wie Börne selbst über „Sklavensprache“ und ihre stilbildende Funktion dachte, geht aus seinem Aufsatz *Bemerkungen über Sprache und Stil* hervor: „Mehrere deutsche Journalisten werden es einst bereuen, daß sie die gegenwärtige vorteilhafte Zeit nicht zur Verbesserung ihres Stils benutzt haben. Die goldene Zeit der römischen Literatur begann, als die der Freiheit aufhörte. Natürlich. Wenn man nicht frei herausprechen darf, ist man genötigt, für alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden“ (1/594f.).

<sup>13</sup> Gotthold Ephraim Lessing. *Ernst und Falk. Gespräche für Freimäurer*, 2. Gespräch, in: ders.: *Gesammelte Werke*. Hrsg. von Wolfgang Stämmler. München 1959, Bd. I, S. 987.

Sprache, das kann hier nur angedeutet werden, wird von Börne aus den unterschiedlichsten Perspektiven auf Funktion und Sinngehalt befragt. Selbst ohne muttersprachliche Voraussetzungen, womöglich gerade deshalb mit geschärfter Beobachtung und Selbstkontrolle, thematisierte er das Sprachproblem in allen Zusammenhängen seines Schreibens, ganz besonders aber während der frühen zwanziger Jahre in der Konfrontation mit dem fremden Idiom, das ihm in seiner ersten Pariser Zeit die Mentalität des Nachbarvolks in unterschiedlicher Weise – als kommunikative Alltagssprache, in Literatur und Theater wie als politisches Signal – vermittelte.

Nicht zufällig stellte Börne der Buchausgabe seiner *Schilderungen* den kleinen Essay „Französische Sprache“ voran, um dann auf die Thematik unter den Titeln „Le roi des Aulnes“, „Gloire“ und „Aristokratie des Geistes“ weiter einzugehen. In der zeitgenössischen Literatur der Nation, deren politische und soziale Struktur in nahezu zwei Dezennien der Revolutionskriege die radikalsten Brechungen erfahren hatte, findet er mit Befremden die vorrevolutionären Formen noch ängstlich in das Korsett der akademischen Regeln klassischen Musters gezwängt: „Man lese ihre neuesten Tragödien – da ist noch ganz der bestäubte Kanzleistil der Empfindungen, in dem vor zwei Jahrhunderten gedichtet worden“ (2/121). Diese retrograde Ästhetik hat, so beobachtet Börne, zwei gesellschaftliche Begleiterscheinungen, die aristokratische Haltung der nach wie vor auf Paris fokussierten Bildungselite, zum anderen die noch immer an den Höhepunkten der napoleonischen Ära orientierte Eitelkeit gerade der Liberalen, die ihren „verlorenen Nationalruhm beweinen“ und, indem sie ihre Besieger verächtlich herabsetzen, der Völkerfreundschaft, dem in Börnes Augen besten Erbteil revolutionären Gedankenguts, zuwider handeln. Die immer wieder heraufbeschworene „Gloire“ ist für ihn sprachliches Symbol solchen Denkens.

In gegensätzlicher Weise sieht Börne die Widersprüchlichkeit der französischen Kulturpolitik der Restaurationsepoche in den deutschen Verhältnissen gespiegelt:

Es ist noch wahrer, daß die Franzosen weit mehr große und viel größere Schriftsteller als die Deutschen haben. Beneiden wir sie aber nicht um ihre Vorzüge, sie sind zu teuer bezahlt. Wir Deutschen leben in einer literarischen Republik: wir sind geistesfreie Menschen; bei uns darf jeder schreiben und schreibt nun auch jeder, wie ihm die Natur die Feder geschnitten hat (2/42).

Dass dies nur die eine Hälfte der Wahrheit ist, muss sich der deutsche Leser dazu denken. In dem Wechselgespräch, das Börne einen Konservativen und einen Liberalen in der einige Jahre später geschriebenen Erzählung *Der Narr im Weißen Schwan* führen lässt, wird die gerühmte deutsche Geistesfreiheit deutlich als eine zensurbeschnittene beim Namen genannt: Dem von Börne zweifellos ernst gemeinten Panegyrikus auf die deutsche Sprache, den der Hofrat vorbringt, entgegnet sein Kritiker Wallner: „Ja [...] unsere Sprache ist herrlich! Aber [...] wir dürfen sie nicht gebrauchen“ (1/971).

Die dialektische Waage, die zwischen Literatur und politischer Wirklichkeit Deutschland und Frankreich immer wieder ins Gleichgewicht zu bringen sucht, erfährt durch die Schilderung eines epochalen Theaterereignisses einen für Frankreich nachteiligen Ausschlag: Bei dem ersten Versuch einer englischen Truppe, Shakespeare im Original auf die Pariser Bühne zu bringen, schlug der französische Nationalismus in militanten Chauvinismus um. Das Pariser Publikum nahm physisch Rache für Waterloo an Shakespeare, dem „lieutenant de Wellington“ und seinen englischen Interpreten (2/124-131).<sup>14</sup>

In weniger militanten Tönen, jedoch unüberhörbar selbstbewusst, präsentierte sich für Börne das Nachkriegs-Frankreich in einer der frühesten nationalen Leistungsschauen für Industrie, Gewerbe und Design. Auch hier empfand er die Dominanz von Geschmack und Eitelkeit. Obwohl der deutsche Besucher nicht ohne neidvolle Bewunderung die qualitative Überlegenheit der französischen Produktion, vorzüglich in dem den Schriftsteller besonders interessierenden Druckgewerbe – vor allem die typographischen Meisterwerke eines Firmin Didot und seiner Familie – anerkennen musste, (2/150) fiel ihm doch auch hier die Selbstverliebtheit und Nationaleitelkeit auf, mit der die Presse in moderner Wettkampfphilosophie die Ausstellung begleitete. Wie in der Literatur feierte sich Frankreich auch in diesem Bereich selbst, indem es die Leistungen der Nachbarn herabsetzte: Die englischen Produkte wurden als geschmacklos, diejenigen aus Deutschland als kaum konkurrenzfähig qualifiziert (2/139). Nicht nur der unterschwellig allenthalben wahrnehmbare nationale Hochmut lässt Börne für den Völkerfrieden bangen, auch die kriegerischen Untertöne der Bonapartisten hört er, lange vor der Rheinkrise, heraus.

<sup>14</sup> Vgl. den Exkurs *Die englische Schauspielergesellschaft* zu Art. „Shakespeare“ in: *Börne-Index* (Anm. 7), S. 700.

Mehr noch als in solchen latenten Drohgebärden der Liberalen, die in den wirtschaftlichen Erfolgen nicht zu Unrecht den Triumph des aufsteigenden Bürgertums feierten, erkannte Börne eine andere Gefahr, die er, Jahre später, im Frankreich der Julimonarchie ausgeprägt finden wird: den Geist des Kapitalismus, der sich im „Konzerte der Eitelkeit und der Gewinnsucht“ bereits 1823 kaum verhüllt zu zeigen beginnt (2/141). Im Zelebrieren solcher rein materiellen, auf wirtschaftlichen Erfolg gerichteten Selbstdarstellung einer Nation kündigt sich dem Jünger der Aufklärung und des deutschen Idealismus der unaufhaltsame Verlust einer Dimension an, in der, in den unterschiedlichsten Kulturen der Menschheitsgeschichte, der sittliche Zweck allen Handelns über den sinnlichen gestellt worden war (2/133). Damit – und das wird sich ihm in seinen Studien über die Französische Revolution erneut bestätigen – ist für ihn auch der der Revolution zugrunde liegende metaphysische Gedanke endgültig verraten. In seinem Brief aus Paris vom 28. Januar 1832 „feiert“ Börne in einer bitterbösen Satire auf die Macht der Börse den Höhepunkt der schon 1823 vorausgeahnten Entwicklung, die anscheinend bruchlos die letzte, auch von ihm mit den größten Hoffnungen begrüßte Revolution überstanden hatte: „Louis-Philippe, wenn er in einem Jahre noch König ist, wird sich krönen lassen; aber nicht zu Reims in St. Remi, sondern zu Paris in *Notre-Dame de la bourse*, und Rothschild wird dabei als Erzbischof fungieren“ (3/482f.).

Wenn Börne 1823 mit hörbarer Resignation konstatierte, dass „im prosaischen Klima unseres Weltteils [...] Industrie die Wurzel der Freiheit“ sei (2/138), kann es nur folgerichtig erscheinen, dass er nach der Julirevolution dem St.-Simonismus und dessen auf Prädominanz von Industrie und Leistungsdenken aufgebauten Gesellschaftssystem größte Skepsis entgegenbrachte (3/428ff.).<sup>15</sup>

Die literarisch gerundeten „Schilderungen“, zugleich Unterhaltung, Information und Anstoß zu kritischem Vergleich mit dem politisch und wirtschaftlich fortgeschritteneren Nachbarland, waren keineswegs dazu angetan, das Selbstgefühl des deutschen Lesepublikums herabzustimmen. Der Autor verhehlte bei aller Bewunderung für französische Kultur

---

<sup>15</sup> Die marxistisch orientierten Interpreten dieser Passage unterlegen Böernes Formulierung von der Industrie als Wurzel der Freiheit einen affirmativen Sinn, ohne den Zusammenhang mit der vorausgegangenen Wertung „Hier aber wird nichts getrieben und vergolten als der Verstand des Eigennutzes“ (2/133) zu berücksichtigen.

und Lebensart nicht, dass er deutsche Philosophie für überlegen und deutsche Musik für unübertroffen hielt (2/4ff.).

„Der Geschichtsschreiber muß sein wie Gott“

Das Paris der Restaurationszeit war nicht vollständig repräsentiert im Bild seiner Institutionen, seines öffentlichen Lebens, in den Theaterereignissen, den neuen spektakulären Medien Diorama und Panorama wie in der Demonstration seines wirtschaftlichen Fortschritts. Börnes Korrespondenzberichte wurden deshalb zeitgleich ergänzt durch kritische Skizzen und Buchbesprechungen, die den intellektuellen Hintergrund der Pariser Szene auszuleuchten suchten. Ein großer Teil der in der Kritikengruppe der *Gesammelten Schriften* vereinten Rezensionen wurde in den frühen zwanziger Jahren in Paris für das Literaturblatt zum *Morgenblatt* und die *Politischen Annalen* geschrieben. Gattung und Publikationsort erlaubten eine andere Sprache als die der eleganten Korrespondenzen, die Auswahl der besprochenen Werke ist bezeichnend für Börnes Interesse an Gegenwartsanalyse und Geschichtsschreibung. Seine Motivation erklärt er in einem dieser Artikel selbst:

Frankreich ist das Zifferblatt Europens; hier *sieht* man, welche Zeit es ist, in andern Ländern muss man die Uhr erst *schlagen* hören, um die Stunde zu erfahren [...] Ich habe mir daher vorgenommen, meinen Aufenthalt in Paris zu benutzen, um das Wesen unserer Zeit aus ihren Zeichen zu erforschen [...] (2/666).<sup>16</sup>

Dass in dieser Sicht die Gegenwart als Teil des gesamten historischen Prozesses verstanden wird, ging schon aus dem anfangs zitierten Dreischritt hervor, in dem Börne Paris die epistemologische Funktion als „Telegraph der Vergangenheit“, „Mikroskop der Gegenwart“ und „Fernrohr der Zukunft“ zusprach (2/16). Die französische Gegenwarts politik der zwanziger Jahre, von Börne nur selten explizit angesprochen, aber als bekannt vorausgesetzt, war bestimmt von der zunehmenden Polarisierung von Liberalen und Ultras, beschattet durch die verhängnisvolle französische Intervention in Spanien, die Ferdinand VII. eine drakonische Rache an den iberischen Liberalen ermöglichte, aber auch vom

---

<sup>16</sup> Unter umgekehrten Vorzeichen beobachtete zur selben Zeit Friedrich Schlegel die *Signaturen des Zeitalters* von Wien, dem Zentrum des Konservativismus, aus.

wachgehaltenen Bonapartismus, dem der von Börne als Sänger des Volks verehrte Dichter Béranger seine Stimme lieh.

Börne beobachtet die tastenden Versuche einer modernen bürgerlichen Geschichtsschreibung in Frankreich, die auf dem Hintergrund der Französischen Revolution und ihrer nicht mehr wegzudenkenden emanzipatorischen Fortschritte die französische wie die europäische Geschichte überhaupt neu zu strukturieren suchte. Dass die jüngste französische Praxis schwer mit deutscher wissenschaftlicher Gründlichkeit zu vereinbaren wäre, erkennt er sofort, sieht aber gleichzeitig die Vorteile der französischen Arbeitsweise: „Wenn Franzosen die Geschichte ihrer Revolution erzählen, sind sie dabei weniger als Deutsche der Gefahr ausgesetzt, mit Ledas Eiern zu beginnen“; dafür aber „verwechseln [sie] oft die Zeichen mit der Ursache des Übels“ (2/572), also doch zu Ledas Eiern zurück? Eine andere Gefahr, die er in den ersten Bänden von Thiers' Revolutionsgeschichte bemerken will<sup>17</sup>, ist die der Nähe zu den Schauplätzen der vergangenen Ereignisse, die dazu verführe, „die Szene zur Schauspielerin“ zu erheben und „die handelnden Menschen zur Staffage“ herabzusetzen (2/573). Für Börne selbst aber war es gerade diese sich auch in Plätzen und Denkmälern manifestierende Aura des zeitgenössischen Paris, die ihm als „Telegraph“ die Vergangenheit herbeizauberte!<sup>18</sup>

Auf die kontrovers diskutierte Frage, ob Zeitgenossenschaft vorteilhaft für die Geschichtsschreibung der jüngsten Vergangenheit sei oder, wie Thiers es für sich in Anspruch nahm, der zeitliche Abstand der Nachgeborenen mehr Unbefangenheit im Urteil zuließe, weicht Börne beinahe spitzfindig auf die Problematisierung der Motivation von Parteilichkeit aus (2/570). Zehn Jahre später, bei der Erwägung einer eigenen Geschichte der Französischen Revolution, wird er den Gedanken, noch lebende Augenzeugen des Geschehens befragen zu können, begrüßen (3/598).

<sup>17</sup> Adolphe Thiers, *Histoire de la Révolution Française*, 10 Bde. 1823-27. Die ersten beiden Bde. 1823. Bd. 2 schließt mit der Einberufung des Nationalkonvents (20./21. 9.1792).

<sup>18</sup> Die Veränderungen, die viele der Pariser Denkmäler durch den politischen Perspektivewechsel zwischen 1819 und 1830 erfuhren, vertieften für Börne das Bewusstsein der Verzeitlichung historischer Begebenheiten. – Von einer anderen Fragestellung geht er in seiner Kritik der Denkmalspolitik in Deutschland aus. Insgesamt wäre die Behandlung der Denkmalsproblematik bei Börne einer gesonderten Untersuchung wert.



In diesem Zusammenhang, im November 1832, kehrt Börne zu seiner 1817 formulierten Überzeugung zurück, der „Geschichtsschreiber muss sein wie Gott; er muß alles, alle lieben, sogar den Teufel“ (3/598). Börne ist, das zeigen die Grundsatzgedanken der „Studien“ deutlich, noch fern von der professionellen Objektivität, mit der der Geschichtsschreiber des Historismus vorgeht: „es gibt ein ewiges, unwandelbares Recht. Dieses muß der Geschichtsschreiber zum Maß seines Urteils gebrauchen“ (2/109). Es ist der welt- und menschengeschichtliche Topos der Aufklärung, an der hier die Frage der Unparteilichkeit letztlich festgemacht wird.

In der frühen Phase der Restauration wagte Börne noch kaum, dem deutschen Publikum, wie er es offenbar im Sinn hatte, neue französische Arbeiten aus dem Bereich der Vergangenheitsrezeption als beispielhaft vorzustellen. Man gewinnt den Eindruck, er halte die Zeit noch nicht reif für ein wirklich bedeutendes Werk über die große Zeitenwende. Tatsächlich erschienen erst im Laufe der zwanziger und frühen dreißiger Jahre die umfangreichen Memoirenwerke, die er selbst als Quelle zu seinen „Studien“ auswerten wird. Erst nach 1840 treten die großen romantischen Geschichtsentwürfe ans Licht, die die Julirevolution bereits als Fortsetzung oder Vollendung der Revolution des 18. Jahrhunderts einbeziehen konnten. Man muss es im Rückblick bedauern, dass es Börne nicht mehr vergönnt war, vor allem Michelets farben- und detailreiches Werk kennenzulernen, als dessen Held, wie Börne selbst es sah, das französische Volk gefeiert wird.<sup>19</sup>

Börnes den Anfängen der neuen französischen Geschichtsschreibung gewidmeter Aufmerksamkeit entging es nicht, dass dort die Vergangenheit im Blick auf die aktuelle Lage politisch instrumentalisiert wurde:

Es ist [...] höchst wichtig zu betrachten, wie man jetzt in Frankreich die Geschichte schreibt. Es ist, als fielen es den Menschen wie Schuppen von den Augen und als erführen sie erst jetzt alte Geschichten, die schon vor tausend Jahren geschahen [...] sie demokratisieren, liberalisieren sie [...]. Sie revolutionieren die

<sup>19</sup> Eine der Hauptquellen Börnes waren die ab 1832 erschienenen *Oeuvres et Discours choisis de Maximilien Robespierre*, ediert von Laponneraye. 1834 begann die *Histoire parlementaire de la Révolution ou Journal des Assemblées Nationales depuis 1789 jusqu'en 1815* par Buchez et Roux (40 vol., 1834-38) zu erscheinen. Nach 1840 kamen die Werke von Michelet, Lamartine, Louis Blanc, Alexis de Tocqueville heraus. – Vgl. Jules Michelet: *Histoire de la Révolution française*. Paris 1847 (1. Aufl.) in der Préface: „L'acteur principal est le peuple“.

Vergangenheit auf eine solche Art, daß sie ganz gut diejenigen parodieren, welche die Zukunft contre-revolutionieren wollen (2/473).

Der Beobachter Börne wird nicht müde, Paris als den prädestinierten Ort für Zeit- und Geschichtsbetrachtung zu rühmen. Dabei wusste er sich selbst selten als Augenzeuge geschichtsträchtiger Ereignisse, sei es die Hinrichtung der vier Verschwörer von La Rochelle, seien es, nach der Julirevolution, die Kammerverhandlungen zur Abschaffung der Todesstrafe, die sensationellen Versammlungen der Saint-Simonisten oder die antikarlistischen Tumulte von St. Germain l'Auxerrois, ebenso wenig wie der Prozess Victor Hugos vor dem Handelsgericht (3/428f., 3/668). Sein Interesse galt vor allem dem Theater, dem zensurbefreiten der populären Boulevard-Bühnen wie demjenigen des Pariser Straßenlebens, beide Spiegel der Volksmentalität. Von dem regen und anregenden Gesellschaftsleben, wie es Heines Element war, hielt sich Börne weitgehend zurück, nicht zuletzt weil behindert durch seine zunehmende Schwerhörigkeit. Zwar versäumte er es nicht, Zelebritäten wie den Grafen Schlabrendorf zu besuchen<sup>20</sup>, sich auf den Empfängen des greisen Lafayette und denen des Malers Gérard zu zeigen oder an den „Weltessen“ des berühmten alten Publizisten Jullien teilzunehmen (3/395ff.). Von seltenen Ausnahmen abgesehen mied er, vor wie nach 1830, die literarischen Salons. Dass er „Menschenmassen“ und Bücher auch den interessantesten persönlichen Bekanntschaften vorzog, gesteht er unumwunden ein (3/53f.). Mit Recht nannte er sich im Vergleich zu Châteaubriand einen „Zimmerspekulant[en]“, „der die Welt durch das Fenster ansieht“ (3/709).

Von seinem bevorzugten Beobachterstandort in den Lesekabinetten der französischen Hauptstadt öffnete sich ihm das Fenster auf die Welt als Zeitungslandschaft. Selbst erfahrener Journalist, wusste er Informationswert und politische Orientierung deutscher wie französischer Tagesblätter richtig einzuschätzen. Gelegentlich bereicherte er auch, gewissermaßen augenzwinkernd, durch Vermittlung bekannter Kollegen die „Informationen“ von *Globe* oder *Constitutionnel* aus seiner Frankfurter Gerüchteküche (4/1150, 5/192).

1817, im Vorfeld der „Vermittler“-Verhandlungen, hatte Börne an Cotta geschrieben: „Mir hat immer geschienen, dass die Ansichten und Meinungen der Menschen die eigentliche Geschichte der Menschheit

<sup>20</sup> Zu Schlabrendorf vgl. *Börne-Index* (Anm. 7), S. 734ff.

bildeten. Selten ist eine Begebenheit merkwürdiger als die Verschiedenheit der Art, wie sie betrachtet wird“ (5/424). Nicht die faktischen Ereignisse also, vielmehr ihre facettenreich gebrochene Spiegelung wird zum inhärenten Faktor ihrer Deutung, die über ein isoliertes Moment des Geschehens hinausweist und damit Teil der Menschheitsgeschichte wird. Hier stellt sich die Frage, wo der Zeitgeschichtsschreiber Börne seinen eigenen, perspektivebestimmenden Standort ansiedelt. 1817 wünschte er ihn noch „wie auf heiteren Höhen wohnend“, „mit Klarheit die Verhältnisse“ übersehend, nicht un-, aber überparteilich also (5/627). Wenn er ein Jahr später in der *Ankündigung der Wage* der Meinungspluralität zwar Raum geben will, jedoch vom politischen Schriftsteller nicht fordert, „daß er ohne Hass und ohne Liebe sei“ (1/676f.), so kommt das der Einsicht in die erkenntnisstiftende Standortbindung nahe, die Paris ihm bald darauf bestätigt und vertieft: „Frankreich ist das Zifferblatt Europas“ (2/666).

Immer wieder findet sich bei Börne das Bild der Uhr, semantische Formel für die mit Notwendigkeit ablaufende Zeit. Welcher Zeit aber? Die astronomische Zeit, die ohne Ansehen von Personen oder Ereignissen die Weltgeschichte mechanisch abmisst, oder – und das scheint eher Börnes Zeitmetaphorik zu entsprechen – die geschichtliche Zeit, die ihren eigenen wechselnden Rhythmus hat; sie kann zur sprichwörtlich eilenden, aber auch zur fühlbar stillstehenden Zeit werden. Schon bei seinem ersten Parisaufenthalt ist Börne geradezu benommen von dem schnellen Lebensrhythmus der französischen Metropole, der ihm bewusst macht, dass die Zeit in der deutschen Provinz nahezu stagniert.<sup>21</sup>

Mit der Erfahrung von der Relativität geschichtlicher Zeit geht die Erkenntnis von der Relativierung auch der Deutung und Bewertung des Geschehens im forteilenden Prozess eines Zeitablaufs einher. So können aus der Perspektive ständig vorrückender Gegenwart Ereignisse der Vergangenheit in die Zukunft hineinwirken oder aber um ihre Zukunft gebracht werden, eine der schmerzlichsten Erfahrungen der politischen Geschichte nicht nur der revolutionären und nachrevolutionären Epoche. In einer kurzen, leidenschaftlich engagierten Besprechung eines eben erschienenen Werks des Politikers und Historikers Guizot klagt

---

<sup>21</sup> Zu Börne als Zeitgeschichtsschreiber vgl. auch Inge Rippmann: „Die Zeit läuft wie ein Reh vor uns her.“ Der Zeitschriftsteller als Geschichtsschreiber. In: „Die Kunst – Eine Tochter der Zeit“ *Neue Studien zu Ludwig Börne*. Hrsg. von Inge Rippmann und Wolfgang Labuhn. Bielefeld 1988, S. 130-169.

Börne anhand von Beispielen aus der neuesten Geschichte die politische Justiz mit ihren irreversiblen Folgen an.

Was neue Erkenntnis oder besser neue Wertungen stiftende Zeit zur Folge haben kann, hat Börne zwischen 1822 und 1830 in Paris erlebt: Aus einem Verrat mit Todesfolge, der schon zitierten Hinrichtung der vier Unteroffiziere von La Rochelle, einem „Mord mit Floskeln“, wird, zu spät für die Betroffenen, eine feierliche Ehrenrettung der jungen Helden (2/33). „Es ist zum Verzweifeln, daß ein Volk sich erst berauschen muss in Haß, ehe es den Mut bekömmt, ihn zu befriedigen; daß es nicht eher sein Herz findet, bis es den Kopf verloren“ (3/34). Lapidarer soll das Talleyrand mit der Bemerkung ausgedrückt haben, Verrat sei eine Frage des Datums.

*„Ich will ein Deutscher bleiben“*

Bis 1835 hatte Börne, von wo auch immer, deutsch für deutsche Leser geschrieben. In der ersten Phase seiner Frankreich-Erfahrungen konnte er nichts anderes als ein von der Bourbonenrestauration beschattetes öffentliches Leben und Denken vermitteln. Doch bei aller Zwiespältigkeit, mit der er die französischen Verhältnisse sah und darstellte, gab er dem deutschen Publikum zu verstehen, dass es sich selbst mit der okroyierten Charte besser leben und schreiben ließ als mit den Karlsbader Beschlüssen.

Auf den Paradigmawechsel des Juli 1830 und seine Wirkung auf die deutschen Intellektuellen muss hier nicht näher eingegangen werden. Die Revolution, für das offizielle Frankreich der zwanziger Jahre Vergangenheit, erfuhren die nach Paris eilenden Besucher von jenseits des Rheins jetzt als kaum erhoffte, zukunfts offene Gegenwart. Das Losungswort, das Börne in jedem seiner Briefe den Landsleuten zurief, war Freiheit und blieb es auch nach der Eintrübung, die die junge konstitutionelle Monarchie durch die Regierung des Juste-Milieu und der Finanzbourgeoisie erfuhr. Dieser Entwicklung und ihrer Wirkung auf Ludwig Börne ist in den verschiedensten Zusammenhängen nachgegangen worden. Hier ist nur aufs Kürzeste daran zu erinnern:

In Hochstimmung zelebriert Börne das Wiedersehen mit dem Paris des Nachjuli: „Das moralische Klima von Paris tut mir immer wohl, ich atme freier [...] Rasch zog ich alle meine Bedenklichkeiten aus und stürzte mich jubelnd in das frische Wellengewühl“ (3/21). Börnes Optik ist längst nicht mehr die eines wissbegierigen Touristen, der, von außen

kommend, Mentalität und Strukturen des fremden Landes zu erkunden sucht. Die Zeiger auf dem „Zifferblatt Europas“ weisen jetzt nach außen, auf die Randstaaten des Kontinents, die vom revolutionären Impuls der Pariser Revolution ergriffen werden: Belgien, Polen, Italien; und immer wieder ist es Deutschland, das sich, bis auf lokale Aufstände, dem freiheitlichen Geist zu verweigern scheint.

Börne beobachtet jede emanzipatorische Bewegung durch sein gewohntes Fenster, die Presse. Vom Standort Paris aus und durch die Buchform unabhängig zumindest von der Vorzensur, radikalisiert sich seine Sprache und provoziert die deutsche Kritik. Entsprechend ist die zweite Folge seiner *Briefe aus Paris* gezeichnet von der polemischen Auseinandersetzung mit seinen Rezensenten. Neben dem immer wieder ins Feld geführten Judentum ist es seine Franzosenfreundschaft, die ihn nicht nur bei den national-patriotischen Gegnern in Verruf bringt. Börnes Bekenntnis vom Februar 1832 markiert Höhe- und Umschlagpunkt der erbitterten Patriotismuskonversation.

Sie sagen: die Franzosen erschienen mir als Riesen und die Deutschen stellte ich als Zwerge neben sie. Soll man da lachen oder trauern? [...] Austauschen, nicht tauschen sollen wir mit Frankreich. Käme ein Gott zu mir und spräche: ich will dich in einen Franzosen umwandeln mit allen deinen Gedanken und Gefühlen – ich würde ihm antworten: Ich danke, Herr Gott. Ich will ein Deutscher bleiben mit allen seinen Mängeln und Auswüchsen; ein Deutscher mit seinen sechsunddreißig Fürsten [...] mit seiner Zensur, [...] seinen Hofräten, seinen Philistern – – (3/512f.).

Zum Zeitpunkt dieser der Form nach bei Lessing erborgten pathetischen Konfession war Börne, im Februar 1832, daran, seine radikaldemokratische Überzeugung in praktisch-politische Arbeit umzusetzen: Mit der organisatorischen und publizistischen Aktivität für den Pariser Filialverein des in der Pfalz gegründeten Deutschen Press- und Vaterlandsvereins ging die Indoktrinierung der in Paris arbeitenden deutschen Kommis und Handwerksgesellen im Sinn einer revolutionären Handlungsbereitschaft Hand in Hand.<sup>22</sup>

Das Hambacher Fest vom 27. Mai des gleichen Jahres, auf dem der „deutsche Börne“ vielfache Ovationen erfuhr (5/253), bildete den Kulminationspunkt der demokratischen Aufbruchstimmung des Nachjuli in

<sup>22</sup> Den Eindruck von Börnes Auftreten als Agitator vermittelt Heine in *Ludwig Börne. Eine Denkschrift*. 3. Buch, DHA XI, S. 69f.

Westdeutschland und zugleich den Anlass für die Knebelung der freiheitlich republikanischen Bestrebungen, die durch die repressiven Sechs Artikel des Bundestages, die „Frankfurter Juliordonnanzen“, in die Illegalität gedrängt wurden. Die Enttäuschung über die erneute politische Wende in Deutschland, aber auch über das Doppelspiel der französischen Regierungspolitik, bestimmte den zum Volkstribun mutierten Pariser Briefschreiber, sich aus den politischen Grabenkämpfen zurückzuziehen. Seit Ende 1832 widmete er sich dem Quellenstudium zu einer – Fragment gebliebenen – Geschichte der Französischen Revolution, die er als Vorgeschichte der Gegenwart und „gleich vom Beginne an europäisch“ verstand (2/1095).<sup>23</sup> Im Gegensatz zu den meisten der französischen Revolutionshistoriker des frühen neunzehnten Jahrhunderts engagierte sich Börne für die robespierristischen Jakobiner, nicht zuletzt weil er die Revolution überhaupt, besonders aber die Rolle des Königs wie die des „Unbestechlichen“ aus metahistorischer Sicht interpretierte. Dabei sah er aber die Unbedingtheit, mit der Robespierre die Idee von Freiheit und Gerechtigkeit zu verkörpern glaubte, korrumpiert durch die Versuchungen der Macht; wie er überhaupt, bereits in den zwanziger Jahren, jeglicher Herrschaftsstruktur kritisch gegenüber stand.

*„Wann kommt der Mai der Völker?“*

Durch das Bekanntwerden mit dem christlichen Sozialisten de Lamennais fühlte Börne sich noch einmal berufen, seine Feder unmittelbar in den Dienst der Emanzipation des Volks, das heißt in diesem Fall der subbürgerlichen Schichten zu stellen. Wie Eduard Beurmann, sein erster Biograph, der Börnes letzte Jahre aus der Nähe beobachten konnte, richtig urteilte, sah dieser in dem republikanischen Katholizismus des Abbés nichts anderes als ein Medium oder Gefäß für die Parole von Freiheit und Gleichheit:

Lamennais erschien ihm wenn nicht als der Messias der Freiheit, doch als der Johannes in der Pariser Wüste. Die Schlechtigkeit und der Materialismus, die ihn von allen Seiten in der französischen Hauptstadt angrinsten, bedurften eines Gegensatzes. Mit einem Worte, Börne erkannte, dass die Freiheit, die in Frankreich

<sup>23</sup> Vgl. dazu Inge Rippmann: Börnes „Studien über Geschichte und Menschen der Französischen Revolution.“ In: *Heine-Jahrbuch* 31. 1992, S. 163-191.

als Mittel zum Zweck benutzt war, eines Anhaltes bedürfe, um wieder Zweck zu werden.<sup>24</sup>

Welche Sensation Lamennais' *Paroles d'un croyant* gerade im deutschen Sprachraum erregten, liest sich allein an der Zahl der Übersetzungen ab, die in den ersten Monaten nach Erscheinen des pamphletartigen Büchleins auftauchten.<sup>25</sup> Börne, ein brillanter, am Latein des Horaz geübter Übersetzer, verlieh dem hymnischen Stil des Franzosen die Knappheit und volkstümliche Bibelsprache, mit der auch Schulz, Büchner und Weitling die Verständnisebene der bildungsschwachen Schichten zu erreichen suchten. Er ließ die in der Schweiz gedruckte Volksausgabe seiner Übertragung in fünfhundert Exemplaren unter die des Französischen kaum kundigen Mitglieder des Bundes der Geächteten – Folgeorganisation des Deutschen Volksvereins – verteilen und unterstützte dessen Wirkung durch einen Beitrag im gleichnamigen Vereinsorgan, dem „Geächteten“. Auf die dort leitmotivisch wiederholte Frage: „Wann kömmt der Mai der Völker?“ verweist er auf die „Rettung“ durch das „ruhestörende Buch“ de Lamennais' (2/852f.).

#### *Das Experiment „La Balance“ oder: deutsch-französische Literaturkritik*

Nahezu zwanzig Jahre nach Gründung der Frankfurter *Wage* kehrte Börne wieder zu seiner frühen literarischen Strategie zurück: Auf eigene Kosten schaffte er sich ein Organ, mit dem er ein bildungsbürgerliches Publikum anzusprechen beabsichtigte.<sup>26</sup> Standort wie allgemeine politische Repression setzten veränderte Vorgaben und ließen neue Ziele anvisieren. Der Herausgeber des von Januar bis Juni 1836 erschienenen Journals *La Balance* verzichtet auf einen im engeren Sinn politischen Diskurs, spricht indessen mit der erklärten Absicht kulturpolitischer Vermittlung deutsche wie vor allem französische Leser an:

Indem wir Deutschland und Frankreich zu vergleichen gedenken,  
haben wir keineswegs die Absicht, die überlegenen oder unterge-

<sup>24</sup> Eduard Beurmann: *Brüssel und Paris*. 1837, 3 Bd., Kap. 40, S. 214f. Helmut Bock dagegen spricht in diesem Zusammenhang von Börnes „Irrweg in den christlichen Sozialismus“ (Anm. 12), S. 362ff.

<sup>25</sup> Hugue Félicité Robert de Lamennais: *Paroles d'un croyant*. 1834. Es erschienen noch im selben Jahr sieben deutschsprachige Übersetzungen, vgl. Art. „Lamennais“ in: *Börne-Index* (Anm. 7), S. 427f.

<sup>26</sup> Inhaltsangabe der *Balance* in: *Börne-Index* (Anm. 7), S. 901.

ordneten Eigenschaften des einen oder andern darzutun (3/910).  
[Selbstzitat Börnes aus der „Introduction“, in seiner eigenen  
Übersetzung]

Seinem – das sei hier vorweggenommen – erfolglosen Unternehmen ging der in vierzig Jahren mehrfach gewagte Versuch voraus, ein deutsches Periodikum in Paris zu etablieren.<sup>27</sup> Noch im Oktober 1831 glaubte Börne, in kurzer Zeit selbst Mitarbeiter eines neu zu gründenden deutschen Organs zu werden, möglicherweise aufgrund eines Gerüchtes, das sich an Cottas finanzielle Beteiligung an dem 1830 von Thiers, Mignet und Carrel ins Leben gerufenen Oppositionsorgan *Le National* knüpfte, für das bereits prominente deutsche Publizisten gewonnen waren (3/307).

Im Lauf des Jahres 1835 suchte Richard Otto Spazier, der Neffe Jean Pauls, als Mitherausgeber der *Revue du Nord* Börne wiederholt für seine die deutsch-französische Verständigung anstrebende Zeitschrift zu gewinnen. Börne lehnte mit Entschiedenheit ab, vor allem weil er die projektierte sprachliche und taktische Dominanz der Franzosen dem Unternehmensziel abträglich hielt:

Wir dürfen nicht mit den Franzosen als schöne Geister wetteifern, sondern als denkende, freie republikanische Geister, während sie – die Vornehmen unter ihren Schriftstellern aristokratisch, die Gemeinen Höflinge und lakaienartig sind – und das durch und durch, trotz ihrer Konstitution (5/758).<sup>28</sup>

Mit den weitgehend merkantil gesteuerten Pariser Presseverhältnissen wenig vertraut und ohne eine Lobby in den tonangebenden Salons, vor allem aber auf seine Unabhängigkeit bedacht, musste Börne, obwohl er auf die für die Franzosen prohibitive deutsche Sprache verzichtete, sein Unternehmen in Kürze als gescheitert erkennen.

Während des Jahres 1835 hatte er sich sowohl um Abonnenten wie um vorwiegend internationale Mitarbeiter für seine *Balance* bemüht, wie die Briefe an den westschweizer Politiker und Literaturwissenschaftler Monnard (5/764f.), den schweizer Philosophen und Republikaner

<sup>27</sup> Dazu Jacques Grandjonc: „La presse de l’émigration allemande en France (1795-1848) et en Europe (1830-1848)“ in: *Archiv für Sozialgeschichte*. 1970. Bd. 10. Vgl. auch Art. „Deutsche Pariser Zeitung“ in: *Börne-Index* (Anm. 7), S. 918f.

<sup>28</sup> Eine andere, textreichere Version dieses Schreibens in Art. „Spazier“ in: *Börne-Index* (Anm. 7), S. 714ff.



Troxler (5/770ff.) und an die englisch-deutsche Lyrikerin Eliza Sloman, spätere Gattin von François Wille (5/773ff.), ausweisen. Keiner der Angesprochenen zählte schließlich zu den Beiträgern des Journals, dessen erstes Heft vom Herausgeber allein bestritten wurde. In der zweiten und dritten Lieferung finden sich Besprechungen von einem jungen französischen Publizisten und Sozialreformer, E. Buret; die übrigen drei Mitarbeiter, der ehemalige Burschschafter und Journalist Eduard Kolloff, der als Gesangslehrer und Musiker in Paris lebende einstige Priester Joseph Mainzer sowie der durch seine lothringische Gattin der französischen Kultur verbundene rheinpfälzische Advokat und Mitbegründer des oppositionellen Pressvereins Friedrich Schüler waren politische Flüchtlinge. Diese Mitarbeiterliste allein musste für das offizielle Deutschland obsolet erscheinen. Da Börne aber gerade auch die deutschen Leser im Auge hatte, erbitterte ihn die kalte Aufnahme seines Journals in der deutschen Presse besonders. Ein privater Brief an den befreundeten Theodor Welcker lässt das ganze Ausmaß seiner Enttäuschung erkennen (5/788).

„Un Journal n'est pas un monologue, c'est une conversation, un enseignement mutuel, c'est à l'auteur à faire le premier pas, mais c'est aux lecteurs à aller à sa rencontre“ (2/922). Diese Aufforderung Börnes an seine virtuellen Leser, mit der er seinen einleitenden Essay schloss, blieb weitgehend ungehört. In der umfangreichen, alle Verfehlungen und Stärken, alle Tugenden und Versäumnisse beider Nationen ausleuchtenden „Introduction“ hatte sich Börne das anspruchsvolle Ziel gesetzt, Deutsche und Franzosen aus ihren nationalen, fortschritthemmenden Vorurteilen zu lösen und zu einer gemeinsamen supranationalen, europäischen Leitinstanz zu vereinen:

Dans les ateliers de l'humanité, il y a deux peuples auxquels la Providence semble avoir donné la tâche de surveiller et de diriger les travaux de tous les autres peuples, de leur assigner leurs journées et de leur payer leur salaire; ce sont le peuple français et le peuple allemand. Au premier fut confiée la direction des travaux pratiques, des arts et des manœuvres, à l'autre la direction des travaux théoriques, des sciences et des spéculations (2/906).

Diese Kompetenzteilung entsprach Börnes Auffassung von der unterschiedlichen Begabung beider Völker, dem Volk des Denkens und dem Volk des Handelns, die sich seiner Meinung nach ideal ergänzen würden: „La France et l'Allemagne unies peuvent tout faire et tout empêcher“ (2/910). Vorausgesetzt sie würden einander kennen und anerkennen.

Dass dieser wechselseitigen Akzeptanz noch große Hindernisse im Wege stünden, war Börne nur zu bewusst:

La France a toujours mai jugé l'Allemagne, et qui pis est, elle ne l'a pas jugée du tout [...] L'Allemagne, au contraire, a toujours eu les yeux tourné vers la France, sans pour cela l'avoir mieux comprise. D'abord ce fut l'admiration, ensuite la haine et en dernier lieu un certain dédain bien ridicule, qui aveuglait son jugement (2/912).

Hier sind Empfindungen genannt, die Börne selbst im Laufe seiner Bekanntschaft mit dem ihm zur zweiten Heimat gewordenen Nachbarland nicht immer fremd geblieben waren. So erwies sich sein in privaten Äußerungen artikulierter Anspruch, den Franzosen „Elementarunterricht über deutsche Literatur erteilen“ zu wollen, als hypertroph; „dazu sind sie zu geistreich“ urteilte jedenfalls der Börne sehr zugeneigte Eduard Beumann.<sup>29</sup>

Auch Heine hatte zwischen 1833 und 1835 in den eleganten Pariser Literaturzeitschriften *Europe littéraire* und *Revue des deux mondes* das französische Publikum, allerdings in vielgelesenen französischen Organen, über deutsche Geistesgeschichte der Neuzeit orientiert und sie in betonter Anknüpfung an Germaine de Staël über aktuelle Literaturverhältnisse in Deutschland mit einem den Franzosen vertrauten Konversationston ins Bild gesetzt. Indem er die deutschen Leser über „Französische Zustände“ im politischen und soziokulturellen Kontext auf dem Laufenden zu halten suchte, wurde der Ideenfluss auch in der anderen Richtung gefördert – soweit es die Zensur zuließ.

Börne hingegen dachte in offensichtlicher Verkennung der Rezeptionsmöglichkeiten mit seinem noch unbekanntem Journal die Lesergruppen beidseits des Rheins anzusprechen, zunächst indem er und seine Mitarbeiter in Form von Literatur-, Kunst- und Musikkritik aktuelle Werke und Autoren beider Länder vorstellten. Seine abwägende Gegenüberstellung von Béranger und Uhland, dem populären französischen Liedersänger und dem deutschen Balladendichter war bezeichnend für die Tendenz des Unternehmens (2/923-952): Börne musste sich des Problematischen seines Vergleichs bewusst sein. Hätte er jedoch dem abgehobenen Stil des schwäbischen Romantikers etwa den klassischer Form verhafteten Dichter der *Messénienes*, Delavigne, verglichen, so

<sup>29</sup> Über den sozialen Hintergrund der Pariser Presseverhältnisse vgl. Beumann: *Brüssel und Paris* (Anm. 24), 2. Bd. Kap. 27. Zitat Kap. 15, S. 2f.

wäre seine Absicht, in den beiden Autoren unterschiedliche Temperamente und Wertvorstellungen ihrer Völker zu charakterisieren, weniger zwingend gelungen. So aber kontrastierte Börne den Chansonnier der kleinen Leute und ihrer alltäglichen Sorgen, Freuden und Hoffnungen mit dem scheinbar gegenwartsfremden Dichter, der deutsche Treue und hohe Minne im Gewand feudalen Mittelalters verklärte, – blendete dabei aber den liberalen Politiker und oppositionellen Vorkämpfer der Pressefreiheit in der württembergischen Kammer einfach aus. Auf diese Weise konnte er, dem Postulat seiner „Introduction“ folgend, deutsche und französische Mentalität als komplementär darstellen: „[...] comme la vie est mêlée de plaisir et de douleurs, il faut vénérer et Béranger et Uhland, s’édifier alternativement par la lecture de leurs ouvrages, tantôt être Français, tantôt Allemand, aimer Dieu et Lisette“ (2/929f.). – Entgegen seiner Maxime von 1819, vor einem französischen Forum nicht verächtlich über deutsche Verhältnisse sprechen zu wollen, brachte er jetzt die Debatte um Wolfgang Menzels chauvinistischen Angriff auf die jungdeutschen wie auf einige elsässer Schriftsteller an die französische Öffentlichkeit und stellte im nächsten Heft den umstrittenen Roman des Protagonisten der angegriffenen Schriftstellergruppe, Gutzkows *Wally*, als nahezu unbedeutend dar, um die Unverhältnismäßigkeit der staatlichen Zensur in ein umso greller Licht zu setzen.

Doch sein warnender Zeigefinger galt nicht nur den Missständen im deutschen Literaturbetrieb. Börne scheute nicht davor zurück, in Victor Hugo zwar „le plus beau génie de la France“ anzusprechen, „que nous admirons et aimons jusqu’en ses défauts“ (2/961), um sich dann den vermeintlichen Fehlern des Lyrikers Hugo zuzuwenden. Mit keinem der zeitgenössischen französischen Autoren hatte sich Börne in den ersten Jahren nach der Julirevolution derart ausführlich beschäftigt wie mit dem Dramatiker Hugo, der schon 1827 mit seiner *Préface de Cromwell* das Signal für die Freiheit in der Kunst gegen den Despotismus der Regeln gab und ab 1830 zur Galionsfigur der französischen Intellektuellen im ästhetischen wie im politischen Feld wurde. Es war dieser Geist des revolutionären Aufbruchs in Kunst und öffentlichem Leben, dem Börne immer wieder huldigt, ohne die zeitgleiche Tendenz zur dramatischen Anarchie zu übersehen, die er bei Hugo, aber auch allgemein auf den Theater- und Vaudevillebühnen des Nachjuli anzutreffen meinte.

Die gleiche ungezügelter Aufbruchstimmung teilte sich ihm auch im Musikleben der französischen Hauptstadt mit: Obwohl er sich, wenige Monate nach der Julirevolution, von der Uraufführung von Berlioz’

*Symphonie fantastique* beeindruckt fühlt, sieht er in diesem Werk des jungen, soeben preisgekrönten Komponisten deutlich eine ästhetische Grenzüberschreitung: „Ein ganzer Beethoven steckt in diesem Franzosen. Aber toll zum Anbinden“ (3/79). Ihre Legitimation jedoch findet auch diese „schwarze Romantik“ (Norbert Miller) im Kontext des revolutionären Paradigmawechsels: „In der Kunst und Literatur wie in der Politik geht die Frechheit der Freiheit voraus. Das muss man zu würdigen wissen, um die jetzigen französischen Romantiker nicht ungerecht zu verurteilen.“ Zwei Jahre später hat sich dieser zwiespältige Eindruck im Blick auf die Literatur noch vertieft:

Es herrscht jetzt ein Terrorismus, ein Sansculottismus, ein Jakobinismus [...] in der französischen Literatur. Es ist der Übergang vom Despotismus zur konstitutionellen Freiheit. Sie haben noch nicht gelernt Freiheit mit Ordnung paaren. Jede Regel ist ihnen Tyrannei, jeder Anstand Aristokratismus, Tugend, Schönheit und Würde – in der Kunst – sind ihnen Vorrechte. Sie nivellieren alles, sie duzen alles. [...] So führt Despotie auch in der Kunst zur Anarchie. (3/630)

Börne unterscheidet dabei zwischen den in trivialem Verismus schwebenden Inszenierungen der zensurentbundenen Pariser Boulevardtheater, in denen eifrig an der Napoleonlegende mitgewoben wurde und dem „Jakobinismus“ in der dramatischen Produktion der Romantiker. Die „tragische Häßlichkeit“, schlimmer noch für Börne „die tragische Unsittlichkeit“ erschwert ihm die Akzeptanz selbst des „guten Bruder Liberalen“, Victor Hugos, in dem Karl Rosenkranz den Initiator des theaterästhetischen Paradigmawechsels im 19. Jahrhundert erkannte.<sup>30</sup> Sieht der Posthegelianer Rosenkranz die Brutalität auf die Spitze getrieben durch die Straflosigkeit, mit der die negativen Helden von Hugos Stücken abgehen, empfindet Börne die hässliche Unsittlichkeit in der romantischen Tragödie der Franzosen in der Schamlosigkeit der Darstellung, die auch vor den Verfehlungen eines Königs nicht halt macht (3/631, 3/639).<sup>31</sup> Zweifellos weiß sich Börne als politischer Theoretiker wie Agitator fortschrittlicher als in seinem ästhetischen Urteil über die zeitgenössische Kunst und ihre Devise: „Le laid c'est le beau.“

<sup>30</sup> Karl Rosenkranz: *Ästhetik des Hässlichen*. Leipzig 1990 (1. Aufl. 1853), S. 211f.

<sup>31</sup> Rosenkranz im gleichen Sinn wie Börne: „Den König degradiert er [...] zu einem wahren liederlichen Lumpen [...]. Ein solcher König ist kein König“ (ebd., S. 211).

Einen anderen Widerspruch glaubt Börne 1836 in der neuesten Lyriksammlung Hugos, den *Chants du Crépuscule*, zu erkennen: Hatte er noch im ersten Pariser Winter der Freundin die Lektüre der frühen Romane des selbstbewussten jungen Romantikers empfohlen und ihr dessen vorrevolutionäre Gedichte zum Geschenk gemacht (3/111, 4/1240), hatte er im Dezember 1832 Hugos angreifende Verteidigungsrede vor dem Handelsgericht als Muster bürgerlicher Selbstbehauptung gegenüber der Machtanmaßung einer Regierung den deutschen Lesern in brillanter Übersetzung präsentiert (3/672ff.), so enttäuschte ihn die von gedämpfter Abenddämmerung verdüsterte, der Resignation nahe Stimmung, in die er Hugos neueste Verse getaucht fand. Statt die Julirevolution als siegreiche Etappe auf dem Weg zur Vollendung politischer Emanzipation zu feiern, würde der französische Dichter das Unvollendete, Vorläufige, ja Retardierende des auch auf die biographische Disposition des Einzelnen zurückwirkenden gesellschaftlichen Prozesses betonen. Börne, Feind der Resignation und der weltenschmerzlichen Geste, die er auch an deutschen Romantikern verabscheute, verstand diese Haltung der modernen Autoren als Verrat an den Versprechungen des 18. Jahrhunderts, an Voltaire und seinen Zeitgenossen, der Quelle der vorwärtsweisenden Aufklärung, in deren Zeigerichtung es weiterzugehen galt.

Börnes Beurteilung Victor Hugos muss den kritischen Leser unbefriedigt entlassen. Seine bei dem Dramatiker Hugo als ästhetische Digression empfundene, von Heine als Mangel an Geschmack qualifizierten<sup>32</sup> formalen wie thematischen Eigenwilligkeiten erfahren bei Börne ihre soziopolitische Legitimation durch die Umbruchstimmung der nachrevolutionären Ära. Es scheint jedoch fraglich, ob er, mangels Information oder, wahrscheinlicher, in strategischer Absicht, Hugos Standort in der politischen Landschaft der Zeit richtig gesehen hatte. Man kann hier nur spekulativ sprechen, indem man die Lücken in Börnes Bemerkungen zu ergänzen sucht. Sein Beifall wird nicht nur dem Stimmführer der romantischen Schule des neuen Frankreich gegolten haben, der Aristoteles und Boileau den Fehdehandschuh hinwarf, er konnte ebenso an die humanitären Tendenzen Hugos gedacht haben, dessen kämpferischen Einsatz für die Abschaffung der Todesstrafe, erstmals ausgesprochen in dem auch von Börne empfohlenen Roman *Le dernier jour d'un condamné* wie

<sup>32</sup> Heinrich Heine: *Über die französische Bühne*. 6. Brief. DHA XII, S. 258ff., vgl. auch *Lutezia* I. („30. April 1840. Spätere Notiz“), DHA XIII, S. 43f.

auch an des Dichters Zuwendung zu den gesellschaftlich Marginalisierten, die zunehmend literarisch Gestalt gewannen.

Mit Hugos durchaus ambivalenter politischer Positionierung dürfte jedoch der zum Republikaner mutierte Börne kaum sympathisiert haben, wenn sich auch beide als Freunde de Lamennais' verstanden wissen wollten. Hugo, der keine Berührungssängste zum Umfeld Louis-Philippes kannte und als ehemaliger Pensionsempfänger Karls X. Ehrfurcht vor den weißen Haaren des Exilierten bekundete („Je n'enfoncerai pas la couronne d'épines,/ Que la main du malheur met sur des cheveux blancs“), war neben Béranger der wortmächtigste Bonapartist. Kein Wort davon in Börnes Besprechung des neuesten Lyrikbandes, dessen erster Teil, entgegen der Anklage des Rezensenten („si vous n'êtes pas contents de l'héritage que vous ont laissé vos pères, vous êtes bien ingrats“; 2/965) die jungen Helden der Julirevolution feiert, in ihnen aber auch die Söhne und Enkel der großen Revolution wie die der siegreichen Armee des Kaisers!<sup>33</sup> Es kann keine Frage sein, dass Börnes Urteil über den französischen Romantiker durch hymnische Evokationen Napoleons wie die folgende eine wesentliche Dämpfung erfahren haben musste: „Dors, nous t'irons chercher! ce jour viendra peut-être/ Car nous t'avons pour dieu sans t'avoir eu pour maître!“<sup>34</sup>

Noch im März 1836, kurz vor Erscheinen der zweiten Lieferung der *Balance*, hielt Börne weiterhin Ausschau nach geeignetem Stoff für die Weiterführung seiner Zeitschrift. Ein Dankesbrief an einen nicht mit Namen angesprochenen „Freund“ – mit großer Wahrscheinlichkeit der Stuttgarter Buchhändler und Verleger G.S. Liesching – erwähnt eine Reihe ihm zur Besprechung zugesandter Neuerscheinungen, darunter Menzels *Geist der Geschichte*, Gustav Schwabs *Sagen* und Tiecks *Schöne Magelone*. Weiter heißt es in dem ungedruckten, durch Stockflecken bis zur Unkenntlichkeit verdorbenen Blatt<sup>35</sup>: „Pfizers Luther werde ich, wenn vollendet [?] anzeigen, und ihn mit Michelets neuem Werke zusammenstellen.“ Bei den beiden letztgenannten Titeln handelt es sich um Gustav Pfizers *Martin Luthers Leben* (1836) und die 1835 erschiene-

<sup>33</sup> *Les chants du crépuscule*. In: Victor Hugo: *Œuvres complètes*. Paris 1967, Bd. V, S. 375-483.

<sup>34</sup> Ebd. S. 403, datiert „9 octobre 1830“. Zehn Jahre später grüßte V. Hugo den ins Pantheon überführten Kaiser in *Le retour de l'empereur*.

<sup>35</sup> Die Verfasserin dankt der Direktion des Heinrich Heine-Instituts Düsseldorf für die Einsichtnahme in das unpublizierte Briefblatt.

nen *Mémoires de Luther* von Jules Michelet. Auch in diesem Fall sollte also, wie bei Béranger und Uhland, das Werk eines deutschen Autors dem eines Franzosen gegenübergestellt werden. Dass dieser Plan nicht mehr zur Ausführung kam, ist umso mehr zu bedauern, als dies die einzige Erwähnung des französischen Historiographen bei Börne überhaupt darstellt. Man hätte dann zum mindesten eine Stellungnahme zu dem ihm in mancher Weise nahestehenden Michelet gehabt. Seine Kritik an Menzel hingegen sowie die späte negative Beurteilung von Gestalt und Rolle Luthers floss in Börnes letzte Schrift *Menzel der Franzosenfresser* ein (3/928f.).

„Ich liebe Deutschland mehr als Frankreich“

„Ich liebe Deutschland mehr als Frankreich, weil es unglücklich ist, und Frankreich nicht; im übrigen bin ich soviel Franzose als Deutscher“ (3/906). Dieses Bekenntnis, mit dem Börne den „Franzosenfresser“ Menzel bewusst provozieren wollte, ist, à la lettre genommen, durchaus irreführend. Börne, der unter dem „unerträglichen Schmerz des Vaterlandes“ litt, den er dem „treuesten, dem edelsten, dem geistreichsten unter den Völkern der Erde“ zugefügt sah, „dem Volke, das unter den Kindern Gottes dem Vater am ähnlichsten geworden“, war tatsächlich weit davon entfernt, Franzose zu werden (3/861).

Ein junger deutscher Freund seiner letzten Jahre schrieb nach Börnes Tod: „er war der Pariser Gesellschaft so fremd geblieben, als an dem Tage, wo er mit dem Eilwagen in der Hauptstadt ankam.“<sup>36</sup> Mag auch hier eine Übertreibung vorliegen, so war Börne doch nicht nur der „Gesellschaft“ fremd geblieben, er kannte auch Frankreich, das Land, die Provinzen, kaum. Französische Lebensart und Geistesbeschaffenheit waren ihm im wesentlichen vermittelt durch die Beobachtung der kleinen Leute in den Vorstadttheatern, der Flaneure auf den Boulevards, durch die Trivialromane Paul de Kocks, durch die Presse und die Literatur. Seine gelegentlichen Begegnungen mit Vertretern der politischen Kaste beschränkten sich allem Anschein nach auf Höflichkeitsaustausch.<sup>37</sup> Soziale Kontakte pflegte er, nicht immer aus Bedürfnis, an den notorischen Begegnungsstätten deutscher Flüchtlinge, Journalisten und

<sup>36</sup> Eduard Kolloff: Börne in Paris. In: *Jahrbuch der Literatur 1839*. Hamburg 1839, S. 145 (Reprint: Frankfurt a. Main 1971).

<sup>37</sup> Zu Börnes Begegnungen mit Lafayette vgl. Börne 3/41 und 5/209.

Parisbesucher, in den Restaurants der City, die von Ausländern bevorzugt waren.<sup>38</sup>

Der immer wieder evozierten Gegenüberstellung französischer und deutscher Mentalität, die sich in seiner Vision eines künftigen Europas zu idealer Ergänzung verbinden sollten, haftet nicht zufällig das Merkmal theoretischer Typologisierung an. In der in solchen Zusammenhängen umschriebenen Differenzierung der Volkscharaktere lässt sich jedoch eine unterschwellig verschiedene Wertung wahrnehmen. Bei der vorgesehenen Zuteilung der Funktionen im künftigen Zusammenwirken der Nationen wird die Rolle des Zerstörens der überlebten politischen und gesellschaftlichen Strukturen jeweils Frankreich zugeschrieben, offensichtlich gestützt auf die Erfahrung des radikalen Umbruchwerks der Revolution. Deutschland hingegen wird Gründungs- und Aufbauarbeit im Europa der Zukunft zgedacht, ohne dass dafür konkrete Leistungsvorgaben genannt werden. Es sieht beinahe so aus, als hätten die Franzosen ihren Beitrag zum Bau des neuen Kerneuropa bereits geleistet, während Deutschland, dem Land der Philosophen und Wissenschaftler, die in die Zukunft weisende Erneuerungsarbeit zukomme.

So seltsam es klingen mag, diese „Arbeitsteilung“ lässt sich anbinden an Börnes Rezeption der beiden bedeutendsten Vorläufer der Revolution des 18. Jahrhunderts, wie sie, symbolisch, im Giebelfries des Pantheon von David d'Angers vereint dargestellt sind. So oft Börne auch, wie es bereits längere Zeit schon üblich war, die Namen der beiden zerstrittenen Zeitgenossen zusammen nennt, so betont er nicht weniger ihre unterschiedliche Ausstrahlung, ihre vollkommen konträre Lebens- und Wirkungsweise: Dem weltgewandten „Höfling“ Voltaire (2/819) stellt er den grämlichen Einzelgänger Rousseau (2/984f.), dem „Spitzbuben“ den „edlen Mann“ gegenüber, dem populären, gefeierten Autor, zu dem die Welt nach Ferney pilgerte (4/312), den verfolgten und (auch als musikalischer Plagiator) geächteten Eremiten von Montmorency. Dennoch: Die beiden ungleichen Wegbereiter der Zeitenwende ordnet Börne den Männern der Zukunft zu, während Goethe und Napoleon für ihn das Ende der alten Zeit markieren (2/265). Voltaire, der, selbst eitel, den Großen schmeichelte, opferte ihnen nicht seine Gesinnung; wie eine

---

<sup>38</sup> Dazu Inge Rippmann: „Conversation à table.“ Zwei deutsche Revolutionäre in Paris: Heine und Börne. In: *„Ich Narr des Glücks.“ Heinrich Heine 1797-1856. Bilder einer Ausstellung.* Hrsg. von Joseph A. Kruse. Stuttgart, Weimar 1997, S. 138-144.



„eiserne Pflugschar der Wahrheit“ (2/305) wirkte sein Kampf gegen die Dunkelheit des Aberglaubens, für Gerechtigkeit und gegen Missbräuche in Kirche und Gesellschaft. Gleichzeitig erweckt der brillante Autor, der große Menschenfreund und Reformier, mit dessen Büste Börne im Theaterfoyer Zwiesprache hält (3/1780), in ihm ein leises Unbehagen: Es ist der zynische Rationalist, der Zerstörer und Philosoph des Unglaubens, verantwortlich für die von der Revolution legitimierte Irreligiosität des französischen Volks. Ihm, den er, liebte er ihn nicht, „hassen müsste“ (3/626), kann er sich letztlich nicht mit der gleichen ungeteilten Liebe zuwenden, wie er es zu Rousseau tut.

Als „chef de la bourgeoisie“ steht Voltaire dem „chef du peuple“ Rousseau gegenüber. Es ist eindeutig, mit wem der Parteigänger der Jakobiner, Börne, der die Girondisten für „Geistesaristokraten“ hält, in diesem Fall stärker sympathisiert (2/137). Doch nicht nur für die *Studien* gilt das. In der Schweiz wie in Montmorency pflegt Börne die Erinnerung an das von Entbehrungen, Heimatlosigkeit und Verkennung gezeichnete Leben des großen Genfers, den er als einsamen Kämpfer, von seiner Zeit missverstanden weil zukunftsorientiert, ohne Einschränkung idealisiert. Ihm schreibt er „ein deutsches Herz und einen britischen Geist zu; französisch war nichts an ihm als die Sprache“ (2/437, 2/327). Da er auch Germaine de Staël und Benjamin Constant als geborene Schweizer mehr der deutschen als der französischen Mentalität zuordnet, unterscheidet Börne offensichtlich zwischen Sprachkultur einerseits und Gemüts- und Verstandeskultur andererseits (2/8).

In einer lange Zeit ungedruckt gebliebenen Skizze der späten Pariser Jahre reflektiert Börne über Rousseaus selbstkritischen Versuch „Rousseau, juge de Jean-Jacques.“ Er analysiert den Verfolgungswahn, das Misstrauen, den Stolz des „kranken Bettlers“ (2/820). Am Ende notiert Börne: „Rousseau, dem wie die Ohren das Herz ewig sauste. – Wer das nicht kennt! Leiden – Störungen – man glaubt, sie kämen von außen, aber sie kommen nicht von außen“ (2/984ff.). Diese von Empathie diktierten Bemerkungen lesen sich wie eine Geste verborgener Identifikation.

Eine andere im Zusammenhang mit den Revolutionsstudien niedergeschriebene Identifikation ist weniger intimen Charakters, dafür aber von weiterreichender Bedeutung. Rousseau, dessen Vertragstheorie als kühnes Gedankenspiel „auf praktische Wirkung gar keinen Anspruch“ machte (3/612), konnte, da – wie auch Voltaire und die Encyclopädisten ohne Vorahnung einer Revolution – nicht wissen, wie nah sein leiden-

schaftlicher späterer Bewunderer Robespierre ihm in dem Verfassungsentwurf von 1793 kommen würde. Börne, Bewunderer beider, erkennt, rückblickend, in Robespierre den Mann der Zukunft, „von dem die Natur nur in Rousseau die Skizze entworfen“ (2/1061).

Erinnert man sich jetzt noch einmal an Börnes Funktionszuschreibung für die Völker links und rechts des Rheins, so gewinnt eine apodiktische Sentenz aus seiner späten Aphorismensammlung eine differenzierende Wertung: „La France c’est Voltaire, l’Allemagne c’est Rousseau; la destination de la première est de détruire, la destination de l’autre est de fonder“ (2/1049). Über diese seltsamen und wirklichkeitsfernen, auf die Zukunft gespiegelten historischen Urteile Börnes ragt eine mit Gewissheit formulierte, trostreiche Prophezeiung hinaus als Vermächtnis eines virtuellen Europäers des 19. Jahrhunderts:

Die nächsten Jahrhunderte werden weder den Deutschen noch den Franzosen noch sonst einem anderen Volke oder einem Fürsten gehören; sondern der Menschheit (3/957).

Anne-Rose Meyer (Bonn)

## Jeune France und Junges Deutschland

Auf dem Gemälde *La liberté sur les Barricades* von Delacroix geht eine junge Frau, die Allegorie der Freiheit, den bewaffneten Aufständischen durch Pulverdampf und Rauch in die Schlacht voran, schreitet mit stolz emporgestreckter Trikolore über die toten Körper der Gefallenen hinweg. Doch diese Verherrlichung der „Trois Glorieuses“, der drei Tage der Pariser Julirevolution, als heroischer Aufbruch ist eine Fehleinschätzung: Zwar flüchtet Charles X., der durch eine Reihe von Ordonnanzen das Parlament aufgelöst, Zeitungen strengster Zensur unterworfen, das Wahlrecht zugunsten des Großbürgertums geändert und so Arbeiter, Studenten und Kleinbürger buchstäblich auf die Barrikaden gebracht hatte, bekanntlich nach England. Versierten Politikern gelingt es aber, die Revolutionäre durch ein großes Militäraufgebot zurückzuschlagen, ohne ihren Forderungen nach Liberalisierung und mehr Mitbestimmung in allen Punkten nachkommen zu müssen. In Paris ist die öffentliche Ordnung bald wieder hergestellt und ein für viele Zeitgenossen enttäuschender Kompromiss zwischen Monarchie und Republik ebenso rasch gefunden: das „Juste-milieu“.

Dennoch hat der Ruf nach Freiheit ein europaweites Echo: Unter dem Eindruck der Julirevolution erheben sich im August 1830 die Belgier in Brüssel gegen die Bürokratie des Königs der Niederlande, im November rebellieren die polnischen Bürger gegen ihren russischen Herrscher. Im Februar 1831 revoltieren die Italiener u.a. in Bologna und Parma gegen ihren alten habsburgischen Souverän. In Deutschland kommt es in Braunschweig, Göttingen, Sachsen und Kurhessen zu Unruhen.

Die Reaktionen des literarischen Europas auf die Julirevolution und ihre Auswirkungen auf die einzelnen Staaten sind zahlreich und vielfältig, umfassen sachliche journalistische Berichte ebenso wie hymnische Beschreibungen der Aufständischen. Pathetisch werden der Anbruch eines neuen Zeitalters und wiederentdeckte nationale Gefühle besungen, naive Fortschrittshoffnungen ausgesprochen. Dramen, Novellen und Romane – darunter nicht wenige qualitativ zweifelhafte Gelegenheitswerke – vermitteln einen Eindruck der zunächst spannungsgeladenen Situation in der französischen Hauptstadt und den unbefriedigenden Folgen. „Gottlob! die Revoluzion des Julius hat die Zungen gelöst, die so lange stumm

geschienen“, konstatiert Heinrich Heine in der Vorrede zum ersten Band des *Salon* (DHA V, S. 369). Das politische Interesse einer ganzen Schriftstellergeneration innerhalb wie außerhalb Frankreichs ist geweckt.

Während sich die Regierung Louis Philippes konsolidiert, lässt der revolutionäre Enthusiasmus unter den Literaten merklich nach. Innerhalb des neuen historischen Kontexts, den nach einem Diktum Laubes die Julirevolution wie ein „Grenzpfahl“<sup>1</sup> markiert, gewinnen zwei Avantgarde-Bewegungen Kontur: La Jeune France und das Junge Deutschland.<sup>2</sup> Beide prägen die öffentlich geführte Auseinandersetzung um das Funktionsverständnis von Literatur nach 1830. Ihre Vertreter opponieren gegen die sowohl in Frankreich als auch in Deutschland restriktive (Kultur-)Politik, setzen ihr künstlerische Vorstellungen entgegen, die der

<sup>1</sup> Heinrich Laube: *Geschichte der deutschen Literatur*. 4 Bde., Stuttgart 1839f., hier Bd. IV, S. 96.

<sup>2</sup> Zur Problematik der Bezeichnung ‚Jeune France‘ vgl. Paul Bénichou: „Jeune-France et boussingots. Essai de mise au point“. In: *Revue d'histoire littéraire de la France*. Mai/Juni 1971, S. 439-462; Winfried Engler: *Lexikon der französischen Literatur*. 2. verbesserte und erw. Aufl. Stuttgart 1984, S. 514f; Anne-Rose Meyer: *Jenseits der Norm – Aspekte der Bobèmedarstellung in der französischen und deutschen Literatur. 1830-1910*. Bielefeld 2001, S. 17-21 und 30-49.

Die Forschungslage zu La Jeune France ist ausgesprochen dürftig. An neueren Arbeiten sind erwähnenswert: Paul Bénichou: *Le sacre de l'écrivain 1750-1830*. Paris 1973; Jon B. Hassel: „Philotée O'Neddy and the poetics of the petit cénacle“. In: *Nineteenth-Century French Studies*. Bd. VIII, Nr. 3/4 (1980), S. 218-27.

Die Bezeichnung ‚Junges Deutschland‘ findet sich schon in Ludolf Wienbargs *Ästhetischen Feldzügen* von 1834. Einer breiteren Öffentlichkeit wird der Name erst nach den Bundestagsbeschlüssen von 1835 bekannt, in denen Heine, Gutzkow, Laube, Wienbarg und Mundt der sog. ‚literarischen Schule‘ des Jungen Deutschland zugerechnet und ihre Schriften als staatsgefährdend angesehen und verboten werden. Zum Begriff ‚Junges Deutschland‘ vgl. beispielsweise Walter Dietze: *Junges Deutschland und deutsche Klassik. Zur Ästhetik und Literaturtheorie des Vormärz*. Berlin 1957, S. 77ff; Helmut Koopmann: *Das Junge Deutschland. Eine Einführung*. Darmstadt 1993, S. 4f und 107. Zwar legt es der Bundestagsbeschluss nahe, die oben genannten Schriftsteller als alleinige Vertreter des Jungen Deutschland anzusehen, doch ist die Bewegung der Schriftsteller, die zwischen 1830 und 1840 eine Liberalisierung auf sozialer, politischer und künstlerischer Ebene anstrebten, deutlich breiter. Gleichwohl sind die vom Bundestagsbeschluss betroffenen Literaten diejenigen, die – neben dem erheblich älteren Vorbild Börne – im Rahmen des von mir behandelten Themas die interessantesten Vergleichsmöglichkeiten bieten.

veränderten Lebenswirklichkeit einerseits und der jeweils favorisierten authentischen Ausdrucksweise andererseits, ihrer subjektiven Weltsicht und ihren individuellen ästhetischen Vorlieben, entsprechen.

Mag eine solch kurze Charakterisierung wie auch die ähnlich klingenden Bezeichnungen den Gedanken nahelegen, es könne sich um homogene Gruppierungen mit ähnlichen Zielsetzungen handeln, so ist dies nur teilweise richtig. Ihre unterschiedlichen Auffassungen von der Rolle des Künstlers innerhalb der postrevolutionären Gesellschaft, seiner Themenwahl und Schreibweise, können vielmehr als paradigmatisch für die allmähliche Herausbildung der Dichotomie von autonomer und engagierter Literatur angesehen werden. Ihr vergleichbarer Ausgangspunkt ist die Kritik am Bestehenden, sowohl in politischer wie auch in künstlerischer Hinsicht.

So bewirkt die ‚bataille d’Hernani‘ in Frankreich den Zusammenschluss der Anhänger einer anti-klassizistischen Theaterkonzeption. Unter ihnen Gérard de Nerval, Théophile Gautier, Théophile O’Neddy, Pétrus Borel. Ihr Bestreben, sich von den als überkommen empfundenen Theatertraditionen abzugrenzen und das Bedürfnis, sich vom bourgeois Publikum und dessen Geschmacksideal zu unterscheiden, ist ein Motiv für ihre engagierte Parteinahme. Ein zweites ist ihr Widerstand gegen die königliche Zensur, welche in Hugos Stück nicht nur einen Angriff auf die ‚pureté‘ einer etablierten Gattung, sondern auch staatsgefährdendes Potential auf inhaltlicher Ebene sieht.<sup>3</sup> Die gesellschaftskritischen Implikationen der Tragödie werden bemängelt. Erst als Hugo weitreichende Änderungen vornimmt, darf die Comédie française das Drama aufführen. Die Kontroverse um die innovative, zeitgemäße Dichtung in den 1830er Jahren hat eine politische Dimension, die Auseinandersetzung um freie Meinungsäußerung, die im Protest gegen die Verschärfung der Pressegesetze kulminiert, betrifft auch das Theater: Anhänger der antiklassizistischen Dichtungskonzeption Hugos treten nicht nur für die Aufführung eines beliebigen Stücks, sondern gleichzeitig für die Liberalisierung der Bühnen ein. Demgegenüber unterstützt die Zensur eine

---

<sup>3</sup> Die Comédie française hatte die erste Fassung des Stücks am 5. Oktober 1829 akzeptiert. Die Änderungsaufgaben der Zensur betreffen die Darstellung der politischen und religiösen Thematik. Die geänderte Version geht am 25. Februar 1830 über die Bühne. Durch Gerüchte alarmiert, dass von Regierungsseite geplant sei, das Stück durch massive Störungen durchfallen zu lassen, versuchen die Adepten Hugos, die Claque zu stärken.

Ästhetik, deren Vertreter – orientiert am deutschen Idealismus – den Gedanken von einer Nützlichkeit der Kunst perhorreszieren und den Einbruch der Realität in die Musentempel mit Verweis auf die ‚doctrine classique‘ ablehnen.<sup>4</sup> Wenig verwunderlich, dass die Julirevolution als Reaktion auf die neuerliche Einschränkung der Freiheitsrechte durch Charles X. besonders die Anhänger der als modern empfundenen romantischen Dichtung begeistert, in welche republikanische Ideen und liberale Tendenzen einfließen.

Obwohl La Jeune France – ähnlich wie das Junge Deutschland – kein gemeinsames Programm, keine einheitliche ästhetische Zielsetzung im Sinne einer künstlerischen ‚Schule‘ verbindet, handelt es sich doch nicht um eine zufällige Gruppierung. Die Künstler, die nach der gescheiterten Revolution regelmäßig im Atelier des Bildhauers Jehan Duseigneur an der Rue de Vaugirard zusammentreffen,

seulement pour être une *association* utile et puis un public de choix  
où l'on puisse essayer ses ouvrages d'avance et satisfaire jusqu'à  
un certain point ce besoin de publication qui fait qu'on épargille  
un avenir de gloire en petits triomphes successifs<sup>5</sup>,

wie Nerval schreibt, verbindet eine antibürgerliche Lebens- und Kunstauffassung, die zu einer wachsenden Entfremdung von der gesellschaftlichen Realität führt. Neben Nerval, Gautier, O'Neddy und Borel zählen auch der Maler Napoléon Thomas, die Schriftsteller Alphonse Brot und Auguste Maquet – bekannt vor allem als Mitarbeiter Alexandre Dumas' père –, der Architekt Jules Vabre und der Kupferstecher Célestin Nanteuil zum ‚petit cénacle‘, wie sich der Kreis selbst in respektvoller Anlehnung an Victor Hugos ‚grand cénacle‘ bezeichnet. Der Begriff La Jeune France wird erstmalig in einer Artikelserie der Zeitung *Le Figaro* ab August 1831 über die Generation der um 1810 geborenen bildenden Künstler, Schriftsteller und ihrer Anhänger verwendet und dadurch populär. Ihr zwangloses Zusammentreffen schildert O'Neddy in seinem Gedicht *Pandemonium*:

<sup>4</sup> Vgl. beispielsweise Théodore Jouffroy: *Cours d'Esthétique*. Paris 1826, Quatremère de Quincy, Antoine Chrysostôme: *De l'imitation dans les arts*. Paris 1823. Auch Victor Cousin äußert in *Cours de philosophie professé à la Faculté des Lettres pendant l'année 1818 par V. Cousin sur le fondement des idées absolues du Vrai, du Beau et du Bien*. Paris 1836 ähnliche Gedanken.

<sup>5</sup> Brief an Sainte-Beuve, Sommer 1832 in: *Œuvres*, Bd. I. Paris (Bibliothèque de la Pléiade) 1989, S. 1285.

Vingt jeunes hommes, tous artistes dans le cœur,  
 La pipe ou le cigare aux lèvres; l'œil moqueur,  
 Le temporal orné du bonnet de Phrygie  
 En barbe jeune-France, en costume d'orgie,  
 Sont pachalesquement jetés sur un amas  
 De coussins dont maint siècle a troué le damas. [...]<sup>6</sup>

Gemeinsam ist ihnen – neben der Vorliebe zur malerischen Selbstinszenierung, wie sie in den o.a. Versen deutlich wird – das distanzierte Verhältnis zur vorrevolutionären Gesellschaft wie zur Julimonarchie und ihr Enthusiasmus für den Aufstand. Mit der jeweils herrschenden Ordnung können sie sich nicht identifizieren, sie streben – geprägt von romantischem Welt- und Kunstverständnis, aber auch von saint-simonistischen Gedanken – nach geistiger Unabhängigkeit, moralischer Freiheit und Ungebundenheit. Allesamt sind sie Adepten Victor Hugos, schätzen dessen innovative, gleichwohl traditionsbewusste Schreibweise. Als ihr revolutionärer Enthusiasmus verfliegt – da unter Louis-Philippe lediglich der Wahlzensus gesenkt wird und das Finanzbürgertum an Einfluss gewinnt, sonst aber alles bleibt wie zuvor – sehen sie in der Kunst ein Mittel, mit dem sich eine als unbefriedigend empfundene Wirklichkeit transzendieren lässt. Zwar ist in mehreren Schriften von La Jeune France nach den Trois Glorieuses die Idee einer doppelten Revolution von Kunst und Gesellschaft zu finden, wie sie beispielsweise auch Sainte-Beuve in seinem vielgelesenen Artikel *Espoir et vœu du mouvement littéraire après la révolution de 1830* formuliert.<sup>7</sup> Die politischen wie poetologischen Vorstellungen der Künstlerfreunde bleiben jedoch gänzlich abstrakt, ihre Gesellschaftskritik ist bloße Polemik. An einer wirklichen Änderung der Verhältnisse sind sie nicht interessiert.

<sup>6</sup> Philotée O'Neddy: *Feu et Flamme. Publié avec une introduction des notes par Marcel Hervier. Suivi de la correspondance inédite de Théophile Dondey et d'Ernest Havet*. Paris 1926 (EA 1833), S. 6.

<sup>7</sup> „A chaque grande révolution politique et sociale, l'art, qui est un des côtés principaux de chaque société, change, se modifie, et subit à son tour une révolution, non pas dans son principe tout à fait intérieur et propre, qui est éternel, mais dans ses conditions d'existence et ses manières d'expression, dans ses rapports avec les objets et les phénomènes d'alentour, dans la nature diverse des idées, des sentiments dont il est empreint, des inspirations auxquelles il puise.“ Erschienen in *Le Globe* vom 11. Oktober 1830, abgedruckt in: Charles-Augustin Sainte-Beuve: *Œuvres*, Bd. I. Texte présenté et annot. par Maxime Leroy. Paris (Bibliothèque de la Pléiade) 1956, S. 369-377.

So ist auch O'Neddys verbale Verbrüderung mit den Arbeitern im „Avant-propos“ zu seiner Gedichtsammlung *Feu et Flamme* von 1833 ein bloßes Lippenbekenntnis: „Comme vous, je méprise de toute la hauteur de mon âme l'ordre social et surtout l'ordre politique qui en est l'excrément“<sup>8</sup>. Der „civilisation mathématiquement ladre“ stellt er den Reichtum inneren Lebens gegenüber, der Gegenwart mit ihren „lèpres sociales“ „une odeur magique/ De moyen-âge“<sup>9</sup>. Die gesellschaftskritische Position O'Neddys manifestiert sich auch in den folgenden Gedichten<sup>10</sup> der Sammlung, welche „une époque aussi banale que la nôtre“<sup>11</sup> und die damit verbundene Resignation thematisieren.

O'Neddy setzt in seinen Texten Kunst, Alltagsleben und politische Aktion deutlich voneinander ab. Dies impliziert einen grundsätzlichen Zweifel an der sozialen Sprengkraft von Literatur, die – wie das Verbot von Hugos Drama *Le roi s'amuse* im November 1832 zeigt – dem durch Kritik und Zensur vorgegebenen, rigiden Wertekanon genügen muss, um veröffentlicht werden zu dürfen. Auch Delacroix' *Liberté* darf nach der Gemäldeausstellung von 1831 auf Geheiß Royer-Collards nicht mehr öffentlich gezeigt werden. Das kunstinteressierte Publikum sieht das Bild erst 1848 wieder.<sup>12</sup> Anstelle eine wie auch immer gearteten ‚littérature engagée‘ zu propagieren, sprechen sich beispielsweise die einflussreichen Kritiker der *Revue des Deux Mondes*<sup>13</sup> gegen die Einmischung der Schriftsteller ins unübersichtliche politische Tagesgeschäft aus und favorisieren überzeitliche Themen und Darstellungsweisen.<sup>14</sup> Es ist sehr wahrschein-

<sup>8</sup> *Feu et Flamme* (Anm. 6), S. 2.

<sup>9</sup> Ebd. S. 3f und S. 11 (*Pandæmonium*).

<sup>10</sup> Vgl. beispielsweise (Anm. 6) *Pandæmonium* (ebd., S. 5-18), *Rodomontade* (S. 19-21), *Trinité* (S. 48-53) und *Spleen* (S. 55-58).

<sup>11</sup> *Pandæmonium* (Anm. 6), S. 13.

<sup>12</sup> Dolf Oehler: *Pariser Bilder I (1830-1848). Antiburgeoise Ästhetik bei Baudelaire, Daumier und Heine*. Frankfurt a.M. 1979, S. 279, Anm. 2.

<sup>13</sup> Charles Magnin, Gustave Planche, Charles Nisard, Victor Cousin, Paulin Limayrac.

<sup>14</sup> Vgl. hierzu die immer noch aktuelle, grundlegende Darstellung von Albert Cassagne: *La théorie de l'art pour l'art en France chez les derniers romantiques et les premiers réalistes*. Paris 1959, bes. S. 50ff.

Mit welcher verbalen Schärfe die Auseinandersetzung um die aktuelle Literatur geführt wurden, verdeutlichen Artikel und Schriften Antoine Jays, eines Mitbegründers des *Constitutionnel*, z.B. *La Conversion d'un romantique, manuscrit de Jacques Delorme publié par M.A. Jay* von 1830 oder „Guerre civile littéraire“, am



lich, dass sich O’Neddy aufgrund dieser Situation darauf beschränkt, seine Unzufriedenheit in allgemein gehaltenen Anwürfen gegen die Epoche und die Zeitgenossen zu artikulieren. Mittels satirischer oder ironischer Schreibstrategien das Publikum feinsinnig von der Dumpfheit der Ära und von den sozialen Missständen zu überzeugen, hätte eine Wertschätzung des Lesers vorausgesetzt, ein Interesse, Veränderungen zu bewirken. O’Neddy aber empfindet sich – ähnlich wie seine Dichterkollegen – als Außenseiter, der mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit gebrochen hat.

Nicht nur aus Resignation, sondern auch – und dies ist das zweite zentrale Merkmal nicht nur der Gedichte O’Neddys, sondern auch der Lyrik Gautiers und Borels aus dieser Zeit – aus einem Gefühl der Überlegenheit. Der neue Kult um Kunst und Künstlertum der 1830er Jahre<sup>15</sup> korreliert mit dem Verlust des Mäzenatentums, das noch unter dem Ancien Régime vorgeherrscht hatte. Das Fehlen eines dominanten Protektorats sowie die ‚Industrialisierung‘ auch im Bereich der Kunst zieht eine Orientierung am vorherrschenden Massengeschmack nach sich, dem die jungen Schriftsteller nicht folgen wollen. Die wachsende Kommerzialisierung der Kunst widerspricht dem Glauben an ihre göttliche Natur und, in Folge dessen, an das Primat der dichterischen Individualität, welche diese Kunst hervorzubringen vermag.

Auch das Wissen darum, innerhalb einer vom Leistungsdenken beherrschten Gesellschaft zu leben, in der auch auf literarischem Gebiet die besten Plätze durch große Vorbilder wie beispielsweise Lamartine, Vigny und vor allen Hugo schon besetzt sind, lässt ein Gefühl des Ausgeschlossenenseins, der Marginalisierung entstehen, das für das Selbstverständnis der Jeune France konstitutiv wird. Die Konzentration der Jeune France auf ihre eigene Innerlichkeit, die paradigmatische Rolle der Individualität und – damit einhergehend – die Idealisierung des eigenen ‚Ge-

---

11. April 1830 erschienen in *Le Constitutionnel*. Dieser Text provozierte Nerval zu einer scharfen Erwiderung, *M. Jay et les pointus littéraires* (Mai-Ausgabe von *La Tribune romantique*).

<sup>15</sup> Vgl. hierzu beispielsweise Félix Pyat: „Les artistes“. In: *Nouveau tableau de Paris au XIX<sup>me</sup> siècle*. Bd. VI, Paris 1834, S. 1-12, vgl. bes. S. 4 und André Jal: „Les soirées d’artistes“. In: *Paris ou le Livre des cent-et-un*. Bd. I, Paris 1929, S. 109-113. Eine Zusammenfassung der Entwicklung liefern: Paul Bénichou: *Le sacre de l’écrivain. 1750-1830*. Paris 1973, vgl. bes. S. 421-425 und José-Luis Diaz: „L’artiste romantique en perspective“. In: *Romantisme. Revue de la Société des Études romantiques*. 16. Jg. Nr. 54 (1986), S. 5-23.

nies‘ verstärken die kulturkritische Distanz gegenüber der Zeitgeschichte, bedingen den Wunsch nach Distinktion, der durch ästhetische Mittel realisiert wird und z.B. in auffällig phantasievoller Kleidung seine optische Entsprechung findet.<sup>16</sup> Der strukturelle Gegensatz von Realität und Ideal, Gesellschaftskritik und Eskapismus ist für die literarische Produktion von *La Jeune France* typisch.

So postuliert Pétrus Borel zwar im Vorwort zu seinen *Rhapsodies* „Oui! je suis républicain“, negiert aber gleich im nächsten Satz etwaige Zusammenhänge mit den jüngsten politischen Ereignissen:

[...] mais ce n'est pas le soleil de juillet qui a fait éclore en moi cette haute pensée, je le suis d'enfance [...] Si je parle de république, c'est parce que ce mot me représente la plus large indépendance qui puisse laisser l'association et la civilisation. Je suis républicain parce que je ne puis pas être caraïbe; j'ai besoin d'une somme énorme de liberté.<sup>17</sup>

Borel geht es nicht um die emphatische Evokation einer bestimmten Regierung, vielmehr ist die Republik hier lediglich ein Synonym für die Sehnsucht nach Freiheit von staatlichen Repressionen. Eine republikanische Gesinnung und im Verbund damit Kritik am Machtmissbrauch durch einen missliebigen Souverän formuliert Borel schlagwortartig in seinen Dichtungen<sup>18</sup> und ausführlicher im exotischen Gewand seines Romans *Madame Putiphar* von 1839. Im politischen Kontext der Julimonarchie, als sich die Hegemonie eines nationalen Identitätsbildes immer weiter stabilisiert, sucht Borel – und auch dies ist ein Charakteristikum des gesamten Dichterkreises – sein Heil in der bewusst gesuchten Opposition. Dies geht sogar soweit, dass Borel nach der 1848er Revolution unverzüglich zum Reaktionär konvertiert. „Pour lui, la République n'aura été belle... que sous la Restauration“, konstatiert sein Biograph Aristide Marie.<sup>19</sup>

<sup>16</sup> Vgl. René Jasinski: *Les années romantiques de Th. Gautier*. Paris 1929, S 67.

<sup>17</sup> *Cœuvres complètes de Pétrus Borel, Le Lycanthrope. Avec préface et notes par Aristide Marie*. Bd. II: *Rhapsodies suivies de Poésie diverses*. Repr. Genf 1967, S. 13.

<sup>18</sup> Vgl. beispielsweise *Le Vieux Capitaine* (ebd., S. 29-32), *A Jules Vabre* (S. 127f), *Nuit du 28 au 29 – Grande Semaine* (S. 165-167), *Justice* (S. 177-179), *Le Chant du Réveil. Décembre 1830* (S. 183-185) und *Boutade. 14 juillet 1831* (S. 189f).

<sup>19</sup> *Cœuvres complètes de Pétrus Borel*, Bd. I: *Sa vie et son œuvre suivie d'une bibliographie* (Anm. 17), S. 53.

Die charakteristische, ablehnende Haltung der Gesellschaft gegenüber, die keine positiven Identifikationsmöglichkeiten zulässt, zeichnet sich auch bei Borels Dichterkollegen Théophile Gautier ab, beispielsweise in seiner Jean Duseigneur gewidmeten *Ode* von 1831:

Oh! mon Jean Duseigneur, que le siècle où nous sommes  
Est mauvais pour nous tous, oseurs et jeunes hommes!  
[...] Le présent est désenchanté.

L'on cherche, l'on raisonne; au fond de chaque chose  
On fouille avidement, jusqu'à trouver la prose,  
Comme si l'on voulait se prouver son néant.  
Tout est grêle et mesquin dans cette époque étroite  
Où Victor Hugo, seul, porte sa tête droite  
Et crève les plafonds de son crâne géant.

L'avenir menaçant, dans ses noires ténèbres,  
Ne présente à nos yeux que visions funèbres;  
Un aveugle destin au gouffre nous conduit [...].  
L'art et les dieux s'en vont. La jeune poésie  
Fait de la terre au ciel voler sa fantaisie  
Et plie à tous les tons sa pure et chaste voix,  
On ne l'écoute pas...<sup>20</sup>

Gautier thematisiert hier eine kulturpessimistische Haltung, die an Vignys *Stello* und an seinen *Chatterton* denken lässt, und entlarvt als Grundübel den Rationalismus. Die im Gedicht erwähnte Prosa wird – wie auch bei Borel und O'Neddy – nicht nur als literarischer Terminus verwandt, sondern auch als symptomatisch für die nachrevolutionäre Epoche erkannt. Die Vokabel bezeichnet eine utilitaristische, von materiellen Interessen dominierte Gegenwelt, welcher der Künstler Integration und Mitarbeit verweigert.<sup>21</sup>

Von diesem Punkt aus erscheint die Hinwendung zur Lyrik als konsequente Reaktion und angemessene Ausdrucksweise. Getreu des Diktums

---

Borels aggressive Grundhaltung ist auch in den romantischen Horrorgeschichten der Sammlung *Champavert* von 1833 vernehmbar.

<sup>20</sup> Théophile Gautier: *Poésies complètes*. Bd. II, Paris 1901, S. 167-173.

<sup>21</sup> Vgl. hierzu auch das siebte Sonnet aus der Sammlung *Albertus* in: *Poésies complètes de Théophile Gautier. Publiées par René Jasinski. Nouvelle édition revue et augmentée*. Bd. I, Paris 1970, S. 113, worin es heißt: „Avec ce siècle infâme il est temps que l'on rompe/ [...] Ennemis, peuples, rois, tout nous joue et nous trompe“.

ihres Vorbildes Hugo – „Réformons, mais ne déformons pas“<sup>22</sup> – erkennt La Jeune France in der Verwendung historischer Formen wie Sonett, Ode, freier Vers u.ä. eine Möglichkeit, ästhetisch den Kontrast deutlich zu machen, der ihrer Ansicht nach zwischen der als unpoetisch empfundenen Gegenwart und einer verklärten Vergangenheit, in welcher dem Dichter eine herausragende Stellung zukam, besteht.<sup>23</sup>

Die Erinnerung an vergangene Formen der Künstlerexistenz werden zu leitbildhaften Konzepten einer alternativen Lebenspraxis. Beispielhaft hierfür sind Gedichte Gautiers: In seiner oben zitierten *Ode à Jean Duseigneur* ist es der sehnsuchtsvolle Rückblick auf die italienische Renaissance, in der das Publikum noch vor Künstlern wie Raffael und Michelangelo ‚auf den Knien lag‘<sup>24</sup>. In seiner Schrift *De l'originalité en France* von 1832 setzt er – wie in seinem Gedicht *Melancolia* – die Zeit altchristlicher bzw. mittelalterlicher Maler wie Dürer, Vertreter eines ‚Goldenen Zeitalters‘, der eigenen Epoche entgegen.

Die Schreibweise von La Jeune France, ihr unangepasstes, extravagantes Auftreten in der Öffentlichkeit, welches Tageszeitungen wie *Le Figaro* ironisch kommentieren, und ihr ostentativer Müßiggang verfestigen während der 1830er Jahre das Klischeebild vom ‚genialischen‘ Dichter, dem innerhalb der Gesellschaft eine Sonderstellung zukommt. Der Einfluss saint-simonistischer Ideen über die freie Liebe und die vielfach beschriebene Auffassung, mittels Alkohol und Drogen ließen sich Lebensgefühl und poetische Potenz steigern, tragen dazu bei, ein bürgerliches Lesepublikum zu brüskieren und die provokative Lebensweise des Kreises unter jungen Leuten zum modischen Trend werden zu lassen. Gegen diese oberflächliche Begeisterung wehrt sich Gautier in seinen 1833 erschienenen *Romans Goguenards*, satirischen Darstellungen, die das Verhalten der Altersgenossen karikieren, aber auch das exzentrische Verhalten junger Poeten reflektieren. Gautier akzentuiert darin den präziösen, elitären Charakter des Kreises der ‚happy few‘, die weit ab vom welthistorischen Kontext künstlerisch tätig sind. ‚Romantisches‘ Künstlertum, das nurmehr der Pose, nicht aber der Poesie verpflichtet ist, lehnt er ab.<sup>25</sup>

<sup>22</sup> Manifest vom 29. Mai 1833, erschienen in *L'Europe littéraire*.

<sup>23</sup> Vgl. hierzu die siebte Strophe von Gautiers *Ode an Jean Duseigneur*. In: *Poésies complètes* (Anm. 20), S. 168f.

<sup>24</sup> Gautier: *Poésies complètes* (Anm. 20), S. 168f.

<sup>25</sup> Ähnliche Ideen formuliert auch O’Neddy in seinem bereits zitierten, programmatischen ersten Gedicht der Sammlung *Feu et Flamme, Pandæmonium* (Anm. 6).

Während Romantiker wie Sainte-Beuve auch die banale Wirklichkeit als lyrisches Sujet zulassen, führt Gautiers Streben nach dem zweckfreien Idealschönen zurück zur Idee von der Eigengesetzlichkeit der Kunst. Erste Ansätze zum *l'art pour l'art*, dessen Theorie Gautier im Vorwort zu seiner *Mademoiselle Maupin* 1835 genauer fassen wird, zeichnen sich schon um 1830 ab: Abwendung von der Romantik, Betonung der Form, Überhöhung von Kunst und Künstlertum, Verzicht auf gesellschaftspolitisch motivierte Inhalte und, daraus folgend, die Auffassung von Kunst als Luxus, der nur von einer Elite genossen und verstanden werden kann. Kennzeichnend für Gautiers schon zu Beginn der Julimonarchie stetig nachlassendes Interesse an Politik und Gesellschaft ist auch sein Diktum im Vorwort der *Romans Goguenards*: „Quant à mes opinions politiques, elles sont de la plus grande simplicité. Après de profondes réflexions sur le renversement des Trônes, les changements de dynastie, je suis arrivé à ceci – 0.“<sup>26</sup> Das Vorwort entsteht zeitgleich mit seinem oben erwähnten pessimistischen siebten Sonett.

Liegt der Schwerpunkt bei Gautier von Anfang an eindeutig auf der dichterischen Selbstreflexion, sind die politischen Implikationen bei Nerval zunächst überdeutlich. Napoleon ist das beherrschende Thema seiner frühen Gedichte; als Symbol nationaler Größe, aber auch als Vertreter einer vergangenen ruhmreichen Epoche, welche im scharfen Kontrast zur Gegenwart steht und den Dichter inspiriert:

Cet homme-là a tant grandi de sa comparaison avec ceux d'aujourd'hui, que c'est vers son règne que le poète est obligé de remonter, s'il veut trouver de belles pensées et des inspirations généreuses; hors de là tout est dégoût et désenchantement. Pour la satire, c'est autre chose, jamais elle ne fut mieux placée [...].<sup>27</sup>

schreibt er im Vorwort zu seiner Sammlung *Elégies nationales et satires politiques*.

Nach der Julirevolution jedoch gelten seine Sympathien dem Volk. Nervals heroisches Gedicht *Le Peuple* entsteht unter dem unmittelbaren Eindruck der Julirevolution zwischen August 1830 und Mai 1831 und wird im *Mercure de France du XIXe siècle* veröffentlicht. Es ist jedoch so

<sup>26</sup> Théophile Gautier: *Les Jeunes France. Romans Goguenards. Introduction et notes par René Jasinski*. Paris 1974, S. 33.

<sup>27</sup> Gérard de Nerval: *Œuvres complètes*. Ed. Jean Guillaume. 3 Bde. Paris 1984-1993 (Bibliothèque de la Pléiade), hier Bd. I, S. 164; das Vorwort wurde 1826/27 geschrieben.

allgemein – das Volk eine abstrakte Idee, keine konkrete Größe –, dass er das Poem problemlos nach der 1848er Revolution ohne Änderungen in der Zeitschrift *L'Artiste* noch einmal publizieren kann. Mag der Text aus heutiger Sicht auch wie ein Abklatsch bekannter Phrasen erscheinen, die schon die Revolution von 1789 hervorgebracht hat, so kommt der öffentlichen Verbrüderung und Solidarisierung mit den aufgebrauchten Massen 1830 – ähnlich wie schon in Borels Vorwort zu den *Rhapsodies* – doch eine gewisse Originalität zu: Die Idee der Freiheit ist direkt mit der Revolution verbunden, Nerval bedient sich keiner verdeckt liberalen Formulierungen, sondern warnt explizit vor Gewalt und Kraft der wütenden Menge:

Maintenant, courtisans de tout pouvoir qui règne,  
 Accourez, battez-vous, traînez-vous à genoux  
 Pour ces oripeaux qu'il dédaigne,  
 Et qui ne sont bons que pour vous;  
 Mais lorsque des grandeurs vous atteindrez le faite,  
 N'ayez point trop d'orgueil d'être assis sur sa tête,  
 Et craignez de peser sur lui trop lourdement;  
 Car, tranquille au plus bas de l'immense édifice  
 Pour que tout au-dessus penche et se démolisse,  
 Il ne lui faut qu'un mouvement.<sup>28</sup>

Seine – hier mit zeitgemäßem Pathos artikulierte – Sympathie und Bewunderung für das Volk, charakteristisch auch für spätere Werke wie *Voyage en Orient*, ist literarhistorisch vor dem Hintergrund der ‚bataille d’*Hernani*‘ und der präsozialistischen Schule Saint-Simons signifikant für die veränderte Auffassung von der ‚doctrine classique‘. Ein Umstand, den Nerval in *Le Peuple* explizit erwähnt:

Le Peuple: – Trop longtemps on n’a vu dans l’histoire  
 Pour l’œuvre des sujets que des rois admirés.  
 Les arts dédaignaient une gloire  
 Qui n’avait pas d’habits dorés;  
 À la cour seule étaient l’éclat et le courage,  
 Et le bon goût et le vrai beau;  
 Les habits déchirés du peuple et son langage  
 Faisaient rougir la muse et souillaient le pinceau:  
 Combien ce préjugé s’efface!  
 Nous avons vu le peuple et la cour face à face:

<sup>28</sup> Ebd., S. 307.

Elle, ameutant encore ses rouges bataillons;  
 Lui, sous leur feu cruel, marchant aux Tuileries;  
 Elle, tremblante et vile avec ses broderies:  
 Lui sublime avec ses haillons!<sup>29</sup>

Die direkten Hinweise auf Schlüsselbegriffe einer klassizistischen Kunstauffassung – „bon goût“, „le vrai beau“, „sublime“ – weisen in Verbindung mit dem Volk auf einen literarischen Paradigmenwechsel hin: Auch die sozial Deprivierten werden nun künstlerisch darstellungswürdig. Soweit, sich als ein *praeceptor humanitatis* zu begreifen, wie es der Simon-Jünger Barrault in seiner Schrift *Aux Artistes. Du passé et de l'avenir des beaux-arts* von 1830 fordert, geht Nerval allerdings nicht. Er übt verdeckt Kritik mit Mitteln der Satire, der Ironie, so in seiner Odelette *Nobles et valets* von 1831 oder – weitaus unverblümter als in seiner Lyrik – in dem scharf formulierten Artikel *De l'aristocratie en France* von 1836. Unmittelbar nach der Julirevolution jedoch ist sein Ton aus den bereits genannten Gründen sehr verhalten: „Il [le peuple] confie à des princes nouveaux / Sa couronne qu'il a reprise“, dichtet er in *Le Peuple* ohne Rücksicht auf die wirklichen historische Zusammenhänge. Später zieht er sich in den „tour d'ivoire“ zurück und bezeichnet retrospektiv in *Sylvia* dieses Verhalten als einzige Möglichkeit, auf die oben skizzierten, veränderten Zeitumstände zu reagieren:

Nous vivions alors dans une époque étrange, comme celles qui d'ordinaire succèdent aux révolutions ou aux abaissements des grands règnes. [...] c'était un mélange d'activité, d'hésitation et de paresse, d'utopies brillantes, d'aspirations philosophiques ou religieuses, d'enthousiasmes vagues [...] d'ennuis des discordes passées, d'espoirs incertains, – quelque chose comme l'époque de Pérégrinus et d'Apulée. L'homme matériel aspirait au bouquet de roses qui devait le régénérer par les mains de la belle Isis; la déesse éternellement jeune et pure nous apparaissait dans les nuits, et nous faisait honte de nos heures de jour perdues. L'ambition n'était cependant pas de notre âge, et l'avidité curée qui se faisait alors des positions et des honneurs nous éloignait des sphères d'activité possibles. Il ne nous restait pour asile que cette tour d'ivoire des poètes, où nous montions toujours plus haut pour nous isoler de la foule. A ces points élevés où nous guidai-ent nos maîtres, nous respirions enfin l'air pur des solitudes, nous

<sup>29</sup> Ebd., S. 305f.

buvions l'oublî dans la coupe d'or des légendes, nous étions ivres de poésie et d'amour.<sup>30</sup>

Einen neuen Stil zu entwickeln, wie das Junge Deutschland die Aufgaben und Möglichkeiten des Schriftstellers neu zu definieren, gelingt den französischen Dichterkollegen zu Beginn der Juli-Monarchie nicht. Wohl aber wird die besondere Qualität deutscher Dichtung, besonders die Heinrich Heines, registriert. Gautier bezeichnet Heine, mit dem er seit 1831 befreundet ist<sup>31</sup>, in seinen *Souvenirs romantiques* als größten deutschen Lyriker neben Goethe und Schiller.<sup>32</sup> Gérard de Nerval, Übersetzer von Heine, Goethe, Klopstock, Bürger u.a., findet nicht nur hymnische Worte für den Autor der *Französischen Zustände*, sondern erfasst auch dessen literarhistorische Bedeutung:

Henri Heine a rempli une double mission: il n'a pas seulement renversé l'école historique, qui tentait de reconstruire le Moyen Âge, il a aussi prévu l'avenir politique de l'Allemagne, et même il l'a raillé d'avance. En littérature, il renversait d'un souffle en même temps l'école de fausse sensiblerie des poètes souabes, école parasite, mauvaise queue de Goethe, véritable poésie d'album. Ses poésies à lui [...] revendiquaient le droit du beau contre le faux idéal et les franchises de la vraie liberté contre l'hypocrisie religieuse.<sup>33</sup>

Mit dieser treffenden Charakterisierung setzt Nerval Heine nicht nur in Opposition zu den französischen Dichterefreunden, sondern auch zu sich selbst und seiner eigenen Schreibweise, die sich nach und nach zeitlichen Einflüssen gegenüber immer weiter hermetisch verschließt. Eine Demokratisierung der Literatur, die breite Bevölkerungsschichten an literarischer Kommunikation teilhaben lässt, intendiert La Jeune France nicht. Ihr elitärer Anspruch ist mit der Instrumentalisierung von Kunst für politische Ziele unvereinbar. Die daraus resultierenden ästhetischen

<sup>30</sup> Ebd., Bd. III, S. 538.

<sup>31</sup> Vgl. hierzu Théophile Gautier: *Correspondance générale éditée par Claudine Lacoste-Veysseyre*. Tome I sous la direction de Pierre Laubriet. Genf, Paris 1985, S. 254ff und 408f.

<sup>32</sup> Introduction et notes par Adolphe Boschot, Paris 1929, S. 250-261.

<sup>33</sup> *L'INTERMEZZO* vom 15. September 1848 in: Nerval, *Œuvres*, (Anm. 27), S. 1128-1132, hier S. 1128.

Die erste Eloge Nervals, *Les Poésies de Henri Heine*, stammt vom 15. Juli 1848. Beide Texte erschienen zuerst in der *Revue des Deux Mondes*.



Verfahren – besonders im Werk Borels, Gautiers und Nervals – aber werden gerade dadurch beispielsweise von Baudelaire, Rimbaud, Verlaine und später den Surrealisten als vorbildlich oder zumindest doch als anregend empfunden.

Dem innovatorischen Anspruch der jungdeutschen Schriftsteller und ihrer Vorbilder und Wortführer Börne und Heine entspricht diese Auffassung nicht. So negiert Laube in seiner *Geschichte der deutschen Literatur*, dass „die französischen Romantiker von erheblicher Wichtigkeit“ seien:

Die deutsche Art junger Literatur ist nicht ohne Verwandtschaft mit jener jungen französischen, aber das verwandte Blut stammt nur aus gleicher Anregung der Zeit, ein Abhängigkeitsverhältnis im Ursprunge findet gar nicht statt, und die Einwirkung im Fortgange ist sehr gering.<sup>34</sup>

Mit der bloßen Feststellung, es bei beiden Gruppierungen mit einem Komplementärphänomen zu tun zu haben, ist jedoch für die Diskussion der Frage, welche Ausformungen künstlerischer Individualität sich nach der Julirevolution innerhalb der sich konsolidierenden bürgerlichen Gesellschaft entwickeln, nichts gewonnen. Zumal sich ein Vergleich zwischen Jeune France und Jungem Deutschland nicht auf die griffigen Formulierungen ‚zurück zur Kunst‘ und ‚hin zur Politik‘ bringen lässt. Unter der Schriftstellergeneration, die nach 1830 auf die Metternichsche Restauration mit der entschiedenen Forderung nach moralischer bzw. allgemein gesellschaftlicher Liberalisierung reagiert, sind die Vorstellungen von einer zeitgemäßen, situationsadäquaten Schreibweise differenzierter.

Karl Gutzkow bestimmt in seinem Essay *Die Mode und das Moderne* „moderne Literatur“ als „Abspiegelung der Zeitgenossen in den Lagen, worin sie sich befinden, Einmischung in ihre Debatten, Frage und Antwort in Sachen des allgemeinen Nachdenkens und der praktischen Philosophie.“<sup>35</sup> Eine Aussage, die – obwohl allgemein gehalten – als konstitutiv für die Literaturauffassung des Jungen Deutschland angesehen werden kann. Die bei Gutzkow angesprochene Reflexion sozialer Wirklichkeit, die Stellungnahme zu Zeitfragen und Zeitkritik impliziert, lässt bereits Züge des Realismus erkennen. Gleichzeitig wird deutlich, dass eine Literatur, die auf aktuelle Tendenzen reagiert, einen Anspruch auf

<sup>34</sup> Laube (Anm. 1), Bd. IV, S. 96.

<sup>35</sup> Karl Gutzkow: *Säkularbilder. 1. u. 2. Theil*. Frankfurt a. M. 1846, S. 141-158, hier S. 156.

dauerhafte Gültigkeit nicht erfüllen kann. Gutzkow deklariert Literatur als leicht verderbliche Ware:

Das moderne Genre entsteht schnell, verbreitet sich schnell, wird schnell verstanden und stirbt schneller noch, als es oft eine Kritik erlebt hat. Lob und Tadel der Kritik nützen oder schaden nichts mehr: der Roman ist ein Jahr alt, wer liest ihn noch!<sup>36</sup>

Das Buch als Medium unterscheidet sich darin nicht wesentlich vom Massenkommunikationsmittel Zeitung. Dies gilt auch für die Ausdrucksweise, die – vom feuilletonistischen Stil geprägt – auf Verständlichkeit ausgerichtet ist. Die häufig pointiert und witzig präsentierten Inhalte werden von einer breiten Leserschaft rezipiert, was die jungdeutschen Autoren politisch suspekt macht. Die Folgen sind bekannt.

Doch auch in künstlerischer Hinsicht ist eine Literatur, welche die ‚modernen Lebenswirren‘ zur Sprache bringt und politisch wirken will, problematisch, läuft sie doch leicht Gefahr, ihre spezifisch künstlerische Ausdrucksform zu verlieren. Eine Schwierigkeit, die Heinrich Laube in *Die Poeten*, dem ersten Teil seiner Trilogie *Das Junge Europa* (1833-37), thematisiert. Die Gattung des Briefromans begünstigt die Wiedergabe des realen Meinungspluralismus kurz nach der Julirevolution. Die Mitglieder des miteinander korrespondierenden, literaturbegeisterten Freundeskreises sind differenziert als Vertreter unterschiedlicher politischer Positionen und – damit verbunden – divergierender poetischer Auffassungen gestaltet. So bekennt sich Konstantin, ein Jünger Saint-Simons und Heines, der an die „Universalrepublik“ glaubt und frustriert ist vom tagespolitischen Geschehen: „Daß ich nicht ins Theater gehen kann, tut mir leid. Bei dieser schalen mageren Welt seh’ ich gern die phantastische Tätigkeit des Traums.“<sup>37</sup> Der Traum ist jedoch kein Synonym für eine poetische Kunstwelt, sondern bezieht sich auf die Erfüllung von Konstantins Staatsvision auf den Bühnenbrettern. Deutlich akzentuiert Laube anhand seiner Figur die Auffassung, „im Zwischenraume auf der Brücke zweier Zeiten“, am Rand einer „neuen Ära der Poesie“ zu stehen, in der für überpersönliche Helden kein Platz mehr sei. Anstelle der „sogenannten Objektivität“, die auch Heine verwirft (DHA X, S. 14), „tritt die Meinung“, das Nebeneinander unterschiedlicher Auffassungen von Lite-

<sup>36</sup> Ebd.

<sup>37</sup> *Heinrich Laubes gesammelte Werke in fünfzig Bänden*. Unter Mitwirkung von Albert Hänel hrsg. von Heinrich Hubert Houben. *Das Junge Europa. Erster Band: Die Poeten*. Leipzig 1908, S. 61.

ratur. Eben dieser um 1830 auch in realiter vollzogene Paradigmenwechsel charakterisiert Laubes Schreibstrategie in diesem Roman.<sup>38</sup>

So lässt Laube die Figur William gegen das Vorherrschen von „Meinung“ in der Literatur, d.h. gegen die scheinbar willkürliche, an keinerlei Normen orientierte moderne Ausdrucksweise, opponieren, sich gegen „die unchristliche Subjektivität“ wenden und gegen zeitgenössische Dichter polemisieren, die bislang nur „eine schamlose Enthüllung des eigenen Körpers“ zuwege gebracht haben, „mit dem die Poeten feilen Dirnen gleich kokettieren“ und

keinen andern Mittelpunkt mehr [haben], als das persönliche, meist materielle Vergnügen, und je nachdem das nun groß oder klein oder gar nicht da ist, wird das Gedicht frivol oder abgeschmackt oder gottlos. Sie [die zeitgenössischen Dichter] haben sich selbst auf den Thron des Höchsten gesetzt, darum haben sie eine so arme Welt, eine so jämmerliche Regierung derselben, einen so sündhaften schwachen Gott. Mit wieviel Heineschen Gedichten könnte ich Dir das belegen [...].<sup>39</sup>

Die Furcht vor nicht darstellungswürdigen Petitesse auf der Bühne und im Buch, die Befürchtung, „sich ganz und gar in diese äußere Physiognomie der Zeit“ zu verlieren, die auch beispielsweise Wienbarg hegt<sup>40</sup>, wird bei Laube deutlich vernehmbar. „Das Gedicht muß aus der Knospe des innersten Menschen brechen“, lässt er William weiterschreiben,

Ihr pflückt es von den blinzenden Augenwimpern, dem zuckenden Munde. Was soll man zu diesen kleinen Darstellungen Heines sagen, [...] wo nichts beschrieben wird als ein Knabe, der im Kahne angelt und dazu pfeift, wo ein Mädchen im Lehnstuhl sitzt und schläft. Das ist ein Buhlen mit fremden Künsten, das gehört der Malerei und ins Gebiet der Fläche, die Poesie hat aber mehr Dimensionen, und die Höhe und Tiefe ist ihr Wesentliches.

Es ist für diese literaturimmanent verarbeitete Kritik an der Literatur zeittypisch, dass eine poetologische Programmatik fehlt, über die ja auch die jungdeutschen Autoren insgesamt nicht verfügen. Im oben zitierten Briefausschnitt greift Laube die durch die Figur Konstantins hervorgehobene Vorstellung einer Übergangszeit auf, in der sich noch keine Kontinuität ästhetischer Verfahren und inhaltlicher Konzeptionen her-

<sup>38</sup> Ebd., S. 19.

<sup>39</sup> Ebd., S. 16.

<sup>40</sup> In: *Quadriga*. Altona 1840, S. 321.

ausgebildet hat. Oberflächlichkeit, Belanglosigkeit, Beliebigkeit in der Darstellung sind die Hauptvorwürfe Williams gegen die zeitgenössischen Dichter.

Durch die Figur des Valerius', eines gemäßigten Republikaners, der im zweiten Teil der Trilogie, *Die Krieger*, im Mittelpunkt steht, beantwortet Laube die Frage nach neuen Normen und als zeitgemäß empfundenen ästhetischen Wertmaßstäbe pragmatisch:

Da das Handgemenge um die Freiheit begonnen hat, alle Triebe, Begriffe, Wissenschaften, Künste in dieses Handgemenge verwickelt sind, schreist Du mit schwacher Stimme ‚Ordnung – Ordnung‘, und weil nichts hilft, wirfst Du Dich weinend an den Boden. Kämpfe – der Kampf ist zur Kriegszeit der nächste Weg zur Ordnung<sup>41</sup>,

heißt es in einem Brief an Konstantin. Die Hinwendung zur Lebenspraxis führt Valerius im zweiten Teil der Trilogie, *Die Krieger*, folgerichtig zu den polnischen Aufständigen, der dritte Teil jedoch, *Die Bürger*, leitet über in die bürgerlich-private, biedermeierlich anmutende Idylle.

Trotz dieses resignativen Endes ist das Werk beispielhaft für die zunehmende Politisierung zeitgenössischer deutschsprachiger Literatur um 1830. Berücksichtigt man den Entstehungskontext, lässt sich der oben zitierte Kampfaufruf Valerius' auch als Revolte gegen den drohenden Funktionsverlust des Künstlers lesen, der nur durch die kritische Reflexion der eigenen Zeit seine Stellung innerhalb der sich ständig wandelnden, als krisenhaft erfahrenen gesellschaftlichen Wirklichkeit behaupten kann: „Ermannst Du Dich nicht“, so die Schlussfolgerung Valerius' am Ende des Romans, „erreichst Du nicht die Höhe des historischen Überblicks, wo die kleinen Störungen verschwinden, Freund, so bist Du in kurzem von der neuen Zeit geschieden, so bist Du bald eine Mumie.“<sup>42</sup> Ähnlich ablehnende Auffassungen nicht-historisierender Kunst sowie romantisch-reaktionärer und klassizistisch-zweckfreier Literatur gegenüber formuliert Heine in seiner vorbildhaften *Romantischen Schule*. Sie lassen sich ebenso bei Gutzkow, Wienberg und Mundt finden, der in *Madelon oder die Romantiker in Paris. Eine Novelle* von 1832 die französischen Künstler mittels gängiger Stereotype beschreibt<sup>43</sup> und die vorre-

<sup>41</sup> Ebd., S. 148f.

<sup>42</sup> Ebd., S. 149.

<sup>43</sup> So heißt es über den männlichen Protagonisten Narziß, dass seine „geniale Nachlässigkeit der Kleidung und der etwas phantastische Schnitt seines lok-

volutionäre Konfrontation von Anhängern des Klassizismus und der Romantik in Paris skizziert, die sich auf politischer Ebene liberalen Richtungen bzw. dem Royalismus verpflichtet fühlen. Zahlreiche, in Dialoge eingeflochtene Details informieren – ohne dass Mundt hierbei direkte kausale Zusammenhänge konstruierte – über wichtige Ereignisse, die dem Ausbruch der Julirevolution vorangehen.<sup>44</sup> Auch die sich vor der Julirevolution abzeichnenden, grundlegenden Positionen innerhalb des öffentlichen Diskurses werden zum integralen Bestandteil der Novelle, das Verhalten der Figuren ist durch ihren jeweiligen Standpunkt gleichsam ‚realistisch‘ motiviert und in den historischen Kontext eingebettet: Der Marquis, Ziehvater der jungen Protagonistin, erkennt in der allumfassenden Herrschaft Louis XIV. „das goldene Zeitalter der französischen Literatur“<sup>45</sup>, in dem die Hervorbringung „schwülstige[r] Tragödien [...], neumodischen Bombast[s] [...] und ganz unlegitime[r] Phrasen“ durch die gezielte Kulturpolitik, deren Ziel die Verherrlichung des Monarchen ist, verhindert werde. Er steht dem Werben des romantischen Schriftstellers Dubois um seine Adoptivtochter deswegen ablehnend gegenüber und lässt die Premiere seines neuen Theaterstücks mittels einer bezahlten Claque stören – womit Mundt die ‚bataille d’*Hernani*‘ abbildet.

Mittels der Figur Dubois’ vermittelt Mundt ein differenziertes Bild der romantischen Bewegung, unterscheidet die „natürliche Romantik der Völker“, die sich im *Faible* der Zeitgenossen für höfische Prachtentfaltung ausdrücke und der sich Dubois verbunden fühlt, von „der heutigen Romantik, die sich in Paris jetzt als eine bestimmte und nach Bestimmtem strebende Partei geltend macht“<sup>46</sup>. Dieses „Bestimmte“ ist bei Dubois das Streben nach Freiheit im Ausdruck, die Abkehr von den Vorschriften der Académie: Die Figur kann so als Sprachrohr der zweiten romantischen Generation in Frankreich angesehen werden. Der seiner

---

kigen Haares, das ihm in jugendlicher Fülle über die Schultern hing, so wie seine ganze Physiognomie [...] in dem jungen Manne einen Künstler vermuthen“ lieben. Theodor Mundt: *Madelon oder die Romantiker in Paris. Eine Novelle*. Leipzig 1832, S. 4f. Vgl. hierzu auch S. 62 und 118f.

<sup>44</sup> Vgl. z.B.: „[...] hast Du den Figaro von heut schon gesehen? Er soll mit einem schwarzen Rande um seine Blätter erschienen sein, um auf diese Weise seine Trauer über das eben publicirte Gesetz, welches die Freiheit der periodischen Presse so despotisch beschränken will, tragikomisch auszudrücken“ (ebd. S. 7f.).

<sup>45</sup> Ebd., S. 68.

<sup>46</sup> Ebd., S. 73f.

Argumentation inhärente Widerspruch, dass „die Besseren unserer Partei eigentlich den Liberalen in die Hände arbeiten“, sei nur lösbar, wenn die Anhänger der romantischen Bewegung aufhörten, „nur ein Aushängeschild der politischen Factionen und eines leidenschaftlichen Ultrathums zu sein“<sup>47</sup>. Die Hoffnung Dubois', die romantische Schule werde „sich von allen politischen Nebenabsichten [...] reinigen“<sup>48</sup> weist auf die fortschreitende Loslösung der Kunst aus Zweckbezügen, wie sie viele Kritiker fordern und wie sie sich bei *La Jeune France* abzeichnet. Mundt verzichtet auf eine eindeutige Parteinahme zugunsten einer Richtung oder Aussage in künstlerischer und politischer Hinsicht, sondern führt – ähnlich wie Laube in *Die Poeten* – den herrschenden künstlerischen Meinungspluralismus vor.

In Fragen der Moral erweist Mundt sich jedoch als strenger Richter. Narziß – ein junger französischer Bildhauer – und die lebenslustige Madelon, in die er sich verliebt hat, sind als Vertreter zeitgenössisch-emanzipatorischer Gedanken gestaltet. Ähnlich wie Gutzkows *Wally* lehnen sie die Monotonie des Ehealltags ab, jedoch verzichtet Mundt auf die bewusste Provokation einer konservativen Leserschaft und ‚bestraft‘ das Verhalten beider Charaktere durch eine melodramatische Schlusswendung: Narziß flüchtet vor seiner tugendhaften Verlobten und um Madelon wiederzusehen aus der deutschen Provinz nach Paris und erleidet – ausgelöst durch sein schlechtes Gewissen seiner Braut gegenüber – eine Nervenkrise. Mundt stellt seinen Protagonisten als Opfer einer libertinen Liebeskonzeption dar, der er emotional nicht gewachsen ist. In einem Anfall von Eifersucht ersticht er Madelon und begeht dann Selbstmord. Dem ungezwungenen Lebensstil der Künstlerbohème, wie er zur Zeit in Paris en vogue ist, erteilt Mundt hier bildlich den – psychologisch wenig überzeugend motivierten – Todesstoß.

Auch die in langen Dialogen dargelegten literaturtheoretischen Reflexionen sind erzähltechnisch problematisch: Sie zeugen zwar von Mundts Detailkenntnis im Disput um die französische Klassik und Romantik, unterbrechen aber immer wieder die Handlung und den durch Einarbeitung kolportagehafter Elemente bewirkten Spannungsaufbau. In seiner Uneinheitlichkeit ist Mundts *Madelon* ein Beispiel für die Auffassung jungdeutscher Literaten, mittels einer überschaubaren Handlung möglichst viele Leser anzusprechen, jedoch ohne dass Literatur als Ob-

---

<sup>47</sup> Ebd., S. 76.

<sup>48</sup> Ebd., S. 149.

jekt folgenloser Konsumtion lediglich der Unterhaltung dienen soll: Damit der Leser sich in der imaginären Welt nicht verliere, werden ihm drängende Zeitfragen nahe gebracht – auch wenn die nüchterne Form der literaturwissenschaftlich imprägnierten Gespräche einen harten Kontrast zu den ansonsten lebendigen Schilderungen des Lebens in der französischen Hauptstadt und der deutschen Provinz bildet.

Für diesen pädagogisch-politischen Impetus jungdeutscher Autoren ist die Vernachlässigung der Lyrik zugunsten der Prosa charakteristisch. Ihre Texte verstehen sie als Teil des gesellschaftlichen Diskurses, in welchem dem Schriftsteller die Rolle des engagierten Zeitgenossen zukommt, der die Anzeichen neuer Strömungen und Umbüchse seismographisch registriert und literarisch verarbeitet. Was Friedrich Engels 1840 zum „modernen Stil“ bemerkt, gilt auch für die frühere Produktion des Jungen Deutschland:

Der moderne Styl trägt das Gepräge der Vermittlung [...] zwischen Produktion und Kritik, Poesie und Prosa. [...] Phantasie und Verstand fließen nicht bewußtlos in einander, noch stehen sie sich schroff gegenüber; sie sind, wie im menschlichen Geiste, so im Styl vereinigt.<sup>49</sup>

Eine Schreibstrategie, für die Heines Werke von jüngeren Autoren durch die Verbindung von kritischem Raisonement, Witz und Eleganz als vorbildlich empfunden werden. Das wache Bewusstsein für die gegenwärtige politische Situation spricht sich in seiner harschen Kritik an den *Französischen Zuständen* und in seinen späteren luziden Analysen in *Lutezia* am deutlichsten aus.

Gänzlich andere Konsequenzen zieht Börne aus den unbefriedigenden Lebensumständen und Arbeitsbedingungen in Paris und Deutschland: Er propagiert die Abkehr von Literatur und Wissenschaft, träumt von brennenden Bibliotheken<sup>50</sup> und hegt „keine Hoffnung, dass Deutschland frei werde, ehe man seine besten lebenden Philosophen, Theologen und Historiker aufknüpft, und die Schriften der Verstorbenen

<sup>49</sup> Karl Marx/Friedrich Engels: *Gesamtausgabe*. Berlin 1975ff. In Fortsetzung seit 1998 hrsg. von der IMES. Berlin 1985, Abt.I, Bd. 3, S. 105.

<sup>50</sup> „Vorwärts, Kinder! Die Göttinger Bibliothek verbrennen! Es ist ein erhabener Gedanke! Das hat Gott herabgerufen! Eine halbe Million Bücher weniger, das kann die Deutschen weiser machen!“ In: Ludwig Börne: *Sämtliche Schriften*. Hrsg. von Inge und Peter Rippmann. 5 Bde, Dreieich 1977, hier: Bd. III, S. 139.

verbrennt“<sup>51</sup>. Demgegenüber suchen Heine und die Jungdeutschen, Literatur durch Verbindung mit Politik, die Umsetzung realistischer Stoffe und die kritische Reflexion der Wirklichkeit für ihre Zwecke – Aufklärung der Öffentlichkeit, freiheitlichere Lebensumstände – zu instrumentalisieren. Dieses „sozialrevolutionäre Selbstverständnis“, von dem Gerhard Höhn in Bezug auf Heine spricht<sup>52</sup>, korreliert mit einem größeren Selbstbewusstsein des Künstlers, der die nüchterne Gesellschaftsanalyse und das Bewusstsein seiner sozialen Mission dem Bereich der autonomen Kunst, der ästhetizistischen Spielerei vorzieht – auch wenn das Engagement der Schriftsteller die Verfolgung durch die Behörden nach sich zieht und wie im ‚Fall Heine‘ faktisch zu einem Berufsverbot führt: „Unsere Dichter sind prosaischer geworden“, schlussfolgert Ludolf Wienbarg, „weil Prosa unsere gewöhnliche Sprache und gleichsam unser tägliches Brot ist, weil unsere Landstände in Prosa sprechen, weil wir unsere Person und Rechte nachdrücklicher in Prosa verteidigen können als in Versen“<sup>53</sup>. Zwar ist das Verbot der jungdeutschen Schriftsteller nach den Bundestagsbeschlüssen von 1835 letztlich auch Folge des Missverständnisses, in ihnen ausschließlich eine politische Konterbande zu sehen, und nicht Folge konkreter umstürzlerischer Agitation und einer gesellschaftsfeindlichen Gesinnung. Dennoch befinden sie sich in einer marginalisierten, durch staatliche Eingriffe gefährdeten Position.

Nach 1830 lassen sich das Streben nach Freiheit und individuellem Ausdruck, der Bruch mit klassischer Regeltreue, die Opposition gegen eine repressive Politik als gemeinsame Grundlage der dichterischen Produktion von *Jeune France* und *Jungem Deutschland* ausmachen. Die veränderten politischen Bedingungen und auch die spätere Ernüchterung, was die politische Bedeutung dieser Revolution für Deutschland und Frank-

---

<sup>51</sup> Ebd., S. 175.

<sup>52</sup> Gerhard Höhn: Heinrich Heine und die Genealogie des modernen Intellektuellen. In: Ders. (Hrsg.): *Heinrich Heine. Ästhetisch-politische Profile*. 1991, S. 66–84, hier S. 73.

<sup>53</sup> Ludolf Wienbarg: *Ästhetische Feldzüge*. Hrsg. von Walter Dietze. Berlin, Weimar 1964, S. 87. Schiller hatte den Zustand des ‚gemeinen Empirikers‘, dessen Urteile auf das einzelne gerichtet seien, noch einen ‚verächtlichen Zustand‘ genannt, vgl. Friedrich Schiller. *Werke. Nationalausgabe*. Weimar 1962, Bd. 20 (Philosophische Schriften. Teil I. Unter Mitwirkung von Helmut Koopmann hrsg. von Benno von Wiese), S. 502.



reich betrifft, bewirken in Frankreich eben jene „association utile“, von der Nerval spricht, und deren jeweilige gemeinsame Basis die kulturkritische Distanz zur Julimonarchie ausmacht. Die Kontakte der hier angesprochenen deutschsprachigen Schriftsteller sind merklich loser. Das Empfinden, an einer Epochenschwelle zu stehen, die das Ende der ästhetisch-idealistischen Kunstrichtung anzeigt, stellt für beide Kreise den Beginn einer Standortbestimmung von Literatur und dichterischem Selbstverständnis dar.

Hebt die neuere Forschung in diesem Kontext deutlich neben der Julirevolution auch die Bedeutung von Goethes Tod für das Junge Deutschland hervor<sup>54</sup>, ist es in Frankreich die ‚Bataille d’Hernani‘, durch welche sich La Jeune France als Verfechter einer anti-klassischen Schreibweise assoziiert. Die Werke Heines sind für die neue, ‚prosaische‘ Schreibweise des Jungen Deutschland stilbildend und als positives kulturelles Identifikationsmuster mit der Bedeutung Hugos – dessen *Lucrèce Borgia* Börne in seinem 108. Brief ausdrücklich lobt – für La Jeune France vergleichbar. Die Bezugsrahmen differieren: Diesseits und jenseits des Rheins ist die Gleichzeitigkeit entgegengesetzter künstlerischer Positionen zu registrieren: Die von beiden avantgardistischen Gruppierungen als jeweils zeitgemäß beurteilte Literatur umfasst eine verklärend-rückwärtsgewandte romantische Schreibweise mit Hang zur Entpolitisierung und restaurativen Tendenzen und eine explizit gesellschaftskritisch ausgerichtete Schreibweise mit historiographischem Schwerpunkt.

Gemeinsames Signum beider künstlerischen Richtungen ist die Ablösung von einer Gesellschaft, bei deren Diagnose der moderne Schriftsteller nach einem Ausspruch Gutzkows das Recht hat zu bezweifeln, „ob sie so bleiben darf, wie sie ist“<sup>55</sup>. Für die damit einhergehende neue Funktionsbestimmung von Literatur im angesprochenen historischen Kontext mit Paris als geographischem Zentrum zeichnen sich drei Richtungen ab:

Erstens die Absage an die ‚Institution‘ Kunst schlechthin und die damit verbundene (Selbst-)Kritik an der Aufgabe und der Stellung des

<sup>54</sup> Vgl. beispielsweise Walter Dietze: *Junges Deutschland und deutsche Klassik. Zur Ästhetik und Literaturtheorie des Vormärz*. Berlin 1957 (41981); Helmut Koopmann: *Das Junge Deutschland. Analyse seines Selbstverständnisses*. Stuttgart 1970; ders.: *Das Junge Deutschland. Eine Einführung*. Darmstadt 1993; Udo Köster: *Literatur und Gesellschaft in Deutschland 1830-1848. Die Dichtung am Ende der Kunstperiode*. Stuttgart 1984.

<sup>55</sup> *Die Mode und das Moderne*, (Anm. 35), S. 147.

Künstlers innerhalb der Gesellschaft.<sup>56</sup> Exemplarisch hierfür ist die Reaktion Börnes, der – begeistert über den vermeintlichen Sieg der Revolution – nach Paris übersiedelt, um sich dort der Politik zu widmen. Der Ortswechsel signalisiert zugleich eine Abkehr von seiner Existenz als Schriftsteller. Die *Briefe aus Paris*, deren zweite Abteilung zeitgleich mit den *Französischen Zuständen* Heines herauskommt, waren ursprünglich nur als private Mitteilungen an Jeanette Wohl konzipiert. „Ich will nicht schreiben mehr, ich will kämpfen“, heißt es darin. Schreiben ist nurmehr Ersatz für die fehlenden ‚handfesten‘ Auseinandersetzungen: „Hätte ich Gesundheit und Jugendkraft, würde ich den Feind im Felde suchen; da mir aber beide fehlen, schärfe ich meine Feder, sie so viel als möglich einem Schwerte gleich zu machen.“<sup>57</sup>

Das Scheitern der revolutionären Bewegung, die wenig enthusiastisierenden realen ‚Französischen Zustände‘ verbannen die mit dem Umsturz verbundenen Erwartungen in den Bereich der Utopie. Frankreich ist nicht der ideale Fluchtraum, die beste aller möglichen Exilwelten. Die Umstände sind vielmehr dazu angetan, handlungsstimulierend zu wirken und Idealvorstellungen – wie eine Verbesserung der Lebensbedingungen – nicht aus dem Blick zu verlieren, sondern sie öffentlichkeitswirksam zu verbreiten. Die künstlerische Intention, die eigene Zeit kritisch zu durchdringen, ist der Grund, eine Erneuerung der Literatur anzustreben, die sich auch als „Verheutigung“<sup>58</sup> (Hermand) umschreiben lässt. Der Juli-revolution kommt dabei zunächst die Funktion eines Leitbildes zu. Die hier scheinbar erreichte politische Wende soll nach dem Willen jungdeutscher Autoren auch in Deutschland erreicht werden.

Dies hat – zweitens – die Abkehr von der „verzauberten idealen Welt“ zur Folge. Die „neuern Schriftsteller“, von denen Wienberg in seinen *Ästhetischen Feldzügen* spricht,

schwimmen mitten im Strom der Welt, und wenn sie sich durch etwas von den übrigen unterscheiden, so ist es, daß sie die Vorschwimmer sind und, sei es nur trocken und elegant auf dem

<sup>56</sup> Vgl. hierzu Peter Bürger: *Theorie der Avantgarde*. Frankfurt a. M. 1975, S. 28ff.

<sup>57</sup> Börne: *Sämtliche Schriften*. (Anm. 50), Bd. III, S. 351 und 154f.

<sup>58</sup> Jost Hermand: Jungdeutscher Tempelsturm. Zur Austreibung des Poetischen aus der Literatur. In: *Das Junge Deutschland: Kolloquium zum 150. Jahrestag des Verbots vom 10. Dezember 1835*. Hrsg. von Joseph A. Kruse und Bernd Kortländer. Hamburg 1987, S. 65-82, hier S. 75.

Rücken eines Delphins wie Heine oder naß und bespritzt wie Böhne, den Gestaden der Zukunft entgegeneilen.<sup>59</sup>

Anders als La Jeune France, deren Vertreter immer wieder die Distanz von Künstlertum und Bourgeoisie – und damit zum Publikum – betonen und durch ihr Verhalten sowie ihre provokativen Schriften ihrerseits das oktroyierte Klischee des ‚Bürgerschrecks‘ gerne bedienen.

Als kennzeichnend für die avantgardistische Schreibweise des Jungen Deutschland sind – ohne allgemeingültigen definitiven Anspruch – der aus traditionskritischem Bewusstsein heraus propagierte Verzicht auf bis dato anerkannte Ausdrucksweisen, das Eingreifen in die politische Diskussion sowie die daraus folgende Instrumentalisierung von Literatur zu nennen, die sich einem ‚Nützlichkeitsanspruch‘ nicht mehr verschließt und – so Hermand – „seitdem als die Hauptform der sich als progressiv verstehenden bürgerlich-liberalen Kunstströmungen gilt.“<sup>60</sup> Gegen die Reduzierung der Literatur auf die Funktion politischer Agitation allerdings hat sich Heine mit Hinweis auf Goethe bekanntlich Anfang der 1840er Jahre ausgesprochen und die Freiheit der Kunst, ihren zeitunabhängigen Wert betont. „Zwecklos ist mein Lied, ja zwecklos“, heißt es in *Atta Troll* (DHA IV, S. 17).

In chronologischer Parallelität zu dem oben skizzierten Dissoziierungsprozess nach der Julirevolution ist als drittes Merkmal ein zunehmender Ästhetizismus, die allmähliche Hinwendung zum *l'art pour l'art*<sup>61</sup> zu registrieren. Die vagen Bekenntnisse von La Jeune France zum Republikanismus und Liberalismus implizieren keine politische Vision, an deren Entwurf die Künstlergruppe mitwirkte, sondern vielmehr den Wunsch nach freier Entfaltung der Persönlichkeit, nach grenzenloser Individualität, was ein Engagement innerhalb vorgegebener, nicht selbstbestimmter Strukturen ausschließt.

<sup>59</sup> Wienbarg: *Ästhetische Feldzüge*. (Anm. 53), S. 188.

<sup>60</sup> Hermand: *Jungdeutscher Tempelsturm*. (Anm. 58), S. 75.

<sup>61</sup> Der Ausdruck findet sich ab April 1830 gelegentlich bei Balzac. Sein Gebrauch ist im *Journal Benjamin Constants* belegt (Eintrag vom 11. Februar 1804 in: *Œuvres complètes*. Ed. présentée et annot. par Alfred Roulin. (Bibliothèque de la Pléiade.) Paris 1979, S. 232. In den allgemeinen Sprachgebrauch fließt der Begriff erst um 1833-34 ein, wie sich aus dem Brief Sainte-Beuves an Carrel vom 4. Januar 1834 schließen lässt.

In soziologischer Hinsicht führen die Loslösung von lebenspraktischen Bezügen und die Stellungnahme gegen die Bourgeoisie, ihre Normen und Werte, sowie die gleichzeitige Idealisierung von dichterischem Genie und Subjektivität als Autostereotype zur Bohemisierung, zur Bildung einer – laut Helmut Kreuzers immer noch gültiger Definition – „Subkultur von Intellektuellen [...] – Randgruppen mit vorwiegend schriftstellerischer, bildkünstlerischer oder musikalischer Aktivität oder Ambition und mit betont un- oder gegenbürgerlicher Einstellungen und Verhaltensweisen“.<sup>62</sup>

Die Sonderrolle und die damit verbundene gesellschaftliche Isolierung des Künstlerkreises zeigt sich auf Textebene in der emphatischen Beschwörung der Kunst, die als eigenständiger, über dem Alltagsleben stehender Bereich eine mythische Aura beanspruchen kann, sowie in der Sakralisierung der schöpferischen Individualität und in der Stilisierung des Künstlers als melancholischem oder rebellischem Außenseiter. Reflexe dieser neuen sozialen Verortung des Künstlers am Rand der Gesellschaft finden sich außer in der Lyrik der 1830er Jahre vor allem in retrospektiv verfassten autobiographischen Schriften: in Nervals *La Bohème galante* beispielsweise oder in seinen *Petits châteaux de Bobème*, in Gautiers *Souvenirs romantiques*, in *Les confessions. Souvenirs d'un demi-siècle 1830-1880* von Arsène Houssaye.

---

<sup>62</sup> Helmut Kreuzer: *Die Bobeme. Beiträge zu ihrer Beschreibung*. Stuttgart 1968, vgl. die Einleitung.

Madleen Podewski (Berlin)

Das Subjekt zwischen zwei Nationen.

Figurationen von Interkulturalität in Heinrich Heines

*Ueber die französische Bühne*

„[...] und ich habe vielleicht überhaupt die pacifike Mission, die Völker einander näher zu bringen“ (HSA XXI, S. 52)

*Ueber die französische Bühne* ordnet sich ein in die Großprojekte *De la France* und *De l'Allemagne*, mit denen Heine – in „pacifiker Mission“ – einer Annäherung beider Nationen den Weg bereiten wollte. Einerseits stützt sich diese Vermittlungsarbeit auf die Idee vom „großen Völkerbündniß“ (DHA XII, S. 65), das der Beseitigung sozialer Ungerechtigkeiten den Weg ebnen soll. Ihre Notwendigkeit und Evidenz erhält sie in den meisten Texten Heines andererseits von der wechselseitigen Ergänzungsbedürftigkeit beider Nationen, die den Ausgleich der Defizite der einen durch die Vorteile der anderen mit Nachdruck fordert. Solche Komplementarität ist nicht selbstverständlich. Forschungen zur Interkulturalität haben nachgewiesen, dass Fremdheit oder Vertrautheit anderer Kulturen weder ahistorische noch voraussetzungslose Größen bilden, sondern das Resultat konstruktiver Arbeit sind und dass diese Entwürfe medialen, soziologischen oder epistemologischen Determinanten unterworfen sind. Der Umgang mit dem „Fremden“, egal ob es sich nun um seinen Ausschluss oder seine „Heimholung“ handelt, ist längst als eine historische und kulturelle Variante erkannt. Aus einer solchen Perspektive stellt sich vor allem die Frage nach den unterschiedlichen Konzeptualisierungen interkultureller Kontakte, nach ihren Figurationen, Repräsentations- und Inszenierungsweisen, nach den systematischen Implikationen, die ihnen eingeschrieben sind, wenn mit ihnen Grenzen gezogen oder überwunden werden, und nach den Funktionen, die sie dabei innerhalb eines bestimmten Denksystems erfüllen.

Renate Stauf hat in aller Ausführlichkeit gezeigt<sup>1</sup>, dass Heines Vermittlungsprojekt auf ein umfängliches und traditionsreiches Reservoir an

---

<sup>1</sup> Renate Stauf: *Der problematische Europäer. Heinrich Heine im Konflikt zwischen Nationenkritik und gesellschaftlicher Utopie*. Heidelberg 1997. Eine knappe Zu-

Stereotypen aus der Nationalcharakterlehre zurückgreift und dass es die kultureschatologischen Spekulationen des deutschen Idealismus fortsetzt, die – im Gegenzug zur politischen Rückständigkeit des zersplitterten Deutschland – einen geistigen Vorsprung behaupten und daraus eine spezielle Erwählung der Nation ableiten.<sup>2</sup> Solche Stereotype, auf deren mehrsträngige Herkunft, komplexe Zusammensetzung und vielfältige Funktionen als „Erfahrungsstiftungsbegriffe“<sup>3</sup> hier nicht im Einzelnen eingegangen werden kann<sup>4</sup>, variieren das etablierte Konzept vom Gegensatz zwischen „französischer Tat“ und „deutschem Geist“, zwischen französischer Revolution und französischem Aktivismus und deutscher Bedächtigkeit und Gedankentiefe.<sup>5</sup>

---

sammenfassung der Ergebnisse findet sich in: Renate Stauf: „...es giebt jetzt in Europa keine Nazionen mehr, sondern nur Partheyen“. Heines Europa im Widerstreit von Geschichte und Utopie. In: *Aufklärung und Skepsis. Internationaler Heine-Kongreß 1997 zum 200. Geburtstag*, hrsg. von Joseph A. Kruse, Bernd Witte, Karin Füllner. Stuttgart, Weimar 1999, S. 179-194.

<sup>2</sup> Vgl. im Bezug auf die Literaturgeschichtsschreibung Jürgen Fohrmann: *Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte. Entstehung und Scheitern einer nationalen Poesiegeschichtsschreibung zwischen Humanismus und deutschem Kaiserreich*. Stuttgart 1988, hier S. 131ff.

<sup>3</sup> Reinhart Koselleck, Karl Ferdinand Werner: „Volk, Nation, Nationalismus, Masse.“ In: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland 7*, hrsg. von Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck. Stuttgart 1992, S. 141-431, S. 151.

<sup>4</sup> Zu Herkunft und Genese etwa der Konzepte vom „deutschen Volksgeist“ und der deutschen Nation, die sich ihre Konturen über die Abgrenzung von Frankreich verschaffen, vgl. Koselleck: Volk, Nation (wie Anm. 2). – Zu Konstruktion und Stabilisierung nationaler Identität über Kollektivsymbolik und deren Realitätseffekte vgl. Jürgen Link, Wulf Wülfing: Einleitung. In: *Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität*, hrsg. von Jürgen Link, Wulf Wülfing. Stuttgart 1991, S. 7-15. – Außerdem Wulf Wülfing: „Das europäische Panorama findet nicht statt“. Bemerkungen zu einem diskursiven Streit um Öffentlichkeit im Vormärz. In: *Vormärzliteratur in europäischer Perspektive I. Öffentlichkeit und nationale Identität*, hrsg. von Helmut Koopmann, Martina Lauster. Bielefeld 1996, S. 41-53. – Zum Wandel des Frankreich- und Deutschlandbildes in jungdeutscher Journalproduktion vgl. Helga Brandes: „Die unruhige Nation“. Frankreich im Blickpunkt der jungdeutschen Journale. In: *Vormärzliteratur I*, S. 111-122.

<sup>5</sup> Das gilt für die bekannten Parallelisierungen in *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*, für die Abwanderung des „Spiritualismus“ von

Diese Gegensätzlichkeit ordnet nicht nur Heine bevorzugt symmetrisch auf einander zu. Auch Börnes Pariser Zeitschriftenprojekt signalisiert mit dem Titel *La Balance. Revue allemande et française* ein Interesse an wechselseitigem Ausgleich. Solche Formen von Komplementarität, in der sich die Defizite der Nationen wechselseitig ergänzen und „ausbalancieren“ sollen, bilden aber nicht nur die Grundlage für Heines pädagogisches Projekt, in welchem „den Deutschen französische Zustände und den Franzosen deutsche Philosophie und Poesie als Lehr- und Lernstoff“<sup>6</sup> präsentiert werden.<sup>7</sup>

„Ach, theurer Leser, wenn du über jene Zerrissenheit klagen willst, so beklage lieber, dass die Welt selbst mitten entzwey gerissen ist.“ (DHA VII, S. 95).

Oppositionsrelationen und Gegensatzpaare sind ein wesentliches Charakteristikum der Struktur Heinescher Texte. Die Forschung hat sie unter dem inzwischen zum Schlagwort gewordenen Begriff der „Kontrastästhetik“ (Höhn) zusammengefasst und liest sie als Ausdruck einer zeittypischen „Zerrissenheit“, die irritierende Modernitätserfahrungen weder ignorieren noch sie versöhnend synthetisieren will. Solche binären Schematisierungen – das gerät dabei leicht aus dem Blick – gründen sich auf den Ausschluss von mehrstelligen Relationen oder indifferenten Positionen. Deutlich wird das in Textpassagen, die unübersichtliches „Chaos“ oder „Konfusion“ deutlich abwerten.<sup>8</sup> Und auch die Semanti-

---

Frankreich nach Deutschland, wie sie in *Die Romantische Schule* behauptet wird und reicht mit solchen nationalen Charakteristiken wie etwa aus *Lutetia* bis in das Spätwerk hinein: „Jedes Volk hat seinen Nazionalfehler, und wir Deutschen haben den unsrigen, nemlich jene berühmte Langsamkeit; wir wissen es sehr gut, wir haben Bley in den Stiefeln, sogar in den Pantoffeln. Aber was nützt den Franzosen alle Geschwindigkeit, all ihr flinkes anstelliges Wesen, wenn sie eben so schnell vergessen, was sie gethan? Sie haben kein Gedächtniß, und das ist ihr größtes Unglück.“ (DHA XIV, S. 112).

<sup>6</sup> Gerhard Höhn: *Heine-Handbuch. Zeit – Person – Werk*. Stuttgart, Weimar 1997, S. 27.

<sup>7</sup> „[...] denn wir haben beide, Franzosen und Deutsche, in der jüngsten Zeit viel von einander gelernt; jene haben viel deutsche Philosophie und Poesie angenommen, wir dagegen die politischen Erfahrungen und den praktischen Sinn der Franzosen“ (DHA XII, 178).

<sup>8</sup> „Ich quäle mich vergebens, dieses Chaos im Geiste zu ordnen und den Gedanken der Zeit der darin [in den Gemälden des *Salon* von 1843] zu entdecken“ (DHA XIV, S. 85). – „Die neueren Schriftsteller springen von einem

sierung der Mischfarbe grau weist darauf hin, dass die Verwischung von Gegensätzen Ausgangsbasis für Abwertungen sein kann.<sup>9</sup> Solche Konturlosigkeiten spielen in Heines Texten in verschiedenen Argumentationskontexten eine Rolle. Vor allem aber profiliert sich an ihnen die Position von Kunst und Dichtung und dies hauptsächlich in Auseinandersetzung mit Puritanismus oder Republikanismus, mit Phänomenen also, die Exklusivität radikal zu nivellieren suchen.<sup>10</sup> Hier konstituiert sich eine Grenze, die die eingeschränkte Geltung von Kontrastphänomenen markiert und die auf Bereiche verweist, an denen oppositionelle Strukturierungen abrallen.

Diese Restriktionen greifen nun auch über auf den Umgang mit den verschiedenen Nationenkonzepten – etwa wenn England, das mit Bildfeldern der Kontrastlosigkeit belegt ist, keinen Platz in einem komplementären Gegensatzschema findet, wie es für die Beziehung zwischen Frankreich und Deutschland entworfen wird und wenn es deshalb aus den Vermittlungsprojekten ausgeschlossen bleibt.<sup>11</sup> Solche Konvergenzen aber lassen vermuten, dass die Platzierung der Nationen in Heines Texten verstrickt ist in die Bewältigung von Problembeständen, die nicht allein am nationalen Paradigma orientiert sind. Damit soll nicht in Frage gestellt werden, dass sich die deutsch-französischen Kontrastierungen auch um die Bestimmung nationaler Identitäten bemühen. Im Folgenden möchte ich vielmehr zeigen, dass darüber hinaus diese Bemühungen Problemlagen und Argumentationsstrukturen mit anderweitigen Komplexen teilen, dass sich also die Regeln, die Heines Rhetorik des Nationendiskurses und seine Vermittlungsfiguren prägen<sup>12</sup>, nicht allein von

---

Standpunkt auf den anderen, und in ihren Gemälden ist eine widerwärtige Confusion von Licht und Schatten –“ (DHA X, S. 330).

<sup>9</sup> Vgl. dazu z.B.: „Die öde Werkeltagsgesinnung der modernen Puritaner verbreitet sich schon über ganz Europa, wie eine graue Dämmerung“ (DHA XI, S. 130).

<sup>10</sup> „Denn Schönheit und Genie sind ja auch eine Art Königthum, und sie passen nicht in eine Gesellschaft, wo jeder, im Mißgefühl seiner eigenen Mittelmäßigkeit, alle höhere Begabniß herabzuwürdigen sucht, bis aufs banale Niveau.“ (DHA XI, S. 129). – „So wie die Demokratie zur Herrschaft wirklich gelangt hat alle Poesie ein Ende“ (DHA X, S. 327).

<sup>11</sup> Vgl. dazu wiederum Stauf: *Der problematische Europäer* (Anm. 1).

<sup>12</sup> Und zwar auch dann, wenn solche Stereotype, wie Würffel gezeigt hat, in der Auseinandersetzung mit nationalistischen Tendenzen semantisch umbesetzt



der Tradition eines „nationalen Projektes“ herschreiben, sondern involviert sind in grundlegende Denkmuster und Bildfelder einer spezifischen historischen Konstellation: dem „Experimentierfeld Vormärz“. Mit dieser Kategorie hat Gustav Frank die Komplexität einer Phase zu fassen gesucht, die – als „blinder Fleck“ zwischen „Goethezeit“ und „Realismus“ – bis heute ein „unhandliches“ Phänomen für die Literaturgeschichtsschreibung geblieben ist.<sup>13</sup> Einig ist man sich nur darüber, dass sich in den zwanziger bis dreißiger Jahren tiefgreifende soziale und politische Veränderungen in Deutschland vollziehen, die bei den Zeitgenossen – noch symbolisch verstärkt durch den Tod Goethes und Hegels – ein Bewusstsein von Krise und „Zerrissenheit“ hervorrufen.

Die tiefen Verunsicherungen, die damit einhergehen, lassen sich nach Frank aber mit den goethezeitlichen Modellbildungen von Subjekt, Geschichte und Realität nicht mehr überzeugend bewältigen, so dass neben der Kritik an ihnen die Suche nach Alternativen beginnt. Der Vormärz zeigt sich so nicht als ein

Epocheneinschnitt, der sich im Modell des Paradigmenwechsels (T.S. Kuhn) beschreiben ließe, wonach ein älteres Modell, das mit seiner Trägergeneration aussterben wird, durch ein anderes, konkurrierendes ersetzt werden würde, das zugleich von einer jungen Generation getragen wird. Um 1830 ist vielmehr zwar die Auflösung goethezeitlicher Modellbildungen auf allen Ebenen und aus den verschiedensten Teilursachen so weit fortgeschritten, dass ausdrücklich vom „Ende der Kunstperiode“ die Rede sein kann, ohne dass jedoch schon alternative Formationen des Denk- und Literatursystems bereitstünden, um die aus der späten Goethezeit ererbten Systemprobleme befriedigender, als es im Rahmen von deren Modellbildungen möglich war und endgültig zu beheben.<sup>14</sup>

---

und für kosmopolitisch orientierte Argumentationskontexte brauchbar gemacht werden. (Stefan Bodo Würffel: Geistige Bastillen und Tempel der Freiheit. Zur Konstruktion politischer Identität bei Heine im Spannungsfeld zwischen Nationalismus und Kosmopolitismus. In: *Aufklärung und Skepsis* (Anm. 1), S. 137-152).

<sup>13</sup> Gustav Frank: *Krise und Experiment. Komplexe Erzähltexte im literarischen Umbruch des 19. Jahrhunderts*. Wiesbaden 1998, S. 11 und S. 4.

<sup>14</sup> Gustav Frank: Romane als Journal: System- und Umweltreferenzen als Voraussetzung der Entdifferenzierung und Ausdifferenzierung der ‚Literatur‘ im Vormärz. In: *Journalliteratur im Vormärz*, Red. von Rainer Rosenberg, Detlev Kopp. Bielefeld 1996, S. 15-47.

Wichtig für den vorliegenden Zusammenhang ist, dass sich die Suchbewegungen dabei innerhalb einer „spezifischen Struktur der ‚Epigonalität‘“ vollziehen, die nicht als eine „resignative und selbstkritische Diagnose der eigenen Unfähigkeit“<sup>15</sup> zu verstehen ist, sondern die – jenseits solcher Wertungen – auf die grundsätzliche Relevanz des Traditionsbezugs verweist. Die „Kunstperiode“ bleibt damit strukturell (und nicht notwendig normativ) Ausgangspunkt von Krisendiagnosen und Alternativentwürfen – auch bei Autoren, die sich von ihr mit radikalem Gestus abzugrenzen suchen. Der komplexen Gemengelage, die sich aus solchen Verflechtungen ergibt, ist mit Zuschreibungen wie „Biedermeier“, „Vormärz“ oder „Frührealismus“ allein nicht beizukommen. Frank schlägt statt dessen das Modell des „Experiments“ vor. Auf diese Weise kommt die Epoche als ein Feld in den Blick, das noch über keine stabilen Diskursregeln verfügt, sondern auf dem sich zwischen unterschiedlichen Positionen (zu Politik, Philosophie oder Kunst) relativ frei bewegt werden kann und Variationen und Kombinationen ebenso wie vollständige Stellungswechsel möglich sind.

Zwei solcher Prozesse an der Grenze zwischen Auf- und Ablösung möchte ich im Folgenden mit Heines Text *Ueber die französische Bühne* genauer in den Blick nehmen. Ausgehend von der oben angestellten Vermutung soll danach gefragt werden, inwiefern hier die Rede über das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich – sowohl im Bezug auf die Polarisierungen als auch auf die Vermittlungsfiguren – beeinflusst ist von den Vorgaben einer historisch spezifischen Denkkonstellation. Das soll *erstens* mit den Gegensatzpaaren geschehen, die den Text dominant strukturieren und von denen das Doppelpaar „Deutschland“ und „Frankreich“ nur eine Teilmenge bildet. Es wird sich zeigen, dass diese Polarisierungen die überkommenen spekulativen Dualismen der Goethezeit beerben und sie – über die Brücke des Nationenparadigmas – einem spezifischen Transformationsprozess unterziehen. *Zweitens* geht es um die Vermittlungsfiguren, die für das Subjekt als dem Ort der Koordination von divergenten Ansprüchen entworfen werden. Im Mittelpunkt stehen soll dabei die konzeptionelle Figur des „Exils“. Mit ihr können nicht nur die Gegensätzlichkeiten der beiden Nationen *nebeneinander* Berücksichtigung finden, im Rahmen der vormärzlichen Auseinandersetzungen um die Position von Kunst und Künstler erfüllt sie eine wichtige Funktion: Sie sichert die Exklusivität des Subjekts – trotz der Leiderfahrungen in der „Fremde“.

<sup>15</sup> Frank: Romane als Journal (Anm. 13), S. 33.

## I.

Als „vertraute Briefe an August Lewald“ entworfen, bestimmt *Ueber die französische Bühne* gleich am Anfang den Gegenstand der intimen Konversation: Zu schreiben ist „über das französische Theater“, und dabei sollen – dem Wunsch des Empfängers gemäß – „auch die Bezüge auf die heimische Bühne nicht außer Augen“ (DHA XII, S. 230) gelassen werden. Trotz der Schwierigkeiten, die sich dabei dem exilierten Berichterstatter in den Weg stellen, „da die Erinnerungen der deutschen Bretterwelt täglich mehr und mehr in meinem Gedächtnisse erbleichen“ (DHA XII, S. 230) und die eigenen Kenntnisse aus demselben Grund nur schwer auf den aktuellsten Stand zu bringen sind, liefert der Text ein breites Panorama deutscher und französischer Kunst- und Theaterproduktion. Vor allem die drei ersten Briefe stellen ausführlich deutsche und französische Komödie und Tragödie einander gegenüber, und auch in den folgenden Briefen spielen die dabei entwickelten nationalen Charakteristiken immer wieder eine Rolle, wenn es um die Beschreibung von Musiktheater, Deklamationsformen und Konzertbetrieb geht.<sup>16</sup>

Der Text ist aber nicht allein um die Gegenüberstellung der Kunstpraxis beider Länder zentriert. So diskutiert der sechste Brief die grundsätzliche Differenz zwischen Theaterkunst und Wirklichkeit<sup>17</sup>, und der neunte Brief beginnt mit der Frage nach dem eigentlichen Wesen der Musik und nach den Formen einer ihr angemessenen Kritik – ein Problem, das im Verlauf der Argumentation zur grundsätzlichen Frage nach dem Verhältnis von Theorie und Erfahrung ausgeweitet wird.<sup>18</sup> Derselbe Brief stellt mit Rossinis „individueller“ und Meyerbeers „sozialer“ Musik

<sup>16</sup> Zu den Beziehungen zur französischen Theaterkritik vgl. zuletzt Ina Brendel-Perpina: *Heinrich Heine und das Pariser Theater der Julimonarchie*. Bielefeld 2000.

<sup>17</sup> „Wenigstens sey die Bühne niemals eine banale Wiederholung des Lebens, und sie zeige dasselbe in einer gewissen vornehmen Veredlung [...]. Denn das Theater ist eine andere Welt, die von der unsrigen geschieden ist, wie die Scene vom Parterre“ (DHA XII, S. 258).

<sup>18</sup> „Aber was ist die Musik? [...] Es hat mit der Musik eine wunderliche Bewandtniß; ich möchte sagen, sie ist ein Wunder. Sie steht zwischen Gedanken und Erscheinung; als dämmernde Vermittlerin steht sie zwischen Geist und Materie [...]. Nichts ist unzulänglicher als das Theoretisiren in der Musik [...]. Das Wesen der Musik ist Offenbarung, es läßt sich keine Rechenschaft davon geben, und die wahre musikalische Kritik ist eine Erfahrungswissenschaft.“ (DHA XII, S. 273).

nicht nur zwei Kunstformen und zwei historische Etappen (Restauration und Revolution) einander gegenüber, sondern ebenso Verhaltensdispositionen zwischen dem „isolierten Gefühl eines Einzelnen“ und der Begeisterung für „Leiden und Freuden des ganzen Menschengeschlechts“ (DHA XII, S. 275). In der Rahmengeschichte schließlich thematisiert das Ich seine Sprecherposition und bringt dafür zusätzlich verschiedene Traumsequenzen, den Wechsel der Jahreszeiten, biblische und jüngst vergangene Geschichten und die Gegensätze zwischen Stadt und Land, Leben, Geburt und Tod ins Spiel.

Der Text führt also nicht nur einen ästhetischen Diskurs, in dem es um die Bestimmung von Gattungsmerkmalen oder Aufführungspraktiken geht, sondern die vergleichende Diskussion französischer und deutscher Theaterkunst, die seinen Ausgangspunkt und expliziten Redegegenstand bildet, ist verknüpft mit Problemkomplexen außerhalb der Kunst und umgekehrt. Der komplexe Aufbau der Briefe wird dabei hauptsächlich durch Oppositionsrelationen strukturiert, in denen die auch aus anderen Texten bekannten nationalen Stereotypen ausgiebig zur Anwendung kommen. Das betrifft vor allem den dritten Brief, der für die Erörterung von Affekten und Affekterregung durch die Tragödie der französischen „Passion“ die deutsche „Bedächtigkeit“ gegenüberstellt.<sup>19</sup>

---

<sup>19</sup> „Die Franzosen sind schon von Natur aus aktiver und passionirter als wir, und es ist schwer zu bestimmen: ob es die angeborene Aktivität ist, wodurch die Passion bey ihnen mehr als bey uns zur äußeren Erscheinung kommt, oder ob die angeborene Passion ihren Handlungen einen leidenschaftlicheren Charakter ertheilt und ihr ganzes Leben dadurch dramatischer gestaltet als das unsrige, dessen stille Gewässer im Zwangsbette des Herkommens ruhig dahinfließen und mehr Tiefe als Wellenschlag verrathen“ (DHA XII, S. 243). Dem schließt sich eine ironische Kommentierung an: „dass wir bequem und ohne Uebereilung gerührt werden“ (DHA XII, S. 243). – Vgl. außerdem: „Menschen, die nur an den Tag denken, nur dem Tage die höchste Geltung zuerkennen und ihn daher auch mit der erstaunlichsten Sicherheit handhaben, diese begreifen nicht die Gefühlsweise eines Volkes, das nur ein Gestern und ein Morgen, aber kein Heute hat, das sich der Vergangenheit beständig erinnert und die Zukunft beständig ahnet, aber die Gegenwart nimmermehr zu fassen weiß, in der Liebe wie in der Politik“ (DHA XII, S. 244). – Oder: „Frankreich ist das Land des Materialismus“ (DHA XII, S. 247). – „Und wirklich freuen sie [die Franzosen, M.P.] sich dessen [des Lebens, M.P.] nie mit Ruhe. Sie sitzen nicht gemächlich am Banquette des Lebens, sondern sie verschlucken dort eilig die holden Gerichte, stürzen den süßen Trank hastig in den Schlund und können sich dem Genusse nie mit Wohlbehagen hinge-

Solche Entgegensetzungen werden, wie gesagt, flankiert von Überlegungen, die an spekulativen Problemstellungen orientiert sind: zum Verhältnis zwischen „Geist“ und „Materie“ (in den bereits zitierten Passagen zum Wesen der Musik), abstrakter Theorie und sinnlicher Erfahrung<sup>20</sup> und Fiktion und Realität (in der bereits zitierten Passage zur Differenz zwischen Kunst und Wirklichkeit).

Nur sehr schwer zu bestimmen ist allerdings die Art der Beziehung, in der diese Passagen zum Nationengegensatz selbst stehen. Denn sie lassen sich weder als eine Erweiterung lesen, etwa in dem Sinne, dass Heine die Nationenparadigmen um die angeführten Aspekte ergänzt, noch bleiben sie gänzlich unabhängig von ihnen, so dass sie einen selbständigen Strang der Textargumentation bilden würden. Sehr deutlich wird das mit den bereits zitierten Ausführungen zum Theater als einer „anderen Welt“ (DHA XII, S. 258). Jenseits der Rücksichtnahme auf nationale Bedingtheiten wird hier grundsätzlich und apodiktisch die Wahrung einer ästhetischen Grenze eingefordert, mit der die Wirklichkeit schließlich „verklärt“ als „Poesie“ auf der Bühne erscheint und sich als „durch die Kunst erhöhte, bis zur blühendsten Göttlichkeit gesteigerte Natur“ (DHA XII, S. 258) präsentieren kann. Gleichwohl stiftet der Text Verbindungen zwischen „Wirklichkeit“ bzw. „Realität“ und „Frankreich“<sup>21</sup>

---

ben“ (DHA XII, S. 248). – „Die französische Sprache, und also auch die französische Deklamazion, ist, wie das Volk selber, nur dem Tage, der Gegenwart, angewiesen, das dämmernde Reich der Erinnerung und Ahndung ist ihr verschlossen: sie gedeiht im Lichte der Sonne, und von dieser stammt ihre schöne Klarheit und Wärme; fremd und unwirthlich ist ihr die Nacht mit dem blassen Mondschein, den mystischen Sternen, den süßen Träumen und schauerlichen Gespenstern“ (DHA XII, S. 264). – Alle Franzosen sind „geborene Comödianten“. „Im Leben wie in der Literatur und den bildenden Künsten der Franzosen herrscht der Charakter des Theatralischen“ (DHA XII, S. 265).

<sup>20</sup> „Wer wissen will, was Brennen ist, muß die Hand ins Feuer halten; der Anblick eines Gebrannten ist nicht hinreichend, und am ungenügendsten ist es, wenn wir über die Natur der Flamme nur durch Hörensagen oder Bücher unterrichtet werden.“ (DHA XII, S. 244).

<sup>21</sup> Und zwar über die „französische“ Unkenntnis hermeneutischer Tiefendimensionen, die korreliert ist mit „Gegenwart“ und „Materialismus“; aus dem letzteren ergibt sich wiederum eine Tendenz zum nur „prosaisch“-oberflächlichen Interesse an der Kunst, wie vor allem die Ausführungen zu Véron, dem „Gott des Materialismus“ (DHA XII, S. 285), im zehnten Brief zeigen.

und zwischen „Deutschland“ und „Fiktion“.<sup>22</sup> Das Gleiche gilt für die Gegenüberstellung von Rossini und Meyerbeer. Als Modelle, an denen die konfliktreiche Beziehung zwischen den privaten Interessen des Individuums und den Anforderungen der Gesellschaft verhandelt wird, sind sie zwar nicht unmittelbar dem Nationengegensatz unterstellt, der Text produziert aber auch hier anhand ausgreifender Konnotationsketten eine bestimmte Nähe Meyerbeers zu „Frankreich“<sup>23</sup> und Rossinis zu „Deutschland“.<sup>24</sup>

Der Text setzt also die unterschiedlichen Gegensatzpaare nicht systematisch zueinander in Beziehung – etwa in dem Sinne, dass aus einem Minimalpaar (ob nun „Deutschland“ vs. „Frankreich“, „Geist“ vs. „Materie“, „Individuum“ vs. „Gesellschaft“ oder „Fiktion“ vs. „Realität“) alle

<sup>22</sup> Hier über die Begriffe „Zauberklang und Zauberglanz“, „märchenhaft“ und „geheimnisvoll“. Ganz ähnlich liegt der Fall im zehnten Brief, der Chopins Klavierspiel charakterisiert. Dort wird die Kunst zunächst aus dem Bereich nationaler Bedingtheit herausgehoben, um sie dann über den Bildcomplex des „Traums“ wieder an den deutschen Raum zurückzubinden: „Er [Chopin, M.P.] ist alsdann weder Pole, noch Franzose, noch Deutscher [...], sein wahres Vaterland ist das Traumreich der Poesie. Wenn er am Clavier sitzt und improvisirt, ist es mir, als besuche mich ein Landsmann aus der geliebten Heimath und erzähle mir die kuriosesten Dinge“ (DHA XII, S. 290).

<sup>23</sup> Über „Leidenschaft“, „Begeisterung“, „Kampf“, „Gesellschaft“ und „Gegenwart“: „Meyerbeers Musik ist mehr social als individuell; die dankbare Gegenwart, die ihre inneren und äußeren Fehden, ihren Gemüthszwispalt und ihren Willenskampf, ihre Noth und ihre Hoffnung in seiner Musik wieder findet, feyert ihre eigene Leidenschaft und Begeisterung, während sie dem großen Maestro applaudirt.“ (DHA XII, S. 275) Über die Figur „Meyerbeer“ kann der Text außerdem die Nähe solcher Bewegtheit zur Oberflächlichkeit der „Mode“ insinuieren: „Er [Meyerbeer, M. P.] ist der Mann seiner Zeit, und die Zeit, die immer ihre Leute zu wählen weiß, hat ihn tumultuarisch aufs Schild gehoben, und proklamirt seine Herrschaft, und hält mit ihm ihren fröhlich Einzug. Es ist eben keine behagliche Posizion, solcher Weise im Triumph getragen zu werden: durch Ungeschick oder Ungeschicklichkeit eines einzigen Schildhalters kann man in ein bedenkliches Wackeln gerathen, wo nicht gar stark beschädigt werden“ (DHA XII, S. 276).

<sup>24</sup> Über „Einsamkeit“, „Natur“, „Frieden“ und „Stille“: „Armer Schwan von Pesaro! der gallische Hahn und der kaiserliche Adler hätten dich vielleicht zerrissen, und geeigneter als die Schlachtfelder der Bürgertugend und des Ruhmes war für dich ein stiller See, an dessen Ufer die zahmen Lilien dir friedlich nickten, und wo du ruhig auf und ab rudern konntest, Schönheit und Lieblichkeit in jeder Bewegung!“ (DHA XII, S. 275).

weiteren Bestimmungen als dessen Variationen oder Erweiterungen lesbar wären. Er vernetzt sie vielmehr über weit ausgreifende Konnotationenräume, die zustande kommen, weil dieselben oder ähnliche Bildfelder in den unterschiedlichen Bereichen verwendet werden. Solche Beziehungsstiftungen haben zwei Konsequenzen, die sich ihrer unsystematischen und flexiblen Form wegen nur als Tendenzen beschreiben lassen: Einerseits werden durch das Einbringen der nationalen Gegensätze die spekulativen Oppositionen zwischen „Geist“ / „Materie“ und „Fiktion“ / „Realität“ *lokalisiert*. Das hat nicht nur zur Folge, dass sich die eine Kunst in zwei gleichberechtigt *nebeneinander* existierende Formen aufteilt, die nicht mehr normativ aufeinander zugeordnet werden<sup>25</sup>, sondern ebenso und symmetrisch dazu verdoppelt sich die eine „Realität“ in zwei verschiedene, nicht aufeinander rückführbare „Realitäten“. Wenn das Ich dann zwischen diesen beiden Bereichen wechselt, bewegt es sich nicht entlang einer Grenze zwischen einem subjektiven Binnenraum und einer objektiven Außenwelt (wie das ja etwa für das Doppelpaar „Geist“ / „Materie“ oder „Fiktion“ / „Realität“ gelten würde), sondern es muss eine *reale*, geographische Grenze überschreiten. Besonders plastisch zeigt sich diese Entfernung von spekulativ-idealistischen Strukturmustern in der Froschparabel am Ende des zweiten Briefes. Sie formuliert die Differenz zwischen Transzendenz („Himmel“) und Immanenz („Sumpf“) ironisch in einen räumlichen Abstand zwischen zwei Biotopen mit demselben Realitätsstatus um.<sup>26</sup> Damit ist aber nur eine der Auswirkungen

<sup>25</sup> „Auch keine vergleichende Diskussion über Rossini und Meyerbeer, in gewöhnlicher Weise, haben Sie von mir zu befürchten. Ich beschränke mich darauf, Beide zu lieben, und keinen von Beiden liebe ich auf Unkosten des anderen.“ (DHA XII, S. 274) Und: „Um französische Stücke einer gerechten Kritik zu unterwerfen, muß man sie mit französischem, nicht mit deutschem Maaßstabe messen.“ (DHA XII, S. 244).

<sup>26</sup> „Ein revolutionärer Frosch, welcher sich gern aus dem dicken Heimatgewässer erhebe und die Existenz des Vogels in der Luft für das Ideal der Freyheit ansieht, wird es dennoch im Trocknen, in der sogenannten freyen Luft, nicht lange aushalten können, und sehnt sich gewiß bald zurück in den schweren, soliden Geburtssumpf. [...] Der arme Frosch! und bekäme er auch Flügel, so würde er sich doch nicht über Alles erheben können, in den Lüften würde ihm der leichte Vogelsinn fehlen, er würde immer unwillkürlich zur Erde hinabschauen, von dieser Höhe würden ihm die schmerzlichen Erscheinungen des irdischen Jammerthals erst recht sichtbar werden, und der gefiederte Frosch wird alsdann größere Beengnisse empfinden als früher in dem deutschesten Sumpf!“ (DHA XII, S. 240).

benannt, die die Vernetzungen des Textes nach sich ziehen. Denn auf der anderen Seite halten diese Verknüpfungen die spekulativ-idealistischen Strukturmuster weiterhin präsent. In die Diskussionen um das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich ist damit ein Konnotationsraum eingelassen, der es erlaubt, unter gewandeltem Vorzeichen Problembestände zu verhandeln, die zum Kernbestand goethezeitlicher Philosophie und Ästhetik gehören.

## II.

Für die vielfältigen Oppositionsrelationen probiert der Text nun mehrere Vermittlungsmodelle aus. So favorisiert die Vorliebe des Ich für die „Avantscenen“ die Position des Beobachters, der „Kunst“ und „Realität“ als Ereignisse vor und hinter der Bühne betrachten und die komischen Effekte, die sich aus ihrem Kontrast ergeben, genießen kann.<sup>27</sup> Die Musik als „dämmernde Vermittlerin“ „zwischen Geist und Materie“ (DHA XII, S. 273), Passagen aus Meyerbeers Musik<sup>28</sup> oder Bocages Schauspielkunst<sup>29</sup> halten zudem die Möglichkeit einer versöhnenden Vermittlung zwischen den verschiedenen Gegensätzen präsent. Was die unmittelbare Begegnung zwischen deutscher und französischer Kultur betrifft, so erfährt das Konzept der wechselseitigen Ergänzung, von dem anfangs die Rede war, eine entscheidende Modifikation. Nicht nur werden Adaptionsversuche als Diebstahl abgewertet<sup>30</sup>, auch das gegenseitige Verstehen scheint unmöglich:

---

<sup>27</sup> Vgl. DHA XII, S. 91.

<sup>28</sup> „Was dieses Werk [Meyerbeers Hugenotten, M.P.] ganz besonders auszeichnet, ist das Gleichmaß, das zwischen dem Enthusiasmus und der artistischen Vollendung stattfindet, oder, um mich besser auszudrücken, die gleiche Höhe, welche darin die Passion und die Kunst erreichen“ (DHA XII, S. 279).

<sup>29</sup> „[...] jener, Bocage, ist nicht von anderen Menschen organisch verschieden, sondern unterscheidet sich von ihnen durch eine ausgebildeterere Organisation, er ist nicht ein Zwittergeschöpf von Ariel und Kaliban, sondern er ist ein harmonischer Mensch“ (DHA XII, S. 263).

<sup>30</sup> „Denn die Franzosen begehen nicht bloß Gedankenplagiate, sie entwenden uns nicht bloß poetische Figuren und Bilder, Ideen und Ansichten, sondern sie stehlen uns auch Empfindungen, Stimmungen, Seelenzustände, sie begehen Gefühlsplagiate“ (DHA XII, S. 247).



Wie wir Deutsche in den Werken französischer Dichter den un-aufhörlichen Sturm und Drang der Passion nicht begreifen können, so unbegreiflich ist den Franzosen die stille Heimlichkeit, das ahnungs- und erinnerungssüchtige Traumleben, das selbst in den leidenschaftlich bewegtesten Dichtungen der Deutschen beständig hervortritt. (DHA XII, S. 245)

Die Überwindung dieser Verstehensbarriere und damit die adäquate ästhetische Kritik französischer Tragödien kann von Deutschland, von außen aus, nicht gelingen:

Aber um zu beurtheilen, ob in einem französischen Stück die Uebertreibung der Leidenschaft zu groß ist [...], dazu gehört die innigste Bekanntschaft mit dem französischen Leben selbst, das dem Dichter als Vorbild diene. (DHA XII, S. 244).

Basis für das Verstehen ist damit die konkrete *Erfahrung* der jeweiligen nationalen Besonderheiten. Soll das Verständigungsprogramm nicht von vornherein aufgegeben und französische Verhaltensweisen weiterhin für „Unnatur und Wahnsinn“ (DHA XII, S. 245) erklärt werden, so bleibt für einen Deutschen unter diesen Bedingungen nichts anderes, als realiter in den ihm fremden Raum vorzudringen und dort einschlägige Erfahrungen zu machen. Dieses Vordringen ist nun nicht mit einer Aneignung oder gar Okkupation verbunden, in der das bisher „Fremde“ in die eigenen Vorstellungsmuster integriert wird – etwa als Übersetzung oder Vermischung. Auch nach dem Ortswechsel bleibt das Französische dem Deutschen fremd und die Grenze zwischen den Nationen gezogen:

Sehen Sie, theurer Freund, das ist eben der geheime Fluch des Exils, dass uns nie ganz wöhnlich zu Muthe wird in der Atmosphäre der Fremde, dass wir mit unserer mitgebrachten, heimischen Denk- und Gefühlsweise immer isolirt stehen unter einem Volke, das ganz anders fühlt und denkt als wir. (DHA XII, S. 239)

Die Passage zeigt auch, wo der Ort bereitliegt, an dem beide Kulturen trotzdem aufeinander treffen können: in der Figur des Exulanten. Welche Modalitäten des Kontaktes dabei gelten und welche Konsequenzen sich aus ihnen für das exilierte Subjekt ergeben, zeigen die Passagen über das französische Lustspiel im zweiten Brief. Der Text beginnt mit der Frage nach dem Grund für die Überlegenheit französischer gegenüber deutschen Lustspieldichtern. Für den vorliegenden Zusammenhang sind nun weniger die Antworten interessant, die hier versucht

werden und die zwischen dem Rückgriff auf ein allgemeingültiges Konzept des Komischen und dessen Pragmatisierung schwanken<sup>31</sup>, sondern vielmehr die Beschreibungen des deutschen und des französischen Rezeptionsverhaltens.

Über französische Komödien können sowohl Deutsche als auch Franzosen lachen. Voraussetzung dafür ist aber auf beiden Seiten die Geltung eines national determinierten, also „deutschen“ oder „französischen“ Wirklichkeitsbegriffs. Von der Position des Exils aus weist das Ich diese Wirklichkeitsbegriffe als beschränkt nach. Ergibt sich das deutsche Lachen aus der mangelnden Kenntnis französischer Wirklichkeit<sup>32</sup>, so beruht das französische Lachen auf Gewöhnungen, die allen „unsittlichen Erscheinungen“ das Skandalöse genommen und sie in die Selbstverständlichkeit von „Naturerscheinungen“ (DHA XII, S. 239) transformiert haben. Das Ich beansprucht dann für sich selbst ein komplexeres, solche Beschränkungen überschreitendes Realitätswissen. Dieser Erfahrungszuwachs ist aber nicht als additive Bereicherung oder als komplementäre Ergänzung entworfen. Er gehorcht vielmehr einer Logik der Differenz, die das zusätzliche Wissen – ob nun das „deutsche“ oder das „französische“ – nur negativ und virtuell im Hintergrund präsent hält. Mit seinem Gang ins Exil kann das Ich also zwar zur Kontaktzone zwischen den beiden Nationen werden, zu einer „versöhnenden“ Vereinigung kommt es dabei allerdings nicht. Auch wenn die Summe zwischen „Deutschland“ und „Frankreich“ mit dem Überwechseln aus dem angestammten in den fremden Bereich weiterhin im Horizont der Argumentation bleibt: Der Text weist auf die Kosten einer solchen Addition hin, die mit dem Verlust der Lachfähigkeit das Ich zu tragen hat.

Das Exil als Ort der Vermittlung von Gegensätzen birgt aber nicht nur solche Leiderfahrungen. Als konzeptionelle Figur, die Teilhabe und Distanz zusammenschließen kann, sichert es in Heines Texten vielfach

---

<sup>31</sup> Vgl. dazu und zum Folgenden: Madleen Podewski: *Kunsttheorie als Experiment. Untersuchungen zu Heinrich Heines ästhetischem Diskurs*. Frankfurt a. Main 2002, vor allem Kapitel 4.

<sup>32</sup> „Bey der Einförmigkeit des deutschen Lebens amüsirt Ihr Euch sehr im deutschen Schauspielhaus, beim Anblick jener Feldzüge der beiden Geschlechter, [...]. Ist man aber hier in Frankreich auf den Wahlplätzen selbst, wo dergleichen nicht bloß zum Scheine, sondern auch in der Wirklichkeit aufgeführt wird, und trägt man ein deutsches Gemüth in der Brust, so schmilzt einem das Vergnügen bey dem besten französischen Lustspiel“ (DHA XII, S. 239).

die (ästhetische) Eigenständigkeit des Subjekts und aktiviert damit den doppelten Sinn von „Exklusivität“. Der Zugewinn an Komplexität, der mit ihr verbunden ist, sichert etwa dem Ich in der *Vorrede* ästhetische Überlegenheit gegenüber der Tradition der „Kunstperiode“. Im Exil kann es Texte produzieren, die mit der oben beschriebenen Form der Differenzlogik An- und Abwesendes aufeinander beziehen und ihnen auf diese Weise eine hermeneutische Tiefendimension verschaffen, die Goethes eindimensional ausgerichtete Kunst gerade nicht besitzt.<sup>33</sup> Und in *Ueber die französische Bühne* erlaubt dieses Modell außerdem die parallele Existenz privater und menscheitsgeschichtlicher Interessen im Subjekt<sup>34</sup> und liefert damit eine Basis für die Regelung des in der Heineforschung noch immer umstrittenen Verhältnisses zwischen „Poesie“ und „Engagement“.<sup>35</sup> Das „Exil“ stellt also eine Matrix zur Verfügung, auf der die beiden Nationen in eine Beziehung zueinander gesetzt werden können – trotz der Hypothesen der traditionellen Nationalcharakterlehre, die beide Nationen als grundsätzliche Gegensätze entwirft und trotz des wechselseitigen Unverständnisses, das sich für *Ueber die französische Bühne* daraus ergibt. Als strukturelles Konzept dient es aber nicht exklusiv der Gestaltung deutsch-französischer Beziehungen allein, sondern ist mehrfach, in unterschiedlichen Argumentationskontexten einsetzbar.

---

<sup>33</sup> „Es ist eine eigene Sache mit dem Patriotismus, mit der wirklichen Vaterlandsiebe. Man kann sein Vaterland lieben, und achtzig Jahr dabey alt werden, und es nie gewußt haben, aber man muß dann auch zu Hause geblieben seyn. Das Wesen des Frühlings erkennt man erst im Winter, und hinter dem Ofen dichtet man die besten Maylieder. Die Freyheitsliebe ist eine Kerkerblume und erst im Gefängnisse fühlt man den Wert der Freyheit“ (DHA V, S. 373). – Vgl. dazu Podewski: *Kunsttheorie als Experiment* (Anm. 31), vor allem Kapitel 3.

<sup>34</sup> „Von Natur neige ich mich zu einem gewissen Dolce far niente [...], doch der Zufall wollte, dass ich aus dieser gemächlichen Träumerei sehr oft durch harte Rippenstöße des Schicksals geweckt wurde, ich mußte gezwungenerweise Theil nehmen an den Schmerzen und Kämpfen der Zeit, und ehrlich war dann meine Theilnahme, und ich schlug mich trotz den Tapfersten ... Aber ich weiß nicht wie ich mich ausdrücken soll, meine Empfindungen behielten doch immer eine gewisse Abgeschlossenheit von den Empfindungen der Andern; ich wußte, wie ihnen zu Muthe war, aber mir war ganz anders zu Muthe, wie ihnen“ (DHA XII, S. 274).

<sup>35</sup> Genauer dazu vgl. Verf.: *Kunsttheorie als Experiment* (wie Anm. 31), vor allem Kapitel 4 und 6.

## III.

Heine entwickelt also für seinen Nationendiskurs keine gesonderten Regeln. Die Muster, mit denen er auf die traditionsreichen Nationenparadigmen zugreift, sind – sowohl in Bezug auf ihre Entgegensetzungen als auch in Bezug auf ihre Vermittlungsformen – multifunktional. Auf diese Weise, so wurde anfangs behauptet, partizipiert die Rede über das Verhältnis zwischen den beiden Nationen immer auch an den Bewegungen der Auf- und Ablösung von den Vorgaben der „Kunstperiode“ im „Experimentierfeld Vormärz“. Um welche Problembestände es sich dabei für den vorliegenden Text handelt, soll nun abschließend kurz skizziert werden.

Die vergleichende Gegenüberstellung zweier Nationen ruft eines der grundlegenden Probleme nach der Goethezeit auf: das der „Tendenz“. Es bezeichnet die Existenz gegensätzlicher Positionen (etwa zu Kunst, Philosophie oder Geschichte), die nicht mehr unter einem übergreifenden Konzept subsumiert werden können – eine Situation, die die Zeitgenossen bevorzugt in der Rede von der „Zerrissenheit“ artikulieren. Dieser Verlust an „Objektivität“ wird besonders von jungdeutschen Autoren für die Auseinandersetzung mit der „Kunstperiode“ fruchtbar gemacht und der eigene, subjektive Standpunkt emphatisch als Ausdruck von „Gegenwart“ oder „Zeitbewegung“ bejaht. Beschränkte Geltungen und Relativierungen sind aber nur bis zu einem gewissen Grad und nur unter bestimmten Bedingungen akzeptabel. Das zeigt sich zum einen in der ästhetischen Diskussion um das Verhältnis zwischen Kunst und „Parteigeist“<sup>36</sup>, zum anderen wird etwa mit dem Journal ein Ort der „Diskursintegration“<sup>37</sup> entworfen, an dem verschiedene Positionen, wie zum Beispiel bei Ludwig Börne, zur „heiligen Einheit“ von „bürgerlichem

---

<sup>36</sup> So zum Beispiel bei Rosenkranz: „Denn der Künstler kann sich den Strömungen der Zeit, in welcher er lebt, nicht entziehen; die Tendenzen schließen auch Ideen in sich; aber sie müssen nicht mit dem abgeschlossenen Dogma einer Partei verwechselt werden.“ (Zitiert bei Michael Titzmann: *Der Strukturwandel der philosophischen Ästhetik 1800-1880. Der Symbolbegriff als Paradigma*. München 1978, S. 93).

<sup>37</sup> Wulf Wülfing: Stil und Zensur. Zur jungdeutschen Rhetorik als einem Versuch von Diskursintegration. In: *Das Junge Deutschland*, hrsg. von Joseph A. Kruse, Bernd Kortländer. Hamburg 1987, S. 193-217.

Leben, der Wissenschaft und der Kunst<sup>38</sup> homogenisiert werden können. Solche und ähnliche Modelle, wie sie die jungdeutschen Herausgeber programmatisch ihrer Zeitschriftenproduktion vorausschicken, neutralisieren die Heterogenität differenter Positionen zu einem Ensemble, das dann in seiner Vielfalt zum unmittelbaren Ausdruck von „Leben“, „Gegenwart“ oder „Geschichte“ erhoben werden kann.<sup>39</sup>

Was hier zu vermeiden gesucht wird, ist die direkte Konkurrenz der vervielfältigten Ansprüche. Unter dieser Perspektive gerät in den Blick, was die Heineforschung im Rückzug auf das Schlagwort „Kontrastästhetik“ gemeinhin aus den Augen verliert: die ordnungsstiftende Funktion der verwendeten Gegensatzpaare, mit denen zweistellige vor mehrstelligen Relationen favorisiert werden. Die binären Schematisierungen der Goethezeit bleiben damit – auch wenn die letzte Stufe des Hegelschen Dreischritts nicht erstiegen wird – grundsätzlich für die Bewältigung der problematischen Konkurrenzsituation attraktiv. Das gilt nicht nur für die Struktur der Opposition als solche, sondern gleichermaßen für deren inhaltliche Besetzungen. Denn „Geist“, „Materie“, „Individuelles“ und „Allgemeines“ bleiben, das konnte gezeigt werden, für die Gestaltung der Gegenüberstellung von Deutschland und Frankreich weiterhin auch thematisch relevant. Eine Folge davon ist, dass die unterschiedlichen Realitäts-, Kunst- und Geschichtskonzepte der beiden Länder nicht als unmittelbare Konkurrenzen aufgefasst werden müssen. Die Relativität der einzelnen Positionen bleibt damit zwar akzeptiert. Ein solcher Verzicht auf normative Maßstäbe wird aber deshalb nicht in die Position eines radikalen Konstruktivismus überführt, weil mit den konnotierten spekulativen Gegensatzpaaren weniger die wechselseitige *Relativierung* des Wissens im Zentrum der Argumentationen steht, sondern eher die Suche nach Formen der *Beziehung* zwischen den jeweiligen Oppositionen.

Unter diesen Voraussetzungen können die beiden Nationen dann beispielsweise Teil eines pädagogischen Projekts und die latente Konkurrenz in das Bedürfnis nach wechselseitiger Ergänzung umgebogen wer-

<sup>38</sup> Ludwig Börne: *Sämtliche Schriften*. Hrsg. von Inge und Peter Rippmann. Düsseldorf 1964. Bd. I, S. 671.

<sup>39</sup> Vgl. dazu ausführlicher: Madleen Podewski: Fragment und Journal: romantische und jungdeutsche Sprechorte. In: *Romantik und Vormärz. Zur Archäologie literarischer Kommunikation in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, hrsg. von Wolfgang Bunzel, Peter Stein, Florian Vaßen. Bielefeld 2003, S. 145-161.

den. Damit liefern sie auch, wie nicht nur die Revolutionsprognose am Ende von *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* zeigt, die Grundlage für die Evidenz bestimmter historischer Verlaufsannahmen. Oder den Differenzen zwischen ihnen wird der Charakter von Naturgegebenheiten verliehen.<sup>40</sup> Was Heine hier an den Modellbildungen idealistischer Philosophie und Ästhetik beerbt, ist die Möglichkeit, Alternativen nicht unter dem Aspekt wechselseitiger Relativierung betrachten zu müssen, sondern sie als gleichwertige Notwendigkeiten auffassen zu können.<sup>41</sup> Was ihn von ihnen unterscheidet, ist zum einen die erwähnte Lokalisierung, die in eine Verdopplung von Subjekt-, Realitäts- und Textkonzepten führt, und zum anderen die Umgestaltung des Ortes, an dem die Gegensätze aufeinander treffen. Mit der Figur des „Exils“ wird im Verzicht auf übergeordnete Rahmungen ein Beziehungsmodell ausprobiert, das die Ansprüche beider Bereiche nebeneinander berücksichtigt, ohne dass es dabei zu Mischungen kommt. Die Voraussetzung dafür ist das Subjekt, das eine Grenze überschreitet: Sein Binnenraum wird zur einzigen Begegnungsstätte der beiden Kulturen.

---

<sup>40</sup> „Sie [die französische Sprache, M.P.] gedeiht im Lichte der Sonne, und von dieser stammt ihre schöne Klarheit und Wärme; fremd und unwirlich ist ihr die Nacht mit dem blassen Mondschein“ (DHA XII, S. 264).

<sup>41</sup> Das Bedürfnis nach wechselseitigem Ausgleich zwischen „Geist“ und „Materie“ motiviert z.B. Schillers ästhetisches Programm einer „vollständigen anthropologischen Schätzung“ in den Briefen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* (Friedrich Schiller: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Gerhard Fricke, Herbert G. Göpfert. München 1993. Bd. V, S. 577). *Über naive und sentimentalische Dichtung* entwickelt im letzten Teil der Schrift einen „merkwürdigen psychologischen Antagonismus“ und stellt die Defizite von „Realisten“ und „Idealisten“ als Verfehlung eines Gleichgewichts her, das nur durch die wechselseitige Korrektur der beiden Typen zu beheben ist. (Ebd., S. 769).

Bernd Kortländer (Düsseldorf)

„Diesseits und jenseits des Rheins“.

Das Bild des Rheins in Deutschland und Frankreich

I.

Nach seiner Erfindung um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert wurde der romantische Rhein in Deutschland bald als Abgrenzungskriterium zwischen Deutschland und Frankreich instrumentalisiert. Das hat verschiedene Ursachen, die hier nur angedeutet werden können.

Eine Ursache ist selbstverständlich die politische Situation: Deutschland ist zersplittert und steht unter französischer Besatzung, als sich Clemens Brentano und Achim von Arnim 1802 auf ihre berühmte Rheinfahrt begeben und Friedrich Schlegel 1803 auf der Reise nach Frankreich, über die er in seiner Zeitschrift *Europa* berichtet, den Rhein als Sinnbild Deutschlands entdeckt:

Nirgends werden die Erinnerungen an das, was die Deutschen einst waren, und was sie seyn könnten, so wach, als am Rheine. Der Anblick dieses königlichen Stromes muß jedes deutsche Herz mit Wehmuth erfüllen. Wie er durch Felsen mit Riesenkraft in ungeheuerem Sturz herabfällt, dann mächtig seine breiten Wogen durch die fruchtreichsten Niederungen wälzt, um sich endlich in das flachere Land zu verlieren; so ist er das nur zu treue Bild unsers Vaterlandes, unsrer Geschichte und unsers Charakters.<sup>1</sup>

Im Verlauf des Kampfes gegen Napoleon erwies sich bald die hohe emotionale Qualität dieses Bildes vom deutschen Rhein, die weit höhere Werte erreichte als alle abstrakten Resolutionen auf Papier je erreichen konnten. Der Rhein stieg auf, wie Michael Jeismann es in seiner Studie *Das Vaterland der Feinde* ausdrückt, in den Rang eines „naturegegebenen Nationalheiligtums“ und bündelte die Energien gegen den „welschen Feind“ in unvergleichlicher Weise.<sup>2</sup> Erinnert sei an den berühmten Auf-

---

<sup>1</sup> Friedrich Schlegel: Reise nach Frankreich. – In: *Europa. Eine Zeitschrift*. Hrsg. von Friedrich Schlegel. Frankfurt 1803 (Nachdruck hrsg. von Ernst Behler. 2. Bde. Stuttgart 1963, Bd. 1, S. 15).

<sup>2</sup> Vgl. Michael Jeismann: *Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792-1918*. Stuttgart 1992, S. 56.

ruf von Ernst Moritz Arndt: *Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Gränze*, in dem er 1813 die Befreiung der besetzten linksrheinischen Gebiete forderte. Und Max von Schenkendorf machte im selben Jahr in seinem *Lied vom Rhein* den Namen des Flusses zur Losung für die deutsche Freiheit:

Wir huld'gen unserm Herrn  
Wir trinken seinen Wein.  
Die Freiheit sei der Stern!  
Die Losung sei der Rhein!

1818 brachte Arndt in einem Huldigungsgedicht für Schenkendorf dessen Dichtung auf die Formel:

Er hat vom Rhein,  
Er hat vom deutschen Land,  
Er hat vom welschen Tand  
Mächtig geklungen.

Für das national-konservative Deutschland behält der Rhein von jetzt an und durch eine Vielzahl deutsch-französischer Krisen und Konflikte bis weit ins 20. Jahrhundert hinein diese Funktion eines Unterscheidungskriteriums: Wer sich aus diesem Kreis auf ihn bezieht, sich mit ihm beschäftigt, nimmt damit quasi automatisch Partei *für* Deutschland und *gegen* Frankreich. Die liberale, Frankreich freundliche Fraktion in Deutschland hatte dagegen immer das Problem, angesichts des deutschen Rheins ihren Patriotismus zu bekräftigen, ohne mit den Franzosenhassern in einen Topf geworfen zu werden. Zugleich musste sie versuchen, den nationalen Überschwang der Rheinbegeisterung von der Konzentration auf die äußere Freiheit hin auf die innenpolitischen Fragen der nationalen Einheit und gesellschaftlichen Freiheit zu lenken, eine Gratwanderung, die nicht immer gelang.<sup>3</sup>

Tragfähig konnte die politische Instrumentalisierung des Rheins allerdings nur deshalb sein, weil sie auf einer seit der Jahrhundertwende schnell angewachsenen und von breitesten Bevölkerungsschichten in Deutschland mitgetragenen Tradition beruhte. Solche Traditionen zu stiften und damit überhaupt erst so etwas wie eine nationale deutsche Kultur, in Absetzung und Überbietung von anderen, bereits bestehenden

---

<sup>3</sup> Vgl. zu diesem Punkt die immer noch grundlegende Arbeit von Irmeline Veit-Brause: *Die deutsch-französische Krise von 1840. Studien zur deutschen Einheitsbewegung*. Köln 1967.



Nationalkulturen wie etwa der französischen zu begründen, war eines der Hauptanliegen der romantischen Bewegung. Insofern ist selbst den Gründervätern des Rheinmythos zumindest indirekt der deutsch-französische Gegensatz als Antrieb nicht fremd. Als Clemens Brentano und Achim von Arnim 1802 auf ihrer Rheinreise Lieder und Balladen für die spätere Sammlung *Des Knaben Wunderhorn* suchten, hatten sie freilich noch ein sehr poetisches Deutschland, ein Traumland Deutschland im Kopf, durch dessen Zentrum der Rhein floss; und auch jenes deutsche Volk, dessen Liederschatz sie zu heben sich bemühten, war ein sehr poetisches Volk. Der Rhein wurde als Landschaft der deutschen Seele, als Stimmungslandschaft erfunden.

Aus der Poetisierung der Welt, ihrer Verwandlung in poetische Metaphern, sollte jener neuzeitliche Mythos entstehen, in dem sich die Widersprüche des bürgerlichen Lebens auflösen konnten. Die Sehnsucht nach Überwindung dieser Widersprüche, nach einem ganzheitlichen Leben ist den romantischen Rheinlandschaften eingeschrieben. Sie bleiben, was die geographischen Details angeht, oft unspezifisch, wirken ganz aus der ihnen innewohnenden Poesie. In Brentanos *Godwi*-Roman von 1801, der die geniale Erfindung der Loreley-Sage enthält, setzt die Rheinlandschaft sich meist zusammen aus allgemeinen Elementen wie: der zerstörte Turm, der brausende Wald, der herrliche Fluss etc. Und wenn als konkrete Landschaft das Rheingau auftaucht, wie im *Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf*, dann vermischen sich historische und sagenhafte Realität bis zur Unkenntlichkeit. Eine ganz eigene poetische Welt entsteht, weitab aller geographischen Exaktheit, deren Koordinaten im Text in Gestalt von Sagengeschichten gewissermaßen vor den Augen des Publikums erschaffen werden: Loreley, Mäuseturm, die Burgen Katz und Maus etc. Im Zentrum dieser poetischen Welt steht ihr heimlicher Herrscher, „der adlichste der Flüsse“, der „Vater Rhein“. Der Text des Märchens wird immer wieder unterbrochen durch Verse, teilweise aus dem *Wunderhorn* übernommen, wie überhaupt die Rheinromantik in Deutschland auch später stark durch Versdichtung geprägt ist. Noch in ihrer ganz und gar trivialisierten und kommerzialisierten Form bewahrt sie so stets die Erinnerung an ihre Herkunft aus dem Geist der reinen Poesie. Und doch ist auch Brentanos gegen Ende der französischen Besatzungszeit entstandenes Märchen nicht ohne aktuellen Bezug und unterstreicht damit noch einmal, dass die deutsche Rheinromantik sich im doppelten Kontext von Poesie und Politik ausbildete. Der tyrannische Bischof Hatto aus der Sage vom Mäuseturm trägt unverkennbar

die Züge Napoleons, und der Rhein, der entscheidend am Untergang des Tyrannen mitwirkt, wird indirekt zum Befreier Deutschlands von der französischen Besatzung.

Während die englischen Reisenden und Autoren des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts die Rheinlandschaft als pittoreske Landschaft sehen, als großen Landschaftspark mit schauerromantischen Versatzstücken<sup>4</sup>, steht der deutsche romantische Rhein bei seiner Erfindung unter dem Primat des Atmosphärischen, der Stimmung. Auch Heinrich Heines Loreley-Gedicht, bis heute diesbezüglich der Kult-Text, entwickelt reine Stimmungslandschaft, obwohl das Gedicht ja an einen konkreten Ort anknüpft. Es ist aber geradezu bezeichnend für die Erfindung des deutschen Rheins aus romantischem Geist, dass ausgerechnet eine rein erfundene, und nicht eine durch Sage oder Legende vorgegebene Figur zum Emblem des deutschen Rheins werden konnte, und dass es die poetischen Qualitäten der Texte, nicht etwa die pittoresken des Felsen waren, die den bis dahin nur wegen seines starken Echoeffekts aufgefallenen Ort am Ende wirklich berühmt machten.

## II.

Der Vormärz zwischen 1815 und 1848 ist eine Zeit, in der der romantische Gründungsmythos in detail kleingearbeitet, der romantische deutsche Rhein von einer Heerschar von Dichtern, Malern Musikern, Architekten, Historikern, Philologen etc. zum gewaltigsten Zeichenstrom Mitteleuropas ausgebaut wird. Dieser Vorgang ist Teil jenes Prozesses des Sammelns und Hegens einerseits und der Provinzialisierung andererseits, den Friedrich Sengle ausführlich beschrieben und mit Recht zu einem der Charakteristika der Zeit erklärt hat.<sup>5</sup> Insbesondere die beiden rheinischen Historiker Niklas Vogt und Aloys Schreiber sind es, die sich um den Schatz rheinischer Sagen und Legenden verdient machen und ihn in einer Vielzahl von Veröffentlichungen – Sagensammlungen<sup>6</sup>, aber auch weit verbreiteten und in verschiedene Sprachen übersetzten Reiseführern – ins Publikum tragen. Das von Schreiber herausgegebene *Hand-*

<sup>4</sup> Vgl. Gisela Dischner: *Ursprünge der Rheinromantik in England. Zur Geschichte der romantischen Ästhetik*. Frankfurt a.M. 1972.

<sup>5</sup> Vgl. Friedrich Sengle: *Biedermeierzeit*. 3 Bde. Stuttgart 1971-80.

<sup>6</sup> Vgl. Niklas Vogt: *Rheinische Geschichten und Sagen*. 3 Bde. Frankfurt a.M. 1817.

*buch für Reisende am Rhein* (1. Aufl. 1816), dessen 2. Auflage von 1818 auch einen Anhang mit Sagen und Legenden enthält, wird z.B. für Heine zur wichtigsten Quelle für sein Loreley-Gedicht und – in seiner französischen Übersetzung aus dem Jahr 1831 – für Victor Hugo ein unerlässlicher Begleiter auf seiner Rheinreise von 1840, dem sich lange Passagen des Hugoschen Werkes *Le Rhin. Lettres à un ami* verdanken.<sup>7</sup> Die Dichter, aber auch die Maler und Musiker, die rheinischen in Sonderheit, aber nicht nur diese, greifen den so entstandenen Vorrat an Motiven auf und arbeiten ihn in vielerlei Gestalt aus, als Lied, Ballade, Versepos, Drama, Novelle, Roman, aber auch als Reisebeschreibung oder Sachtext für ein ständig sich vergrößerndes touristisches Publikum, das sich in Bewegung setzte, um die Realität mit dem romantischen Traum zu vergleichen.<sup>8</sup> Einer aus der Gruppe der rheinischen Dichter, der besonders eifrige Karl Simrock, stellt bereits 1838 in seiner Darstellung *Das malerische und romantische Rheinland* fest,

dass zwischen Mainz und Köln kaum ein Haus, kaum ein Baum gefunden wird, der nicht schon eine Feder oder einen Grabstichel in Bewegung gesetzt hätte. Diese Gegend ist so vielfältig beschrieben, abgebildet und dargestellt, dass man zuletzt das Postgeld schonen, und sie mit gleichem Genuss in seinen vier Wänden bereisen kann.<sup>9</sup>

Dabei entwickeln Simrock und seine Mitstreiter wie Gottfried Kinkel, Wolfgang Müller von Königswinter, Christian Matzerath und, zumindest für eine gewisse Zeitspanne, Ferdinand Freiligrath, beide Hauptmomente des deutschen Rheins weiter: das atmosphärische sowohl wie das politische Moment. Der Rhein wird als Stimmungslandschaft in einer Weise in Szene gesetzt, dass die unablässig wiederkehrenden Bilder von „Mäd-

<sup>7</sup> Vgl. die Darstellung der Abhängigkeiten durch Jean Gaudon im Apparat zur Ausgabe: Victor Hugo: *Le Rhin. Lettres à un ami*. Hrsg. von Jean Gaudon. 2 Bde. Paris 1985.

<sup>8</sup> Vgl. zu diesem Komplex die beiden Ausstellungskataloge: *Mythos Rhein. Ein Fluß – Bild und Bedeutung*. Hrsg. von Richard W. Gassen und Bernhard Holleck. (Katalog zur Ausstellung im Wilhelm-Hack-Museum Ludwigshafen, 12.6.-16.8.1992). 4 Bde. Ludwigshafen 1992; und: *Der Lauf des Rheines*. Hrsg. von Werner Schäfke und Ingrid Bodsch. Köln und Bonn 1993.

<sup>9</sup> Vorwort zu: Karl Simrock: *Das malerische und romantische Rheinland*. Leipzig 1840, S. 7f. – Dieser Band ist Teil einer monumentalen Reihe mit dem Titel *Das malerische und romantische Deutschland*, wo zwischen 1836 und 1840 insgesamt zehn deutsche Landschaften zur Darstellung kamen.

chen so frank“ und „Männern so frei“, von Burgen und Schiffen, der „Stadt mit dem ewigen Dom“, von Nixen, steilen Felsen und lieblichem Strom nur noch aufgerufen werden müssen, um die erwünschte Stimmung zu erzeugen. In dieser Zusammenstellung der Versatzstücke aus Simrocks bekanntestem Rheingedicht *Warnung vor dem Rhein* fehlt erstaunlicherweise der Wein, der sich schon deshalb in den allermeisten solcher Gedichte wiederfindet, weil er sich nun einmal auf Rhein reimt – ein europäisches Phänomen, was entsprechend auch den Spott englischer Kritiker wie Thomas Hood hervorrief, der 1840 bemerkt, dass „the echoing nymph of Lurley must be quite weary of repeating such bouts rimés as the Rhine and the land of vine, – the Rhine and vastly fine – the Rhine and very divine.“<sup>10</sup>

Im Zuge ihrer massenhaften Aneignung, die bei den Texten häufig über Vertonungen erfolgten, trivialisierten sich die romantischen Metaphern rasch und verfielen genau der Widersprüchlichkeit, die sie ursprünglich auflösen sollten: Die Stimmungslandschaft Rhein liefert jetzt „Ersatz- bzw. Surrogatmythen“ für das bürgerliche Publikum, gaukelt ihm eine künstlich-irreale Scheinwelt vor, bietet Flucht statt Befreiung.<sup>11</sup> Die poetischen Bilder lösen sich ab von der sozialen Realität, werden zu Kulissen, errichtet vor den Landschaften und Städten, hergestellt aus Ölbildern, Lithographien, Postkarten, aus Texten und Schlossrekonstruktionen, bunt bemalt mit Wunsch- und Traumbildern und bevölkert vom Personal der lokalen Sagen- und Märchentraditionen. Diese künstlichen Zeichenlandschaften verselbständigen sich, entwickeln ein Eigenleben, das mit der geographischen und sozialen Realität, die sie verdeckten, allenfalls als Ware etwas zu tun hat. Die zunehmende Veränderung der Landschaften im Zuge der Industrialisierung erzwang immer tollkühnere Kostümierungen und führte bis heute zu teilweise grotesken Verhältnissen zwischen Realität und Kulissenwelt. Heine hatte genau diese – absehbare – Entwicklung in sein Loreley-Gedicht bereits mit hineingenommen, das deshalb nicht nur den Höhepunkt der deutschen Rheinromantik darstellt, sondern zugleich auch Aspekte

<sup>10</sup> Thomas Hood: *Up the Rhine*. London 1840, S. IV.

<sup>11</sup> Vgl. hierzu z.B. Richard W. Gassen: Der Rhein ein Mythos. – In: *Mythos Rhein. Ein Fluß – Bild und Bedeutung* (vgl. Anm. 8), Bd. 1, S. 14. – Die Verwendung des Begriffs ‚Mythos‘ für die Rhein-Vorstellung ist nicht unproblematisch, wie auch die klugen, wenngleich nicht widerspruchsfreien Bemerkungen dieses Artikels zeigen.

ihrer Kritik mitliefert: Der ganz auf die Schönheit fixierte Schiffer verliert die Steuerung seines (Lebens-)Schiffes aus den Augen und scheitert an den Klippen der Realität.<sup>12</sup>

Solche Einsichten ließen die einschlägigen Autoren allerdings völlig unbeeindruckt. Von Georg Christian Braun und seinen Verserzählungen aus den 20er Jahren (*Die Rheinfahrt*, 1824; *Das Rheintal*, 1828) über Karl Simrocks *Rheinsagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter* von 1837, Wolfgang Müller von Königswinters *Lieder* (1841) und seine *Rheinfahrt* von 1847 bis zu den äußerst populären Kleinepen von Gottfried Kinkel (*Otto der Schütz*, 1846; 87. Aufl. 1911), Oskar von Redwitz (*Amaranth*, 1849; 44. Aufl. 1904) oder Victor von Scheffel (*Der Trompeter von Säckingen*, 1854) bleibt die Beliebtheit der trivialisierten rheinischen Stimmungslandschaft ungebrochen. In den ungeheuren Mäandern der Loreley-Rezeption – von verschiedenen Opern bis zu einem Minensuchboot gleichen Namens –, den Gebirgen an Ansichtskarten vom Rhein und jenem unaufhörlichen Singsang, der aus den Lautsprechern der Ausflugsschiffe quillt, hat sie allen Bemühungen zu ihrer Ausrottung widerstanden und sich bis in unsere Tage hinübergerettet.<sup>13</sup>

Parallel zu dieser Ausarbeitung der Stimmungslandschaft Rhein und häufig von dieser nicht zu unterscheiden, vollzog sich der Ausbau der Rheinlandschaft zu einer zentralen deutschen Geschichtslandschaft. In Zeiten der Krise geschah das, wir haben es am Beispiel der Befreiungskriege gesehen, mit deutlich antifranzösischem Affekt und teilweise unverhohlenem Chauvinismus. Außerhalb solcher akuten Krisen, wie sie dann 1840/41 mit der sogenannten „Rheinkrise“ wieder eintrat, lief die Historisierung der Rheinlandschaft eher kleinschrittig ab, über eine Unzahl von Texten zu historischen oder sagenhaften Ereignissen und Personen. Genau wie, um mit Simrock zu sprechen, kein Haus und kein Strauch zwischen Mainz und Köln ungemalt und unbeschrieben blieb, so wurde die Rheinstrecke auch Stück für Stück, Ort für Ort, Burg für Burg, mit Historie, insbesondere mittelalterlicher Geschichte ausgeschmückt und belebt. In kurzer Zeit entstand im öffentlichen Bewusstsein der

<sup>12</sup> Vgl. Kortländer: *Le Rhin de Heine*. – In: *Pratiques d'écritures. Mélanges de littérature et d'histoire littéraire offerts à Jean Gaudon*. Hrsg. von Pierre Laforgue. Paris 1996, S. 187-200. – Jetzt auch Kortländer: *Heine und der Rhein*. Koblenz 2002.

<sup>13</sup> Vgl. die Zusammenstellung bei Wolfgang Minaty (Hrsg.): *Die Loreley. Gedichte, Prosa, Bilder. Ein Lesebuch*. Frankfurt a.M. 1988.

Eindruck, als sei das Rheintal einer der zentralen Schauplätze deutscher Geschichte: „Als eine Wiege vieler Völker und Fürstengeschlechter, als die früheste Heimat deutscher Cultur war das Rheinland von der Römer Zeiten her vorzugsweise der Schauplatz der deutschen, ja der europäischen Geschichte“, heißt es in Simrocks 1837 zuerst erschienenen *Rheinsagen aus dem Munde des Volkes und deutscher Dichter* mit dem Untertitel „Für Schule, Haus und Wanderschaft“. <sup>14</sup> Die so konstruierte Geschichtslandschaft wirkte, wie die genannte Rheinkrise zeigt, in hohem Maße identifikatorisch. Der Rhein wird im Verlauf der 1830/40er Jahre immer mehr zu einem wesenhaften, notwendigen Bestandteil Deutschlands, ohne den das Land scheinbar seine Identität verlieren müsste. Das Rheintal steigt auf in den Rang einer „nationalen Landschaft“, die gewissermaßen die Funktion einer Hauptstadt, des fehlenden nationalen Zentrums übernimmt. <sup>15</sup>

Die Kleinmeister der poetischen Sage und Geschichtsballade vom Rhein, unter ihnen ist neben Simrock insbesondere Adelheid von Stolterfoth mit ihren verbreiteten *Rheinischen Liedern und Sagen* (1839) zu nennen, änderten ihren meist sehr gemäßigten Ton auch nach der Krise von 1840 kaum: Selten hört man neben dem allgemeinen Preis deutscher Geschichte einen aktuellen Zungenschlag, allenfalls ein Lob Preußens findet sich hier und da eingestreut. Damit ließ sich die angestrebten Zielgruppen wohl auch weit eher erreichen als mit ungestümen Ausfällen gegen Frankreich. Simrock z.B. richtet sich mit seiner Sammlung an sehr unterschiedliche Leser:

Die gegenwärtige Sammlung, welche die Sagen zur Bequemlichkeit des Lesers nach dem Laufe des Stromes ordnet [...] wünscht dem Reisenden als poetischer Reisebegleiter willkommen zu sein, die Jugend zur Erlernung der vaterländischen Geschichte heiter anzuregen, und jedem Gebildeten eine geistreich belebende Unterhaltung zu gewähren. (S. IV)

Die durch das *Rheinlied* von Niklas Becker aus dem September 1840 ausgelöste Woge der national-begeisterten Rheinlyrik hat andererseits selbstverständlich und insbesondere im liberalen Lager zu einer Politisierung des Rhein-Themas geführt. <sup>16</sup> Beckers Text selbst war ja in seinem

<sup>14</sup> Zitiert nach der 6. Auflage. Bonn 1869, S. III.

<sup>15</sup> Vgl. diese interessante Beobachtung zuerst bei Veit-Brause (Anm. 3), S. 168.

<sup>16</sup> Vgl. die Quellen zusammengestellt bei Werner Deetjen: *Sie sollen ihn nicht haben. Tatsachen und Stimmungen aus dem Jahre 1840*. Weimar 1920.

naiven Enthusiasmus geradezu unpolitisch zu nennen und enthielt als einziges konkretes Element zur Bestimmung der eigenen Nationalität die Franzosenfeindlichkeit. Das völlige Fehlen aller innenpolitischen Forderungen in diesem und den vielen direkt an ihn angelehnten Texten, unter denen die *Rheimmache* von Max Schneckenburger im Krieg von 1870/71 eine ähnliche Karriere erleben sollte, machte es den herrschenden Kräften des Deutschen Bundes leicht, auf den Zug aufzuspringen und die begeisterte Bereitschaft zur Verteidigung der Nation als Zustimmung zur bestehenden Ordnung zu interpretieren. In dieser Bereitschaft trafen sie sich mit allen Anhängern der Restauration, mit den Deutschtümlern, Chauvinisten und Franzosenfressern.

Es versteht sich von selbst, dass die liberale Opposition sich von solcher Gesellschaft von vornherein fernzuhalten suchte, wobei sie freilich – zumindest in der Mehrzahl der Fälle – die Freiheit der Nation und die Souveränität des linksrheinischen Territoriums ähnlich vehement verteidigte wie Becker. Alle wichtigen Vertreter der Vormärzlyrik haben einen Beitrag zum Rhein Thema geliefert, von Herwegh über Dingelstedt bis zu Freiligrath und Prutz. Ihre Strategie bestand darin, den durch die konservative Propaganda einseitig auf Abwehr der äußeren Bedrohung der Nation gerichteten Blick nun auf die Probleme im Innern zu lenken und den Zusammenhang zwischen beiden Komplexen aufzuzeigen. Georg Herwegh hat das in seinem Gedicht *Protest* aus den *Gedichten eines Lebendigen* von 1841 in die schlichten Verse gefasst: „Ach! Ihr Herren, nein! / Der Rhein, der Rhein könnt’ freier sein“. Auch die Kritik an Frankreich ging nicht bis zum Franzosenhass, sondern hielt stets die revolutionäre Leistung der französischen Gesellschaft im Bewusstsein.

Bei den allermeisten Vormärzlyrikern erschöpft sich der Rückgriff auf das Rhein Thema aber in den Texten, die im Zusammenhang mit der aktuellen Krise von 1840/41 entstanden. Es lohnt sich deshalb, den Blick auf zwei Dichter zu werfen, bei denen das nicht so ist, die auch sonst in vielfältiger Weise den Rhein zum Thema machen und die Veränderungen der Vormärzzeit gewissermaßen direkt in ihre Texte einschreiben. Einer davon ist Ferdinand Freiligrath, der nach seinem Sensationserfolg mit den *Gedichten* von 1838 an den Rhein gezogen war, zunächst nach Unkel, dann nach St. Goar, und dort teilweise öffentlich als (spät)romantischer Poet posierte. Selbstverständlich ist der Rhein in den Gedichten dieser Zeit, in den verstreut erschienenen und später in *Zwischen den Garben* (1849) gesammelten ebenso wie in dem berühmten Band *Ein Glaubensbekenntnis* (1844), der Freiligraths politische Kehre

bezeugt, ein häufiges Thema. Zunächst wandelt er noch ganz auf den Spuren Simrocks, zu dessen Freundeskreis er zählt. Das diesem gewidmete Gedicht *Auch eine Rheinsage*, das humorvoll die Wandlung Freiligraths vom „Dichter der Wüste“, als der er berühmt wurde, zu einem des Rheins darstellt, besonders aber die verschiedenen Gedichte im Zusammenhang mit Freiligraths erfolgreichem Spendenaufruf für den Wiederaufbau des im Dezember 1840 eingestürzten Rolandsbogens sind noch ganz auf den Rhein als spätrömantische Stimmungslandschaft abgestellt. Aber schon bald erprobt Freiligrath neue, vormärzliche Verwendungsweisen des Bildes vom deutschen Rheins. In seinem Gedicht *Bei Koblenz* schlägt er den Bogen zurück zu Max von Schenkendorf, der in der Nähe von Koblenz begraben liegt. Allerdings wird nicht der antifranzösische Affekt des Schenkendorfschen Rheins aufgegriffen, sondern dessen Funktion als Bild einer vereinigten und freien deutschen Nation:

Ach, die Freiheit, die du meinstest,  
 Kam noch nicht mit ihrem Schein!  
 Ach, und wiederum in Fesseln  
 Zieht dein Felsenkind, dein Rhein!

heißt es in direkter Anspielung auf Schenkendorfs *Rheinlied*. In dem Text *Der Königsstuhl bei Rhense* geht es um den Rhein als Bild für die noch nicht erreichte nationale Identität:

Als ein Zeichen, uns zum Frommen  
 Aufgericht't am Rheinesstrand:  
 Daß du wirst zu Stuhle kommen  
 Sonsten auch, o deutsches Land!

Die Instandsetzung des Königsstuhls zählte damals zu den Maßnahmen, mit denen die Erhebung des Rheintals zur nationalen Erinnerungslandschaft betrieben wurde. Indem Freiligrath dieses in der Rheinliteratur immer wieder beschworene Zeichen nationaler Geschichte umfunktionierte und es nicht, wie Simrock oder Stolterfoth, affirmativ im Sinne einer Kontinuität der Traditionen darstellt, erinnert er an das uneingelöste historische Versprechen von einer wirklichen inneren Einheit der deutschen Nation. Ähnlich auch im Gedicht *Der Adler auf dem Mäuseturm*, wo die ebenfalls zu den Grundlagen der Rheinliteratur gehörende Sage vom Mäuseturm bei Bingen umgedeutet wird auf Preußen, dessen Adlerfahne auf dem Turm weht: Wenn das Volk nicht bald die versprochene und benötigte Freiheit nach Innen erhält, wird es sich seine Rechte holen und den Preußen wird es ergehen wie dem Bischof Hatto, der dem Volk



das benötigte Korn vorenthielt, bis es verhungerte und der dafür von den Mäusen aufgefressen wurde.

Die Umdeutung einer populären rheinischen Sage findet sich auch bei Wolfgang Müller von Königswinter.<sup>17</sup> Nach einer eher unauffälligen Karriere im Umkreis Simrocks hatte er unter dem Eindruck von Freiligraths *Glaubensbekenntnis* 1846 ein Bändchen mit dem Titel *Burschenschaftslieder eines rheinischen Poeten* erscheinen lassen. Das Buch kam anonym heraus und wurde sofort von der preußischen Behörde verboten; selbst die engsten Freunde wussten nicht um Müllers Verfasserschaft.<sup>18</sup> Er greift in einem Gedicht *An die Lorelei*, ähnlich wie Freiligrath, die rheinische Sagentradition in politischer Wendung auf (*An die Lorelei*) und macht die Lorelei zur Inkarnation der Freiheitsgöttin („O Freiheit, Lorelei der neuen Zeit“). Schon etwas abgeschwächt heißt es im Band *Rheinfahrt* aus dem Jahr 1847 zur Lorelei:

Der Eine legt hinein das Recht der Liebe,  
Worin der Freiheit Recht ein Andrer sieht,  
Das frisch zum Kampf und Tod die Seele trieb! (S. 133)

Insgesamt wird in dieser Verserzählung der Rhein zu einem – freilich sehr allgemeinen – Bild des deutschen Freiheitsdranges stilisiert:

<sup>17</sup> Leben und Werk von Müller von Königswinter sind ausführlich und auf der Basis des im Historischen Archiv der Stadt Köln liegenden Nachlasses dokumentiert in Paul Luchtenberg: *Wolfgang Müller von Königswinter*. 2 Bde. Köln 1959. Die Monographie besteht insbesondere aus Abdrucken von Briefen von und an Müller. – Das Verfahren der Umdeutung von Sagen hat sich auch die konservative Seite zunutze gemacht, etwa in der Überblendung von Loreley- und Germania-Figur; vgl. dazu Ernst-Ullrich Pinkert: Differenz und Identität, Krieger und Sänger. Zur Rheinsymbolik bei Heine und in der deutschen Lyrik des 19. Jahrhunderts. – In: *Differenz und Identität. Heinrich Heine (1797-1856). Europäische Perspektiven im 19. Jahrhundert*. Hrsg. von Alfred Opitz. Trier 1998, S. 249-262.

<sup>18</sup> Müller stellt sich hier bewusst und direkt in die Tradition der deutschen Vormärzlyrik und deren Hauptvertreter Herwegh, Dingelstedt, Freiligrath und Heine. Eröffnet wird der Band mit einem Bekenntnis zu Freiligrath (*Glaubensbekenntnis. An - - -*). Sozialkritische Töne (*Der arme Franz, Die Auswanderer, Jagdrecht, Die Weber*) wechseln mit allgemeinen Betrachtungen über die Verhältnisse in Frankreich und Polen und über Europas Zukunft. Durchgehend ist der scharfe Ton gegen die Aristokratie, das Eintreten für Freiheit und für die Rechte auch der Minderheiten (*Ein Jude*).

Recht, Liebe, Wahrheit sei die heilige Dreiheit,  
 Sie sind der Weg ins letzte Vaterland,  
 Der Weg ins tausendjähr'ge Reich der Freiheit!

In diesem Streben gleichet eurem Rhein!  
 Hoch von der Alpen ries'gen Felsenthronen,  
 [...]
   
 Ist er, der hohe Freiheitssohn, entsprungen.

[...]
   
 Er endet groß im großen Ocean. –  
 Der frei begann, frei will und muß er sterben:  
 Dort trifft er erst die letzte Freiheit an. (S. 355f.)

Müllers Radikalismus hatte damit bereits seinen Höhepunkt erreicht. Verbittert durch die Erfahrungen als Abgeordneter in der Paulskirche kehrt er nach 1848 zum geschwätzig-affirmativen ‚Rheinlandisieren‘ zurück, liefert mit dem Band unter dem Titel *Lorelei. Rheinisches Sagenbuch* eine Serie gereimter Sagengeschichten, wo die Lorelei jetzt wieder ganz in der traditionellen Rolle erscheint, und schreibt seine *Rheinfahrt* von 1847 um, indem er viele der liberalen Einsprengsel sorgsam tilgt.

Der deutsch-französische Gegensatz spielt in dieser liberalen Einfärbung der rheinischen Geschichtslandschaft erwartungsgemäß keine besondere Rolle. Immerhin hat Müller in den *Burschenschaftsliedern* auch ein an Frankreich adressiertes Gedicht aufgenommen, in dem er („Heil Frankreichs Volk!“) genau in dem oben genannten Sinn die revolutionären Verdienste Frankreichs und seinen innenpolitischen Vorsprung gegenüber den deutschen Zuständen würdigt, ohne freilich die Ansprüche auf die Rheingrenze anzuerkennen. Auch Freiligrath hat an einer Stelle diesen Aspekt eingebracht, wenn er in dem Gedicht *Zwei Flaggen* über ein Schiff unter französischer und eines unter russischer Flagge auf dem Rhein räsoniert. Zunächst betont auch er die Vaterlandsliebe, das Festhalten am deutschen Rhein:

Ich bin ihm [d.i. dem franz. Wimpel] auf dem Rhein nicht grün,  
 Des ist der liebe Gott mein Zeuge!  
 Und wollt es anders auf ihm wehn  
 Als friedlich von beladnem Schiffe:  
 Ich würde mit im Treffen stehn,  
 Wenn zu den Schwertern Deutschland griffe!

Doch „blinden Haß“ weist Freiligrath weit von sich:

Auch uns ist dieses Banner wert:  
 Es brach der Freiheit eine Gasse!  
 Noch ist es feucht von Juliblut –  
 Nennt eins, das edler und verwegner!  
 Drum: sind wir auch auf unsrer Hut,  
 Ist uns gerecht doch solch ein Gegner!

Seinen Höhepunkt erreichte die liberale Umdeutung des Rheinmotivs dann in Freiligraths bereits im Schweizer Exil entstandenen sozialrevolutionärem Gedicht *Von unten auf!* aus der Sammlung *Ca ira!* von 1846. Das traditionelle Bild von dem elegant die Wogen des Rheins durchschneidenden Schiff und seiner malerischen Umgebung wird hier mit der düsteren Atmosphäre des Maschinenraums konfrontiert. Das preußische Königspaar auf Deck als Repräsentanten der herrschenden Klasse und der Heizer unter Deck als Vertreter des Proletariats stehen sich als oben und unten gegenüber. Nur kurz träumt der Proletarier seinen Traum von der Revolution, um dann zu knurren: „Heut [...] noch nicht!“ Das Gedicht schließt mit einer Anspielung auf ein charakteristisches Phänomen der ideologischen Indienstnahme des deutschen Rheins. Das Schiff legt an bei Burg Stolzenfels, einer von drei Burgen, die das preußische Königshaus aufkaufte und im phantastisch-mittelalterlichen Stil restaurieren ließ.<sup>19</sup> Damit sollte die Präsenz und öffentliche Akzeptanz Preußens im Rheinland allgemein und als Schutzmacht gegen Frankreich im Besonderen erhöht werden. Dem Heizer wird die neue Burg lediglich zum Anlass für die spöttische Bemerkung: „Ei, wie man immer doch für künftige Ruinen sorgt!“

### III.

Anders als in Deutschland oder auch in England, wo der Rhein gewissermaßen erfunden wurde, war das Interesse der Franzosen am Rhein als Stimmungslandschaft mit einer Ausnahme nur sekundär: Schriftsteller wie Eugène Lerminier und Xavier Marmier, die ihn in den 30er Jahren bereisten, oder Alexandre Dumas und Gérard de Nerval, die 1838 eine gemeinsamen Reise an den Rhein unternahmen, beschreiben ihn mit deutlicher Distanz als typisch deutsche Stimmungslandschaft aus der

<sup>19</sup> Vgl dazu Ursula Rathke: *Preußische Burgenromantik am Rhein. Studien zum Wiederaufbau von Rheinstein, Stolzenfels und Sooneck (1823-1860)*. München 1979.

Perspektive von Touristen.<sup>20</sup> Sie trugen dabei die Vorstellungen im Kopf, die Madame de Staël von dem tiefsinnigen, poetisch-verträumten und politisch weitgehend bewegungslosen Deutschland in ihrem Buch *De l'Allemagne* verbreitet hatte.

In einem erstaunlichen Gegensatz zu dem ganz aus zweiter Hand stammenden Bild der Stimmungslandschaft Rhein steht die in Frankreich weit verbreitete und über alle ideologischen Grenzen hinweg akzeptierte Forderung nach dem Rhein als Grenze zwischen Deutschland und Frankreich. Dieser Wunsch nach natürlichen Grenzen hat in Frankreich eine lange Tradition, er war seit jeher, wie der Historiker Albert Sorel es ausdrückte, „un rêve des rois de France dont huit siècles d'histoire avaient fait un rêve national“.<sup>21</sup> Als Geschichtslandschaft stand der Rhein also durchaus im Zentrum französischen Primärinteresses, zumal die Grenzziehungen von 1815 in Frankreich als revisionsbedürftiges Diktat der Siegermächte galten. Es ist dabei erstaunlich, wie wenig die französische Öffentlichkeit die Frage stellte, ob denn die Deutschen ebenfalls diese Grenze wünschten und wie sie sich zu den französischen Forderungen stellten. Teilweise hegte man wohl die Illusion, in den Rheinlanden würden die Franzosen als Befreier von den Preußen geradezu herbeigesehnt und die übrigen Teile Deutschlands würden solche Befreiungstat mit Zustimmung begleiten. Solche verschwommenen und wenig begründeten Vorstellungen verbanden sich mit der romantischen Verklärung des „poetischen deutschen Volkes“, das alle Sympathie verdiene und von der reaktionären Führung seiner vielen Kleinstaaten zu trennen sei. Einzig Edgar Quinet erhob frühzeitig gegen solche Deutschlandbilder jenseits aller Realität seine Stimme, fand aber zunächst noch kaum Gehör.

<sup>20</sup> Vgl. zu diesem Thema die Dissertation von Theodor Cohnen: *Der Rhein in der französischen Literatur*. Bonn 1926, und die Textsammlung von Hans Neunkirchen: *Le Rhin dans la Littérature française*. 2. Aufl. Braunschweig usw. o.J. (= Westermann-Texte, Französische Reihe 39). – Vgl. auch: Jean-Marie Carré: *Le Rhin et la littérature française*. – In: Jean Dumont (Hrsg.): *Le Rhin, Nil de l'occident*. Paris 1946, S. 247-274; Peter Götz: Das Bild des Rheins in der Dichtung der französischen Romantik (1810-1852). – In: *Sprachen der Lyrik. Festschrift für Hugo Friedrich zum 70. Geburtstag*. Hrsg. von Erich Köhler. Frankfurt a.M. 1975, S. 164-187; Renate Böschstein: Der Rhein als Mythos in Deutschland und Frankreich. – In: *Aurora. Jahrbuch der Eichendorff-Gesellschaft* Bd. 53, 1993, S. 25-46.

<sup>21</sup> Zitiert nach Veit-Brause (Anm. 3), S. 11.

Nur so lässt es sich erklären, dass die Forderung nach der Rheingrenze selbst noch in Zeiten der Krise des Jahres 1840 keineswegs mit einem allgemeinen Ressentiment gegen Deutschland insgesamt einherging. Im Gegenteil fanden Schilderungen des deutschen Rheins, seiner Mythen und Traditionen weiterhin ihr Publikum, und es sieht geradezu so aus, als nutzten die französischen Autoren und ihre Verleger die Rheinkrise, auf deren Höhepunkt immerhin Kriegsdrohungen hin und her gingen, und das in ihrem Verlauf gesteigerte Interesse an Deutschland als verkaufsfördernde Gelegenheit. Dumas' *Excursions sur les bords du Rhin* und Marmiers *Souvenirs de voyage et Traditions populaires* erschienen 1841 auf dem Höhepunkt der Krise; auch Hugos *Le Rhin. Lettres à un ami* kam 1842 noch in deren Schatten heraus, wobei in diesen Büchern zwar die Rheingrenze wie selbstverständlich gefordert wird, vom Konflikt selbst allerdings kein Wort zu finden ist. Das ist, insbesondere im Fall von Dumas und Marmier, ein weiterer Beleg dafür, dass die Texte nur an der Oberfläche der Stimmungslandschaft deutscher Rhein interessiert waren, nicht aber an seinen Konstruktionsprinzipien und den dahinter verborgenen sozialen und politischen Realitäten. So bleibt es bei harmlosen Reiseberichten, die unter ausführlicher Benutzung der einschlägigen – deutschen – Reiseführer entstehen. Die Autoren spüren selbst die Trivialität ihres Gegenstandes, lassen sich dadurch aber nicht daran hindern, die schon dutzendorfach erzählten Geschichten mit einer gewissen Belustigung ein weiteres Mal zu erzählen. Marmier schreibt in seiner *Voyage pittoresque en Allemagne* wie ein Naturforscher über die merkwürdige Liebe der Deutschen zum Rhein:

Les Allemands ont pour lui, comme les anciens Germains, une sorte de culte idolâtre. Ils ne se lassent pas de le voir; ils reproduisent ses plus beaux sites dans une foule de tableaux et de gravures, ils le célèbrent dans tous leurs chants. Am Rhein! Am Rhein! S'écrient-ils, et ce cri suffit pour exalter leur enthousiasme et enflammer leur patriotisme.<sup>22</sup>

Er schwärmt von jenem doch so offenkundig zum Klischee verkommenen Deutschlands, wo „toutes les plaines ont leurs genies, toutes les montagnes leurs grottes mystérieuses, tous les lacs leurs palais de cristal“.<sup>23</sup> Auch für Dumas hat die Reise nach Deutschland etwas von einer Expedition in ein zwar geistig hochstehendes, aber zivilisatorisch unter-

<sup>22</sup> Xavier Marmier: *Voyage pittoresque en Allemagne*. Paris 1859, S. 474.

<sup>23</sup> Xavier Marmier: *Souvenirs de voyage et traditions populaires*. Paris 1841, S. 202.

entwickeltes Land, das zudem regiert wird von einer vollständigen „corruption culinaire“.<sup>24</sup> Auch er zeigt sich eher belustigt über die Vorliebe der Deutschen für den Rhein:

Il est difficile, à nous autres Français, de comprendre quelle vénération profonde les Allemands ont pour le Rhin. C'est pour eux une espèce de divinité protectrice qui, outre ses carpes et ses saumons, renferme dans ses eaux une quantité de naiades, d'on-dines, de génies bons ou mauvais que l'imagination poétique des habitants voit, le jour, à travers le voile des eaux bleues, et la nuit, tantôt assises, tantôt errantes sur les rives. [...] Pour tous, c'est une source de poésie.<sup>25</sup>

Die Rede von der „divinité protectrice“ ist eine Anspielung auf Madame de Staël, die den Rhein „le génie tutélaire de l'Allemagne“ nennt, ihn sonst aber nur, wie zu erwarten, als Grenzfluss zwischen Frankreich und Deutschland einführt: „Cette frontière du Rhin est solennelle; on craint, en la passant, de s'entendre pronocer ce mot terrible: ‚Vous êtes hors de la France.‘“<sup>26</sup>

Insgesamt bietet Dumas Buch kaum mehr als eine langatmige Wiederholung historischer Fakten sowie – auf einem Drittel des Buches – Nacherzählung und teilweise Ausschmückung der gängigen Sagenstoffe. Selbstverständlich findet sich eine Darstellung der Geschichte von der Loreley, die inzwischen in den Rang einer veritablen Sage aufgestiegen ist, ihren Charakter als genuin poetische Schöpfung Brentanos und Heines längst verloren hat. Dumas hat der von Brentano erzählten Geschichte sogar noch einen selbständigen Schluss angedichtet, Vor- und Mitläufer zahlreicher solcher Weiterdichtungen: Ein Ritter Walther und sein Knappe Blum geraten in den Bannkreis der immer noch um den Felsen herum geisternden Zauberin. Loreley entführt Walther, wird mit ihm glücklich im Wasserpalast des Rheins und findet so ihre Ruhe:

Depuis ce jour, nul ne revit la Lore Lay, et les bateliers n'eurent plus à craindre son chant de sirène. Tout ce qui reste d'elle est un echo moqueur qui repète quatre ou cinq fois le son du cor, ou la

<sup>24</sup> Alexandre Dumas: *Excursions sur les bords du Rhin*. 3 Bde. Bruxelles 1842, Bd. 2, S. 115.

<sup>25</sup> Ebd., Bd. 2, S. 101.

<sup>26</sup> Germaine de Staël: *De l'Allemagne*. 3 Bde. London: John Murray 1813, Bd. 1, S. 11; 112.

Tyrolienne nationale que le pilote ne manque pas de chanter en passant devant le rocher de Lore-Lay.<sup>27</sup>

Es ist die Angst vor solch unverkennbarer touristischer Entfremdung vom poetischen Geist der Stimmungslandschaft Rhein, die den Erzähler in Nervals *Lorely* bereits an der deutschen Grenze ausrufen lässt: „Et voilà encore une illusion, encore une vision lumineuse qui va disparaître sans retour de ce bel univers magique que nous avait créé la poésie!“<sup>28</sup> Und tatsächlich gelangt auch Nerval, der mit seinem Titel die Loreley, und damit indirekt den Rhein, doch zum Emblem des poetischen Deutschland insgesamt macht, nicht über die üblichen Klischees hinaus. Zwar liefert er im Widmungsbrief an Jules Janin eine hübsche Beschreibung der bekannten Loreley-Darstellung des Malers Carl Joseph Begas und geht dabei, anders als die meisten seiner Landsleute, z.B. Dumas oder später Apollinaire, mehr in Richtung auf die Heinesche Version als auf die Brentanos. Dennoch ist das, was er in seinem Buch sonst über den Rhein zu sagen hat, alles andere als originell bis hin zu jenem Eingeständnis, gerade als das Schiff am Loreley-Felsen vorbeifährt: „On se lasse peu à peu d’admirer au clair de lune cette double série de montagnes vertes que la brume argente.“<sup>29</sup> Für Théophile Gautier, der erst Ende der 50er Jahre den Fluss bereist, ist der Rhein bereits eine ganz imaginaire Landschaft geworden, was er, im Mondlicht vom Verdeck des Dampfers aus die Burgruinen betrachtend, in dem ironischen Verdacht zum Ausdruck bringt, „que c’étaient de faux burgs, des burgs de carton-pierre, placés là par la compagnie des bateaux à vapeur du Rhin, pour augmenter l’attraction du voyage.“<sup>30</sup>

Einen neuen Aspekt bringt Nervals *Lorely* allerdings in das deutsch-französische Gespräch. Unter dem Titel *Scènes de la vie allemande* hat er dem Buch das Schauspiel *Léo Burckart* eingelegt, das auf Material zurückgreift, das Dumas und Nerval auf ihrer Reise über den Fall der Ermordung des Dichters Kotzebue durch den Studenten Sand im Jahre 1819

<sup>27</sup> Dumas (Anm. 24), Bd. 2, S. 228. – Die Ausgestaltung der Loreley-Mythe reicht bis in die heutige Fantasy-Literatur, und zwar sowohl in die deutsche wie auch in die französischsprachige.

<sup>28</sup> Gérard de Nerval: *Oeuvres complètes*. Hrsg. von Jean Guillaume und Claude Pichois. Bd. 3, Paris 1994, S. 14.

<sup>29</sup> Ebd., S. 180.

<sup>30</sup> Théophile Gautier: *Loin de Paris: Ce qu’on peut voir en six jours*. Bd. 1. Paris 1863, S. 321.

gesammelt haben.<sup>31</sup> Diskutiert wird in dem Stück die allgemeine Frage nach dem Verhältnis von politischen Visionen und ihrer praktischen Realisierung sowie die Zulässigkeit der eingesetzten Mittel bis hin zum politischen Mord – dies der Bezug zum Fall Sand. Der Mord am liberalen Prinzenberater Burckart wird hier von einem studentischen Geheimbund, der „Société des frères de la Jeune Allemagne“ geplant. Deutsch an dem Stück ist aber vor allem die pittoreske Verpackung: Die romantische Burgruinenkulisse für die Zusammenkunft des Geheimbundes, vor allem aber die Zeichnung des studentischen Milieus bedient sämtliche auf de Staël zurückgehende Klischees. Die Studenten singen in einer Szene das von Schenkendorf geschriebene Gedicht von „Lützows wilder verwegener Jagd“ in der Vertonung von Carl Maria von Weber, und Nerval bemerkt in seinen Anmerkungen zum Stück, ihm sei durchaus der ursprünglich antifranzösische Charakter des Textes bewusst gewesen, doch habe es durch die französische Übersetzung diesen Charakter verloren und sei jetzt nur mehr das Lied eines Landes, das um seine Freiheit kämpft.

Zu einer wirklichen Auseinandersetzung mit Deutschland und deutscher Politik kommt es in dem Stück nicht, das insofern einmal mehr die Wahrnehmung Deutschlands als eines mehr oder weniger exotischen Landes durch die beiden Autoren unterstreicht. Überhaupt bietet die französische Literatur der Zeit wenige Resonanzen auf das aktuelle Deutschland, bezieht sich lieber, wenn überhaupt, auf sein romantisches Zerrbild. Die zornige Antwort Alfred de Mussets auf Beckers *Rheinlied* („Nous l'avons eu, votre Rhin allemand“) ist ebenso lediglich dem auch in Französisch erschienenen Lied zu verdanken wie die ganz ins Kosmopolitische ausweichende „Friedensmarseillaise“ von Alfons de Lamartine. Die deutsche Literatur der Zeit war in Frankreich, mit der

<sup>31</sup> Das Stück erschien bereits 1839 in einer von Nerval und Dumas gemeinsam erarbeiteten Fassung in einer Zeitschrift und wurde mit mäßigem Erfolg am Theater der Porte Saint-Martin gespielt. – Vgl. zum Thema „Sand – Kotzebue“ die Studie von Peter Stein: *Figuren der Abtrünnigkeit: Helden der Tat und Verräter des Worts – Schriftstellernöte im Vormärz.* – In: *Bewegung im Reich der Immobilität. Revolutionen in der Habsburgermonarchie 1848-1849. Literarisch-publizistische Auseinandersetzungen.* Hrsg. von Hubert Lengauer und Primus Heinz Kucher. Wien, Köln, Weimar 2001, S. 249-265. Dort findet das Stück von Nerval allerdings keine Erwähnung. Es fehlt in den deutschen Ausgaben von *Lorely* und scheint bis heute noch gar nicht ins Deutsche übertragen worden zu sein.



Ausnahme Heine, so gut wie unbekannt; allenfalls erschienen einzelne Stücke in Anthologien oder Zeitschriften wie der *Revue des deux mondes*. Da die französischen Autoren in der Regel keine deutschen Sprachkenntnisse besaßen, verwundert es nicht, dass der deutsch-französische Dialog auf dem Felde der Literatur sehr einseitig verlief. Denn gleichzeitig ist die französische Gegenwartsliteratur in Deutschland in höchstem Maße präsent, erscheinen doch von den bekannten Autoren der Zeit meist gar mehrere übersetzte Gesamtausgaben gleichzeitig und wird das deutsche Publikum beinahe zeitgleich mit dem französischen mit den Texten versorgt.

Ein Autor, von dem bereits ganz früh zwei Gesamtausgaben in Deutschland erschienen, war Victor Hugo. Eine davon entstand unter maßgeblicher Beteiligung führender deutscher Autoren des liberalen Lagers, unter ihnen vor allem Karl Gutzkow, Ferdinand Freiligrath, Eduard Duller und schließlich auch Georg Büchner. Die eher zurückhaltenden Äußerungen der meisten Mitarbeiter über Hugos literarische Qualität macht deutlich, dass die Anstrengung dieser Ausgabe vor allem dem Autor Hugo als europäisch anerkanntem Repräsentanten des Liberalismus galten.<sup>32</sup> Hugo seinerseits hatte dieselben romantisch verzerrten Vorstellungen von Deutschland wie die meisten seiner Landsleute. Auch er war ein engagierter Verfechter der Rheingrenze. Und doch ist er der einzige, dem ein wirklich origineller Zugriff auf das Thema des deutschen Rheins gelungen ist. Wichtigste Voraussetzung dafür war, dass er seine Darstellung konsequent literarisiert und vor allem durch sehr sparsames Referieren von Sagen und Legenden aus dem Dunstkreis der Reisebeschreibungen à la Dumas weitgehend herausgehalten hat.<sup>33</sup> Statt

<sup>32</sup> Vgl. Kortländer: Ein französischer Dichter am Rhein. – In: *Victor Hugo. 1802-1885. Ein französischer Dichter am Rhein*. Ausstellung des Heinrich-Heine-Instituts 1985. Düsseldorf 1985 sowie Kortländer: Französische Literatur in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das Beispiel Victor Hugo. – In: *Transferts. Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand*. Hrsg. M. Espagne/M. Werner. Paris 1988, S. 427-446.

<sup>33</sup> Nur vier Sagen werden dem Leser mitgeteilt, und es fehlen einige für die übliche Rheinliteratur zentrale Stücke wie die vom Drachenfels, von Roland und Nonnenwerth und von der Loreley. Gerade hinsichtlich der Loreley setzt er sich entschieden von Dumas und anderen ab und schreibt: „Il est probable que l'oréade de Lurley, jadis courtisée par tant de princes et de comtes mythologiques, commence à s'enrouer et à s'ennuyer. Cette pauvre nymphe n'a

dessen entwickelt Hugo mit der *Légende du beau Pécopin et de la belle Bauldour*, einer selbsterfundnen Sage, die als Reise in der Reise und Paraphrase über den Sinn des Lebens ein poetisches Zentrum in seinem Buch bildet, und mit fünfzehn über den Gesamttext verstreuten landschaftlichen Stimmungsbildern, den sogenannten „Nocturnes“, eine Struktur, deren hohe literarische Dichte und Qualität den Charakter der Reisebeschreibung immer wieder aufbricht.

Die Punkte, zwischen denen sein Rhein fließt, hat er bereits in der Préface festgelegt. Einerseits betont er den politischen, auf die Gegenwart im vormärzlichen Europa bezogenen Zweck seiner Darstellung (Stichwort: Rheingrenze), wobei die deutsche Perspektive ebenso wenig eine Rolle spielt wie der gerade abgelaufene Konflikt zwischen den beiden Ländern. Andererseits führt er seine beiden wichtigsten Reisebegleiter ein: „[...] deux vieux livres ... Virgile, c'est-à-dire toute la poésie qui sort de la nature; Tacite, c'est-à-dire toute la pensée qui sort de l'histoire.“<sup>34</sup> Natur und Geschichte, Poesie und Nachdenken, beides zugleich im Horizont der Gegenwart, das sind die Koordinaten, die Hugo bei seinem Entwurf eines französischen Rheins als europäischem Fluss zur Hilfe nimmt. Ziel der geschichtlichen Reflexionen ist es, den Rhein aus jenem rein deutschen Kontext herauszuberechnen, in den er durch die Entwicklung der deutschen Rheinromantik und die Konstruktion der Geschichtslandschaft deutscher Rhein geraten ist, und ihn statt dessen in einen multikulturellen Kontext zu rücken, der wesentlich französisch geprägt ist, denn, so heißt es in der Préface: „[...] le Rhin est beaucoup plus français que ne le pensent les Allemands“.<sup>35</sup> Letztlich geht es um den Nachweis einer historischen Linie, die aus dem deutschen Rheintal, der Brutstätte der Poesie und dem Schmelztiigel europäischer, nicht nur deutscher Geschichte, hinüberreicht nach Paris, dem Zentrum der modernen europäischen Zivilisationsgeschichte, und die Frankreich und Deutschland zusammenrückt als Kopf und als Herz Europas. In paral-

---

plus aujourd'hui qu'un seul adorateur, [...] un vieux et brave hussard français“, der für die Touristen das Echo hörbar macht; vgl. Hugo: *Le Rhin* (Anm. 7), 17. Brief. – Zu *Le Rhin* insgesamt vgl. die Untersuchung von Horst Jürgen Wiegand: *Victor Hugo und der Rhein*. Bonn 1982; sowie den Katalog der Ausstellung *Le Rhin* in der Maison Victor Hugo in Paris, bearbeitet von Jean Gaudon. Paris 1985.

<sup>34</sup> *Le Rhin* wird zitiert nach der in Anm. 7 angeführten Ausgabe; hier Bd. 1, S. 79.

<sup>35</sup> Ebd., Bd. 1, S. 73.

leler Argumentation zu Friedrich Schlegel, den ich eingangs zitiert habe, wird der Rhein jetzt nicht zum Sinnbild der Entwicklung der deutschen Nation, sondern der Entwicklung Europas:

[...] il [le Rhin] semble être [...] un fleuve symbolique. Dans sa pente, dans son cours, dans les milieux qu'il traverse, il est, pour ainsi dire, l'image de la civilisation qu'il a déjà tant servie et qu'il servira tant encore. Il descend de Constance à Rotterdam [...] comme l'humanité elle-même est descendue des idées hautes, immuables, inaccessibles, sereines [...] aux idées larges, mobiles, [...] de la théocratie à la démocratie [...]<sup>36</sup>

Und bereits früher im selben Brief hatte es geheißten:

Oui, mon ami, c'est un noble fleuve, féodal, républicain, impérial, digne d'être à la fois français et allemand. Il y a toute l'histoire de l'Europe considérée sous ses deux grands aspects, dans ce fleuve des guerriers et des penseurs, dans cette vague superbe qui fait bondir la France, dans ce murmure profond qui fait rêver l'Allemagne.<sup>37</sup>

Die rheinische Landschaft ist mit dieser Geschichte aufs engste verwoben. Hugo bietet eine ganz besondere historische Geographie, die einerseits die historischen Einzelheiten in die Natur einzubetten weiß, andererseits aus der natürlich-geschichtslosen Sphäre bruchlos den Bogen in die historisch-gesellschaftliche Sphäre auch der Gegenwart zu schlagen versteht. Dabei wird sowohl in den Briefen von *Le Rhin* wie in den Zeichnungen Hugos die Burg zum Symbol nicht nur für die enge Verzahnung von Natur und Geschichte, sie steht insgesamt für das Werden von Geschichte, für die Verwandlung von Naturlandschaft in Geschichtslandschaft. Selber den Rhein repräsentierend, vertritt sie darüber hinaus jenes Deutschland, das „Indien Europas“, wie Hugo es später in seinem *Shakespeare*-Essay nennt, die Heimat der Poesie, das er bereits 1835 in einem Brief an den Verleger seiner deutschen Gesamtausgabe mit „mon aïeul“ bezeichnet hat.<sup>38</sup> Nerval hat in *Lorely* ähnlich von „la vieille Allemagne, notre mère à tous [...] Teutonia“ gesprochen.<sup>39</sup> Der deutsche Rhein, gewissermaßen die Ursuppe der Poesie, wird zu einem

<sup>36</sup> Ebd., Bd. 1, S. 216.

<sup>37</sup> Ebd., Bd. 1, S. 203.

<sup>38</sup> Vgl. Kortländer: *Ein französischer Dichter am Rhein* (Anm. 32).

<sup>39</sup> Nerval: *Oeuvres complètes* (Anm. 28), Bd. 3, S. 14.

Fluss der vorzivilisatorischen Vergangenheit. Als moderner, geschichtlicher Fluss ist der Rhein dagegen französischer als die Deutschen denken.

Hugos gesamtes Buch *Le Rhin* hat etwas von dem Schwung einer Eroberungsreise an sich: der Text befreit die deutsche Rheinlandschaft und ihre historischen Zeugnisse aus der Enge der nationalen Vereinnahmung. Auch wenn er selbst vordergründig ein nationales französisches Ziel verfolgt, die Forderung nach der Rheingrenze, so hat er doch – in den Briefen und den zugehörigen Zeichnungen und Bildern weit überzeugender als in der teilweise abstrusen Argumentation der den Briefen angehängten politischen „Conclusion“ – das Bild eines internationalen, eines europäischen Rheins entworfen, dessen Poesie aus der Vergangenheit in die Zukunft weist, hat den Rhein zugleich wieder eingesetzt in jene Würde, die auch die frühen deutschen Romantiker, freilich unter anderen historischen Umständen und mit anderen Mitteln, ihm gegeben hatten. Er tut das freilich in der völligen Naivität und Unschuld eines Franzosen, der von den gleichzeitigen deutschen Kämpfen und Auseinandersetzungen nur sehr vage und von ganz weit weg etwas wahrnimmt. Auch das Sprechen von Deutschen und Franzosen über den Rhein bleibt so in Wirklichkeit eher ein Selbstgespräch und wird nicht zu einem Dialog über den Rhein hinweg.

Ingo Fellrath (Tours)

## Vielschreiberin und Vermittlerin deutscher Klassiker: Die Baronin von Carlowitz in Paris in den Jahren 1830 bis 1850

Wer dieser verschollenen Randfigur der Literatur des 19. Jahrhunderts nachspüren will, wird Mühe haben. Einschlägige deutsche Lexika widmen ihr keine Zeile, und ihr Name wird nur in älteren französischen Nachschlagewerken überliefert, die allerdings die wohl unvermeidlichen Lücken und Fehler aufweisen.<sup>1</sup> Die trockenen Fakten deuten ihre Verdienste kaum an, und die Tatsache, daß sie in Frankreich posthum zu einer Steady-Seller-Autorin wurde, zwar nicht mit eigenen Werken, sondern mit Übersetzungen, ist nicht zu erkennen.

Der Versuch, dieser Randfigur Relief zu verleihen, muß infolge mangelnder Vorarbeiten und der wenigen entdeckten Quellen ein Unterfangen bleiben, das vorerst kein erschöpfendes Ergebnis zeitigen kann, eher ein Provisorium, das vielleicht zu weiterer Forschung anreizt.

Aloyse Ernestine Louise Carlowitz, die sich vermutlich zu Ehren ihrer Mutter den Vornamen Christine zulegte, stammte aus dem bekannten sächsischen Adelsgeschlecht. Der Großvater Carl Gustav hatte Sachsen aus nicht näher angeführten Gründen gezwungenermaßen verlassen müssen und in Österreich Zuflucht gefunden. Der Vater, Wenzel Gustav von Carlowitz, wurde 1762 in Graz geboren, machte als k.u.k. Offizier eine kurze Karriere und quittierte den Dienst mit zweiunddreißig Jahren. 1791 heiratete er Christine Louise Hahn, die Tochter des Dresdener

---

<sup>1</sup> Artikel in Larousse: *Grand Dictionnaire universel du XIX<sup>ème</sup> siècle*, Bd. 3, Paris 1867, S. 410. – *Nouveau Larousse illustré*, Bd. 2, Paris [1897-1904], S. 508. – *Larousse du XX<sup>ème</sup> siècle*, Bd. 1, Paris (1928), S. 1040. – [Jean Chrétien Ferdinand] Hofer: *Nouvelle biographie générale* [...], Bd. 8, Paris 1877, Sp. 760. – Gustave Vapereau: *Dictionnaire des contemporains*. Paris <sup>3</sup>1865, S. 341. – Alfred Dantès: *Dictionnaire biographique et bibliographique*. Paris 1875, S. 156f. – Ch. Dézobry u. Th. Bachelet: *Dictionnaire général de biographie et d'histoire* [...], Bd. 2 (Supplément), Paris <sup>5</sup>1869, S. 2868f. – Joseph-Marie Quéraud, Charles Louandre u. Félix Bourquelot: *La littérature française contemporaine*, Bd. II, Reprint Paris (1965), S. 519.

Hofjuweliers.<sup>2</sup> Nach seinem Abschied betätigte er sich mit Sicherheit einige Zeit als „Toback-Verleger“ in Mödling bei Wien.<sup>3</sup> Er starb am 12. April 1814 im Garnisonsspital von Triest, angeblich als dessen Kommandant.<sup>4</sup> Seine Tochter Aloyse, einziges überlebendes Kind, wurde am 15. Februar 1795 in Fiume (Rijeka) geboren, nicht 1797, wie es in allen Nachschlagewerken heißt.<sup>5</sup> Bis 1807 lebte sie teils bei ihren Eltern in Österreich, teils bei den Verwandten der Mutter in Sachsen, wobei sie nach ihren eigenen Angaben intensiven Privatunterricht u.a. in Sprachen, Geschichte und Literatur genoß.<sup>6</sup> Knapp fünfzehnjährig heiratete sie am 25. Dezember 1809 den französischen Leutnant Frédéric Dutertre, achtzehn Jahre alt, in Mödling.<sup>7</sup> Mit dieser überstürzten Heirat begann für die blutjunge Ehefrau ein Leidensweg, über den sie sich nur in Andeutungen geäußert hat.<sup>8</sup> Die Familie Carlowitz war einem notorischen Schwindler, Hochstapler und Mitgiftjäger in der Person des Schwiegervaters François Dutertre aufgesessen, auf dessen Betreiben die Verbindung hauptsächlich zustande gekommen zu sein scheint. Der General Dutertre hatte Mühe, sich der militärischen Disziplin und den bürgerlichen Gesetzen zu unterwerfen und verfügte bereits über ein beeindruckendes Sündenregister. Zur Zeit der Eheschließung war er auf der Flucht, um der Vollstreckung einer zweijährigen Gefängnisstrafe wegen Betrugs zu entgehen.<sup>9</sup>

<sup>2</sup> [Oswald Rudolf von Carlowitz]: *Aus dem Archive der Familie von Carlowitz*, Dresden 1875, S. 162.

<sup>3</sup> Niederösterreichisches Landesarchiv St. Pölten, Departement C – Cultus, Fasz. 14, Zl. 14710 ex 1809: Aktenstücke, die die „Bewilligung zur Auswanderung“ und „Befreyung von dem dreymaligen Aufgebothe“ betreffen. – Der Verfasser dankt Oberarchivrätin Dr. Langer-Ostrawsky für Nachforschungen und Kopien.

<sup>4</sup> Carlowitz (wie Anm. 2), S. 162.

<sup>5</sup> Carlowitz (wie Anm. 2), S. 162 und Eintrag (Nr. 17) im Sterberegister 1863 der Gemeinde Gallardon (Departement Eure-et-Loir).

<sup>6</sup> Carlowitz (wie Anm. 2), S. 162 und [Pierre Hyazinthe] Azaïs: „M<sup>me</sup> la B<sup>nn</sup>e de Carlowitz.“ In: Alfred de Montferrand [i.e. Adolphe de Chesnel]: *Biographie des femmes auteurs contemporaines françaises*. Paris (1836), S. 89-95, hier S. 90. Diese erste biographische Skizze beruht offensichtlich auf Material, das Frau von Carlowitz dem Verfasser zur Verfügung gestellt hat.

<sup>7</sup> Pfarre St. Othmar, Mödling, Trauungsbuch Nr. 11, S. 13.

<sup>8</sup> Azaïs (wie Anm. 6), S. 91.

<sup>9</sup> Georges Six: *Dictionnaire biographique des généraux et amiraux français de la Révolution et de l'Empire (1792-1814)*, Bd. I, Paris 1934, S. 415f. – A. Angot: *Diction-*

Sein Sohn Frédéric soll unter seinem verderblichen Einfluß gestanden haben. Er erwies sich als unfähig, für Frau und Kind zu sorgen. Daran änderte auch die Übersiedlung nach Frankreich nichts, so daß die Ehe getrennt wurde. La baronne Aloyse (oder Aloïse) de Carlowitz, wie sie sich fortan nannte, fand sich mittellos und auf sich gestellt zu einem nicht genau bestimmbareren Zeitpunkt (Mitte oder Ende der zwanziger Jahre?) in Paris wieder, wo „sie sich genöthigt sah, durch literarische Arbeiten ihr Brod zu verdienen.“<sup>10</sup>

So begann sie 1833 eine Karriere als Schriftstellerin mit einem Sittenroman: *Caroline, ou le Confesseur*, der 1834 erneut in kleinerem Format und zwei Bänden erschien.<sup>11</sup> Sie legte ferner einen zweibändigen historischen Roman vor: *L'Absolution*, der 1835 ebenfalls eine Neuauflage erlebte, und zwar unter dem erweiterten Titel *Jean le Parricide, ou l'Absolution*<sup>12</sup>, dem sich das Thema entnehmen läßt, nämlich die Geschichte Johanns von Schwaben, der 1308 seinen Oheim Albrecht I. ermordete, nach der Überlieferung sich 1313 als Mönch in Pisa Kaiser Heinrich VII. zu Füßen warf und anschließend spurlos verschwand. Es folgte noch im selben Jahr ein dreibändiger Roman *Le Pair de France, ou le Divorce*<sup>13</sup>, in den möglicherweise autobiographische Züge eingearbeitet sind, denn es geht u.a. um ein Mädchen, „d'une nature tendre et ardente, livrée à un homme bas et vil dont l'hypocrisie a séduit la crédulité d'un vieillard, et que son inconduite réduit bientôt à exercer les professions les plus méprisées.“<sup>14</sup>

---

*naire historique, topographique et biographique de la Mayenne*, Bd. II, Mayenne 1977, S. 73f und Bd. IV (Ergänzungsband), S. 308f.

<sup>10</sup> Carlowitz (wie Anm. 2), S. 162. – Einziger Anhaltspunkt zu ihrer Ankunft in Paris ist die Behauptung, der mit ihr befreundete Mediziner Gall, der sie schon als Kind von einem Scharlach geheilt habe, sei bis zu seinem Tod ihr Arzt gewesen (Azais, wie Anm. 6, S. 90). Gall starb 1828 in Montrouge (Paris). Peter-Christian Wegner: *Franz Joseph Gall, 1758-1828. Studien zu Leben, Werk und Wirkung*. Hildesheim, Zürich, New York 1991 erwähnt keine Beziehung zwischen der Familie Carlowitz und Gall.

<sup>11</sup> Paris (G. Berrier) 1833, in-8° und Paris 1834 (G. Berrier), in-12.

<sup>12</sup> Paris (C. Lachapelle) 1833. Bei Quérard, Louandre u. Bourquelot (wie Anm. 1) sind als Verleger Lachapelle und Bousquet angegeben, und die 2. Auflage soll 1834 in drei Bänden erschienen sein. Die unten angeführte zeitgenössische Rezension von Cherbuliez bezieht sich auf eine zweibändige Ausgabe von 1835.

<sup>13</sup> Paris (C. Lachapelle) 1835.

<sup>14</sup> Azais (wie Anm. 6), S. 93.

Eine unter Vorspiegelung falscher Tatsachen geschlossene Ehe mit einem Taugenichts und Scheidung waren Probleme, mit denen sie selbst konfrontiert worden war. 1838 lieferte sie einen weiteren Sittenroman: *La femme du progrès, ou l'Émancipation*, mit dem Untertitel: *Critique des folies du jour*.<sup>15</sup> Sie wandte sich gegen die aberwitzigen Emanzipationsbestrebungen der Zeitgenossinnen, die sich dazu verstiegen hatten, im Namen des Fortschritts politische Rechte und Zulassung zu allen Berufen zu fordern. Ein Jahr später versuchte sie es mit einem anderen Genre: *Schobry, chef des brigands, d'après les mémoires hongrois de son compatriote Ladislas Holics-Szekely*, ein zweibändiger Räuberroman in der Nachfolge von Schiller und einer Reihe von anderen Vorgängern.<sup>16</sup>

Soweit ihre publizierten schöngestigen Produkte, die sich bibliographisch erfassen lassen. Gleichzeitig hatte sie noch andere Projekte in Arbeit, die in der biographischen Skizze von Azais (S. 94) aufgezählt werden:

- *Pombal*. 2 Bände. Historischer Roman um den Premierminister Portugals unter König Joseph I., der 1751-1777 praktisch als Despot regierte.
- *Le Juif et le chanoine*, 2 Bände. „Roman d'imagination.“
- *Deux âmes en dix corps*, 2 Bände. Phantastische Geschichten im Stil E.T.A. Hoffmanns.
- *La voix du sang*, 2 Bände. „Roman philosophique.“
- *Le Bègue, Charles de Wurheim, Les deux sœurs*. Drei Novellen.

In der Familiengeschichte der Carlowitz (S. 163) werden noch als „im Druck erschienen“ aufgeführt:

- *La police de famille, esquisse des mœurs de la Transylvanie* und
- *L'histoire de la formation et de l'établissement de la société chrétienne*.

Es könnte sich hierbei um abgeschlossene Manuskripte handeln, die irrtümlich als gedruckt bezeichnet werden, oder aber um Beiträge in Zeitschriften. Sie sind bisher bibliographisch nicht nachweisbar.

Frau von Carlowitz beabsichtigte ferner, eine *Geschichte der Germanen* zu verfassen, zu der sie bereits Material gesammelt hatte.<sup>17</sup> Aus diesem Plan wurde nichts, aber sie verwertete es anscheinend in einer Reihe von

<sup>15</sup> Paris (Desforges) 1838, 2 Bde. Der Untertitel bei Carlowitz (wie Anm. 2), S. 163 mit dem Zusatz: „im Archiv vorhanden.“

<sup>16</sup> Paris u. Leipzig (Desforges) 1839. – Edmond Egli: *Schiller et le romantisme français*, Bd. I, Paris 1927, S. 145.

<sup>17</sup> Azais (wie Anm. 6), S. 95.



Artikeln unter der Rubrik „Moeurs et usages antiques“: „Un conseil des anciens germains.“<sup>18</sup> – „Hermann et Thusnelda.“<sup>19</sup> – „Hermann et Thusnelda, scenes historiques de la vie des anciens germains.“<sup>20</sup> Von ihrer regen Mitarbeit an Periodika konnten u.a. noch folgende Beiträge ermittelt werden:

- „L’île d’Islande.“<sup>21</sup>
- „Meubles, repas et fêtes au moyen-âge.“<sup>22</sup>
- „Le lac de Czirknitz.“<sup>23</sup>
- „Plus de maris, plus de pères, ou le paradis des enfants de Dieu“ [Rezension einer umgearbeiteten Fassung von: James Lawrence, *Das Paradies der Liebe*].<sup>24</sup>
- „La femme du progrès“ [Anonym kommentierter Auszug als Vorabdruck].<sup>25</sup>
- „Le Danube, les Hongrois et les Slaves. Voyage historique et pittoresque“ [Bericht einer Reise von der Quelle der Donau bis zum Schwarzen Meer].<sup>26</sup>

Sie war außerdem Mitarbeiterin bei der Zeitung *La Patrie*<sup>27</sup>, beim *Journal des femmes*, wo sie Teile einer Übersetzung von Klopstocks *Messias* veröf-

<sup>18</sup> *Journal des jeunes personnes*, 1834, Bd. III, S. 212-218.

<sup>19</sup> *Journal des jeunes personnes*, 1835, Bd. IV, S. 164-176 u. S. 229-236.

<sup>20</sup> *Journal des jeunes personnes*, 1837, Bd. V, S. 41-48, S. 322-331, S. 360-368.

<sup>21</sup> *Journal des jeunes personnes*, 1834, Bd. II, S. 119-121.

<sup>22</sup> *Journal des jeunes personnes*, 1835, Bd. II, S. 46-51.

<sup>23</sup> *Journal des jeunes personnes*, 1850, Bd. IV (5<sup>e</sup> série), S. 272-274. Der Zirknitzer See, etwa 50 km nördlich von ihrem Geburtsort Fiume gelegen, hat die Besonderheit, etwa ab März auszutrocknen. Der Grund des Sees wird von den Bauern als Ackerland genutzt, bis im Herbst urplötzlich das Wasser aus Erdspalten wieder hervorschießt. Frau von Carlowitz will zweimal Augenzeugin dieses Vorgangs gewesen sein.

<sup>24</sup> *Revue du Nord*, 3<sup>e</sup> série, Bd. II, 1838, S. 474-480. Aufschlußreich für das Literaturverständnis der Carlowitz.

<sup>25</sup> *Revue du Nord*, 3<sup>e</sup> série, Bd. I, 1838, S. 107-125.

<sup>26</sup> *La Semaine*, 1850. Vom 4. Januar an bis zum 28. September erschien wöchentlich eine Fortsetzung. In der Nr. 52 vom 27.12.1850, S. 817 wird für das kommende Jahr eine Folge angekündigt. Separatdruck Paris, Impr. de F. Didot (1850) siehe *Catalogue général des livres imprimés de la Bibliothèque Nationale*, Bd. XXIII, Paris 1925, Spalte 1018. Fortan abgekürzt als *Cat.BN* zitiert.

<sup>27</sup> Dort erschien zu einem unbekanntem Zeitpunkt die Erzählung *La Famille de Tavora*. Sie dürfte thematisch im Zusammenhang mit dem Romanprojekt *Pombal* stehen. Mitglieder der Familie Tavora wurden auf Befehl Pombals

fentlichte<sup>28</sup> und gehörte im Zeitraum 1828/29 bis 1837/38 zu den Autoren des *Journal des dames et des modes*.<sup>29</sup>

Innerhalb von sechs Jahren hatte Frau von Carlowitz zehn Bände im Format in-8° auf den Markt gebracht, Neuauflagen nicht mitgezählt. Drei Verleger hatten das Wagnis auf sich genommen, eine unbekannte Schriftstellerin zu lancieren. Sie hatte sich in drei Gattungen versucht, im historischen Roman in der Nachfolge Walter Scotts, im Sitten- und Eheroman und schließlich im Räuberroman. Alle drei Gattungen lagen vom Stoff her im Trend der Zeit, ein meßbarer Erfolg stellte sich jedoch nicht ein. Zwar zitierte Azaïs einen ungenannten (fiktiven?) Kritiker, der zu einem schmeichelhaften Urteil gelangt war: „Sans contredit, à partir de ce jour, Mme de Carlowitz s'est assuré une des premières places entre les écrivains des son sexe et a pris rang parmi nos romanciers les plus distingués“<sup>30</sup>, aber diese Art von Hilfestellung gehörte im Literaturbetrieb unter berufsmäßigen Rezensenten zu den Gepflogenheiten. Auch der Journalist François Danton, der unter dem Pseudonym Lacase eine längere Besprechung von *La femme du progrès* veröffentlichte, rang sich ein Kompliment ab: „Bien composé, écrit avec élégance, souvent même avec talent, ce livre a de plus un but éminemment utile.“<sup>31</sup> Da seine Rezension in derselben Zeitschrift aufgenommen wurde, bei der auch Frau von Carlowitz Mitarbeiterin war, mußte sein Urteil wohl positiv ausfallen. Seine hauptsächliche Kritik gipfelte in dem Vorwurf, sie sei mit den Vertretern der zeitgenössischen Literatur (gemeint sind u.a. Victor Hugo, George Sand, Alexandre Dumas) zu mild verfahren, indem sie ihnen ein gewisses Talent zugestehe.<sup>32</sup>

---

nach einem mißglückten Attentat auf König Joseph I. hingerichtet. *Cat.BN* (wie Anm. 26), Spalte 1018: Separatdruck (Paris), Impr. de Boulé o.J., 36 S.

<sup>28</sup> Azaïs (wie Anm. 6), S. 94f.

<sup>29</sup> Alfred Estermann: *Die deutschen Literatur-Zeitschriften 1815-1850*, Bd. I, München-London-New York-Paris <sup>2</sup>1991, S. 88. Es ist fraglich, ob die mit Ziwolrac [Carlowitz] gezeichneten Beiträge in der *Dresdner Morgen-Zeitung* im Zeitraum 1827-1828 (Estermann, Bd. 4, S. 232) Frau von Carlowitz zugeschrieben werden können. Auch der sächsische Staatsmann Albert von Carlowitz (1802-1874) betätigte sich schriftstellerisch.

<sup>30</sup> Azaïs (wie Anm. 6), S. 94.

<sup>31</sup> Lacase: „La femme du progrès, par Madame la baronne de Carlowitz.“ In: *Revue du Nord*, 3<sup>e</sup> série, Bd. II, S. 107-119. Hier S. 107.

<sup>32</sup> Lacase (wie Anm. 31), S. 107f.

Ein unbefangener Kritiker, der Journalist, Schriftsteller und Übersetzer (Zschokke, Kleist) Joël Cherbuliez, qualifizierte *Jean le Parricide* als „médiocre“ ab, wobei er das zweimalige Erscheinen des Romans unter verändertem Titel als „charlatanisme“ verdammt und prophezeite: „*Jean le Parricide*, à 7 fr. 50 c., ne trouvera pas *plus d’amateurs* que *l’Absolution* à 15 fr.“<sup>33</sup> Zum Roman *Le Pair de France* äußerte er lapidar, er sei „d’une lecture fort indigeste.“<sup>34</sup>

Es dürfte heutzutage materiell schwerfallen, sich zur belletristischen Schriftstellerei der Baronin von Carlowitz ein fundiertes, abschließendes Urteil zu erlauben, da ihre Werke aus den größeren öffentlichen Bibliotheken verschwunden sind und auch im Antiquariat nicht angeboten werden.<sup>35</sup> Nur noch die Pariser Nationalbibliothek besitzt sie, allerdings auch nicht vollständig.<sup>36</sup> So muß es vorläufig bei dem Eindruck bleiben, daß ihre Werke sich weder inhaltlich noch formal durch eine überzeugende Originalität und Qualität auszeichneten, sondern als langweilig und moralisierend empfunden wurden. Frau von Carlowitz hatte es sich nämlich zum Ziel gesetzt, der Sittenverderbnis und Dekadenz der Zeit entgegenzuarbeiten und als Mittel dazu die Literatur ausersehen. Miltons *Paradise lost*, *Les Martyrs* von Chateaubriand und *Les Méditations poétiques* Lamartines waren ihre Vorbilder. Ihr Credo kulminierte in den Worten:

[...] certes jamais on n’a eu, autant qu’aujourd’hui, besoin d’un livre qui puisse servir de contrepoison aux écarts de la littérature du jour. Tous les esprits ont été plus ou moins indignés ou faussés, tous les cœurs ont été plus ou moins blessés ou corrompus par ces productions dangereuses qui, sous prétexte de s’élever contre les préjugés et les abus, font du vice une conséquence inévitable de nos institutions sociales, et du crime le plus puissant et presque le plus noble emploi de la force morale.<sup>37</sup>

<sup>33</sup> *Bulletin littéraire et scientifique. Revue critique des livres nouveaux*, 1835, S. 32f., hier S. 33. Cherbuliez war gleichzeitig der Herausgeber der Zeitschrift.

<sup>34</sup> *Bulletin* (wie Anm. 33), S. 207.

<sup>35</sup> Ergebnis einer unten näher erläuterten Umfrage bei französischen Bibliotheken und der fortgesetzten Bemühungen in den Jahren 2000 und 2001, per Internet bei Antiquariaten im In- und Ausland fündig zu werden.

<sup>36</sup> Es fehlt in ihren Beständen ein Exemplar von *Jean le Parricide, ou l’Absolution*.

<sup>37</sup> Baronne de Carlowitz: „Notice sur Klopstock.“ In: *La Messiade*, poème en vingt chants par Klopstock. Traduit en français par la baronne de Carlowitz. Paris 1840, S. VII.

Da es ihr nicht gelang, mit eigenen Werken auf dem Gebiet der Erbauungsliteratur den Publikumsgeschmack zu treffen, versuchte sie es mit Übersetzungen deutscher Klassiker. Sie kam mit dem Verleger und Buchhändler Charpentier ins Geschäft, der als erstes eine Übersetzung von Klopstocks *Messias* in sein Sortiment aufnahm. Da der *Messias* bereits viermal vollständig übersetzt worden war, mußte ein bißchen die Werbetrommel gerührt werden. Frau von Carlowitz besorgte das selbst, indem sie in einem Vorwort Madame de Staël als berufene Autorität zitierte, die die Wirkung der Lektüre auf den Leser mit berühmt gewordenen Sätzen geschildert hatte: „Lorsqu'on commence ce poëme, on croit entrer dans une église, au milieu de laquelle un orgue se fait entendre [...]“<sup>38</sup> Dann wurden die Bemühungen ihrer Vorgänger Louis Frédéric Petit-Pierre (1795), der Stiftsdame Kourzrock (1801) und des Elsässers Marie Joseph d'Horner (1825) summarisch als unzulänglich abgetan.<sup>39</sup> Die jüngste Übertragung ins Französische durch den Baron Ernst von Liebhaber (1828) ignorierte sie. Bei der Kourzrock'schen Fassung verweilte sie ein wenig länger, um Anekdotisches anzubringen: Sie habe als Kind mehrmals Klopstock in Hamburg besucht, der in ihrem Beisein zum Talent der Frau Kourzrock als Übersetzerin ein anzügliches Wortspiel gemacht habe.<sup>40</sup> Die logische Schlußfolgerung aus ihren kritischen Ausführungen bestand in der Behauptung, der *Messias* sei überhaupt noch nicht [adäquat] ins Französische übersetzt worden, deshalb habe sie sich dieser überaus schwierigen Aufgabe unterzogen.<sup>41</sup> Diesmal war ihr ein sichtbarer Erfolg beschieden. Beim Wettbewerb der Académie Française für die besten Übersetzungen älterer und neuerer Schriften ethisch-sittlichen Inhalts, die zwischen dem 30. Mai 1839 und

<sup>38</sup> Carlowitz (wie Anm. 37), S. III. Sie zitiert aus dem Klopstock-Kapitel (Kap. V, Teil II: „De la littérature et des arts.“) von Madame de Staëls *De l'Allemagne*, die ein paar Zeilen weiter äußert: „La lecture entière de l'ouvrage peut fatiguer“...

<sup>39</sup> Carlowitz (wie Anm. 37), S. IIIf.

<sup>40</sup> Carlowitz (wie Anm. 37), S. III. – Klopstock starb am 14. März 1803 (und nicht am 4. März, wie es S. II heißt) in Hamburg. Frau von Carlowitz, die ihren Vater einen der besten Freunde Klopstocks sein läßt, wäre also bei diesen Besuchen sieben bis acht Jahre alt gewesen. Leider konnten weder die Arbeitsstelle der Klopstock-Ausgabe (Hamburg) noch das Klopstock-Museum in Quedlinburg Beziehungen zwischen Wenzel Gustav von Carlowitz und dem Dichter des *Messias* bestätigen (Briefe vom 14.3. und 27.3.2001).

<sup>41</sup> Carlowitz (wie Anm. 37), S. IV.

dem 1. Januar 1841 veröffentlicht worden waren, erhielt sie einen der drei verliehenen Geldpreise. Etienne de Jouy, Direktor der Akademie, begründete in öffentlicher Sitzung vom 17. Juni 1841 die Verleihung des „prix de vertu“ an die Baronin von Carlowitz:

Il a paru, Messieurs, qu'une élégante et complète version de la *Messiaide* était un bon livre moral à couronner; et nous décernons une médaille d'honneur de 2.000 fr. à l'auteur de ce beau travail, à madame la baronne de Carlowitz, naturalisée depuis longtemps en France par ses malheurs et par le talent d'écrire.<sup>42</sup>

Als Erfolg kann auch gewertet werden, daß die Stadt Bordeaux verdienstvollen Gymnasiasten ein Exemplar der *Messiaide* als Auszeichnung überreichte und daß ihre Übersetzung als Grundlage für eine Übertragung ins Spanische diente.<sup>43</sup>

1841 brachte sie wieder bei Charpentier eine Übersetzung von Schillers *Geschichte des Dreißigjährigen Krieges* heraus, obwohl das Werk bereits dreimal ins Französische übersetzt worden war.<sup>44</sup> Auch diesmal wurden ihre Bemühungen von der Académie Française mit einem Geldpreis (1200 Franken) honoriert. Graf Molé, Direktor der Akademie, lobte die „elegante Übertragung“ [„reproduction élégante“] und führte in öffentlicher Sitzung vom 30. Juni 1842 näher aus:

<sup>42</sup> Institut royal de France. Académie Française: *Séance publique annuelle du jeudi 17 juin 1841, présidée par M. de Jouy, Directeur*. Paris 1841, S. 16. – Archives de l'Académie française, Signatur 1 D 3, série des prix, registre. Auf den Seiten 123-132 die Übersetzerpreise für die Jahre 1841-1861 mit den Namen der Preisträger und den Buchtiteln und Namen der Mitbewerber. – Der Verfasser dankt Fabienne Queyroux, Leiterin der Handschriftenabteilung der Bibliothek des Institut de France, und Mireille Lamarque, Archivarin, die gemeinsam die Umstände der Preisverleihungen an Frau von Carlowitz klärten und dabei zwei handschriftliche Briefe von ihr auffanden.

<sup>43</sup> Freundliche Mitteilung von Nadine Massias, Direktorin der Stadtbibliothek Bordeaux, die ein solches Exemplar in ihrem Bestand hat. Brief vom 30.11.2000. – *La Messiaida*, poema épico en veinte cantos, escrito en alemán por Klopstock, traducido al francés por la señora de Carlowitz, y de este idioma al castellano por D. Patricio de La Escosura. [...], 2 Bde. Paris 1841. Siehe *Cat.BN* (wie Anm. 26), Bd. LXXXII, Paris 1924, Sp. 100.

<sup>44</sup> *Histoire de la guerre de Trente ans*, par Schiller, traduite par M<sup>me</sup> la Bonne de Carlowitz. Paris 1841. Ältere Übersetzungen von [Auguste Simon d'Arnex], Berne 1794; Ch...[Champfeu], Paris 1803; A. Mailher de Chassat (Paris 1820).

Le nom étranger du traducteur de Schiller, le nom de Mme de Carlowitz, déjà lié à la gloire de Klopstock, mérite faveur par le talent qu'elle montre dans notre langue adoptée par elle, pour y transporter avec goût les beautés des langues du Nord.<sup>45</sup>

Eine echte Pionierarbeit leistete sie, als sie 1843 Goethes *Wilhelm Meister* vollständig dem französischen Publikum vorstellte, d.h., zum erstenmal mit der Übersetzung der *Wanderjahre*.<sup>46</sup> Im folgenden Jahr schickte sie von Goethe eine neue Übersetzung der *Wahlverwandtschaften* hinterher.<sup>47</sup> Ebenfalls 1844 veröffentlichte sie die erste (und einzige) Übertragung von Herders *Vom Geist der ebräischen Poesie*, die womöglich von Charpentier als zu schwierig und wenig erfolgversprechend abgelehnt wurde und deshalb bei Didier herauskam.<sup>48</sup> Frau von Carlowitz versuchte, die Académie Française für einen wenig übersetzten Vertreter der Weimarer Klassik zu interessieren. Sie wandte sich an den Ständigen Sekretär und bat um Nominierung für den Übersetzerpreis mit der Begründung:

Le nom de Herder, qui n'est encore connu que par la traduction de son livre sur la Philosophie de l'histoire, deviendra, je l'espère, populaire en France, car, sous le rapport historique, moral et religieux, l'histoire de la poésie des hébreux, s'adresse à toutes les classes de la société.<sup>49</sup>

Die Juroren waren von den Qualitäten des Werks überzeugt und verliehen ihr einen Geldpreis von 1500 Franken. Der Direktor der Akademie, der Jurist Dupin, würdigte ihre Leistung, wobei er nuanciert Kritik übte:

<sup>45</sup> Institut royal de France. Académie Française: *Séance publique annuelle du jeudi 30 juin 1842, présidée par M. le Comte Molé, Directeur*. Paris 1842, S. 5f. Archives de l'Académie française, Signatur 5 B 17: Schreiben der Baronin von Carlowitz vom 12. Februar 1842, mit dem sie dem Ständigen Sekretär ein Exemplar ihrer Schiller-Übersetzung zukommen ließ und um Nominierung nachsuchte.

<sup>46</sup> *Wilhelm Meister* par Goethe; traduction complète et nouvelle par M<sup>me</sup> la Baronne A. de Carlowitz. Première partie [Bd. I]. *Les années d'apprentissage*. – Deuxième partie [Bd. II]. *Les années de voyage*. Traduite pour la première fois. Paris 1843.

<sup>47</sup> *Affinités électives*, par Goethe; suivies d'un choix de Pensées, du même. Traduction nouvelle par M<sup>me</sup> A. de Carlowitz. Paris 1844.

<sup>48</sup> *Histoire de la poésie des Hébreux*, par Herder, traduite de l'allemand par M<sup>me</sup> la B<sup>ne</sup> A. de Carlowitz. Paris 1844.

<sup>49</sup> Archives de l'Académie française, Signatur 5 B 18. Schreiben vom 8. Januar 1845.

L'original allemand perd son doute, dans la version française, un grand charme, l'éclat des fragments versifiés que Herder avait écrit sous l'inspiration des prophètes hébreux. Mais il reste l'accent de son admiration fidèlement répété.<sup>50</sup>

Es könnte sein, daß sich Charpentier von dieser abermaligen verkaufsfördernden Anerkennung durch die Akademie beeindruckt zeigte und Frau von Carlowitz erneut unter Vertrag nahm. Er verlegte 1855 ihre Übersetzung der „Memoiren“ Goethes in zwei Bänden.<sup>51</sup> Der erste Band umfaßte *Dichtung und Wahrheit*, der zweite brachte zum erstenmal die *Italienische Reise*, die *Kampagne in Frankreich*, das „Sankt Rochus-Fest zu Bingen“ aus der *Reise am Rhein, Main und Neckar* und Auszüge aus den *Tag- und Jahreshäften*. Acht Jahre später legte sie die erste vollständige Übersetzung des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller vor, zu dem Saint-René-Taillandier Einleitung und Anmerkungen lieferte.<sup>52</sup> Die zwei Bände erschienen im Todesjahr der Carlowitz, und es ist anzunehmen, daß sie ihre Drucklegung nicht mehr erlebte.

In die längere Pause zwischen 1855 und 1863, in der sie nichts bei Charpentier unterbringen konnte, fallen ihre Bemühungen, den Bekanntheitsgrad Jean Pauls in Frankreich zu erhöhen.<sup>53</sup> Sie veröffentlichte zunächst Übersetzungen einer Reihe kürzerer Texte: *Der Tod eines Engels*<sup>54</sup> (aus *Quintus Fixlein*), *Beichte des Teufels bei einem großen Staatsbedienten*<sup>55</sup>, *Die Vernichtung. Eine Vision*<sup>56</sup>, *Der Mond, eine phantasierende Geschichte*<sup>57</sup> (aus

<sup>50</sup> Institut royal de France. Académie Française: *Séance publique annuelle du jeudi 11 décembre 1845, présidée par M. Dupin, Directeur*. Paris 1845, S. 31.

<sup>51</sup> *Mémoires de Goethe*. Traduction nouvelle par la baronne A. de Carlowitz. Paris 1855.

<sup>52</sup> *Correspondance entre Goethe et Schiller*. Traduction de M<sup>me</sup> la baronne de Carlowitz, révisée, annotée, accompagnée d'études historiques et littéraires par M. Saint-René-Taillandier. Paris 1863.

<sup>53</sup> Die Ausführungen zu Jean Paul beruhen auf Claude Pichois: *L'image de Jean-Paul Richter dans les lettres françaises*. Paris 1963, S. 166f, S. 236, S. 299-302, S. 486f, S. 494f.

<sup>54</sup> „La Mort d'un Ange.“ In: *Revue Française*, 3. Jg, Bd. IX, Nr. vom 1. Mai 1857, S. 5-7.

<sup>55</sup> „Le Diable se confessant à un ministre.“ In: *Revue Française*, Nr. vom 10. Mai 1857, S. 77-82.

<sup>56</sup> „La Destruction. Vision.“ In: *Revue Française*, Nr. vom 1. Juni 1857, S. 208-214.

<sup>57</sup> „La Lune.“ In: *Revue Française*, Nr. vom 1. Juli 1857, S. 385-392.

*Quintus Fixlein*) in der kurzlebigen *Revue Française*. Die neugegründete *Revue germanique* von Nefftzer und Dollfus nahm gleich in den ersten Jahrgang eine dreiteilige Artikelserie von insgesamt knapp achtzig Seiten auf, in der Frau von Carlowitz zum erstenmal Auszüge aus *Wahrheit aus Jean Paul's Leben*, darunter seine Selbstbiographie, einem begrenzten französischen Leserkreis vermittelte.<sup>58</sup> Es folgte 1860 noch eine weitere Episode aus Jean Pauls Leben, zugleich mit der Übersetzung von *Die wunderbare Gesellschaft aus der Neujahrsnacht*.<sup>59</sup> Ob sie sich mit dem Gedanken trug, das Gesamtwerk Jean Pauls ins Französische zu übertragen, wie es in der biographischen Notiz in einer Literaturanthologie heißt, bleibt dahingestellt.<sup>60</sup>

Inwieweit diese Artikel in zwei Zeitschriften mit relativ kurzer Lebensdauer und beschränkter Abonnentenzahl auf das lesende Publikum wirkten und Jean Pauls Nachruhm in Frankreich beförderten, wird schwer zu bestimmen sein.<sup>61</sup> Bei den Buchveröffentlichungen lassen sich schon eher Anhaltspunkte zur Rezeption der Klassiker-Übersetzungen finden. Neben den Auszeichnungen der Académie Française, die ihrem Namen zu einem gewissen Glanz verhalfen, wurden ihr weitere Ehrungen zuteil. Der Kaiser von Österreich und der König von Sachsen verliehen ihr Verdienstmedaillen, „frappées à son nom.“<sup>62</sup> Helene von Mecklenburg-Schwerin, die Frau des Herzogs von Orléans, dankte ihr per Handschreiben dafür, daß sie „die Meisterwerke [ihres] gemeinsamen

<sup>58</sup> „Jean-Paul Richter.“ In: *Revue germanique*, Bd. IV, 1858, S. 84-113 (Oktober), S. 229-265 (November), S. 548-560 (Dezember).

<sup>59</sup> „Une aventure de la vicillesse de Jean Paul.“ In: *Revue germanique*, Bd. XII, 1860, S. 241-286 (November).

<sup>60</sup> Lt. Cl. [Ferdinand Nathanael] Staaff: *La Littérature française depuis la formation de la langue jusqu'à nos jours. Lectures choisies*. Bd. II: *Auteurs enlevés à la littérature depuis la Révolution 1790-1869*. Paris <sup>3</sup>1869, S. 1047.

<sup>61</sup> Die *Revue française* erschien von 1855-1859 und die *Revue germanique* hatte im Juni 1858 300 Abonnenten. Siehe G. Pariset: „La *Revue germanique* de Dollfus et Nefftzer.“ In: *Revue germanique*, Bd. II, 1906, S. 40.

<sup>62</sup> Nachruf von F. Maupré in: *Journal de Chartres*, Nr. 36 vom 3. Mai 1863, S. 2. François Maupré, ehemaliger Schuldirektor in Gallardon, war mit Frau von Carlowitz befreundet gewesen. Sein Nachruf, der auch als Separatdruck existiert, hat die Qualität einer Quelle. – Eine Anfrage im Dezember 2000 beim Haus-Hof-und Staatsarchiv in Wien bezüglich der Verdienstmedaille konnte wegen zu vager Angaben, die keine „gezielten Archivrecherchen“ ermöglichen, nicht bearbeitet werden.



Vaterlandes in Frankreich bekannt gemacht habe.“ Sie ließ eine größere Anzahl von Exemplaren anschaffen.<sup>63</sup> Mindestens ein französischer Intellektueller hat von den Übersetzungen der Frau von Carlowitz profitiert: Ernest Renan. Er las zwischen 1845 und 1846 ihre *Histoire de la poésie des Hébreux*, wie aus einem Eintrag in seinen *Cahiers de jeunesse* hervorgeht.<sup>64</sup>

Ein Indiz für die Verbreitung im 19. Jahrhundert sind auch die verschiedenen Auflagen, die der Katalog der Bibliothèque Nationale verzeichnet. Die erste Jahreszahl in der folgenden Übersicht entspricht der Erstauflage:

Klopstock, *La Messiade*: 1840 [in der Nationalbibliothek nicht vorhanden] – 1853 [Buchdeckel: 1852] – 1858 [Buchdeckel: 1857] – 1860 [Buchdeckel: 1859] – 1865 [Buchdeckel: 1862] – 1873. 1885 wurde daraus ein Auszug von 36 Seiten bei H. Gautier (Paris) veröffentlicht. Die Ausgabe von 1853 diente als Vorlage für einen Faksimiledruck der Gesänge I-X, der 1997 in einem Winkelverlag erschien (Ressouvenances, Coeuvres-et-Valsery).

Schiller, *Histoire de la guerre de Trente ans*: 1841 – 1844 – 1854 – 1861 – 1864 – 1872 – 1878 – 1891. Die Neudrucke nach 1860 sind erstaunlich, da bis 1891 nach und nach sechs weitere Übersetzungen angeboten wurden.

Goethe, *Wilhelm Meister*. Keine Neuauflage nachgewiesen. Ab 1861 vertrieb Charpentier die Übersetzung Théophile Gautiers (Sohn).

Goethe, *Les Affinités électives*: 1844. Stand oder steht noch im Lesesaal der Bibliothèque Nationale, der Signatur nach zu urteilen.<sup>65</sup> Keine Neuauflage nachgewiesen. Charpentier nahm statt dessen 1872 die Übersetzung von Camille Selden ins Programm.

Herder, *Histoire de la poésie des Hébreux*: 1844 – 1845 – 1846.

Goethe, *Mémoires*: 1855 – 1866 [Band I, Band II mit der Jahreszahl 1860!] – 1872 – 1886 [Band I, Band II: 1885] – 1914. Die Erstausgabe stand oder steht noch im Lesesaal der Nationalbibliothek (s. Signatur *Cat.BN*, Bd.LXII, Sp. 578, Nr. 61).

<sup>63</sup> Maupré (wie Anm. 62).

<sup>64</sup> Ernest Renan: *Œuvres complètes*, Bd. IX, Paris [1960], S. 86. Zuerst von L. Reynaud: *L'influence allemande en France au 18<sup>e</sup> et au 19<sup>e</sup> siècle*. Paris 1922, S. 247 festgestellt.

<sup>65</sup> *Cat.BN* (wie Anm. 26), Bd. LXII, Paris 1929, Sp. 646, Nr. 698: „Salle de lect. 8<sup>o</sup> Oo. 2394.“

*Correspondance entre Goethe et Schiller*. 1863 – 1883.

Im Katalog der *Bibliothèque Charpentier*, in der Rubrik „Bibliothèque allemande-française“, die 1848 insgesamt vierzehn Titel umfaßte, stand Frau von Carlowitz mit an erster Stelle, neben illustren Namen von Vermittlern und Übersetzern deutscher Literatur<sup>66</sup>:

Goethe: *Théâtre* (Xavier Marmier), *Faust* (Henri Blaze de Bury), *Wilhelm Meister* (Carlowitz), *Werther* (Pierre Leroux), *Les Affinités électives* (Carlowitz), *Poésies* (Blaze de Bury), *Mémoires* (Henri Richelot, ab 1855 Carlowitz).

Schiller: *Théâtre* (Marmier), *La guerre de Trente ans* (Carlowitz), *Poésies* (Marmier).

Klopstock: *La Messiadé* (Carlowitz).

Hoffmann: *Contes* (Marmier).

Man geht nicht fehl, wenn man behauptet, daß ein französischer Leser der übersetzten Werke Klopstocks, Goethes, Schillers und Herders ab Anfang der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts mit einiger Wahrscheinlichkeit oder unweigerlich auf eine Fassung der Frau von Carlowitz stieß. Inwieweit läßt sich die Rezeption bis in unser Jahrhundert verfolgen? Zumindest ein Anhaltspunkt für die Verbreitung ihrer Übersetzungen könnte ihre Präsenz in öffentlichen Bibliotheken Frankreichs sein. Zwischen November 2000 und März 2001 wurden deshalb 109 Stadtbibliotheken, Paris ausgenommen, per Fragebogen nach ihren Beständen an Übersetzungen und der Vollständigkeit halber auch an Romanen der Baronin von Carlowitz befragt. Die Auswahl der Bibliotheken erfolgte nach zwei Kriterien: Datum der Gründung (19. Jahrhundert oder früher) und Größe (mindestens 50.000 Bände im Jahre 1968).<sup>67</sup> Von den zum Teil zweimal angeschriebenen Bibliotheken waren 106 zu einer Antwort zu bewegen. Die Auswertung der Umfrage führte zu unerwarteten Ergebnissen:

1. 63 Bibliotheken (entspricht 59%) besitzen mindestens ein Werk.
2. Eine einzige Bibliothek meldete einen Roman: die Stadtbibliothek Nantes (*La femme du progrès, ou l'Émancipation*).
3. Keine Bibliothek hat alle sieben Übersetzungen in ihrem Bestand.

<sup>66</sup> Diese um zwei Titel gekürzte Übersicht findet sich auf der Rückseite des Buchumschlages von Arsène Houssaye: *Galerie de portraits du XVIII<sup>e</sup> siècle*. Paris (Charpentier) 1848.

<sup>67</sup> Klaus Gerhard Saur: *Internationales Bibliotheks-Handbuch*. Teil 1 Europa. München-Pullach <sup>2</sup>1968.

4. Große Stadtbibliotheken wie Montpellier (340.000 Bände), Straßburg (215.000) und Metz (150.000) weisen kein Werk der Frau von Carlowitz auf.
5. Die meisten Titel besitzen die Stadtbibliotheken von Beauvais (5) und Rodez (4, darunter drei verschiedene Ausgaben der *Messiad*).

Die Anzahl der festgestellten Exemplare beträgt für die einzelnen Titel:

*La Messiad*: 39 (in 33 Bibliotheken), *Histoire de la guerre de Trente ans*: 29, *Histoire de la poésie des Hébreux*: 25, *Mémoires de Goethe*: 24 (in 23 Bibliotheken), *Wilhelm Meister*: 15, *Les Affinités électives*: 10, *Correspondance entre Goethe et Schiller*: 8.

Diese Zahlen mögen nichts Spektakuläres an sich haben. Es ist jedoch zu berücksichtigen, daß womöglich in den letzten Jahrzehnten Bestände an deutschen Klassikern in den Stadtbibliotheken der Aussonderung anheimgefallen sind.<sup>68</sup> Weitere Exemplare könnten sich durchaus noch in den 32 kleineren Stadtbibliotheken befinden, die im benutzten Verzeichnis aufgeführt sind, aber nicht in die Erhebung mit einbezogen wurden. Von den vorhandenen Exemplaren auf den Publikumsgeschmack zu schließen, dürfte schwerfallen, bzw. kaum statthaft sein. Am ehesten zeichnet sich so etwas wie eine gewisse Vorliebe für Klopstock ab, die andauerte und die mit der letzten vollständigen Übersetzung des *Messias* durch Frau von Carlowitz eng verknüpft ist.<sup>69</sup> Überraschend gut vertreten ist auch Herder. Bei den anderen Werken verhindert die Existenz von konkurrierenden Übersetzungen, zu deren Verbreitung nicht geforscht wurde, stringente Schlüsse.

Gleichzeitig stellte sich bei der Umfrage heraus, daß der Katalog der Pariser Nationalbibliothek längst nicht alle Ausgaben verzeichnet. Es konnten eine Reihe von zusätzlichen Ausgaben nachgewiesen werden, und zwar für die *Messiad* für die Jahre 1841, 1842, 1845, 1886, ferner eine Ausgabe ohne Jahr. Für *Histoire de la poésie des Hébreux*: 1851, 1854.

<sup>68</sup> Die Stadtbibliothek Montbéliard teilte unter dem 9. Januar 2001 mit, daß 1987 eine Reihe von älteren Werken an das Centre National de Prêt (C.N.P.), einen zentralen Leihorganismus, der inzwischen seine Tätigkeit eingestellt hat, abgegeben wurden. Aus dem nicht gerade mit der letzten Akribie geführten Verzeichnis der ausgesonderten Bücher geht hervor, daß sich darunter Carlowitzsche Übersetzungen befanden, und zwar *Correspondance entre Goethe et Schiller*, *Mémoires de Goethe* und *Les Affinités électives*.

<sup>69</sup> Zur Klopstock-Rezeption in Frankreich bis 1830 siehe Henri Girard u. Pierre Poux: „Klopstock et le romantisme français jusqu'aux *Consolations* de Sainte-Beuve.“ In: *Revue de Littérature comparée*, Bd. VIII, 1928, S. 688-703.

Für *Histoire de la guerre de Trente ans*: 1848, 1858, 1866 und zwei Ausgaben ohne Jahr, davon eine mit der Verlagsangabe „Eugène Fasquelle, éditeur“, ebenso für *Mémoires de Goethe*: ohne Jahr, Verlag Eugène Fasquelle. Fasquelle, zuerst Teilhaber von Charpentier und seit 1896 sein Nachfolger, übernahm mit dem Verlag auch die *Bibliothèque Charpentier*, die er weiterhin unter ihrem ursprünglichen Namen vertrieb. Diese Vielzahl an Neudrucken läßt sich, zumindest was Charpentier und Fasquelle betrifft, durch die Anwendung der Stereotypie erklären.<sup>70</sup> Bei diesem Verfahren konnte man in kürzester Zeit auf die Nachfrage reagieren und eine beliebige Anzahl von Exemplaren herstellen, die mit neuem Buchdeckel und Titelblatt versehen wurden. Dabei unterliefen Pannen: bei verschiedenen Ausgaben der *Messiad*e hat das Titelblatt eine andere Jahreszahl als der Buchdeckel, der doch bei broschiierten Exemplaren normalerweise mit dem Titelblatt identisch ist. Auch bei Goethes *Mémoires* geht es bei zwei Auflagen etwas chaotisch zu, bei denen Band II mit einer früheren Jahresangabe ausgegeben wurde als Band I. Wie rasch man bei Charpentier mit Titelblättern bei der Hand war, zeigt folgendes Beispiel. Eine Erstausgabe der *Messiad*e (Paris 1840) hat auf dem Titelblatt den Vermerk: „Précédée d'un travail de M. Edgar Quinet.“<sup>71</sup> Edgar Quinet lieferte aber keine „Arbeit“, und flugs wurde ein neues Titelblatt mit der Jahreszahl 1840, aber ohne den Vermerk den übrigen Exemplaren vorangestellt. Wie dem auch sei, der Nachweis von weiteren Ausgaben ermöglicht es, sich einen Überblick über die Zeiträume zu verschaffen, in denen die einzelnen Übersetzungen im Handel waren. Bei der *Messiad*e ergibt sich eine Zeitspanne von über fünfzig Jahren, ebenso bei der *Histoire de la guerre de Trente ans*. Bei Goethes „Memoiren“ beträgt sie sogar über sechzig Jahre und reicht bis ins 20. Jahrhundert hinein! Bei den übrigen Werken muß man immerhin noch mit vierzehn bis zwanzig Jahren rechnen.

Dieser nicht zu bezweifelnde buchhändlerische Erfolg und Nachruhm der Verfasserin sagen aber nichts über die eigentliche Qualität der Übersetzungen aus. Sie waren lesbar, das bescheinigten ihr in verbindlichen

<sup>70</sup> Isabelle Olivero: *L'invention de la collection au XIX<sup>e</sup> siècle. Le cas de la „Bibliothèque Charpentier“ (1838) et de la „Bibliothèque Nationale“ (1863)*. Diss. Paris (Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales) 1994, S. 54ff. S. 437 eine Übersicht der Neudrucke der „Bibliothèque allemande“, die auf Grund der *Bibliographie française* erstellt wurde. Die Ergebnisse decken sich nicht mit den oben angeführten. Beispielsweise soll *Histoire de la guerre de Trente ans* im Zeitraum 1842-1866 fünf Neudrucke erlebt haben. Bei der Umfrage ergaben sich sieben.

<sup>71</sup> Dieses seltene Exemplar ist im Besitz des Verfassers.

Wendungen die Gutachter der Académie Française, und mehr verlangten sie auch nicht. Als die Übersetzung der *Mémoires* erschien, bezeichnete sie Louis Ulbach als „belle“ und rühmte die Verfasserin: „Ses succès l'ont placée au premier rang des traducteurs.“<sup>72</sup> Wirklich? Ein mit deutscher Sprache und Literatur und speziell mit Goethe vertrauter Kenner, Jean-Jacques Weiss, beließ es nicht bei derlei Gemeinplätzen. Zwar erkannte er an, daß sie fast immer „esprit“ und „ton général“ der übersetzten Werke treu wiedergegeben habe, aber er kritisierte unumwunden ihre Art und Weise, die Vorlage nach Gutdünken zu behandeln:

Elle a, suivant sa fantaisie de femme, changé, transposé, raccourci, retranché. De longs chapitres sont resserrés en quelques pages et des pages entières en quelques lignes. Ouvrez l'original où il vous plaira: vous n'y trouverez pas deux paragraphes de suite qui soient exactement rendus.<sup>73</sup>

Es handele sich nicht um eine „neue Übersetzung“, sondern um eine „neue Art der Übersetzung“ [„traduction d'un nouveau genre“], die sie schon mehrfach praktiziert habe, ohne daß dagegen Einspruch erhoben worden sei.<sup>74</sup> Dieses Urteil ist berechtigt, den überflüssigen geschlechtsbezogenen Seitenhieb ausgeschlossen. Ein Beispiel soll die Verfahrensweise illustrieren, wie sie Weiss charakterisiert hat, und zwar an einer wahllos herausgegriffenen Passage. Im 2. Buch von *Dichtung und Wahrheit* heißt es mit Bezug auf Friedrich den Großen:

Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte.<sup>75</sup>

Carlowitz:

[...] c'était l'individualité de son roi qui me captivait.<sup>76</sup>

<sup>72</sup> *Revue de Paris*, Bd. XXVII, 1855, Rubrik „Chronique de la Quinzaine“, S. 473.

<sup>73</sup> J.-J. Weiss: „Les Mémoires de Goethe“ [Rezension], 1<sup>er</sup> article. In: *Revue de l'Instruction publique*, 1855, Nr. vom Oktober-November, S. 374f. Hier S. 374. Diese Rezension auch in J.-J. Weiss: *Sur Goethe. Études critiques de littérature allemande*. Paris [1892], S. 73ff.

<sup>74</sup> Weiss (wie Anm. 73), S. 374.

<sup>75</sup> Johann Wolfgang Goethe: *Dichtung und Wahrheit*. Erster Teil. DTV-Gesamtausgabe Bd. 22. München 1967, S. 42.

<sup>76</sup> *Mémoires de Goethe*, Bd. I. Paris 1872, S. 32.

Im Original folgen nun etwa dreizehn Zeilen, die in der Carlowitzschen Übertragung fehlen. Sie fährt fort:

Les calomnies qu'on répandait contre lui, me firent douter de la justice du public, comme un an plus tôt, le tremblement de terre de Lisbonne m'avait fait douter de la justice de Dieu.

Dies entspricht bei Goethe:

[...] und wie mir in meinem sechsten Jahre, nach dem Erdbeben von Lissabon, die Güte Gottes einigermaßen verdächtig geworden war, so fing ich nun, wegen Friedrichs des Zweiten, die Gerechtigkeit des Publikums zu bezweifeln an.

Hier ist der Text umgestellt: Goethe erwähnt zuerst das Erdbeben von Lissabon, dann Friedrich den Großen. Bei Frau von Carlowitz ist es infolge der Kürzung umgekehrt. Nebenbei sei bemerkt, daß bei Goethe nichts von „calomnies qu'on répandait contre lui“ steht. Diese Behauptung schien sich ihr aus dem Zusammenhang zu ergeben, deshalb schrieb sie sie hin. Im Vergleich zu derartigen Eingriffen in den Originaltext ist es dann auch kaum mehr bemerkenswert, daß bei Goethe die Persönlichkeit Friedrichs des Großen auf „alle Gemüter“ wirkte, was Frau von Carlowitz auf die erste Person im Singular reduzierte, daß „Gerechtigkeit“ und „Güte“ undifferenziert mit „justice“, „einigermaßen verdächtig werden“ und „bezweifeln“ mit „faire douter“ übersetzt werden, daß die Altersangabe („in meinem sechsten Jahre“) unter den Tisch gefallen ist.

Ein Beispiel, wie sich lange Kapitel unter der Feder der Übersetzerin in kurze verwandeln, ist das 17. Buch: aus 24,5 Seiten werden, bei vergleichbarem Satzspiegel, rund 9 Seiten!<sup>77</sup> Zu ihrer Entlastung könnte man anführen, daß sie auf Verlangen des Verlegers, der für mehr als zwei Bände Goethescher „Memoiren“ nicht zu haben war, den Text amputierte.

Weitere zeitgenössische Rezensionen, die sich mit den Praktiken der Frau von Carlowitz befassen, konnten bisher nicht aufgefunden werden. So muß man sich vorerst mit den wenigen kritischen Auslassungen späterer Literarhistoriker und Komparatisten begnügen. Zur Übersetzung des *Messias* äußert Süpfle: „Die bedeutendste neuere Leistung in dieser Hinsicht ist die allerdings oft zu stark vom Urtext abweichende Übertra-

<sup>77</sup> Goethe (wie Anm. 75). Dritter und vierter Teil. Bd. 24, S. 225-249. – *Mémoires de Goethe* (wie Anm. 76), S. 358-367.

gung durch Frau von Carlowitz<sup>78</sup>, was man ihm unbesehen glauben möchte. Rossel meint, daß der *Messias* in Frankreich nur einen Achtungserfolg erringen konnte und daß seine Übersetzer, darunter Frau von Carlowitz, ihm einen „schlechten Dienst erwiesen“ hätten.<sup>79</sup> Dieses Urteil läßt sich so nicht mehr halten, denn Klopstocks Epos erzielte in Frankreich gewiß mehr als einen Achtungserfolg, wozu gerade eben die Carlowitzsche Übersetzung ihren Beitrag leistete. Der Aspekt der Qualität der Übersetzung von Herders *Vom Geist der ebräischen Poesie* wird in Tronchons Dissertation nur gestreift. Er suggeriert allenfalls die Frage, ob getreu übersetzt wurde, indem er Sätze zum Vergleich gegenüberstellt und auf eingehenden Kommentar verzichtet.<sup>80</sup> Etwas ausführlicher behandelt Eggli das Qualitätsproblem. Er bezeichnet die Carlowitzsche Übersetzung von Schillers *Geschichte des Dreißigjährigen Krieges* als „sensiblement inférieure à la bonne traduction qu’avait donnée de Champfeu en 1803“ und tritt den Beweis an, indem er einen Abschnitt vergleichend analysiert. Seine Schlußfolgerung lautet: der Text von Frau von Carlowitz sei „moins précis et moins clair“, und vor allem: „On voit aussi qu’elle ne se fait pas scrupule de mêler au texte de Schiller des réflexions qui lui

<sup>78</sup> Theodor Süpfle: *Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich mit besonderer Berücksichtigung der litterarischen Einwirkung*, Bd. I, Gotha 1886. Zitiert nach Reprint Genf (Slatkine) 1971, S. 210.

<sup>79</sup> Virgile Rossel: *Histoire des relations littéraires entre la France et l’Allemagne*. Paris 1897. Zitiert nach Reprint Genf (Slatkine) 1970, S. 65.

<sup>80</sup> Henri Tronchon: *La fortune intellectuelle de Herder en France*. Paris 1920, S. 12 u. S. 14. – In einer kurz vor Redaktionsschluß ermittelten Rezension („Histoire de la poésie des Hébreux par Herder, traduite en français par Mme la baronne de Carlowitz [...]“ In: *Archives israélites*, 1847, Januar-Nummer, S. 58-65) wird darauf hingewiesen, daß Herders Werk sechzig Jahre unübersetzt blieb. Der mit „T-D“ zeichnende Rezensent fährt fort [S. 64]: „Ceci nous fait mieux sentir l’importance du service que Mme la baronne de Carlowitz a rendu à notre littérature, en l’enrichissant de son excellente traduction.“ Ob die Übersetzung treu dem Herderschen Text folgt oder nicht, wird nicht gesagt. Als Verfasser kommt Jules Garinet, Gelehrter und Schriftsteller in Châlons-en-Champagne, in Frage, denn in seinem Exemplar, das in die Stadtbibliothek Châlons gelangte, ist vermerkt: „Ce volume m’a été donné pour faire un article, archives israélites, janvier 1847, page 58.“ (Freundliche Mitteilung von Sylvie Martin, Stadtbibliothek Châlons. Brief vom 30.3.2002). – Eine frühere Besprechung von Léon Halévy in *Archives israélites*, 1845, Juni-Nummer, S. 514ff. konnte nicht mehr eingesehen werden.

sont personnelles.“<sup>81</sup> Die Übersetzung der *Wahlverwandtschaften* reiht Rossel unter die „sehr unzureichenden“ Übertragungen ein, die zur kühlen Aufnahme des Romans durch das französische Publikum beigetragen hätten.<sup>82</sup> Die Übersetzung von *Wilhelm Meister* wird von Baldensperger mit einem knappen „médiocre“ erledigt.<sup>83</sup> Da keinerlei Analyse vorzuliegen scheint, die zu dieser Wertung berechtigt, sollen im folgenden wenigstens zwei kurze Auszüge untersucht werden, und zwar jeweils der Beginn von Band I (*Les Années d'apprentissage*) und Band II (*Les Années de voyage*). Zur Kritik Anlaß gebende Passagen sind im Druck hervorgehoben:

Fett: nicht übersetzte Textteile	Kursiv: von der Übersetzerin hinzugefügt
	Unterstrichen: Übersetzung diskutabel
Das Schauspiel dauerte sehr lange. Die alte Barbara trat einigemal ans Fenster und horchte, ob die Kutschen nicht rasseln wollten. Sie erwartete Marianen, ihre schöne Gebieterin, die heute <b>im Nachspiele</b> als junger Offizier gekleidet das Publikum entzückte, mit <b>größerer</b> Ungeduld <b>als sonst, wenn sie ihr nur ein mäßiges Abendessen vorzusetzen hatte; diesmal</b> sollte sie mit einem Paket überrascht werden, das Norberg, ein junger reicher Kaufmann, mit der Post geschickt hatte, <b>um zu zeigen, daß er auch in der Entfernung seiner Geliebten gedenke.</b> <sup>84</sup>	Le spectacle <u>avait duré</u> <i>plus longtemps qu'à l'ordinaire</i> , et la vieille Barbe <u>s'était</u> plus d'une fois <u>approchée</u> de la fenêtre, dans l'espoir d'entendre enfin le roulement des équipages <i>ramenant les riches spectateurs dans leurs demeures</i> . Marianne, sa belle maîtresse, devait ce soir-là enchanter le public sous le costume d'un jeune officier, et la vieille attendait son arrivée avec impatience; elle lui réservait l' <i>agréable</i> surprise d'un <u>cadeau</u> que Norberg, jeune et riche marchand, venait d'envoyer par la diligence. <sup>85</sup>

<sup>81</sup> Eggli (wie Anm. 16), Bd. II, S. 555f.

<sup>82</sup> Rossel (wie Anm. 79), S. 127.

<sup>83</sup> Fernand Baldensperger: *Goethe en France*. Paris 21920, S. 177. – Louis Morel: „*Wilhelm Meister en France*.“ In: *Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte*, Bd. IX, 1909, S. 65-94, äußert sich nicht zur Qualität der Carlowitzschen Übertragung.

<sup>84</sup> Johann Wolfgang Goethe: *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. Erster Teil. DTV-Gesamtausgabe Bd. 15. München 1962, S. 5.

<sup>85</sup> *Wilhelm Meister* (wie Anm. 46), Bd. I, S. 1.



Es ist also auf einen Blick ersichtlich, daß Frau von Carlowitz sich wiederum Texteingriffe in Form von Kürzungen und eigenmächtigen Zusätzen erlaubt hat. Bedenklich ist die Übersetzung von „Paket“ durch „cadeau“, die nicht zwingend ist und außerdem die Spannung vermindert. Es ist ebenfalls fraglich, ob das Goethesche Imperfekt mit einem Plusquamperfekt wiedergegeben werden muß.

Im Schatten eines mächtigen Felsens saß Wilhelm **an grauser, bedeutender Stelle**, wo sich der steile Gebirgsweg **um eine Ecke herum** schnell nach der Tiefe wendet. Die Sonne stand noch hoch und erleuchtete die Gipfel der Fichten in den Felsengründen **zu seinen Füßen**. Er bemerkte eben etwas in seine Schreibtafel, als Felix, der umhergeklettert war, mit einem Stein in der Hand zu ihm kam.<sup>86</sup>

Wilhelm était assis à l'ombre d'un immense rocher, d'où le sentier escarpé des montagnes descend tout à coup vers des précipices *sur lesquels le voyageur le plus intrépide ne saurait arrêter ses regards sans frissonner*. Le soleil, à peine arrivé à la moitié de sa course, éclairait la cime des pins qui croissent au fond de ces précipices. *Notre héros tira son portefeuille pour y noter les pensées que lui inspiraient [sic] ce grand spectacle*, mais Félix, qui venait de grimper sur les pointes des rocs *les plus escarpés*, accourut et lui montra une pierre qu'il tenait à la main.<sup>87</sup>

Die Übersetzung des ersten Absatzes der *Wanderjahre* (dessen Untertitel *Die Entsendenden* Frau von Carlowitz ignoriert) bestätigt bereits festgestellte Mängel. Textteile werden stillschweigend weggelassen oder durch Ergänzungen ersetzt, die der Phantasie der Übersetzerin entsprungen sind. Als Ersatz für die unterdrückte „grause, bedeutende Stelle“ wird ein „kühner Reisender“ erfunden, der „nicht ohne Schaudern in diese Abgründe blicken könnte.“ Frau von Carlowitz weiß genau, was Wilhelm auf seiner Schreibtafel notiert: „Gedanken, die ihm das großartige Schauspiel eingab.“ Dabei ist zu bemerken, daß „Schreibtafel“ nicht mit „portefeuille“ übersetzt werden sollte, sondern mit „tablettes.“ Zu bemängeln ist ebenfalls die Wiedergabe des Sonnenstandes: Bei Goethe ist der frühe Nachmittag gemeint, bei der Übersetzerin wird daraus der Vormittag. Warum sie Felix auf den „steilsten“ Felsenspitzen herumklettern läßt, ist schlechterdings nicht ersichtlich.

<sup>86</sup> Goethe: *Wilhelm Meisters Wanderjahre*. Erster Teil. DTV-Gesamtausgabe Bd. 17. München 21969, S. 8.

<sup>87</sup> *Wilhelm Meister* (wie Anm. 46), Bd. II, S. 1.

Diese Beispiele mögen genügen, um die „Methode Carlowitz“ als unannehmbar zu denunzieren. Kürzungen werden nicht kenntlich gemacht, im Gegenteil! Auf dem Titelblatt des Wilhelm Meister heißt es ausdrücklich „Traduction complète.“ Zusätze, die dem Textverständnis dienen sollen, werden kommentarlos untergeschoben; eine Anmerkung der Verfasserin bei schwierigen Stellen wäre ehrlicher gewesen. Die zahlreichen Ungenauigkeiten mögen auf das Konto eines forcierten Arbeitstempos gehen.

Es steht zu befürchten, daß die hier formulierte Kritik, die auf der Untersuchung von drei kürzeren Passagen in zwei Werken beruht, auf die ganzen übrigen Übersetzungen ausgedehnt werden muß. Das französische Publikum hat sicher etwas von Goethe, Schiller, Herder, Klopstock und Jean Paul gelesen, aber eben keinen vollständigen Text, der den Wortlaut des Originals so gut wie irgend möglich wiedergibt. Niemand sah der Übersetzerin auf die Finger, ein sprachkundiger Lektor war offensichtlich nicht am Werk, um die größten Mißgriffe zu korrigieren und Schnitzer zu eliminieren. Es existierte keine Instanz, die eine Kontrollfunktion ausübte, um Dichter und Schriftsteller posthum vor solchen „Übersetzungen“, die einer Verstümmelung ähnlich sahen, zu schützen. Bei aller Anerkennung der Verdienste, deutsche Klassiker dem französischen Leser erstmals oder erneut vermittelt zu haben, kann man Frau von Carlowitz den Vorwurf nicht ersparen, daß gewissenhaftes, unbedingt wortgetreues Übersetzen nicht zu ihren Prinzipien gehörte. Daran ändert auch ihre naive Überzeugung nichts, es richtig gemacht zu haben, die sie im Vorwort zu *Mémoires de Goethe* formuliert: „Nous avons essayé de faire mieux que nos devanciers et nous pensons avoir reproduit l'oeuvre de Goethe dans sa forte individualité et dans sa puissante originalité.“<sup>88</sup>

Ihre Tätigkeit im Dienste des deutsch-französischen Literaturtransfers erforderte Beziehungen zu Kollegen im In- und Ausland. Die spärlichen Briefe und Zeugnisse der Zeitgenossen, die bisher aufgefunden wurden, erhellen nur wenig die Milieus, in denen sie sich bewegte. Aus einem Brief vom 2. August 1838 an den damaligen Literaturprofessor O.L.B. Wolff in Jena, einziger bekannter Korrespondent in Deutschland, geht hervor, daß er den Kontakt zu ihr aufnahm, nachdem er etwas von ihr gelesen hatte.<sup>89</sup> Man erfährt weiterhin, daß sie über einen Mittelsmann

<sup>88</sup> *Mémoires de Goethe* (wie Anm. 76), Bd. I, „Avant-propos du traducteur“, S. VI.

<sup>89</sup> Varnhagen-Sammlung in der Biblioteka Jagiellońska (Krakau). Siehe auch Ludwig Stern: *Die Varnhagen von Ense'sche Sammlung in der Königlichen Bibliothek*

namens Laforges „articles“ an den Leipziger Verleger J.J. Weber geschickt hatte, die für die „Buchhändler-Zeitung“ bestimmt waren. Darunter befand sich ein Aufsatz, der als „Einleitung einer genauen Beschreibung der armseligen tripotage wodurch sich hier alles was zur Literatur gehört fortzuhelfen sucht“ bezeichnet wird, also wohl eine kritische Schilderung des literarischen Lebens in der französischen Hauptstadt, das sie aus unmittelbarer Anschauung und Erfahrung als Schriftstellerin kannte. Die „Buchhändler-Zeitung“ müßte mit der *Allgemeinen Leipziger Zeitung für Buchhandel und Bücherkunde* identisch sein, die J.J. Weber von 1838-1839 herausgab und die wahrscheinlich unter redaktioneller Leitung Wolffs stand.<sup>90</sup> Sie kündigt ferner an, daß sie einen Aufsatz von ihm über „Berliner Nächte“ für die *Revue du Nord* übersetzt habe. Er ist nicht mehr erschienen, da die Zeitschrift mit der Nummer vom September 1838 einging.

Zu den persönlichen Beziehungen der Frau von Carlowitz in Paris heißt es in ihrem Nachruf, immer mehr „Notabilitäten“ hätten ihre Gesellschaft gesucht, aber Namen werden leider nicht genannt.<sup>91</sup> Zum Bekanntenkreis von George Sand oder Marie d'Agoult, zu denen keine Affinität bestand, gehörte sie jedenfalls nicht. Der Kritikerpapst Sainte-Beuve erwähnt sie weder in seinen Schriften noch fällt ihr Name in seiner Korrespondenz. Börne und Heine nahmen von ihrer Existenz keine Notiz. Anhaltspunkte zu ihrem gesellschaftlichen Umgang ergeben sich

---

zu Berlin. Berlin 1911, S. 128. – Anfragen bei der Österreichischen Nationalbibliothek und bei der Zentralkartei der Autographen in der Staatsbibliothek Berlin erbrachten keine Nachweise von Carlowitz-Autographen.

<sup>90</sup> In der *Revue du Nord* (wie Anm. 25), S. 518 folgende Ankündigung: „Chaque semaine, le Buchhaendler-Zeitung donnera une feuille d'impression in-4°. L'année se composera donc de 52 feuilles d'impression, non compris les feuilles supplémentaires.“ In Bd. II, 1836, letzte Seite wird J.J. Weber als „correspondant et commissionnaire“ der *Revue du Nord* in Leipzig empfohlen. Weber hatte sich seinerzeit längere Zeit in Paris aufgehalten, um Erfahrung im Buchhändlergeschäft zu sammeln. Wolfgang Weber: *Johann Jakob Weber. Ein Beitrag zur Familiengeschichte*. Leipzig 1928 erwähnt weder Frau von Carlowitz noch geht er auf die Beziehungen Webers zur *Revue du Nord* ein. – Estermann (wie Anm. 29), S. 433 führt Aloyse von Carlowitz nicht unter den Autoren der *Allgemeinen Leipziger Zeitung für Buchhandel und Bücherkunde* auf. Daß Wolff das Blatt redigierte, läßt sich aus der Tatsache schließen, daß die Carlowitz es ihm gegenüber „Ihre Zeitung“ nennt.

<sup>91</sup> Maupré (wie Anm. 62).

aus einem Brief von 1845<sup>92</sup>, den sie an die Gräfin Chalot richtete, geborene Charlotte Vanhove (1771-1860), Witwe des Orchestermusikers Petit und des berühmten Tragöden Talma, in dritter Ehe mit einem belgischen Adeligen verheiratet. Mit überschwenglichen Worten wird die befreundete, ehemalige Schauspielerin der Comédie Française zu einer Soirée bei Frau von Carlowitz eingeladen, um sie mit der „baronne de Bornstedt“ bekannt zu machen, „célèbre en Allemagne pour ses poésies.“ Gleichzeitig bittet sie auch, einen „M. Petit“ und einen „M. Carré“ mitzubringen. Bei diesen Herren könnte es sich einmal um einen Sohn oder aber um einen Verwandten ihres ersten Mannes handeln, zum anderen um Michel Carré (1817-1872), einen erfolgreichen Komödienschreiber und Librettisten. Interessanter ist jedoch die Erwähnung der Baronin von Bornstedt, der angeblich in Deutschland berühmten Dichterin. Sie könnte mit Luise von Bornstedt identifiziert werden, die die Droste mit ihrer Freundschaft verfolgt hatte. Sie hatte sich bereits 1843 auf Einladung der Gräfin Bocarmé in Paris aufgehalten, wo die beiden Damen gemeinsam mit Balzac Umgang gepflegt hatten, bis sie sich seinetwegen überwarfen und die Bornstedt von ihrer Gastgeberin ungnädig verabschiedet wurde.<sup>93</sup> Nach einem kurzen Aufenthalt in der Schweiz und in Magdeburg liegt ihr weiterer Verbleib im Dunkeln.<sup>94</sup> Es könnte sehr wohl sein, daß sie noch einmal nach Paris zurückkehrte, vielleicht diesmal auf Einladung der Baronin von Carlowitz, mit der sie zumindest die Schriftstellerei und eine exaltierte Religiosität verbanden.

Als freischaffende Literatin mußte sie bestrebt sein, immer neue Kontakte zu Persönlichkeiten und Publikationsorganen zu knüpfen, um Aufträge und Stoff zu einem Artikel zu sammeln. So wurde sie auf einen in Paris lebenden deutschen Dichter aufmerksam, nämlich auf Georg Herwegh, und suchte eine Annäherung mit folgendem Schreiben:

<sup>92</sup> Bibliothèque de l' Arsenal (Paris). Signatur: Ms 14642 (8). Das Jahr 1845 ergibt sich aus dem Poststempel, die Angabe „samedi 11“ kann entweder den 11. Januar oder den 11. Oktober bedeuten.

<sup>93</sup> Susanne Freund: „Eine unbekannte Dame in Paris – Ida du Chasteler Comtesse de Bocarmé.“ In: *Droste-Jahrbuch*, Bd. 3 (1991-1996), Paderborn 1997, S. 273-287, hier S. 278f. – Auf diesen Aufsatz machte Jan-Christoph Hauschild (Düsseldorf) aufmerksam, der die Forschungen zur Baronin von Carlowitz auf mancherlei Weise förderte.

<sup>94</sup> Freund (wie Anm. 93), S. 282f.

Monsieur,

Le journal l'Epoque m'a chargée de rendre compte des productions les plus remarquables de la littérature allemande, et j'ai du nécessairement penser à vos nobles et belles poésies. J'ai demandé à M. Chlandosky comment je pourrais me les procurer, c'est à cette occasion qu'il m'a appris que vous étiez à Paris. Il est sans doute inutile de vous dire, Monsieur, que je serais charmée de faire la connaissance du grand poète dont les beaux vers parlent à tous les cœurs allemands, et que je saurai faire apprécier par les français. Peut être aussi ne serez vous pas fâché de vous trouver en rapport avec une allemande francisée qui a eu le bonheur de faire couronner par l'académie française, Klopstock, Schiller et Herder.

On est sur de me trouver chez moi, tous les vendredis, surtout le soir.

Mes compliments empressés pour Madame; le portrait que Madame Chlandoska m'en a fait, me prouve qu'elle est la digne compagne d'un homme tel que Vous. Recevez, je vous prie, pour elle et pour vous l'expression de ma haute estime et de ma vive sympathie.

Paris ce 6 mai 1846  
Rue neuve St. Gilles.  
Au Marais

B<sup>onc</sup>e Aloyse de Carlowitz

Von einer Reaktion Herweghs auf diesen Brief<sup>95</sup> weiß die Forschung nichts. Er wird auf das Angebot, seine Dichtungen dem französischen Publikum vorzustellen, kaum eingegangen sein. Noch weniger dürfte er auf eine Bekanntschaft mit einer „französierten“ deutschen Baronin Wert gelegt haben, und es ist unwahrscheinlich, daß er sich von seinem Domizil in der rue Barbet de Jouy in die rue Neuve St. Gilles (heute rue St. Gilles) begeben hat, um sich von ihr interviewen zu lassen. Doch ist dieser Brief von Interesse, denn er beweist die Rolle, die die von dem polnischen Emigranten Adam Chlendowski betriebene deutsch-französische Buchhandlung in der rue du Jardinets spielte: sie war Umschlagplatz für Adressen und Neuigkeiten.<sup>96</sup> Die Durchsicht der existierenden

<sup>95</sup> Herwegh-Archiv im Dichter- und Stadtmuseum Liestal (Schweiz). Signatur: BRH 128. Diplomatische Transkription.

<sup>96</sup> Anmerkung zu Chlendowski, der vorübergehend als Verleger Balzacs fungierte, in: *Correspondance de Balzac*, hrsg. von Roger Pierrot, Bd. 4, Paris 1966, S. 813. – Die Gräfin Bocarmé war mit der Frau Chlendowskis, eines polni-

Jahrgänge (Oktober 1845 – Februar 1847) der Zeitung *L’Epoque* ergab keinen Beitrag, der mit Carlowitz gezeichnet ist, weder zu Herwegh noch zur deutschen Literatur. Sie ist in diesem Blatt überhaupt sehr wenig vertreten<sup>97</sup>, und vielleicht war der geplante Herwegh-Artikel als Einstand gedacht, mit dem sich die Carlowitz vergeblich eine neue Publikationsmöglichkeit erhoffte. Sie schrieb ihn jedenfalls und brachte ihn zwei Jahre später im *Moniteur universel* unter.<sup>98</sup> Sie hatte offensichtlich nur oberflächlich zu Herwegh recherchiert, denn die wenigen biographischen Angaben zu seiner Person sind alle unrichtig. So soll er Ende 1841, nach mehreren Unterredungen mit Friedrich Wilhelm IV., als geächteter preußischer Untertan (!) nach Paris gekommen sein. Die fehlenden Fakten ersetzte sie durch die Übertragung von sechs Gedichten, so daß der Umfang einer Seite im Kanzleiformat erreicht wurde.

Weitere Nachrichten über die Tätigkeiten und Lebensumstände der Baronin von Carlowitz sind nur bruchstückhaft und vage. Sie soll sich vor ihrer Ankunft in Paris in verschiedenen französischen Provinzen aufgehalten und auch die Schweiz und Italien bis Neapel bereist haben. Von Frankreich aus unternahm sie die bereits erwähnte Donaureise und besuchte bei anderer Gelegenheit die größeren deutschen Staaten und die Norischen Alpen.<sup>99</sup> Sie hat Paris 1851 verlassen, wohl weniger, „um Gott und der Natur näher zu sein“, wie es ihrem Nachruf heißt, sondern eher aus finanziellen Gründen. Sie ließ sich zunächst in Bleury (Departement Eure-et-Loir, etwa 60 km südwestlich von Paris) nieder, wo sie in einem Herrenhaus zur Miete wohnte.<sup>100</sup> Ab 1860 war sie Mieterin in dem Schößchen Le Mesnil in der Nachbargemeinde Gallardon.<sup>101</sup> Frau von

---

schen Adelligen, befreundet, s. Freund (wie Anm. 93), S. 284. Frau von Carlowitz kannte sie, und vielleicht auch die Gräfin Bocarmé.

<sup>97</sup> In Nr. 132 vom 11. Februar 1846 eine Erzählung „Schwartzkopf le braconier“, aus dem Deutschen übersetzt von Joseph Bernier. In Nr. 135 vom 14. Februar ein Artikel „Varnhagen de Ense“ von Heinrich Seuffert. Ansonsten wird das Feuilleton von Namen wie George Sand, Balzac, Paul Féval etc. beherrscht.

<sup>98</sup> Aloyse Carlowitz: „*Poésies d’un vivant*, par Georges Herwegh.“ In: *Moniteur universel. Journal officiel de la République Française*. Nr. 170 vom 18. Juni 1848 (3<sup>e</sup> supplément), S. 1420.

<sup>99</sup> Maupré (wie Anm. 62).

<sup>100</sup> Mitgeteilt von Maurice Vié, einem tiefen Kenner der Lokalgeschichte Gallardons und Umgebung, der den Verfasser mit Hinweisen, Nachforschungen und Kopien großzügig unterstützte.

Carlowitz, die von ihrem Grabredner als eine imposante Erscheinung („d'une mâle et vigoureuse constitution physique“) charakterisiert wurde, starb am 30. April 1863 an den Folgen eines nicht näher beschriebenen Unfalls.<sup>102</sup> Es muß angenommen werden, daß ihr Schwager René Pierre Joseph Dutertre de la Bouverie ihren Nachlaß versteigern ließ<sup>103</sup> und daß ihre gesamten Entwürfe, abgeschlossenen Manuskripte und Briefschaften in seine Hände gerieten. Darunter befanden sich Aufzeichnungen zu ihren Memoiren, die sie schon früh angekündigt hatte.<sup>104</sup> Vielleicht wäre ihr Lebensbericht ihr bestes Buch geworden, aber seine eventuelle posthume Veröffentlichung mußte ein Mitglied der Familie Dutertre aus begreiflichen Gründen zu verhindern suchen.

---

<sup>101</sup> In der Stadtbibliothek Chartres, unter der Signatur Hou 17, No 2 ist ein undatierter Zeitungsartikel als Ausschnitt archiviert: „Une grande méconnue: La baronne de Carlowitz.“ Verfasser ist vermutlich der Volksschullehrer Houdin. Der Artikel bringt nur wenige brauchbare Fakten und enthält eine Reihe von Fehlern, umfaßt jedoch eine Zeichnung des Schließchens Le Mesnil.

<sup>102</sup> Maupré (wie Anm. 62).

<sup>103</sup> Dieser Schwager, dessen Anwesenheit in Gallardon zu Lebzeiten der Frau von Carlowitz und bei ihrem Tod und Begräbnis nicht nachgewiesen werden kann, ließ am 11. September 1863 im Schließchen Le Mesnil Hausrat versteigern. Der Erlös von 458,50 Franken wurde ihm am 22. März 1864 vom Notar Bigot (Gallardon) übergeben (Archives départementales d'Eure-et-Loir, Signatur: 2 E 49 479 und 2 E 49 483). Am 26. November 1863 erwarb er eine Grabstätte auf dem Friedhof in Gallardon, und zwar neben dem Grab seiner Schwägerin (Urkunde im Rathaus von Gallardon). Beide Gräber haben bis 1953 bestanden, wie Maurice Vié herausgefunden hat (Brief vom 12. Januar 2001).

<sup>104</sup> Azais (wie Anm. 6), S. 91.





## 2. KÜNSTLERISCHER TRANSFER



Michael Werner (Paris)

## Deutsch-französische Verflechtungen im Pariser Musikleben der Julimonarchie

Auf einer Karikatur Daumiers aus dem Jahre 1843 sieht man zwei Bürger vor einem Plakat, das ein Konzert der Pianisten Franz Liszt und Alexander Dreyschock ankündigt. Bei dem Versuch, die deutschen Musikernamen auszusprechen – Liszt wird als „Lits“ verballhornt – zerbrechen sie sich die Zunge und machen ihrem Unmut über die Überfremdung des Pariser Musiklebens sowie auch über die Tatsache Luft, dass der ganze Spaß auch noch teures Geld koste.<sup>1</sup>

Daumier reagierte mit dieser Lithographie auf ein Phänomen, das vielen zeitgenössischen Beobachtern auffiel: die immer stärkere Präsenz deutscher Musiker im damaligen Paris der Julimonarchie, ein Vorgang, der vielfach als eine Verdeutschung des Pariser Musiklebens interpretiert wurde. Der empirische Tatbestand als solcher ist kaum anzuzweifeln, selbst wenn er – im Verhältnis zu anderen Formen des Kulturtransfers – relativ wenig erforscht ist. Die Interpretation dagegen, die nationalen Kategorisierungen von Musik und Musikleben, bedarf der Erläuterung. Mit ihr reagierten Musikkritik wie Publizistik auf Veränderungen der musikalischen Praktiken und des Konzertwesens, d.h. auf Transformationsprozesse, die in weiterem Sinne den sozialen Ort von Musik betrafen. Zugleich signalisiert sie einen Wandel in der Wahrnehmung von Musik, der sowohl die Einstellung des Publikums als auch die Selbsteinschätzung der Akteure umfasste, seien es nun die Musikausübenden selbst oder die Veranstalter, die Musikverleger oder -kritiker. Wie in der Literatur und in den bildenden Künsten war die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts auch in der Musik eine Zeit des tiefgreifenden Umbruchs.

Dabei ist gerade im Falle der Musik eine paradoxe Beobachtung zu machen. Einerseits unterlag das musikalische Leben einem besonderen Internationalisierungsdruck. Musiker wie Musik zirkulierten in einem wachsenden Raum, die Zentren des musikalischen Lebens bildeten ein übernationales Netzwerk, in das sich auch die kleineren Knotenpunkte der Residenzen und der Bürgerstädte eingliederten. Zugleich kam es andererseits zu einer Nationalisierung der mit der Musik verbundenen

---

<sup>1</sup> Honoré Daumier: Une annonce de concert. In: *La Caricature*, 12. März 1843.

Repräsentationen: Musik wurde als Ausdruck nationaler Eigenheiten verstanden, und damit potentiell zum überzeitlichen Identifikationsmuster und Erkennungszeichen. In diesem gesamteuropäischen Prozess, der hier im Einzelnen nicht entfaltet werden kann, ist die deutsch-französische Komponente von besonderem Interesse. Zumal die Diskussion um den Wagnerismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts<sup>2</sup> signalisiert eine Polarisierung, die auch mit den politischen Entwicklungen zusammenhing und deren Folgen bis in die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts zu beobachten sind. Vereinfacht gesprochen, ging es um die Verteidigung – oder Generierung – einer „französischen“ Musik gegen die als dominant empfundene Position der „deutschen“ Musik, die sich ihrerseits mit Wagner ideologisch „nationalisiert“ habe.

Die Grundsteine zu dieser Auseinandersetzung wie generell der deutsch-französischen Musikbeziehungen wurden indessen in der Zeit zwischen 1815 und 1850 gelegt. Damals wurden die sozial- und kulturgeschichtlichen Voraussetzungen, die entsprechenden Muster geschaffen und die entscheidenden Weichen gestellt. Im vorliegenden Beitrag sollen dazu einige Informationen beigebracht und Hypothesen aufgestellt werden. Damit soll zugleich ein Beitrag zu einem bislang wenig erforschten Gebiet des deutsch-französischen Kulturtransfers im 19. Jahrhundert geleistet werden.<sup>3</sup>

## Sozialgeschichtliche Bedingungen

Die Zunahme des musikalischen Transfers zwischen Deutschland<sup>4</sup> und Frankreich fußte auf einem sozialgeschichtlichen Sockel, der in sich wie-

<sup>2</sup> Vgl. hierzu *Von Wagner zum Wagnérisme. Musik, Literatur, Kunst, Politik*, hrsg. von Annegret Fauser und Manuela Schwartz. Leipzig 1999.

<sup>3</sup> Im folgenden konzentriert sich die Darstellung auf Paris, wodurch der Blickwinkel zweifellos stark verkürzt wird. Eine umfangreichere Analyse hätte die Situation in den Provinzstädten mit einzubeziehen und ergäbe mit Sicherheit ein differenzierteres Bild. Das Musikleben in den Städten der Provinz zwischen 1750 und 1900, zu dem in letzterer Zeit einige neue Monographien vorgelegt wurden (vgl. etwa Sylvie Granger: *Musiciens dans la ville 1600-1850*. Paris 2002; François Lesure: *Dictionnaire musical des villes de Province*. Paris 1999), ist Thema eines kollektiven von Patrick Taieb und Hervé Lacombe am Institut universitaire de France durchgeführten Forschungsprojektes.

<sup>4</sup> Als „Deutschland“ wird hier und im Folgenden keine staatliche Einheit bezeichnet, sondern der überwiegend deutschsprachige Raum, der auch Teile Österreichs, Böhmens, der Schweiz usw. umfasste.

derum mittelfristige Entwicklungen und konjunkturbedingte Faktoren umfasste. Die wichtigsten darunter seien im Folgenden kurz umrissen.

Als erstes ist auf die Tradition der Musikerreisen zu verweisen. Seit dem Mittelalter gehörte die Reise zu den Attributen des Musikerberufs. Nicht umsonst ist der „fahrende Musikant“ sprichwörtlich geworden. Musiker reisten zunächst individuell, dann aber – vor allem seit dem Aufschwung der italienischen Musik im 17. Jahrhundert – auch kollektiv, in kleineren Gruppen sowie als Orchestertruppen und Opernensembles. Für den hier zur Debatte stehenden Zusammenhang sind indessen vor allem die individuellen Reisebewegungen von Bedeutung. Die soziale Differenzierung der Musiker, die Professionalisierung der Ausbildung Ende des 18. Jahrhunderts wie auch die Entwicklung des musikalischen Marktes, die Bildung eines bürgerlichen Publikums trugen zu einer Verstärkung der Zirkulation bei. Das Wechselspiel von Angebot und Nachfrage strukturierte in wachsendem Maße die Mobilität der Musiker. Zum einen implizierte die Musikerlaufbahn die Anerkennung auf wechselnden Schauplätzen, vor verschiedenem Publikum. Die Reisebewegung umfasste alle Arten und Klassen von Musikern, vom Spielmann bis zum Instrumentalvirtuosen. Wer ein etablierter Musiker werden wollte, hatte auf Reisen zu gehen, nicht nur, um zu lernen – das war die ältere Begründung –, sondern nunmehr vor allem, um sich überregional zu bewähren und sich eine Reputation aufzubauen, die ihrerseits weiter wertbar war.

Die sich dabei herausbildenden Reisewege waren keineswegs zufällig oder willkürlich, sondern folgten einer deutlichen Logik. Die Entwicklung des Musikpublikums war in den Metropolen Westeuropas, wo sich die älteren aristokratischen Eliten mit dem aufkommenden Bürgertum mischten, besonders vorangeschritten. Allen voran zogen London und Paris Musiker aus allen Teilen Europas an. Beide Städte waren Knotenpunkte eines internationalen und eines nationalen Netzwerkes musikalischer Aktivitäten, besondere Verdichtungen, welche die Wanderungsbewegungen der Musiker strukturierten und umleiteten. Auf der anderen Seite „produzierten“ die Länder Süd-, Mittel- und Mittelosteuropas zahlreiche Musiker, die von den dortigen Märkten nicht aufgenommen werden konnten. Die Folge davon war eine Abwanderung nach Westen und Norden, die sowohl zahlreiche anonyme Orchestermusiker wie auch herausragende Solisten und Komponisten umfasste. Manche unter ihnen verbrachten nur eine vorübergehende Zeit in Frankreich, England oder Belgien, andere ließen sich dort dauerhaft nieder. Sogar in den Klassen

des Pariser Konservatoriums etwa, der Pflanzstätte der französischen Musik, unterrichteten zahlreiche Lehrer aus Italien, Deutschland, Böhmen und Ungarn.<sup>5</sup> Doch auch die Konservatorien der großen französischen Provinzstädte wurden von der Bewegung erfasst.<sup>6</sup>

In diesem allgemeinen Internationalisierungsprozess war nun eine Sonderentwicklung auszumachen, die in Paris ab 1830 kulminierte. Sie betraf zum einen die Gruppe der Instrumentalvirtuosen und zum anderen die deutschen bzw. österreichischen Musiker, die damals die Konzertsaison zu beherrschen begannen. Wie noch zu zeigen sein wird, waren viele darunter gleichzeitig auch Komponisten und Lehrer, sodass ihre Aktivitäten auf vielfältige Weise in das Pariser Musikleben verwoben waren. Die meisten Instrumentengattungen waren vertreten, die Geiger etwa mit Heinrich Wilhelm Ernst, Heinrich Panofka und Johann Sina. Besonders stark traten indessen die Pianisten in Erscheinung, deren Instrument sich damals noch in einem grundlegenden technischen Reifungsprozess befand und nicht nur das Konzertleben, sondern generell das Verhältnis zu Musik nachhaltig umgestaltete.<sup>7</sup> Unter ihnen seien nur Henri (Heinrich) Herz, Adolf Kalkbrenner, Sigismund Thalberg (der Rivale Franz Liszts), Ferdinand Hiller, Stephen Heller, Eduard Wolff, Johann Peter Pixis, Eduard Franck, Sigismund Goldschmidt und Franz Liszt selbst genannt, der zum Beginn seiner Pariser Karriere vielfach als „Deutscher“ wahrgenommen wurde. Daneben trifft man eine große Anzahl mehr oder weniger zweit- und dritrangiger Musiker, etwa die später als Heines „Mouche“ bekannt gewordene Elise Krinitz, die in den vierziger Jahren als Pianistin auftrat.

Zu diesen mittel- und langfristig in Paris ansässigen Virtuosen kamen die durchreisenden Musiker, die nur für eine Reihe von Konzerten oder für eine Saison Station machten, aber ebenfalls einen wichtigen Beitrag zum musikalischen Transfer leisteten. Man denke etwa an Karl Halle und Ignaz Moscheles, die sich in London niedergelassen hatten, an Clara Wieck, an Felix Mendelssohn, an den oben erwähnten Alexander Dreyshock oder Theodor Döhler. Vielfach sind keine genauen Grenzen

<sup>5</sup> Hier seien nur Anton Reicha, Ignaz Ladurner, Heinrich Herz und Meyerbeer genannt. Vgl. *Le Conservatoire de Paris. Des Menus-Plaisirs à la Cité de la musique, 1795-1995*, hrsg. von Anne Bongrain und Yves Gérard. Paris 1996.

<sup>6</sup> Vgl. Marie-Claire Lemoigne-Mussat: *Musique et société à Rennes aux XVIII<sup>e</sup> et XIX<sup>e</sup> siècles*. Genf 1988.

<sup>7</sup> Vgl. Cyril Ehrlich: *The piano. A history*, Oxford 1990 (2. überarbeitete Auflage).

zwischen den Reisenden und den für kürzere Zeit Ansässigen zu ziehen – ein Zeichen dafür, dass die wachsende Mobilität die traditionelle soziale Typologie der Musiker veränderte.

Ein weiterer Grund für die raschere Zirkulation der Personen ist in der Entwicklung des Virtuositums auszumachen. Auch hier liegt eine ältere Tradition vor, die dann Anfang des 19. Jahrhunderts in neue Bahnen gelenkt wurde. Reisende Virtuosen gab es schon seit dem 17. Jahrhundert. Aber erst die Formierung eines breiteren Publikums, das über die älteren Amateur- und Liebhaberkreise hinausging, schuf die Grundlage zu dem neuen Typen des Virtuosen, der unter Anteilnahme der Medien auf Tournee ging und seiner Kunst neue Zuhörer – und Zuschauer – zu erschließen vermochte. Der historische Durchbruch gelang Paganini. Pianisten wie Liszt, Thalberg, Herz, Violonisten wie Vieuxtemps und Hauser traten in seine Fußstapfen. London und Paris waren unumgängliche Stationen auf der Virtuosenlaufbahn, die dann freilich auch viele andere Orte einbezog. Die Ankunft und die Tätigkeit der Virtuosen bescherten der Stadt Gesprächsstoff wie erhöhte Umsätze. Zugleich beleuchteten sie die Internationalisierung des Musikbetriebs.

Zum Virtuositum gehört auch eine seiner historisch vorgelagerten Spielarten: das Wunderkind. Auch von dieser Spezies gab es zum fraglichen Zeitraum, nach Mozart und Beethoven, so manche neue Verkörperungen, von denen dann einige wenige den Sprung in den Virtuosenstatus schafften. Die solideren waren etwas älter als die Vorgänger aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: der junge Liszt debütierte mit 11 in Wien, mit 13 in London und Paris; der Geiger Joseph Joachim mit 12 in Leipzig und mit 13 ebenfalls in London. Virtuosen und Wunderkinder belegen auf ihre Weise die internationale Legitimationsfunktion der westlichen Hauptstädte: Hier mussten sich die betreffenden Musiker die ersten Sporen verdienen. Erst wenn man sich dort einmal einen Namen gemachte hatte, konnte man sich mit einiger Aussicht auf Erfolg auf Tournee begeben.

## Infrastrukturen

Die Präsenz der deutschen Musiker in Paris beschränkte sich indessen nicht nur auf Personen. Sie war mit einer ganzen Reihe Veränderungen verbunden, welche die Infrastruktur des musikalischen Lebens betrafen. Als erstes ist hier der Verlag und Vertrieb von Musikalien anzuführen.

Die Internationalisierung des Buchhandels<sup>8</sup> erfasste zu Beginn des 19. Jahrhunderts auch den Bereich des Musikverlags. Der Berliner Musikalienverleger Adolf Martin Schlesinger gründete in den 1820er Jahren Filialen in London und Paris. Besonders die Pariser Niederlassung, um die sich sein Sohn Moritz Schlesinger kümmerte, gewann rasch an Bedeutung und stieg zu einem der wichtigsten Pariser Musikverlage auf.<sup>9</sup> Schlesinger verlegte zunächst vor allem „deutsche“ Musik, etwa Beethoven, Haydn, Mozart, Weber, Hummel und Moscheles, veröffentlichte Gesamtausgaben, zahllose Klavierauszüge, bevor er sich später auch anderer Musik zuwandte. Der Verlag und die urheberrechtliche Verwertung von Meyerbeers Erfolgsoper *Robert le Diable* (1831) trug zur Festigung seiner Stellung bei. Zugleich expandierte er in neue Gebiete. Er gründete 1834 die erste, wöchentlich erscheinende Spezialzeitung für Musik, die *Gazette musicale*, die ab 1835 in die *Revue et gazette musicale* umgewandelt wurde und eine führende Rolle in der Pariser Musikkritik spielte. Parallel dazu organisierte er selbst Konzerte für die Abonnenten seiner Zeitung, die zu den musikalischen Großereignissen der Saison gehörten. So schuf er sich ein wahres Imperium, dessen Bauteile sich gegenseitig ergänzten und für dessen Wohlergehen er in der *Revue* beständig die Werbetrommel rühren konnte.<sup>10</sup> Im Jahre 1846 verkaufte er das Unternehmen an die ebenfalls aus Preußen stammenden Brüder Louis und Gemmy Brandus, die es bis 1887 im selben Sinne weiterführten.<sup>11</sup>

<sup>8</sup> Michael Werner, Les libraires comme intermédiaires culturels: remarques à propos du rôle des libraires allemands en France au XIX<sup>e</sup> siècle. In: *L'Europe et le livre. Réseaux et pratiques du négoce de librairie, XVI<sup>e</sup>-XIX<sup>e</sup> siècles*, hrsg. von Frédéric Barbier, Sabine Juratic, Dominique Varry. Paris 1996, S. 527-542.

<sup>9</sup> Vgl. Anik Devriès: Un éditeur de musique « à la tête ardente », Maurice Schlesinger. In: *Fontes Artis Musicae* 27 (1980), S. 125-136, sowie *Dictionnaire des éditeurs de musique français*, hrsg. von Anik Devriès und François Lesure. Genf 1988, Bd. 2, S. XX-XX, und Helga Jeanblanc: *Des Allemands dans l'industrie et le commerce du livre à Paris (1811-1870)*, Paris, 1994, S. 256-258. Schlesinger und seine Frau Elisa lieferten das historische Vorbild für das Ehepaar Arnoux in Flauberts Roman *Education sentimentale*.

<sup>10</sup> Die entsprechenden Praktiken wurden von manchen Musikern als abstoßend oder auch kunstfeindlich empfunden. Stephen Heller etwa beschwerte sich über die erniedrigende Transskriptionsarbeit für Klavierbearbeitungen, die ihm Schlesinger auferlegte. Vgl. Stephen Heller: *Lettres d'un musicien romantique à Paris*, hrsg. von Jean-Jacques Eigeldinger. Paris 1981, S. 79f.

<sup>11</sup> Zum Verlag Brandus vgl. Anik Devriès: La maison Brandus. Heurs et malheurs d'un commerce d'éditions musicales au XIX<sup>e</sup> siècle. In: *Revue de musicologie* 1984, S. 51-82.



Veränderungen der Infrastruktur waren auch im Bereich des Instrumentenbaus<sup>12</sup> zu beobachten. Auch auf diesem Gebiet bestand auf der einen Seite eine ältere handwerkliche Zuwanderungstradition, die vor allem den Cembalo- sowie den Geigenbau betraf. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts setzte dann eine erste Welle der Industrialisierung – genauer: der Rationalisierung der Herstellungsverfahren ein, insbesondere im Klavierbau. Ein Großteil der in Paris niedergelassenen Hersteller waren in Deutschland und Österreich geboren, vor allem die bekanntesten wie Ignace Pleyel, Johann Heinrich Pape, Heinrich Herz, während Sébastien Erard aus Straßburg stammte. Auch unter den mittelgroßen Klavierbauern kamen viele aus dem Osten, so Wilhelm Petzold (Sachsen), Karl Lemme (Braunschweig), Johann Christian Dietz (Darmstadt), Tobias Schmid (Nassau) oder Johann Georg Kriegelstein (Oberelsass). Ein Teil wiederum dieser Klavierhersteller waren als Konzertveranstalter tätig, so Herz, Pleyel, Erard, Dietz und Petzold, die jeweils eigene Konzertsäle betrieben. So schließt sich der Kreis in einer Landschaft des musikalischen Lebens und vor dem Hintergrund eines Marktes, der die Funktionen der einzelnen Akteure – Musiker, Verleger, Instrumentenbauer, Impresarios und Konzertorganisatoren – vielfach noch nicht ausdifferenziert hatte. Dabei diente der Konzertsaal des Hauses Pleyel – um nur ein Beispiel zu nennen – nicht nur für Klavierkonzerte, sondern auch für Streicher- und Bläserdarbietungen sowie für Konzerte von Musikgesellschaften.

## Wandel in der Musikkultur

Der Wandel der sozialgeschichtlichen Strukturen des musikalischen Lebens verweist indessen nur auf die eine Seite des in Frage stehenden Transfers. Die andere betrifft die Musik selbst, ihre Ästhetik wie ihre Wahrnehmung sowie die mit der Rezeption verbundenen Vorstellungen. Generell ist davon auszugehen, dass deutsche Musik zu Anfang des 19. Jahrhunderts – sieht man von dem Vorspiel Glucks ab, dessen Reformopern in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts auf der Pariser Szene zu heftigen Auseinandersetzungen geführt hatten – in Frankreich noch kaum bekannt war. Mozart hatte bei seiner Parisreise 1778 sowie

---

<sup>12</sup> Vgl. Hierzu Malou Haine: *Les facteurs d'instruments de musique à Paris au XIX<sup>e</sup> siècle. Des artisans face à l'industrialisation.* Bruxelles 1980.

posthum während des Direktoriums mit einer Aufführung der *Zauberflöte* durch eine Wiener Truppe einen Achtungserfolg errungen.<sup>13</sup> Aber zu Beginn der Restauration beherrschten die Italiener – Rossini, Bellini, Donizetti und Cherubini, der außerdem noch Direktor des Konservatoriums war – noch nach wie vor die Szene. Daneben hatte sich eine französische Operntradition erhalten, zu der man in der Nachfolge Gossecs etwa Boieldieu und Auber rechnen konnte. – Drei Faktoren, bei denen allen der deutsch-französische Transfer eine wichtige Rolle spielte, bestimmten nun den für die Musikgeschichte so wichtigen Umbruch.

### Verschiebungen der Gattungshierarchie

Der erste Faktor hat mit der Verschiebung der Gattungshierarchien und den damit verbundenen internen Veränderungen sowohl der Opern- wie der Instrumentalmusik zu tun. Der mit Haydn beginnende Aufstieg der sinfonischen Musik am Wiener Hof zwang den Opernkomponisten – von Mozart bis Rossini – zur Auseinandersetzung mit einer neuen Formensprache und einem neuen Kunstanpruch. Die Entwicklung verstärkte sich mit Beethovens Symphonien, welche die Führungsrolle der Oper erfolgreich durchbrachen.<sup>14</sup> Nunmehr wurde die Position von Oratorium und Oper innerhalb der Gattungshierarchien auch in London und Paris diskutiert, wenn auch die soziale Vorrangstellung des Operntheaters zunächst ungebrochen blieb. Webers *Freischütz*, der 1825 in einer freizügigen Adaptation von Castil-Blaze aufgeführt wurde, löste eine heftige Debatte um neue Opernformen aus. Schließlich experimentierte Meyerbeer 1831 mit seinem *Robert le Diable* erfolgreich eine neue Art des historischen Musikdramas, eine gewisse Synthese von deutscher und italienischer Tradition, in die er ungewohnte Orchesterfarben und Chortableaus einbrachte und die Chopin als „Meisterwerk der neuen Schule“<sup>15</sup> bezeichnete. Damit wurde der Komponist aus Berlin nunmehr zum Inbegriff einer eigenen Opernform, die je nachdem als „deutsch“ oder „französisch“ charakterisiert wurde. Als der Maestro 1842 zum

<sup>13</sup> Vgl. Jean Mongrédien: *La musique en France des Lumières au romantisme, 1789-1830*. Paris 1985.

<sup>14</sup> Vgl. Carl Dahlhaus, Norbert Miller: *Europäische Romantik in der Musik. Bd 1: Oper und sinfonischer Stil 1770-1820*. Stuttgart 1999.

<sup>15</sup> Thérèse Marix-Spire: *Les romantiques et la musique*. Paris 1954.

Generalmusikdirektor in Berlin ernannt wurde, kommentierte Liszts Freundin, die Gräfin d'Agoult:

L'Allemagne et la France se disputent Meyerbeer. [...] Les deux pays ont eu une part presque égale à la formation de ce beau génie: ils en revendiquent les fruits avec des droits pareils. L'élément grave, profond et fort de la poésie germanique est comme la racine des œuvres de Meyerbeer, tandis que la clarté, le rythme, l'élégance et l'esprit de la poésie française leur donnent un éclat particulier.<sup>16</sup>

Auch wenn Meyerbeers Position im Pariser Musikleben, im Zusammenhang mit derjenigen seines Verbündeten Schlesinger, zu vielerlei Kommentaren Anlass gab, so war er doch auch nach seiner Anstellung als Generalmusikdirektor der königlichen Oper in Berlin, wo er übrigens nie in gleichem Maße wie in Paris Fuß fassen konnte, zweifellos eine der markantesten Persönlichkeiten des Pariser Musiklebens. Als Richard Wagner von 1839 bis 1842 in der französischen Hauptstadt seinen internationalen Durchbruch ins Werk zu setzen versuchte, begab er sich ganz natürlich unter die Fittiche Meyerbeers, betrachtete ihn als seinen entscheidenden Gönner, dem er „alles“ verdanke, zumal seine „künftige Berühmtheit“.<sup>17</sup> Erst im Nachhinein entwickelte er, an angebliche Versäumnisse und Falschheiten Meyerbeers anknüpfend, seine fatalen antisemitischen Ansichten über die „schädlichen“ Einflüsse des Judentums in der musikalischen Kulturindustrie.

Wenn somit auf der einen Seite die Pariser Oper bei Meyerbeer und später bei Berlioz sinfonische Komponenten in sich aufnahm, so tat dies auf der anderen Seite dem wachsenden Einfluss der Instrumentalmusik keinerlei Abbruch. Im Gegenteil erlebten insbesondere Beethovens Symphonien, die namentlich von dem Orchester des Konservatoriums unter der Leitung Habenecks regelmäßig aufgeführt wurden, einen wahren Triumph.<sup>18</sup> Für die gesamte Pariser Musikkultur, für die musikalische

<sup>16</sup> Daniel Stern (= Marie d'Agoult): Giacomo Meyerbeer. In: *La Presse*, 15. Oktober 1842.

<sup>17</sup> Brief an Robert Schumann vom 29. 12.1840. In: Richard Wagner, *Sämtliche Briefe*, hrsg. von Gertrud Stobel und Werner Wolf. Leipzig 1979, Bd. 1, S. 429.

<sup>18</sup> Richard Wagner berichtet in seiner Autobiographie, dass er Habeneck eine seine weitere musikalische Entwicklung prägende Aufführung der Neunten verdanke (Richard Wagner: *Mein Leben*, hrsg. von Eike Middell. Leipzig 1985, Bd. 1, S. 205).

Bildung französischer Komponisten wie Berlioz, Alkan und César Franck waren diese Konzerte von großer Bedeutung. Aber auch gewissermaßen auf breiter Front machte die Instrumentalmusik erhebliche Fortschritte. Sowohl die allgemeine Zahl der Konzerte wie auch der Anteil von Instrumentalmusik an den Konzertprogrammen stieg an.

### Ausweitung des Konzertlebens

Damit ist der zweite Faktor angesprochen: die zunehmende Differenzierung des Konzertangebots. Auf der einen Seite wurden Großveranstaltungen mit riesigen Orchestern und Chören organisiert, etwa anlässlich der Industrieausstellung von 1845 oder im Cirque olympique. Daneben lief das normale Konzertprogramm in eigens dafür eingerichteten Konzertsälen ab, mit berühmten Sängern und Instrumentalvirtuosen sowie mehr oder weniger umfangreicher Orchesterbegleitung. Auch reine Orchesterstücke wurden in die Programme eingestreut. Auf der anderen Seite fanden Liebhaber Konzerte in kleinerem Kreise statt, etwa mit Kammermusikprogrammen, die man einem größeren Publikum nicht zumuten konnte. Diese kleineren, erlesenen Konzerte waren zum Teil nur halböffentlich, wurden entweder von Kammermusikvereinigungen veranstaltet<sup>19</sup> oder fanden bei Privatleuten bzw. bei den Musikern selbst statt. Mit ihnen waren neue Formen des Hörens verbunden, Konzentration auf die musikalische Sprache. Sie erforderten eine höhere musikalische Bildung und eine mehr verinnerlichte Einstellung zur Musik. Auch hier kam Beethovens Musik eine herausragende Rolle zu, diesmal in Form der Klavier- und Streichersonaten, der Trios und vor allem der Streichquartette. Nicht nur eher publikumsscheue Musiker wie Chopin und Alkan, sondern auch extrovertierte Virtuosen wie Liszt und Ernst gaben sich im kleinen Rahmen entspannt. Ein bekanntes Gemälde von Josef Danhauser aus dem Jahre 1840 zeigt Liszt am Flügel, umgeben von Marie d'Agoult, George Sand, Alexandre Dumas, Berlioz, Paganini und Rossini. Auf dem Flügel ist als symbolischer Blickfang sowohl für die Gruppe wie für den Bildbetrachter eine überlebensgroße Büste Beethovens postiert.<sup>20</sup> Indessen eroberte die Kammermusik auch die Konzert-

<sup>19</sup> Vgl. hierzu Joël-Marie Fauquet: *Les Sociétés de musique de chambre à Paris de la Restauration à 1870*. Paris 1986.

<sup>20</sup> Original in der Nationalgalerie Berlin.

säle. Beethovens Streichquartette wurden in der Salle Pleyel erfolgreich von namhaften französischen Ensembles aufgeführt, wie demjenigen von Alard, dem der berühmte Cellist Franchomme angehörte, oder dem von Maurin, in dem mit Chevillard ein anderer bekannter Cellist spielte. Beide Quartette vereinigten ansonsten als Solisten angesehene Musiker.

Die Aufsplitterung in verschiedene Konzerttypen verlief aber nicht nur nach gattungsgeschichtlichen Kriterien. Auch eine soziale Differenzierung des Publikums lässt sich beobachten. Selbst wenn eigene Konzertreihen wie die von Padeloup, die explizit auf ein volksnahes Publikum zielten, erst nach 1848 gegründet wurden, so hatte die entsprechende Entwicklung doch schon zuvor eingesetzt. Seit 1819 galt die Musik auch als Mittel der Volksbildung und -erziehung. Schon damals wurde die Musikpädagogik Wilhems in einigen Pariser Grundschulen angewandt, 1833 wurde sie dann in allen Schulen eingeführt. Die Saint-Simonisten pflegten Gesang als zivilisatorische Maßnahme zur Erhebung der Seele. Sozialreformer wie Joseph Mainzer wollten in den dreißiger Jahren mit gezielter musikalischer Schulung die dunklen und zerstörerischen Energien des Volks läutern. Die Bewegung der Arbeitergesangsvereine, Orphéons genannt, erfasste weite Kreise der Hauptstadt wie der französischen Provinz.<sup>21</sup> Damit war der Grund für eine Ausweitung des Publikums gelegt, ohne welche die parallel erfolgende Aufwertung und Kanonisierung der Musik als neuer Kunstreligion schwerlich denkbar war.

## Kanonisierung und Historisierung

Diese Autonomisierung der „ernsten“ Musik verweist nun ihrerseits auf den dritten musikhistorischen Faktor, den es hier in Rechnung zu stellen gilt: die Ausbildung eines Kanons und die damit verbundene dialektische Konstruktion von Historisierung und Sakralisierung der Musik. Auch in dieser Hinsicht ging der entscheidende Anstoß von der Beethoven-Rezeption aus. Dabei handelte es sich um einen international vernetzten Vorgang, der dann jeweils nationale Varianten hervorbrachte. In Deutschland, England, Frankreich, in Dänemark, Belgien und den Niederlanden hatte sich die musikalische Elite Beethovens Konzeption des

---

<sup>21</sup> Vgl. Philippe Gumpłowicz: *Les travaux d'Orphée. Deux siècles de pratique musicale amateur en France (1820-2000)*. Paris 2001 (Nouvelle édition).

musikalischen Genies zu eigen gemacht und versuchte, sie in ihrer Praxis umzusetzen. Damit waren nicht nur musikästhetische Werte gemeint, sondern auch die größtmögliche politische und soziale Unabhängigkeit von den alten Strukturen des Mäzenatentums. Beethoven verkörperte die eigene Größe der Musikkunst, die nur sich selbst zu dienen hatte, die ihre Einheit und ihre Botschaft in sich selbst fand. Die Interpretation dieser Musik erfolgte nicht mehr nach äußeren sozialen oder ideologischen Mustern, sondern war aus der inneren Sprache der Musik abzuleiten. Damit entrückte das Genie den gesellschaftlichen Zwängen und stieg in die überzeitliche Sphäre der Kunst auf. Beethoven war der erste Künstler, um den – noch vor Goethe – ein regelrechter Kult getrieben wurde, und zwar sowohl schon zu Lebzeiten<sup>22</sup> wie auch dann direkt nach seinem Tod 1827. Er war auch der erste Bürgerliche, dem – 1845 in Bonn, fast zehn Jahre, nachdem der erste Aufruf dazu ergangen war – unter entscheidender Mithilfe des Wahlparisiers Franz Liszt ein öffentliches Denkmal gesetzt wurde, ein Ereignis, das den Anlass zu einem großen internationalen Musikfestival gab.<sup>23</sup> Die Beethovenverehrung war das deutlichste Symptom für die Etablierung eines musikalischen Kanons. Von nun an machte man sowohl in den Konzertprogrammen wie in den Köpfen der Musikkenner einen grundsätzlichen Unterschied zwischen zeitgenössischen lebenden und verstorbenen Komponisten. Für die Aufführung der Werke nicht mehr lebender Komponisten richtete man nach und nach Konzerte für „alte“ („ancienne“, „ancien“) Musik ein, wobei der Tod des Komponisten zunächst das einzige Kriterium zur Trennung von „Alten“ und „Neuem“ darstellte. Damit war indessen eines der wichtigsten Systemelemente für die Erstellung eines Kanons<sup>24</sup> bereitgestellt: die Unantastbarkeit der historischen Genealogie, die nicht mehr durch moderne „Zwischenfälle“ oder die prinzipiell offenen Entwicklungen des zeitgenössischen Musiklebens in Frage gestellt werden konnte. In unserem Falle führte dies zur Konstruktion der Wiener Triade Mozart, Haydn, Beethoven. Beethoven stellte eindeutig den Kulmi-

<sup>22</sup> Vgl. Tia DeNora: *Beethoven and the construction of genius. Musical politics in Vienna, 1792-1803*. Berkeley 1995.

<sup>23</sup> Vgl. Bodo Bischof: *Monument für Beethoven. Die Entwicklung der Beethoven-Rezeption Robert Schumanns*. Köln 1994, sowie Esteban Buch: *La Neuvième de Beethoven. Une histoire politique*. Paris 1999, hier S. 156-180.

<sup>24</sup> Zur Entstehung des musikalischen Kanons am Beispiel Englands vgl. William Weber: *The rise of musical classics in eighteenth-century England. A study in canon, ritual, and ideology*. Oxford 1992.

nationspunkt einer nunmehr „historisch“ abgesicherten und für alle Zukunft gültigen künstlerischen Entwicklung dar. Der Kanon erwies sich somit als eine Kombination von historischer Sichtweise und überzeitlicher musikalischer „Größe“.

Innerhalb des Beethovenschen Werkes waren es vor allem die Symphonien, die den Anspruch auf Größe verkörperten. Von Schumann etwa wurden sie als Zentrum des nationalen Erbes hingestellt, das die Deutschen für das Fehlen einer eigenen Malerei-Schule zu entschädigen habe: „Wie Italien sein Neapel hat, der Franzose seine Revolution, der Engländer seine Schifffahrt usw., so der Deutsche seine Beethovenschen Sinfonien.“<sup>25</sup> Mit ihrer neuen, universalen Formensprache wurden sie zum Inbegriff einer bis dahin unbekanntenen Ausdruckskunst, die der Musik einen besonderen Platz unter den kulturellen Aktivitäten des Menschen sicherte – vielleicht sogar den ersten, sprach sie doch unmittelbar zu Seele und Geist! Den großen Orchesterstücken gegenüber – zu ihnen rechnete man auch die Ouvertüren – erschien die Kammermusik elitär, wenngleich sie gerade in dieser Funktion bei den Kennern und „Eingeweihten“ geschätzt wurde.

In Frankreich war der engste Kreis der Beethovenjünger um das Pariser Konservatorium und um einen Kern von internationalen Musikern geschart. Auf François-Antoine Habenecks bahnbrechende, 1829 einsetzende Aufführungen der Symphonien mit dem Orchester des Konservatoriums wurde bereits verwiesen. Unter den Musikern und Komponisten seien nur Chopin und Liszt genannt, Alkan, Berlioz, Ferdinand Hiller, Stephen Heller, Thalberg, Alexandre Boëly, der Geiger Ernst sowie sein französischer Kollege Baillot und dessen Schüler Alard und Armingaud. Die deutsch-französische „Achse“ im Kreis der Pariser Beethovenanhänger liegt auf der Hand. Dazu kamen als mobile Komponente deutsche durchreisende Propagandisten wie Felix Mendelssohn-Bartholdy, Clara Wieck, Moscheles, Karl Halle, Joseph Dessauer und Anton Schindler, Beethovens Sekretär und Biograph, oder für kürzere Zeit in Paris Ansässige wie Richard Wagner, Christian Schad oder Vesque von Püttlingen. Dieses deutsch-französische Milieu stellte geradezu die Matrix für Beethovens Rezeption und Kanonisierung in Frankreich dar.

---

<sup>25</sup> Robert Schumann: Neue Sinfonien für Orchester. In: ders.: *Gesammelte Schriften über Musik und Musiker*. Leipzig 1914, Bd. 1, S. 424.

Die zweite durchlaufende Linie dieses Historisierungs- und Kanonisierungsprozesses neben Beethoven ist in der Bedeutung der französischen Bach-Rezeption auszumachen. Die dabei auftretenden Akteure sind bemerkenswerterweise fast dieselben wie im Falle Beethoven, zumal Beethovens eigene Bachrezeption als Multiplikator für das Interesse am Leipziger Kantor diente: Liszt und Chopin, Ferdinand Hiller, der eine ganz zentrale Rolle spielte, Alkan, der Organist Alexandre Boëly, Eduard Frank, Stephen Heller, Jean-Joseph Bonaventure Laurens, Pierre-Guillaume Zimmermann, der am Konservatorium Klavier unterrichtete, der Geiger Baillot, Habeneck (in seiner Funktion als Geiger), dazu der einflussreiche Kritiker und Komponist Fétis (für die Orgel- und Vokalmusik).<sup>26</sup> Die Mittlerfiguren, auf die sich das Netz in Deutschland stützte, waren ebenfalls vielfach als Beethovenanhänger eingestuft: Mendelssohn-Bartholdy und seine Schwester Fanny Hensel, Schumann, Clara Wieck, Johann Christian Heinrich Rinck und Adolph Hesse. Bachs Status war indessen anders als der Beethovens. Er galt als der „Vater“, als Initiator und Begründer, als Vorfahre. Mit Ausnahme des „Wohltemperierten Klaviers“, das als Unterrichts- und Übungsmaterial diente, wurde seine Musik relativ selten gespielt. Eine der ersten Aufführungen galt dem Konzert für drei Cembali (BWV 1063), dessen Allegro Chopin, Liszt und Hiller am 15. Dezember 1833 auf drei Flügeln spielten. Baillot, der eines der Violinkonzerte schon 1833 bei sich zuhause vorgeführt hatte, und Hiller gaben am 31. Januar und am 7. Februar 1835 zwei Violinsonaten (BWV 1016 und 1014). Vokal- und Orgelmusik wurden nur zögernd und in Auszügen ab 1840 gespielt.<sup>27</sup> Doch die Reputation Bachs war fest etabliert. Er stellte die historische Verlängerung Beethovens nach rückwärts dar, wobei man je nachdem Mozart oder Gluck zwischen beide einschieben konnte. Insofern ist Bachs Rolle ein Indiz für den Einzug der Geschichte in die Repräsentation des Kanons.

Unter den Kennern setzte, da man sich nunmehr des historischen Abstands bewusst war, auch unvermeidlich eine Diskussion über die „rich-

---

<sup>26</sup> Zur Bach-Rezeption in Frankreich während des 19. Jahrhunderts vgl. Joël-Marie Fauquet und Antoine Hennion: *La grandeur de Bach. L'amour de la musique en France au XIX<sup>e</sup> siècle*. Paris 2001. Zur Bach-Rezeption generell vgl. Patrice Veit: Bach. In: *Deutsche Erinnerungsorte*, hrsg. von Etienne François und Hagen Schulze. München 2001, Bd. 3, S. 239-257.

<sup>27</sup> Die Aufführung der Matthäus-Passion durch Mendelssohn in Leipzig 1829 wurde in Paris zwar ausführlich kommentiert, aber die erste vollständige Darbietung kam erst 1884 zu Stande.



tige“ Interpretation Bachs ein. In Deutschland war die entsprechende Debatte schon früher angelaufen. Mendelssohns Aufführung der *Matt-häus-Passion* in Leipzig 1829 stellte einen wichtigen Einschnitt dar. Ihre Verlängerung fand sie in den Editionen der Vokal- und Instrumentalwerke, ab 1850 dann in der großen historisch-kritischen, von der Bachgesellschaft veranstalteten Bachedition.<sup>28</sup> In Frankreich nahmen Alkan, der sich darüber brieflich mit Hiller austauschte, sowie Liszt und Boëly daran teil. An dem buchhändlerischen Vertrieb der Bachpartituren war wiederum das Haus Schlesinger beteiligt. Auf Veranlassung der Pariser Bach-Pianisten bzw. Organisten, darunter Alkan, Boëly und César Franck, bauten einige der Pariser Klavierbauer wie Erard, Hesselbein und Pleyel & Woff Instrumente, die nach dem Vorbild der Orgel mit einer Fußpedalmechanik ausgestattet waren und nach dem damaligen Geschmack eine authentischere Adaption der Orgelmusik auf dem Flügel ermöglichten. Im weiteren Verlauf bewirkte die Rezeption der Bachschen Orgelmusik in Frankreich auch eine Renaissance des Orgelbaus, zumal auch den meisten französischen Orgeln die von der Musik vorgesehenen Fußpedale fehlten. Auch auf diesem Gebiet zeigt sich somit das vielschichtige Zusammenspiel von kultureller Praxis und technologischem Transfer.

### Auswirkungen auf das Repertoire

So erweist sich der deutsch-französische Transfer auf dem Gebiet der Musik als konstitutiver Bestandteil des musikalischen Lebens in Paris und – darüber hinaus – in ganz Frankreich. Er wirkt sich zugleich auf der organisatorischen und auf der musikästhetischen Ebene aus. An der Basis ermöglicht er einen bis dahin ungesehenen Aufschwung des Konzertbetriebs und schafft einen musikalischen Kanon, der sich unter anderem in einem neu strukturierten Répertoire niederschlägt. Von nun an zeigt sich in den Konzertprogrammen zunehmend ein musikalischer Stilwillen, der nicht mehr allein auf den Prinzipien von Abwechslung und Variation aufbaut, sondern eine erhebende, in sich geschlossene Funktion von Musik und Musikgenuss zu formulieren und zu transportieren sucht. Nach und nach verzichtet man in den Konzerten auf – zumeist

<sup>28</sup> Die drei ersten Subskribenten der Ausgabe in Frankreich waren Alkan, J.-J. B. Laurens und Pauline Viardot (vgl. Fauquet/Hennion [Anm. 26], S. 80).

noch aus den Opern entliehene – Gesangeinlagen und beschränkt sich auf Instrumentalmusik, die dem Zuhörer insgesamt mehr Konzentration und Abstraktionsfähigkeit abverlangt und damit auch zu einer Veränderung des Hörverhaltens beiträgt.<sup>29</sup> Mit dem Eindringen eines historischen Verständnisses von Musik werden die Programme auch zusehends chronologisch nach dem Entstehungsdatum der Stücke aufgebaut. Man setzt beim Zuhörer einen Grundstock von musikalischer Bildung voraus und versucht ihn im Konzert selbst zu konsolidieren. Dieser Prozess, aus dem sich später die gedruckten Konzertprogrammhefte entwickeln, zieht sich durch das gesamte 19. Jahrhundert, doch die wesentlichen Merkmale sind schon zu Beginn unseres Berichtzeitraums zu erkennen.

Sowohl die Konstitution des Kanons wie der Wandel des Konzertlebens sind ohne die Dynamik der internationalen und insbesondere der deutsch-französischen Verflechtungen nicht denkbar. Im Gegenteil erweisen sich diese Beziehungen als eine wesentliche Antriebskraft der in Frage stehenden Entwicklungen. Da sie sowohl die ästhetische wie die ökonomische und soziale Dimension der Musik durchziehen, liefern sie nicht nur Erklärungsmuster für zahlreiche einzelne Phänomene, sondern erlauben es auch, integrative Interpretationsmodelle zu erstellen, in denen die verschiedenen Facetten des musikalischen Lebens in ihrer gegenseitigen Interdependenz beleuchtet werden. Internationalisierung bedeutet in diesem Sinne eine Ausweitung der Handlungs- und Interpretationsräume, zugleich aber auch eine Differenzierung der Perspektiven auf die komplexeren Zusammenhänge und Verflechtungen, die aus der Internationalisierung heraus entstehen.

Auf der anderen Seite zeigt die Nationalisierung des musikkritischen Diskurses, dass die internationale Vernetzung des musikalischen Lebens kein linearer Vorgang der Homogenisierung ist, sondern im Gegenteil vielfach auch zu einer Polarisierung der Sichtweisen führt. Insofern die Musik nicht mehr als soziale Konvention, sondern zunehmend als Ausdruck nationaler kultureller Dispositionen gewertet wird, wird sie – trotz ihrer vermeintlich universalen Formensprache – auch zum Transportvehikel besonderer national gefasster Erfahrungen. Und da sie immer wieder an soziale Praxis und damit auch an politische Situationen zurückgebunden wird, eignet sie sich auch zur kollektiven Selbstinszenierung, die

---

<sup>29</sup> Zum Wandel des Konzertlebens vgl. nunmehr: *Le concert et son public. Mutations de la vie musicale en Europe de 1780 à 1914 (France, Allemagne, Angleterre)*, hrsg. von Hans-Erich Bödeker, Patrice Veit, Michael Werner. Paris 2002.

nunmehr, im Zeitalter des aufkommenden Nationalismus, nicht mehr zur Rechtfertigung dynastischer Herrschaft, sondern als konkrete Verkörperung von abstrakten Ideen, darunter auch derjenigen der Nation, veranstaltet wird.

Dieser Konnex mit der Politik zeigt sich besonders am deutsch-französischen Beispiel, und zwar in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Als Reaktion auf die – ihrerseits national durchwirkte – Auseinandersetzung um Wagner und auf die vermeintlich hegemoniale Position „deutscher“ Musik setzten Saint-Saëns' Bemühungen um die Gründung einer „französischen Schule“ in der Nachfolge César Francks ein. Dabei gehörte Franck selbst – wie übrigens später viele Gegner und Befürworter Wagners – zu den Musikern, die selbst eine äußerst aktive Rolle im deutsch-französischen Musiktransfer gespielt haben: Seine Klavier- und Kammermusik wie seine Symphonien gründen ganz in der „französischen“ Rezeption Bachs, Beethovens und der deutschen Romantik, eine Rezeption, die – so hoffe ich gezeigt zu haben – man weder musikhistorisch noch musiksoziologisch in nationale Kategorien fassen kann. Erst wenn man die vielschichtige wechselseitige Verflechtung in den Blick nimmt, eröffnet man sich einen adäquaten Zugang zum Verständnis sowohl dieser Musik wie des musikalischen Lebens, aus dem heraus sie geboren wurde.



Elisabeth Décultot (Paris)

## Die Französische Rezeption deutscher Ästhetik, 1830-1848

Die Zeit um 1750 wird üblicherweise als die Geburtsstunde einer modernen Disziplin angesehen: die der philosophischen Ästhetik. Nach dem Erscheinen von Alexander Gottlieb Baumgartens *Æsthetica* (1750) und von Georg Friedrich Meiers *Anfangsgründen aller schönen Wissenschaften* (1748-1750) wird die sprachliche Neuschöpfung „Ästhetik“ als Terminus sowie als philosophischer Begriff in Deutschland schnell aufgenommen.<sup>1</sup> Zwar stößt diese Wortprägung gelegentlich auf Kritik und Widerstand. Herder, Kant und Hegel – um nur einige Namen zu erwähnen – schrecken nicht davor zurück, die Ungenauigkeit bzw. Fehlerhaftigkeit dieses Wortes zu beanstanden.<sup>2</sup> In seinen Berliner Vorlesungen über die Kunst vom Wintersemester 1801-1802 schlägt sogar August Wilhelm Schlegel vor, „diesen unschicklichen Ausdruck ganz abzuschaffen“. Seine eigene Theorie der schönen Künste will Schlegel nicht als „Ästhetik“, sondern als „Kunstlehre“ bezeichnet wissen.<sup>3</sup> Trotz all dieser Einwände und Vorbehalte bürgert sich jedoch das Wort „Ästhetik“ als philosophischer

---

<sup>1</sup> A.G. Baumgarten: *Æsthetica*, Frankfurt/Oder 1750 (Reprint: Hildesheim, Zürich, New York 1986); G.Fr. Meier: *Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften*, 3 Bde., Halle 1748-1750. Zur Darstellung der deutschen Aufnahme des Ästhetik-Begriffs, vgl. vor allem: J. Ritter: Art. „Ästhetik, ästhetisch“. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hrsg. von J. Ritter, Bd. 1, Basel, Stuttgart 1971, Sp. 556-580; K. Barck, J. Heininger und D. Kliche: Art. „Ästhetik/ästhetisch“. In: *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*, hrsg. von K. Barck et al. Bd. 1. Stuttgart, Weimar 2000, S.308-400.

<sup>2</sup> Johann Gottfried Herder: *Kritische Wälder, Viertes Wäldchen über Riedels Theorie der schönen Künste*. In: *Schriften zur Ästhetik und Literatur 1767-1781*, hrsg. von Gunter E. Grimm. Frankfurt am Main 1993, S. 267 ff.; Immanuel Kant: *Kritik der reinen Vernunft* (2. Ausgabe, 1787). In: *Kant's Gesammelte Schriften*, hrsg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Abteilung I (*Werke*), Bd. 3. Berlin 1911, S. 50-51 (Fußnote); Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Vorlesungen über die Aesthetik*. In: Ders.: *Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe in zwanzig Bänden*. Bd. 12-14, 4. Auflage, neu hrsg. von H. Glockner. Stuttgart, Bad Cannstatt 1961-1968, hier Bd. 12 (1964), S. 19.

<sup>3</sup> August Wilhelm Schlegel: *Die Kunstlehre*. In: Ders.: *Kritische Ausgabe der Vorlesungen*, hrsg. von Ernst Behler. Paderborn 1989, S. 182.

Begriff sowie als Bezeichnung einer wissenschaftlichen Disziplin sehr schnell in dem deutschen Wortschatz ein. Dieser rasche Assimilationsprozess lässt sich an zwei Erscheinungen besonders gut beobachten. Am Ende des 18. Jahrhunderts werden an fast allen deutschen Universitäten Ästhetik-Vorlesungen gehalten und auf dem Büchermarkt erscheinen um 1800 eine große Anzahl von Werken unter dem Titel „Ästhetik“.<sup>4</sup> Der fünfzig Jahre früher von der Baumgartenschen Schule neugeprägte Terminus ist also um 1800 zu einer unumgänglichen Vokabel geworden. Dass Hegel zur Betitelung seiner Vorlesungen über die Kunst trotz aller Vorbehalte auf das Wort „Ästhetik“ zurückgreift, muss letztendlich als ein Symptom für diesen Erfolg betrachtet werden. In den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts ist die Bezeichnung „Ästhetik“ in Deutschland schwer zu verdrängen.

In Frankreich verhält es sich ganz anders. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts stößt der Begriff „Esthétique“, der als direkte Übersetzung des deutschen Wortes „Ästhetik“ importiert wird, auf zähen Widerstand.<sup>5</sup> Zwar taucht der Terminus schon 1753 auf, aber dieser erste Beleg, der in dem Werk eines französischsprachigen Mitglieds der Berliner Akademie der Wissenschaften erscheint, bleibt lange Zeit isoliert und ohne Wiederhall.<sup>6</sup> In der *Encyclopédie* von Diderot und d’Alembert ist bezeichnenderweise kein Artikel „Esthétique“ zu finden. Erst in die Nachbildungen der *Encyclopédie* wird ein solches Stichwort eingeführt.<sup>7</sup> Dieser Importversuch

<sup>4</sup> Diese Konjunktur ist dem ironischen Blick Jean Pauls nicht entgangen: „Von nichts wimmelt unsere Zeit so sehr als von Ästhetikern“, kann man in seiner immerhin als *Vorschule der Ästhetik* betitelten Poetik lesen (Jean Paul: *Vorschule der Ästhetik*, Vorrede zur ersten Ausgabe [1804]. In: Jean Paul: *Sämtliche Werke*, hrsg. von Norbert Miller, Bd. 5, München, Wien 1987, S. 22).

<sup>5</sup> Einige Aspekte der französischen Einbürgerung der deutschen Ästhetik zwischen 1750 und 1840 habe ich in folgender Publikation schon analysiert: E. Décultot: Ästhetik/esthétique. Etapes d’une naturalisation (1750-1840). In: *Revue de Métaphysique et de Morale*, April-Juin 2002, 2, S. 7-28.

<sup>6</sup> L. de Beausobre: *Dissertation sur les différentes parties de la philosophie*. In: *Dissertations philosophiques*. Paris 1753, S. 131-206, hier S. 163-164.

<sup>7</sup> 1775 erscheint ein Artikel „Esthétique“ in der *Encyclopédie d’Yverdon*, der in leicht abgewandelter Fassung in einem ein Jahr später publizierten Band des *Supplément à l’Encyclopédie* wiederaufgenommen wird. Vgl. [J. G. Sulzer]: Art. „Ästhetique“. In: *Encyclopédie*, hrsg. von F. B. de Felice. *Supplément*, Bd. 1. Yverdon 1775, S. 128-131; ders.: Art. „Esthétique“. In: *Supplément à l’Encyclopédie*. Bd. 2. Amsterdam 1776, S. 872-873.

blieb aber folgenlos. In dem den schönen Künsten gewidmeten Teil der *Encyclopédie méthodique*, der 1788 unter der Leitung von Claude-Henri Watelet und Pierre-Charles Lévesque erscheint, ist unter dem Stichwort „Esthétique“ oder „Æsthetique“ kein Eintrag zu finden. Das Wort fehlt ebenfalls in der *Néologie* von Louis-Sébastien Mercier aus dem Jahre 1801. Aubin-Louis Millin, der sonst als Herausgeber der Zeitschrift *Magasin encyclopédique* die wissenschaftlichen Verhältnisse im deutschen Sprachraum recht genau beobachtet, gönnt der „Esthétique“ erstaunlicherweise nur einen kargen Eintrag in seinem *Dictionnaire des beaux-arts* vom Jahre 1806.<sup>8</sup>

Dieser kurze Blick auf die Wortgeschichte zwischen 1750 und 1800 wäre wohl nutzlos, wenn er nicht ein Unbehagen an den Tag legte, das weit über das bloße Wort hinausgeht. Wenigstens bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts stößt die „Esthétique“ in Frankreich auf grundlegendes Misstrauen, ja auf eine tiefe Verständnislosigkeit. Die mögliche Aufnahme des philosophischen Diskurses, welcher in Deutschland unter dem Namen „Ästhetik“ bekannt ist, stellt das französische Publikum vor mehrere grundlegende Probleme, die sich unter zwei größere Kategorien subsumieren lassen. Von einem rein begrifflichen Standpunkt aus wird zunächst heftig diskutiert, ob die Philosophie als Fach überhaupt einen berechtigten Anspruch auf die Produktion eines spezifischen Diskurses über die Kunst erheben darf. Seit mehreren Jahrhunderten sind in Frankreich in der Tat zahlreiche Texte über die Kunst veröffentlicht worden, welche mit der Philosophie als solcher wenig zu tun haben. Neben dem wenig spekulativen Modell der „Kunsttheorien“, welches im 18. Jahrhundert vor allem durch Du Bos' oder Batteux' Werke verkörpert wird<sup>9</sup>, ist ab 1750 die weitere Gattung der „Kunstkritik“ erschienen, die durch die Institution der Pariser Akademie-Ausstellung befördert wird und in Diderots *Salons* sein erstes Modell findet. Schließlich wird die Kunst auch mehr und mehr zum Gegenstand eines kunsthistorischen Diskurses, der sich im Frankreich des ausgehenden 18. Jahrhunderts in der Nachfolge

<sup>8</sup> Cl.-H. Watelet und P.-Ch. Lévesque: *Encyclopédie méthodique. Beaux-Arts I*, Paris 1788; L.-S. Mercier: *Néologie ou vocabulaire de mots nouveaux*, 2 Bde., Paris an IX (1801); A.-L. Millin: Art. „Esthétique“. In: *Dictionnaire des beaux-arts*. 3 Bde. Paris 1806, Bd. 1, S. 12; ders.: Art. „Goût“. In: ebd., Bd. 1, S. 723-726.

<sup>9</sup> J.-B. Du Bos: *Réflexions critiques sur la poésie et sur la peinture* (1. Ausgabe: 1719), hrsg. von D. Désirat (nach der 3. Ausgabe aus dem Jahre 1740). Paris 1993; Ch. Batteux: *Les beaux-arts réduits à un même principe* (1. Ausgabe: 1746), hrsg. von J.-R. Manton. Paris 1989 (nach der 3. Ausgabe aus dem Jahre 1773).

von Winckelmann entwickelt und einen wichtigen Ausdruck in Jean-Baptiste Séroux d'Agincourts *Histoire de l'art par les monuments* findet.<sup>10</sup> Kann diese schon dichte Landschaft von sich der Kunst widmenden Diskursen um eine andere Gattung erweitert werden? Ist die Philosophie imstande, einen weiteren, spezifischen Diskurs über die Kunst hervorzubringen? Am Anfang des 19. Jahrhunderts gelten diese Fragen keineswegs als abgeschlossen.

Parallel zu dieser Debatte über die Legitimität der Ästhetik als philosophischer Diskurs läuft aber eine andere Diskussion, die sich mehr mit dem politischen Gehalt als mit dem begrifflichen Inhalt der Ästhetik beschäftigt. Sind die französischen Kunstkritiker und Kunsttheoretiker, die französischen Schriftsteller und Künstler, mit einem Wort ist das französische Publikum in seinem Ganzen bereit, eine Disziplin anzunehmen, die direkt aus Deutschland importiert wird? Trotz ihrer offenkundigen griechischen Abstammung wird „Esthétique“ fast ausnahmslos als ein deutscher Begriff empfunden – und dies nicht ohne guten Grund. Ihre eifrigsten Befürworter im Frankreich der Jahrhundertwende, wie z.B. Charles de Villers, gehören in der Tat zu den überzeugtesten Vermittlern der deutschen Kultur und Wissenschaft. Als Villers' Importversuche um 1800 intensiver werden, wird in Reaktion auf die „deutsche“ Ästhetik immer deutlicher an den nationalen Stolz appelliert. Auf Villers' Behauptung, dass „bei den Deutschen der rationale Teil der literarischen Kritik zur einer Wissenschaft erhoben wurde“, antwortet 1804 ein Mitarbeiter der *Décade philosophique* irritiert:

Il y a longtemps que nous connaissons en France cette science; les *Bouhours*, les *Rollin* l'ont professée; et *Boileau* lui-même n'est-il pas, depuis *Horace*, le plus habile maître d'esthétique que l'on puisse trouver? Quant à Lessaing [sic], nous connaissons de lui un ouvrage *sur l'art dramatique* qui ne nous a point paru un *morceau précieux*. Pour en faire juger, il suffit de dire que Voltaire y est traité en écolier dans l'art de la tragédie, qu'on y accorde très peu de talent à Corneille, et que Racine y est à peine nommé.<sup>11</sup>

<sup>10</sup> J.-B. Séroux d'Agincourt : *Histoire de l'art par les monuments*. Paris 1811-1823.

<sup>11</sup> [A.]: Rezension von: Charles de Villers, *Essai sur l'esprit et l'influence de la Réformation de Luther*. In: *Décade*, an XII, 10 floréal, Nr. 22, S. 209-223 und an XII, 30 fructidor, Nr. 36, S. 538-551, hier S. 544-545 (Hervorhebung im Original).



## 1830-1848. Der schwierige Weg zur Einbürgerung einer deutschen Disziplin

Diese Fragestellungen sind es also, welche die wichtigsten Etappen der Ästhetik-Aufnahme im Frankreich des beginnenden 19. Jahrhunderts kennzeichnen. Wie steht es nun mit der Periode zwischen 1830 und 1848? Gerade in diesen beiden Jahrzehnten sind die ersten, zwar noch diskreten, jedoch unleugbaren Zeichen einer breiteren Aufnahme der Ästhetik in Frankreich zu registrieren. 1840-1851 werden Hegels *Vorlesungen über die Ästhetik*, welche Heinrich Gustav Hotho 1835-1838 in Berlin veröffentlicht hatte, durch Charles Bénard ins Französische übertragen. 1843 erscheint Jouffroys *Cours d'esthétique* als postume Veröffentlichung einer Reihe von Vorlesungen, die schon 1826 in Paris gehalten wurden. 1846 wird die *Kritik der Urteilskraft* zum ersten Mal durch Jules Barni ins Französische übersetzt, d.h. mehr als fünfzig Jahre nach ihrem Erscheinungsdatum in Deutschland. 1847 erscheint eine Auswahl von Schellingschen Texten in französischer Übersetzung, die sich zum großen Teil mit Fragen der Kunst beschäftigen, wie z. B. die in Deutschland berühmte Rede *Über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur* aus dem Jahre 1807.<sup>12</sup> Für diese Vorzeichen einer breiteren Aufnahme liefert der zweite Band des *Dictionnaire des sciences philosophiques*, der 1845 unter der Leitung von Adolphe Franck erscheint, einen wichtigen Beleg. Dort ist in der Tat ein Artikel „Esthétique“ zu finden, der aus der Feder Charles Bénards, des ersten Übersetzers von Hegels *Ästhetik*, stammt. Damit wird dem Wort „Esthétique“ in der Sprache der französischen Philosophie sozusagen sein erster Taufschein erstellt.<sup>13</sup>

<sup>12</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Cours d'esthétique*, übersetzt von Charles Bénard. 4 Bde. Paris, Nancy 1840-1851; Théodore Jouffroy: *Cours d'esthétique*, hrsg. von Ph. Damiron. Paris 1843; Immanuel Kant: *Critique du jugement*, suivie des *Observations sur le sentiment du beau et du sublime*, übersetzt von J. Barni. 2 Bde. Paris 1846; Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: *Écrits philosophiques et morceaux propres à donner une idée générale de son système*, übersetzt von Charles Bénard. Paris 1847.

<sup>13</sup> Charles Bénard: Art. „Esthétique“. In: *Dictionnaire des sciences philosophiques*, hrsg. von Adolphe Franck. 6 Bde. Paris 1844-1852, hier Bd. 2 (1845), S. 293-306. Die Aufnahme des Wortes „Esthétique“ in einem nicht-philosophischen Wörterbuch erfolgt erst 1835 in der sechsten Ausgabe des *Dictionnaire de l'Académie Française* (Art. „Esthétique“). In: *Dictionnaire de l'Académie Française*. 6. Ausgabe. Brüssel 1835, S. 739c.

Jedoch muss man sich vor jeder teleologischen Konstruktion hüten, die diese Periode als triumphale Endphase eines langsamen, aber anhaltenden Einbürgerungsprozesses erscheinen ließe. Statt von einer regelrechten „Aufnahme“ der Ästhetik ist von einem marginalen, ja fast verborgenen Eindringen zu sprechen. Zwar werden Hegels Vorlesungen über die Ästhetik, Kants dritte Kritik sowie Schellings Betrachtungen über die Kunst ins Französische übertragen, aber all diese Übersetzungen finden nur einen geringen Widerhall. In seinem Lexikonartikel aus dem Jahre 1845 stellt Bénard die „Esthétique“ keineswegs als eine nach langer Ablehnung endlich anerkannte und gebührend triumphierende Wissenschaft dar, sondern betont ganz im Gegenteil ihr fortdauerndes Schattendasein innerhalb der philosophischen Wissenschaften in Frankreich. Dieser Artikel läßt sich eher als ein Appell zur Anerkennung denn als ein Siegesgesang lesen:

ESTHETIQUE. C'est le nom qui a été donné à la science du beau et à la philosophie des beaux-arts. Ce mot, dérivé du grec (*aisthesis*, sensation), conviendrait sans doute mieux à une théorie de la sensibilité; mais il est aujourd'hui consacré par l'usage. – Malgré l'importance et l'intérêt des questions qu'elle traite, l'esthétique n'est parvenue que fort tard à obtenir une place indépendante et le rang qui lui est dû parmi les sciences philosophiques. *Si elle a été cultivée avec ardeur en Allemagne depuis un demi-siècle, son nom en France commence à peine à être connu.* Nous nous proposons, dans cet article, de combattre d'abord quelques préjugés qu'elle rencontre encore dans beaucoup d'esprits.<sup>14</sup>

Wie konnte die Ästhetik als besonderes Teilgebiet der Philosophie zwischen 1830 und 1848 neue Befürworter finden? Auf welche Hindernisse stießen diese Fürsprecher? Diese schillernde, zwischen Anerkennung und Ablehnung der Ästhetik schwankende Vormärz-Periode soll jetzt näher untersucht werden.

### Cousins Auseinandersetzung mit Kants *Kritik der Urteilskraft*

Da die drei Philosophen, die diese zähe Assimilation befördert haben, Bénard, Jouffroy, Barni, Absolventen der *École Normale Supérieure* und

<sup>14</sup> Ch. Bénard: Art. „Esthétique“. In: *Dictionnaire des sciences philosophiques* (Anm. 13), Bd. 2 (1845), S.293-306, hier S. 293 (Hervorhebung vom Verf.).

Schüler von Victor Cousin gewesen sind, muss zunächst ein Wort über den Beitrag Cousins zur Kunsttheorie gesagt werden – ein Beitrag, der gerade im Vormärz eine breite Resonanz findet. Im Dezember 1817 eröffnet Cousin, der damals als Assistent des Philosophieprofessors Royer-Collard an der Sorbonne tätig ist, eine Reihe von Vorlesungen „Über das Wahre, das Schöne und das Gute“, die er bis zum folgenden Frühling fortsetzt. 1836 werden diese Vorträge zum ersten Mal veröffentlicht<sup>15</sup>, worauf sehr viele weitere, neu bearbeitete Ausgaben folgen. Bis 1853 zählt man nicht weniger als drei verschiedene Editionen dieser Vorträge.<sup>16</sup> Schon im Titel dieser Vorlesungen ist eine gewisse Neuerung zu registrieren. Dass ein Philosoph sich im Rahmen der Sorbonne mit Fragen des Schönen beschäftigte, ist in der Tat seit der Gründung der „Faculté des Lettres“ im Jahre 1808 keine gewöhnliche Sache. Nicht unter den Philosophen, sondern vielmehr unter den Inhabern eines Lehrstuhls für Poesie und Eloquenz lassen sich die Professoren finden, die sich mit Fragen des „Schönen“ befassen. Für viele junge Zuhörer sind also die Vorlesungen Cousins ein aufsehenerregendes und mit Begeisterung aufgenommenes Novum, wie folgender Brief Théodore Jouffroys an Philibert Damiron vom August 1818 zeigt:

Enfin, vous désireriez savoir en quoi a consisté le cours de Cousin. Quand j'écrirais quatre-vingts pages, je ne pourrais vous en donner une idée juste. [...] Il est sorti de cette suite de leçons une théorie très forte et très belle sur l'absolu, qu'il a exposée avec une admirable précision dans un programme imprimé dont je remettrai à votre père un exemplaire. Vainement essayerais-je, dans une lettre, de vous développer ce programme qui vous paraîtra difficile à comprendre; de pareils développements ne seraient clairs, que s'ils étaient donnés de vive voix, le programme à la main, au milieu d'une discussion, où vous feriez des objections, où vous demanderiez des explications, où, en un mot, vous poseriez des questions auxquelles je tâcherais de répondre directe-

<sup>15</sup> Victor Cousin: *Cours de philosophie professé à la faculté des lettres pendant l'année 1818, sur le fondement des idées absolues du vrai, du beau et du bien*, hrsg. von Ad. Garnier. Paris 1836.

<sup>16</sup> Victor Cousin: *Histoire des derniers systèmes sur les idées du vrai, du beau et du bien*, Paris 1846; ders.: *Du Vrai, du Beau et du Bien*. Paris, Didier <sup>1</sup>1853, <sup>13</sup>1867 (diese 1853 erschienene Ausgabe gilt als die „klassische“ Fassung dieser Vorlesungen).

ment; développer autrement, commenter d'une autre façon, c'est obscurcir.<sup>17</sup>

Den Regeln des Eklektizismus gemäß besteht Cousins Theorie des Schönen in der Zusammensetzung verschiedener philosophischer Traditionen. Elemente der platonischen Philosophie werden mit Bestandteilen des schottischen und des deutschen Idealismus des 18. Jahrhunderts vermischt, um ein als originell und neu dargestelltes System zu bilden. Wichtig für unseren deutsch-französischen ästhetischen Begriffstransfer ist es, den Anteil der Kantschen *Kritik der Urteilskraft* an der Cousinschen Theorie des Schönen zu ermessen.<sup>18</sup> Als Cousin seine Vorlesungen in den Jahren 1817-1818 abfasst, spricht er kein deutsch. Kant, auf den er sich in seinen Vorlesungen ausdrücklich beruft, kennt er nur aus zweiter Hand. Seine Kontakte mit deutschen Reisenden in Paris, seine Verbindung mit Mitgliedern des Coppet-Kreises, seine erste Reise im Sommer und Herbst 1817 nach Deutschland, während der er viele deutsche Philosophen trifft, können allerdings zur Bereicherung seiner Kenntnisse beigetragen haben.<sup>19</sup> Viel wahrscheinlicher ist es aber, dass Cousin seine Kant-Kenntnisse den verschiedenen Veröffentlichungen verdankt, die seit 1800 in Frankreich erschienen sind: Charles de Villers' *Philosophie de Kant*, die er im Allgemeinen scharf zu kritisieren pflegt, Johann Kinkers *Essai d'une exposition succincte de la Critique de la raison pure* aus dem Jahre 1801, Degérandos *Histoire comparée des systèmes de philosophie* aus dem Jahre 1804 oder Madame de Staëls *De l'Allemagne*.<sup>20</sup> Vielleicht hat er sogar auf Friedrich Gottlob Borns lateinische Übersetzung der Kantschen Werke,

<sup>17</sup> Brief von Théodore Jouffroy an Ph. Damiron, 8. August 1818. In: Ad. Lair (Hrsg.): *Correspondance de Théodore Jouffroy*. Paris 1901, S. 213.

<sup>18</sup> Hierzu vor allem: Christian Helmreich: La réception cousinienne de la philosophie esthétique de Kant. Contribution à une histoire de la philosophie française au XIX<sup>e</sup> siècle. In: *Revue de Métaphysique et de Morale*, April-Juin 2002, 2, S. 43-60.

<sup>19</sup> Vgl. Michel Espagne, Michel Werner: Les correspondants allemands de Victor Cousin. In: *Hegel-Studien* 21, 1986, S. 65-85; M. Espagne, M. Werner: *Lettres d'Allemagne. Victor Cousin et les hégéliens*. Tusson 1990.

<sup>20</sup> Charles de Villers: *Philosophie de Kant, ou principes fondamentaux de la philosophie transcendante*. Metz 1801; J. Kinker: *Essai d'une exposition succincte de la Critique de la raison pure*. Amsterdam 1801; J.-M. Degérando: *Histoire comparée des systèmes de philosophie relativement aux principes des connaissances humaines*. 3 Bde. Paris 1804; Madame de Staël: *De l'Allemagne*, hrsg. von S. Balayé. 2 Bde. Paris 1968.

welche als schwer verständlich galt, zurückgegriffen.<sup>21</sup> Am Ende des zweiten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts, d.h. zur Zeit seiner Vorlesungen „Über das Wahre, das Schöne und das Gute“, waren darüber hinaus verschiedene Zusammenfassungen der Kantschen Philosophie in französischer Sprache erschienen, die ihm nicht entgangen waren: Johann Gottlieb Buhles *Geschichte der Philosophie*, die 1816 ins Französische übersetzt und 1817 von Cousin rezensiert wird, sowie Philippe Albert Stapfers ausführliche Darstellung von Kant in der *Biographie universelle* aus dem Jahre 1818.<sup>22</sup> 1829 lässt Cousin eine Übersetzung von Wilhelm Gottlieb Tennemanns *Manuel d'histoire de la philosophie* erscheinen, welche längere Passagen über Kant enthält.<sup>23</sup>

All diese allgemeinen Darstellungen zeichnen sich aber dadurch aus, dass sie vor allem den Akzent auf die *Kritik der reinen Vernunft* legen. Die *Kritik der Urteilskraft* lassen sie mehr oder weniger am Rande. Dieser Zug ist eigentlich seit den ersten Anfängen der Kant-Rezeption in Frankreich sehr ausgeprägt: schon um 1800 scheint sich Degérando als Vertreter der *Idéologie* vor allem für die Kantsche Erkenntnistheorie zu interessieren. Als Befürworterin der französischen „Kunsttheorie“ des 18. Jahrhunderts hat Madame de Staël keinen Sinn für die deutsche Ästhetik – wie es übrigens ihre sehr kritischen Äußerungen über Schillers ästhetische Schriften bezeugen.<sup>24</sup> Zwar gewähren die anschließenden „deutschen“ Übersichten von Buhle, Tennemann und sogar Philippe Albert Stapfer, die fünfzehn Jahre später in französischer Sprache erscheinen, der *Kritik der Urteilskraft* einen größeren Raum. Auch dort wird jedoch die dritte Kritik neben der ersten eher stiefmütterlich behandelt. Dieser Mangel an in französischer Sprache verfügbaren Informationen dürfte wahrscheinlich die vielen Ungenauigkeiten und Missverständnisse über Kant und über die deutsche Ästhetik überhaupt erklären, die in Cousins Vorlesungen aus dem Jahre 1817-1818 vorkommen. Kurz vor seiner Abreise nach Göttingen im August 1817 verfasst Cousin einen Fragebogen, den er den

<sup>21</sup> Fr. G. Born: *Kantii opera ad philosophiam criticam*. 4 Bde. Lipsiae 1796-1798.

<sup>22</sup> J. G. Buhle: *Histoire de la philosophie moderne, depuis la renaissance des lettres jusqu'à Kant*, übersetzt von A. J. L. Jourdan. Paris 1816, Bd. VI, S. 524-569. 1817 wurde dieses Buch von V. Cousin in den *Archives philosophiques, politiques et littéraires* (Bd. I, S. 39ff.) lange und positiv rezensiert.

<sup>23</sup> Wilhelm Gottlieb Tennemann: *Manuel d'histoire de la philosophie*. 2 Bde. Übersetzt von Victor Cousin. Paris 1829.

<sup>24</sup> Madame de Staël: *De l'Allemagne*, hrsg. von S. Balayé. 2 Bde. Paris 1968, hier Bd. 2, S. 69.

deutschen Philosophen vorzulegen beabsichtigt, und der ein bezeichnendes Licht auf seine sehr ungenaue Kenntnis des Standes der Diskussion im Bereich der Ästhetik wirft:

Esthétique – 1° Le beau et le sublime sont-ils distincts? 2° Sont-ce des sentiments ou des conceptions? 3° Peut-il y avoir du beau et du sublime sans quelque idée morale? 4° L'art ne fait-il qu'imiter la nature, ou bien opère-t-il librement sur elle, et, dans ce cas, quelle est sa règle et sa fin? 5° De la querelle du romantique et du classique. Le romantisme n'est-il que l'imitation du moyen âge avec le cortège de ses idées et de ses sentiments, ou y-a-t-il dans l'art un élément romantique, universel et éternel?<sup>25</sup>

Cousins Beziehung zu Kant wie überhaupt zur deutschen Philosophie zeichnet sich bekanntermaßen durch eine gewisse Ambivalenz aus. Einerseits will Cousin als ein bevorzugter Kenner und Vermittler der deutschen Philosophie in Frankreich erscheinen und nutzt seine angeblich privilegierte Beziehung mit den deutschen Philosophen aus, um sein eigenes Prestige in Frankreich auszubauen; andererseits aber schreckt er nicht davor zurück, die „Fehler“ der deutschen Philosophie anzuprangern. Diese Mischung aus Übernahme und Widerlegung der deutschen Tradition findet man in seiner Beziehung zu Kants Philosophie der Kunst wieder. Der *Kritik der Urteilskraft* oder, besser gesagt, den verworrenen Informationen, die er darüber sammelt, scheint er zunächst einige wichtige Prinzipien zu entnehmen. Das Schöne unterscheidet sich vom Angenehmen und vom Nützlichen. Es sei auch mit dem Guten nicht identisch. Um den Grundsätzen dieser Autonomie-Ästhetik einen prägnanten Ausdruck zu verleihen, greift er sogar auf die Formel „l'art pour l'art“ zurück, die im Laufe des 19. Jahrhunderts eine weite Verbreitung finden sollte.

Il faut de la religion pour la religion, de la morale pour la morale, comme de l'art pour l'art.<sup>26</sup>

Zwar ist diese Wendung im Frankreich des beginnenden 19. Jahrhunderts nicht ganz neu. Im Coppet-Kreis geisterte sie schon seit Jahren

<sup>25</sup> Victor Cousin: *Souvenirs d'Allemagne. Notes d'un journal de voyage en l'année 1817*. In: Ders.: *Fragments philosophiques*. 5 Bde. Paris 1865-66 (Reprint: Genf 1970), hier Bd. 5, S. 68.

<sup>26</sup> Victor Cousin: *Cours de philosophie professé [...] pendant l'année 1818*, hrsg. von Ad. Garnier. Paris 1836, S. 224.

herum.<sup>27</sup> Bekanntlich findet man die Formel „l'art pour l'art“ in Benjamin Constants Tagebuch aus dem Jahre 1804, d.h. aus der Zeit des gemeinsamen Aufenthalts mit Madame de Staël in Weimar.<sup>28</sup> Dennoch erscheint Cousin mit seinen Vorlesungen von 1817/18 als der große Verbreiter dieser Idee in Frankreich.

Diese geflügelte Formel der Autonomie-Ästhetik darf aber nicht die zahlreichen Ausführungen Cousins vergessen lassen, die im selben Text gerade umgekehrt auf eine völlige Heteronomie der Kunst schließen lassen. Kurz nach seinen Äußerungen über „l'art pour l'art“ versucht Cousin in der Tat, die bisher in einem Kantschen Sinn aufgestellten Unterscheidungen ganz und gar aufzuheben. Das Schöne sei vom Guten und vom Wahren im Grunde genommen nicht zu unterscheiden. Das Schöne, das Wahre und das Gute bilden schließlich eine Einheit, welche mit der „Gottheit“ identifiziert wird:

Le vrai, le bien et le beau sont donc réunis intimement, et se pénètrent l'un l'autre dans l'unité de leur substance; ce qui est bon est beau, ce qui est beau est bon, ce qui est beau et bon est vrai. Dieu est la substance métaphysique du beau, du bien et du vrai, en d'autres termes, le bien, le beau et le vrai, conçus dans l'unité de leur substance, c'est Dieu.<sup>29</sup>

Der Aufbau der Vorlesungen Cousins „Über das Wahre, das Schöne und das Gute“ weist eine vom Standpunkt der Logik aus recht verwirrende Zweiteilung auf. Es ist, als würde der zweite Teil der Vorlesungen, der ausdrücklich im Zeichen der platonischen Philosophie steht, all die Kantschen Formeln des Anfangs widerlegen. Am Ende des Textes scheint das Platonische Gedankengut die Ideen Kants ganz und gar überwunden zu haben. Diese im Namen des „Spiritualismus“ aufgestellte Synthese, so wackelig sie auch von einem rein begrifflichen Standpunkt aus sein mag, ist für die nachfolgenden Jahrzehnte von grundlegender Bedeutung gewesen. Adolphe Franck, ein Schüler Cousins, bewegt sich im Kielwasser seines philosophischen Mentors, als er 1844 in seinem Artikel über das Schöne im *Dictionnaire des sciences philosophiques* folgende Definition vorschlägt:

<sup>27</sup> A. Cassagne: *La théorie de l'art pour l'art en France chez les derniers romantiques et les premiers réalistes* [1906], Reprint Seyssel 1997.

<sup>28</sup> Benjamin Constant: *Journaux intimes*, hrsg. von A. Roulin und Ch. Roth. Paris 1952, S.58.

<sup>29</sup> Victor Cousin: *Cours de philosophie professé* (Anm. 26), S. 260.

L'idée du beau renferme la notion d'un principe libre indépendant de toute relation, qui est à lui-même sa propre fin et sa loi, et qui apparaît dans un objet déterminé, sous une forme sensible. Le beau nous offre les deux termes de l'existence, le visible et l'invisible, l'infini et le fini, l'esprit et la matière, l'idée et la forme, non isolés et séparés, mais réunis et fondus ensemble de manière que l'une est la manifestation de l'autre. [...] S'il est vrai que le beau nous présente réunis dans le même objet les deux éléments de l'existence, le spirituel et le sensible, le fini et l'infini; il s'adresse à la fois aux sens et à la raison, à la raison par l'intermédiaire des sens. [...] Dieu est le principe du beau, comme il est celui du vrai et du bien. [...] La beauté du monde est une image et un reflet de la beauté divine.<sup>30</sup>

### Cousins kritische Nachkommenschaft

Zu Cousins ambivalenter, ja sogar widersprüchlicher Auffassung des Schönen und der Kunst haben diejenigen seiner Zuhörer und Leser, die sich einige Jahre später speziell mit der Ästhetik beschäftigten, d.h. vor allem Théodore Jouffroy, Charles Bénard und Jules Barni, eine durchaus zweideutige Beziehung gepflegt. Einerseits erweckten Cousins Vorlesungen bei seinen Schülern eher gemischte Gefühle. Die vielen Ungenauigkeiten und Widersprüche der Thesen von Cousin hielten einer aufmerksamen Lektüre nicht stand. Selbst Jouffroy konnte sich trotz seiner Bewunderung für den Meister die methodischen Mängel Cousins nicht verhehlen: „Il a parlé de tout à peu près, c'est-à-dire du beau, du vrai et du bien, et cela sans beaucoup de méthode, selon sa coutume.“<sup>31</sup> In seinem eigenen *Cours d'esthétique* wird Cousin nie erwähnt. In Barnis Übersetzung von Kants *Kritik der Urteilskraft*, die 1846 in zwei Bänden erscheint, wird Cousin zwar respektvoll erwähnt. Hinter dem begeisterten Lob, das der Übersetzer der tadellosen Strenge des Kantschen Denkens zollt, ist aber eine verborgene, für die Zeitgenossen jedoch nicht zu überhörende Kritik an dem verworrenen philosophischen Stil Cousins zu spüren.<sup>32</sup>

<sup>30</sup> [A. Franck]: Art. „Beau (idée du)“. In: *Dictionnaire des sciences philosophiques* (Anm. 13), Bd. 1, S. 299.

<sup>31</sup> Brief von Th. Jouffroy an Ph. Damiron, 8. August 1818. In: Ad. Lair (Hrsg.): *Correspondance de Théodore Jouffroy*. Paris 1901, S. 213.

<sup>32</sup> Immanuel Kant: *Critique du jugement*, suivie des *Observations sur le sentiment du beau et du sublime*, übersetzt von J. Barni. 2 Bde. Paris 1846, S. V, VIII, XI.



Trotz dieser nicht vorbehaltlosen Rezeption haben jedoch Cousins Vorlesungen die Entwicklung der Kunstphilosophie in einigen grundlegenden Punkten beeinflusst. Den Werken Cousins haben zunächst Jouffroy, Bénard und Barni eine gemeinsame philosophiegeschichtliche Überzeugung entnommen: Die französische Philosophie des 19. Jahrhunderts müsse unbedingt mit derjenigen des 18. Jahrhunderts brechen, und vor allem mit der spätesten und „schlimmsten“ Abart der vorigen Periode, nämlich der Schule Condillacs und der *Idéologie*. Die Abkehr von den Lehren der *Idéologues* wurde von dieser Gruppe junger Philosophen im Gefolge Cousins schnell auch auf eine militante Verteidigung der Ästhetik als philosophisches Teilgebiet ausgewertet. Die wichtigsten Repräsentanten der *Idéologie* – Destutt de Tracy, Cabanis, Degérando, um nur einige Namen zu erwähnen – hatten in der Tat das Problem der Kunst kaum berührt. Das neue Interesse, welches die französischen Philosophen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an der Kunst bekunden, muss als ein Zeichen interpretiert werden, mit den *Idéologues* deutlich zu brechen und eine von ihnen hinterlassene Lücke füllen zu wollen. Cousins agonale Auffassung der Philosophie des 19. Jahrhunderts als kämpferische Antwort auf die Irrtümer des ausgehenden 18. Jahrhunderts hat also den Weg zu einer Aufwertung der Ästhetik vorbereitet.

Darüber hinaus lässt sich der Einfluss von Cousins philosophiegeschichtlichen Auffassungen in der gemeinsamen Abwertung und Widerlegung des sogenannten „Sensualismus“ oder „Empirismus“ spüren – zwei in Cousins Vorlesungen fast synonym benutzte Termini, welche das philosophische Denken des ungeliebten 18. Jahrhunderts bezeichnen sollen. In diesem Bereich ist Cousins These frei von jeder Zweideutigkeit: Der „Empirismus“ bzw. „Sensualismus“ ist zu jeder wahren philosophischen Betrachtung der Kunst unfähig. Zwischen der empiristischen Auffassung der Kunst und dem Anspruch auf eine wirkliche Theorie derselben bestehe in der Tat ein Widerspruch: das empiristische Denken mache das Schöne zum Produkt einer zufälligen, wechselhaften, ja kapriziösen Empfindung, welche sich dem Aufstellen dauerhafter Prinzipien stets entzieht.

Si l'idée du beau n'est pas absolue comme l'idée du vrai, si elle n'est que l'expression d'un sentiment individuel, le contre-coup d'une sensation variable, ou le fruit du caprice de chacun, les discussions sur les beaux-arts flottent sans appui et elles n'auront pas de terme. Pour qu'une théorie des beaux-arts soit possible, il faut qu'il y ait quelque chose d'absolu dans la beauté, comme il faut

quelque chose d'absolu dans l'idée du bien pour qu'il y ait une science morale.<sup>33</sup>

Eine Philosophie der Kunst sei also mit der empiristischen Tradition des 18. Jahrhunderts unvereinbar. „Weder Locke noch Condillac haben ein einziges Kapitel, ja sogar eine einzige Seite über das Schöne hinterlassen. Und ihre Nachfolger haben die Schönheit mit der gleichen Verachtung behandelt.“ Der Sensualismus Diderots konnte höchstens „eine Vielfalt von klugen und oft widersprüchlichen Einblicken“ liefern, aber keineswegs eine philosophische Wissenschaft des Schönen.<sup>34</sup> Nur innerhalb eines nicht-empiristischen Denkens sei folglich eine wahre philosophische Überlegung über die Kunst möglich. Dieses Grundmotiv wurde mit bemerkenswerter Übereinstimmung von all den Philosophen wiederaufgenommen, die sich in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhundert den Fragen der Ästhetik widmeten. Programmatisch stellt Théodore Jouffroy etwa diese Abkehr vom Sensualismus an den Anfang seiner einflussreichen und methodisch überzeugenden Ästhetik-Vorlesungen aus dem Jahre 1826, die 1843 veröffentlicht wurden:

Par les yeux, les mains et les oreilles, le beau n'est pas trouvable. Les philosophes français ont eu tort de prétendre qu'on peut le voir. Il est inaccessible aux sens, il est invisible. Dans ce cas, il faut abandonner le monde du dehors, et c'est au dedans de nous qu'il faut diriger nos regards. C'est en nous et par la conscience qu'il faut attaquer la question.<sup>35</sup>

Diese Auffassung der Philosophiegeschichte führte notwendigerweise dazu, dass die Philosophen aus der Schule Cousins dazu tendierten, den Blick auf die außerfranzösische, d. h. vor allem auf die deutsche und zum Teil auch auf die schottische Tradition zu richten, um eine „echte“, auf idealistischen Ansätzen beruhende Philosophie der Kunst zu entwickeln.

Schließlich lässt sich Cousins Einfluss in der kritischen Einstellung vieler dieser Philosophen zu Kant erkennen. Vor der Gefahr des sogenannten Kantschen „Subjektivismus“ wird immer wieder gewarnt – ein Leitmotiv, welches allein von Jules Barni als einzigem strengen Kantianer dieser Generation nicht wiederaufgenommen wird. Cousins Interesse für Kant war, wie wir schon unterstrichen haben, nicht ohne erhebliche

<sup>33</sup> Victor Cousin: *Cours de philosophie professé* (Anm. 26), S. 182.

<sup>34</sup> Victor Cousin: *Du vrai, du beau, du bien*. Paris 1853, S. 143.

<sup>35</sup> Théodore Jouffroy: *Cours d'esthétique*, hrsg. von Ph. Damiron. Paris 1843, S. 10-11.

Vorbehalte formuliert worden. Das Cousinsche Hervorheben der objektiven Existenz der Schönheit ist wohl der wichtigste Einwand gegen die Thesen der *Kritik der Urteilskraft*. In bewusstem Gegensatz zu Kant, der deren Subjektivität mehrmals betont hatte, behauptet Cousin explizit: „Nous avons insisté sur la nature du jugement, sur sa nécessité absolue, sur sa valeur objective, née par Kant et par Fichte.“ Für Kant besaß das Schöne nur den „Schein“ der objektiven Existenz. Für Cousin existiert das Schöne tatsächlich als ein objektiver, vom Subjekt unabhängiger Gegenstand.<sup>36</sup> In der Kantschen Rückführung des Schönen auf das Subjekt glaubte also Cousin einen gefährlichen „Skeptizismus“ zu erkennen, einen Skeptizismus, der sogar die Möglichkeit einer Wissenschaft des Schönen überhaupt zu gefährden scheine. Im Paragraph 44 der dritten *Kritik* hatte in der Tat Kant behauptet: „Es gibt weder eine Wissenschaft des Schönen, sondern nur Kritik, noch schöne Wissenschaft, sondern nur schöne Kunst.“ Gerade die Möglichkeit dieser „Wissenschaft des Schönen“ will Cousin nun unbedingt retten. Deshalb werden in seinen Vorlesungen längere Passagen über die konkreten Regeln der jeweiligen Künste (Poesie, Malerei, Skulptur, usw.) mit kunstphilosophischen Betrachtungen eng verflochten, denn gerade aus dieser objektiven Regelpoetik, die in der *Kritik der Urteilskraft* völlig abwesend ist, besteht in seinen Augen auch eine Philosophie des Schönen.

### Ein wichtiger Vermittler der deutschen Ästhetik in Frankreich: Charles Bénard

Ein gutes Beispiel für die kritische Auseinandersetzung eines französischen Philosophen mit der deutschen ästhetischen Tradition in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts liefert Charles Bénard (1807-1898). Bénard, der 1827 die Aufnahmeprüfung an der *École Normale Supérieure* und 1831 die *Agrégation de Philosophie* besteht, ist ein überzeugter Verteidiger des deutsch-französischen Ideentransfers im Bereich der Ästhetik. Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein geht seine Laufbahn als Philosophielehrer im Gymnasium mit Übersetzungen und Kommentaren deutscher Ästhetiken einher. 1840-1851 läßt er eine Übersetzung von Hegels *Ästhetik* in vier Bänden erscheinen, die er 1852 durch einen ausführlichen Kommentarband ergänzt. 1847 veröffentlicht er eine Über-

<sup>36</sup> Victor Cousin: *Cours de philosophie professé* (Anm. 26), S. 275.

setzung von verschiedenen kürzeren Texten Schellings, von denen einige die Kunst betreffen. Kein Autor hatte sich vor ihm so energisch für die Vermittlung der Ästhetik als einer „deutschen Wissenschaft“ eingesetzt. Unter den zwanzig bibliographischen Angaben, die Bénard am Ende seines der „Esthétique“ gewidmeten Artikels des *Dictionnaire des sciences philosophiques* vom Jahre 1845 auflistet, sind achtzehn deutschsprachige Autoren zu zählen.<sup>37</sup>

De toutes les sciences dont se compose le domaine de la philosophie, aucune ne doit exciter un plus haut et un plus vif intérêt que celle qui traite du beau et qui étudie ses manifestations dans l'art. Et cependant il n'en est aucune qui ait été moins cultivée parmi nous. Son nom en France est à peine connu. [...]. En Allemagne, des esprits de premier ordre, artistes, poètes et philosophes, ont agité tous ces problèmes. De leurs recherches et de leurs méditations sont sortis des ouvrages qui mériteraient bien d'être connus en France, et traduits dans notre langue.<sup>38</sup>

In den zahlreichen Einleitungen, Kommentaren und Lexikonartikeln, die Bénards Übersetzungen begleiten, wird dem französischen Publikum zum ersten Mal eine ausführliche Geschichte der Ästhetik als einer „deutschen Wissenschaft“ dargeboten. Wenn die Ästhetik als „deutsch“ eingestuft werden muss, so liegt dies in Bénards Augen vor allem daran, dass nur die deutsche Philosophie seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert als streng idealistisch betrachtet werden kann. Wegen ihrer „sensualistischen“ Orientierung disqualifizieren sich die englische und die französische Philosophie des 18. Jahrhunderts für das ästhetische Denken – eine These, die auch von Cousin stets verfochten wurde:

En Angleterre, l'école sensualiste, au XVIII<sup>e</sup> siècle, a produit plusieurs écrits plus ou moins remarquables sur la théorie du beau: on doit citer Shaftesbury, Hogard, Hutcheson, Burke. Mais un système aussi étroit que le sensualisme était incapable de décou-

<sup>37</sup> Ch. Bénard: *Hegel. Philosophie de l'art. Essai analytique et critique*. Paris 1852. Für die hier erwähnten Übersetzungen von Hegel und Schelling sowie für den Artikel über die „Esthétique“ des *Dictionnaire des sciences philosophiques* (Anm. 13).

<sup>38</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Cours d'esthétique*, übersetzt von Ch. Bénard, 4 Bde., Paris/Nancy 1840-1851, hier Bd. 1, S. I-IV.

virer les véritables principes de l'art. [...] En France, Diderot et les encyclopédistes exposent à peu près les mêmes idées [...].<sup>39</sup>

Demnach wundert es nicht weiter, wenn Deutschland als einzige Heimat der wahren Ästhetik gefeiert wird:

En Allemagne, à la fin du XVIII<sup>e</sup> siècle, commence une ère nouvelle pour l'esthétique. Cette science est enfin prise au sérieux, elle devient l'objet de recherches savantes et approfondies.<sup>40</sup>

In Bénards Darstellungen der Geschichte der „deutschen“ Ästhetik spielt Baumgartens Werk *Æsthetica* nur eine Nebenrolle. Den wirklichen Grundstein der Ästhetik habe eigentlich erst Kant gelegt. In direkter Anlehnung an Cousin wird jedoch die *Kritik der Urteilskraft* nicht vorbehaltlos erwähnt. Kants „Subjektivismus“ drohe, schon im Vorfeld eine „Wissenschaft des Schönen“ unmöglich erscheinen zu lassen.

[Kant] ramène le sublime et le beau au point de vue subjectif, il nie toute réalité objective. Le beau est relatif aux facultés de l'esprit, à la sensibilité, à l'imagination, au goût [...]. Dès lors, à la rigueur, il n'y a pas non plus de science du beau. L'esthétique devient l'une des branches de la psychologie et de la logique. Quant à l'art, sa nature aussi est méconnue.<sup>41</sup>

Erst mit Schellings „objektivem oder absolutem Idealismus“ sei die Gefahr des „Subjektivismus“ überwunden. Schelling habe der Kunst zum ersten Mal eine zentrale Rolle im philosophischen Denken zugewiesen – eine Rolle, die mit derjenigen der Religion vergleichbar sei. Dennoch drohe die Schellingsche Identitätsphilosophie, die Kunst einfach der Religion gleichzusetzen, d.h., die philosophische Grundlage für einen schädlichen „Kunstmystizismus“ zu liefern. Nur Hegel kann in Bénards Augen diesen Fehler korrigieren und die Ästhetik zu ihrem Gipfel bringen.

Durch seine intensive Arbeit als Übersetzer und Kommentator der Hegelschen Ästhetik trägt Charles Bénard unleugbar in einem erheblichen Maße zur Einbürgerung einer seit fast einem Jahrhundert in Frankreich verrufenen Wissenschaft bei. Doch muss man sich davor hüten, diesem Beitrag eine allzu revolutionäre Bedeutung in der Geschichte des

<sup>39</sup> Ch. Bénard: Art. „Esthétique“. In: *Dictionnaire des sciences philosophiques* (Anm. 13), S. 301.

<sup>40</sup> Ebd., S. 301.

<sup>41</sup> Ebd., S. 271.

ästhetischen Ideentransfers zwischen Frankreich und Deutschland beizumessen. Bénards Übersetzungen fanden in der Tat bei ihrem Erscheinen in den vierziger und fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts kaum Beachtung. „*L'Esthétique* de Hegel n'a excité aucune attention. Pas un journal, pas une revue, que je sache, n'en a dit un mot“, stellt 1842 Alfred Michiels als aufmerksamer Analytiker des intellektuellen Lebens in Frankreich fest.<sup>42</sup> Zwar wurde im selben Jahr die Übersetzung der Hegelschen Ästhetik in der *Revue des Deux Mondes* erwähnt. Jedoch bemängelt Jules Simon, der Autor dieser eher wortkargen Rezension, die Abwesenheit von Plotinischen Hinweisen im Texte Hegels. 1852 verleiht die *Académie des sciences morales et politiques* dem Hegelschen *Cours d'esthétique* in seiner französischen Fassung einen Preis. Jedoch gelingt es Abel-François Villemain, dem für dieses Preisausschreiben zuständigen Gutachter, nicht, seine tiefen Vorbehalte gegenüber dieser Auszeichnung zu verbergen. Bénard wird vorgeworfen, „alles, was er bei Hegel missbilligte, nicht immer deutlich genug bekämpft zu haben“. Ausdrücklich wird darauf hingewiesen, dass die politisch-theologischen Verdachtsmomente, die über dem gesamten Werk Hegels in Frankreich lasten, die Mitglieder der Akademie gegen dessen Ästhetik eher negativ gestimmt haben.

On doutait qu'il fût séant et exemplaire d'admettre, même à discussion, une théorie des arts inaugurée sous les auspices d'une philosophie qui passait pour avoir inquiété la morale et méconnu la Divinité.<sup>43</sup>

Nur weil Hegel „dem eigenen System entgegen“ das „Göttliche“ an der Kunst in seiner *Ästhetik* ans Licht zu bringen wusste, wird diese Übersetzung nach sehr heftigen Diskussionen belohnt. Diese tiefen Vorbehalte gegen die Hegelsche Kunstphilosophie sowie gegen die Ästhetik als deutsche Wissenschaft überhaupt bestätigt Charles Bénard im Jahre 1855:

Nous ne voulons pas faire de procès à la philosophie française de notre temps [...]. Un point néanmoins, demeure incontestable, c'est que la partie qu'elle a le plus négligée, ou qui est restée la plus faible dans ses mains, c'est précisément la théorie du beau dans l'art et la littérature [...]. Il n'y a rien là qui ressemble à un

<sup>42</sup> A. Michiels: *Histoire des idées littéraires en France au dix-neuvième siècle*, 2 Bde., Paris 1842, hier Bd. 2, S. 495.

<sup>43</sup> A.-Fr. Villemain: Rapports sur les concours de 1852 (19 août 1852). In: *Choix d'études sur la littérature contemporaine*. Paris 1857, S. 103-104.

corps de doctrine, à un traité véritable sur une branche aussi considérable et aussi intéressante du savoir humain.<sup>44</sup>

## 1850. Eine Bilanz

Der Versuch eines Imports der deutschen Ästhetik nach Frankreich stößt in den Jahren um 1850 immer noch auf erhebliche Hindernisse, die sich in drei Kategorien einteilen lassen. Zunächst einmal wird unter den französischen Philosophen die Ästhetik keineswegs als eine legitime Wissenschaft anerkannt. In seinem 1844 erschienenen Werk über *Hegel et la philosophie allemande* hält es Auguste Ott für überflüssig, die Hegelsche *Ästhetik* ausführlich darzustellen, denn dieses Werk enthalte viele Passagen, „die dem eigentlichen Bereich der Philosophie nicht angehören und sich nur schwer für die Analyse eignen“.<sup>45</sup>

Daneben scheinen als zweiter Grund stilistische Probleme einer vorbehaltlosen Aufnahme der Ästhetik im Wege zu stehen. In Barnis Einleitung zu Kants *Kritik der Urteilskraft* oder in Bénards Kommentaren über Hegels Kunst-Vorlesungen wird immer wieder auf die bedauernswerte Dunkelheit und Bündigkeit dieser Autoren hingewiesen. Diese in Bezug auf die deutsche Philosophie überhaupt weit verbreiteten Kritikpunkte scheinen ganz speziell im Bereich der Kunstphilosophie noch zahlreicher zu werden. Es sieht so aus, als müsse in Frankreich jedem Diskurs über die Kunst eine Klarheit und Anschaulichkeit anhaften, die sich gerade mit der sogenannten „deutschen Metaphysik“ nur sehr schlecht verträgt. Es kehren also dieselben Vorwürfe wieder, die schon um 1800 von Madame de Staël gegen Schiller erhoben worden waren, als sie das Modell der induktiven, „konkreten“ und eleganten Kunstkritik und -theorie französischer Herkunft den trockenen Abstraktionen der deutschen Ästhetik entgegenstellte.<sup>46</sup>

Zur Erklärung dieser durchaus schwierigen Rezeption der Ästhetik im Frankreich der Mitte des 19. Jahrhunderts muss schließlich ein zwar nie deutlich geäußertes, in vielen Ästhetik-Kritiken jedoch unterschwellig

<sup>44</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *La poétique*, übersetzt und kommentiert von Ch. Bénard. 2 Bde. Paris 1855, hier Bd. 1, S. VI-VII.

<sup>45</sup> A. Ott: *Hegel et la philosophie allemande*. Paris 1844, S. 447, Fußnote 1.

<sup>46</sup> Madame de Staël: *De l'Allemagne*, hrsg. von S. Balayé. 2 Bde. Paris 1968, hier Bd. 2, S. 69.

präsen-ter Vorwurf hervorgehoben werden. Politisch gilt die Ästhetik zwischen 1820 und 1848 als eine verdächtige, „liberale“ Wissenschaft. Diese politische Etikettierung geht wahrscheinlich darauf zurück, dass einige ihrer wichtigsten Vertreter sich als überzeugte Opponenten des Restauration-Regimes ausgewiesen hatten. Théodore Jouffroy, der nach der Schließung der *École Normale Supérieure* seine Stelle verloren hatte und im Kreis des *Globe* verkehrte, musste 1826 seine Ästhetik-Vorlesungen zu Hause vor einem engen, ja fast konspirativen Freundeskreis halten. Jules Barni, der Übersetzer der *Kritik der Urteils-kraft*, musste wegen seiner politischen Stellungnahmen in die Schweiz auswandern. Und Charles Bénard fällt es schwer, die Kunstphilosophie des politisch suspekten Hegel von jedem ideologischen Verdacht vor der Akademie zu säubern. Erst gegen Ende der fünfziger Jahre scheinen sich die Hemmungen allmählich zu lösen, die sich bisher dem Ideentransfer in dem Bereich der Ästhetik widersetzt hatten. Die *Académie des sciences morales et politiques* schreibt im Jahre 1857 einen Preis über ein ästhetisches Thema aus: „Rechercher quels sont les principes de la science du beau“. Bezeichnenderweise wird aber bei diesem Wettbewerb kein ausgewiesener deutsch-französischer Vermittler nach dem Muster von Charles Bénard belohnt, sondern ein Lehrbeauftragter des Collège de France, der die deutsche Ästhetik nur indirekt kennt und erwähnt.<sup>47</sup> Mit Charles Lévêques *Science du beau*, dessen Titel schon als eine Widerlegung der Kantschen Grundthese von der Unmöglichkeit einer Wissenschaft des Schönen erscheint, versucht die Akademie allem Anschein nach, die Geburt einer spezifisch französischen Tradition der Ästhetik zu befördern.

---

<sup>47</sup> Ch. Lévêque: *La science du beau*. 2 Bde. Paris 1861.



### 3. PHILOSOPHISCHER TRANSFER



Gerhard Höhn (Barbizon/Paris)

„Wahlverwandtschaften“

Programme einer deutsch-französischen Allianz  
von Heine bis Ruge und Marx

Nichts zeichnet den interkulturellen Transfer im Vormärz so aus wie der Versuch, die fortschrittlichsten Eliten Deutschlands und Frankreichs enger als je zu verknüpfen. Nie zuvor, und wohl nie danach, haben sich deutsche und französische Dichter und Denker so zahlreich für die geistige Entwicklung ihres Nachbarlandes begeistert – bereit, alles national Trennende zurück- und alles kulturell Verbindende voranzustellen. Mehr noch: Nie zuvor und niemals später haben sich führende Schriftsteller und Intellektuelle beider Länder derart intensiv damit beschäftigt, die Grundlagen einer informellen, geistigen Allianz zu erarbeiten. Man nenne eine Epoche, in der die Verwirklichung dieser wahrhaft europäischen Idee so greifbar nah war wie etwa 1844!

Erstaunlich genug: 1830, nur anderthalb Jahrzehnte nach dem Ende der Napoleonischen Ära mit ihren europäischen Kriegen, anti-französischen Reaktionen und bösen Erzfeindschaften war die junge Generation beiderseits des Rheins bereit, eine alle Grenzen überschreitende Synthese ihrer Kulturen zu wagen. Sofort nach der Julirevolution begannen deutsche und französische Denker, die einen vornehmlich Schüler Victor Cousins, die andern überwiegend Schüler Hegels, mit der ehrgeizigen Aufgabe, die fortschrittlichsten Traditionen beider Länder zusammenzuführen. Schon während der Restauration hatte Victor Cousin selber, der damals tonangebende Philosoph, den Boden dazu mit seinem Versuch vorbereitet, kritisch ausgesuchte Teilstücke aktueller deutscher und französischer Philosophie in sein Eklektizismus genanntes System zu integrieren. Schnell nahm dann in Paris die Idee eines intellektuellen Bündnisses konkretere Formen an, wie zum Beispiel in den Kreisen der Saint-Simonisten, die schon deutsche Philosophie rezipiert hatten.<sup>1</sup> So

---

<sup>1</sup> Jacques D'Hondt: Hegel et les socialistes. In: ders.: *De Hegel à Marx*, Paris 1972, S. 164-191, und Philippe Régner: Les saint-simoniens et la philosophie allemande ou la première alliance intellectuelle franco-allemande. In: *Revue de synthèse*, 2, Avril-Juin 1988 (Transferts culturels franco-allemands), S. 231-245 (siehe auch Beitrag in diesem Band).

übernahm Michel Chevalier, Redakteur der vom Oberhaupt der Saint-Simonisten, Prosper Enfantin, beherrschten Zeitung *Le Globe*, schon 1831 Victor Cousins Vorstellung einer Arbeitsteilung zwischen Frankreich, England und Deutschland, um die Idee einer Assoziation der Völker verwirklichen zu können.<sup>2</sup> Ähnliche Ziele verfolgte auch die 1833 neugegründete, kosmopolitisch eingestellte Zeitschrift *L'Europe littéraire*, die mit rein literarischen Mitteln eine Assoziation aller europäischen Völker anstrebte. Nicht anders dachte außerdem der Verleger und Schriftsteller Moritz Veit, der 1834 in Leipzig seine Dissertation mit dem wegweisenden Untertitel veröffentlicht hat: *Saint-Simon und der Saint-Simonismus. Allgemeiner Völkerbund und ewiger Friede*. Darauf hat die von einem ehemaligen Saint-Simonisten herausgegebene *Revue Encyclopédique* mit einer Besprechung reagiert – eine weitere unveröffentlichte liegt im Fonds Enfantin.<sup>3</sup> Ganz ähnlich ging auch die parallele Entwicklung von Saint-Simonismus und Junghegelianismus in eine Richtung, die, wie Michel Espagne<sup>4</sup> betont hat, unweigerlich zu der Idee einer „Komplementarität“ zwischen deutscher Philosophie und französischer Praxis führen musste.

Derartige Ideen wurden auch von deutschen Philosophen intensiv diskutiert. So trat Moses Heß 1837 in seinem ersten Hauptwerk, *Die heilige Geschichte der Menschheit von einem Jünger Spinozas*, für eine Synthese zwischen deutschem Idealismus und französischem Sozialismus ein, d.h. für den Übergang von einer ursprünglichen Assoziation zwischen deutschen Philosophen und französischen Politikern zu einer Assoziation zwischen Philosophen und Sozialisten.<sup>5</sup> Bereits seit 1840 verfolgte Arnold Ruge die Idee eines deutsch-französischen Bündnisses und forderte 1841 in den *Hallischen Jahrbüchern*, mit Frankreich müsse „die innigste Freundschaft und Verbindung geschlossen werden“<sup>6</sup>. Ein Jahre später verlied Ludwig Feuerbach dieser Idee in den *Vorläufigen Thesen zur Reform der Philosophie* eine anthropologische Spitze, als er proklamierte: „Der

<sup>2</sup> Régnier [Anm. 1], S. 242. – *Le Globe* führte 1831 neben seinem Titel u.a. die Devise: „Association universelle“. Henri de Saint-Simon hat schon 1814 eine Schrift mit dem Titel *De la réorganisation de la société européenne* verfasst.

<sup>3</sup> Ebd., S. 231.

<sup>4</sup> Michel Espagne: *Le saint-simonisme est-il jeune hégélien?* In: *Regards sur le Saint-Simonisme et les Saints-Simoniens*, sous la direction de J. R. Derré. Lyon 1986, S. 45-71.

<sup>5</sup> Ebd., S. 47.

<sup>6</sup> Zitiert nach: Stephan Walter: *Demokratisches Denken zwischen Hegel und Marx. Die politische Philosophie Arnold Ruges*. Düsseldorf 1995, S. 322.

wahre, der *mit dem Leben, dem Menschen identische* Philosoph muß *gallo-germanischen* Geblüts sein“, bevor er als Philosoph präzisierte: „Das *Herz* – das weibliche Prinzip, der *Sinn* für das Endliche, der Sitz des Materialismus – ist *französisch gesinnt*, der *Kopf* – das männliche Prinzip, der Sitz des Idealismus – *deutsch*.“<sup>7</sup>

Die Bündnisidee lag im Vormärz sozusagen in der Luft. Nach dem momentanen Stand der Forschung und Diskussion ist jedoch unverkennbar, wie intensiv gerade Vertreter eines bestimmten sozialen Milieus um deren Verwirklichung gekämpft und gelitten haben: deutsche, frankophile, nach Paris emigrierte Schriftsteller und Intellektuelle. Fast alle waren in Deutschland zensur-verfolgte Juden (Ausnahme z.B. Arnold Ruge). Alle verstanden sich als Erben der großen Revolution von 1789. Sie sind als Einzelkämpfer, als Zugehörige einer populären, militanten Gruppe oder direkt als Mitglieder einer ideologisch kohärenten intellektuellen-Gruppe aufgetreten. Sie waren untereinander meist stark zerstritten, aber sie haben mit Organisationen sympathisiert bzw. daran mitgewirkt, aus denen nichts weniger als die deutsche Arbeiterbewegung und schließlich die Kommunistische Partei hervorgegangen ist.<sup>8</sup> Sie haben in der französischen Metropole bedeutende Werke über Paris, französische und deutsche Zustände geschrieben; durch ihre Briefe, Sammelbände und Essays wurden die Kollektivvorstellungen beider Länder langwirkend geprägt. – Unter dem hier gewählten Ansatz erscheint ein weiterer, gemeinsamer Gesichtspunkt bemerkenswert. Die diskutierten Autoren haben entweder an Pariser Zeitschriften mitgearbeitet, um das französische Publikum über deutsche Verhältnisse aufzuklären, oder sie

<sup>7</sup> Ludwig Feuerbach: *Kleine Schriften*. Nachwort von Karl Löwith. Frankfurt a.M. 1966, S. 136.

<sup>8</sup> Zur Unterstützung der „Pressvereins“-Bewegung, die der Zweibrücker Publizist und Republikaner Johann Georg Wirth in der *Deutschen Tribune* im Februar 1832 mit einem Aufruf zur Gründung eines „Vaterlandsvereins“ ausgelöst hat, wurde in Paris eine Filiale des Pressvereins ins Leben gerufen, die Börne und sein Kreis emigrierter Handwerker förderte und der Heine nahe stand. Der Pariser „Deutsche Volksverein“ bestand von 1832 bis 1834; einige Mitglieder gründeten dann im Frühjahr 1834 den geheimen „Bund der Gekühteten“, der sich im Winter 1836-37 in den „Bund der Gerechten“ umwandelte. Dieser arbeitete 1846 als Sektion am Brüsseler „Kommunistischen Korrespondenzkomitee“ mit, bevor er Anfang 1847 im „Bund der Kommunisten“ aufging. Näheres dazu bei: Jacques Grandjonc: *Marx et les communistes allemands à Paris. Vorwärts, 1844*. Paris 1974, S. 9ff. und Martin Hundt: *Geschichte des Bundes der Kommunisten 1836-1852*. Frankfurt a.M. u.a. 1993, S. 34ff.

haben mit derselben Absicht eine französischsprachige Zeitschrift gegründet, bevor es ihnen schließlich gelang, als redaktionell erfahrene, verantwortliche Journalisten und Publizisten ein deutschsprachiges Jahrbuch ins Leben zu rufen. Sie haben entweder eng mit französischen Kollegen zusammengearbeitet oder bei ihren eigenen Organen auf die Mitarbeit ihrer Kollegen gesetzt. Schon die Titel einer Reihe der von ihnen bevorzugten bzw. gegründeten Zeitschriften signalisieren deren universalistischen Geist. Ihre Hauptaktionszeit erstreckt sich von der Julirevolution 1830 bis zur Vertreibung einiger militanter Denker im Frühjahr 1845. Ihre Ziele waren weit gesteckt: Sie wollten nicht nur Vermittler, sondern Auslöser der zukünftigen, deutschen Revolution sein. Aber das Ergebnis ist enttäuschend. Fast alle Projekte, zumindest im Fall der verschiedenen Zeitschriften, sind schnell gescheitert. – Man kommt an folgender Bilanz nicht vorbei: Konnten sich im Vormärz die differenziertesten Strategien einer intellektuellen Allianz zwischen Deutschen und Franzosen herausbilden, so fällt der Zeitpunkt der größten Annäherung mit dem des größten Misserfolgs zusammen.

### 1. „entente cordiale“ (Heines politisches Programm)

Der Pariser Korrespondent Heinrich Heine wird zu Recht als eine der „emblematischen Gestalten“ der deutsch-französischen Beziehungen bezeichnet.<sup>9</sup> Dank seiner ausgefeilten Publikationspraxis ist es ihm tatsächlich gelungen, einen doppelten Transfer zu verwirklichen und seine Mission als Fürsprecher der Zusammengehörigkeit beider Länder zu erfüllen. Und dank seiner intellektuellen Einstellung hat er seine Vermittlerpraxis stärker als andere reflektiert, so dass seine markanten Stichworte und Maximen heute immer noch zitiert werden. – Das ist zwar weitgehend bekannt, verdient aber hier erwähnt zu werden, weil viele bekenntnishafte Äußerungen Heines in diesem Kontext in einem anderen Licht erscheinen (Kap. 1 und 2). Deshalb wird hier die These vertreten: Alle nachfolgenden Alliance-Konzeptionen haben weitgehend Heines doppeltes Transferprogramm übernommen – mal das eine (Kap. 3), mal beide vermischt (Kap. 4), mal das andere (Kap. 5 und 6).

<sup>9</sup> Michael Werner: Heine interprète en France de l'Allemagne intellectuelle. Conflits autour d'un cas de transfert culturel. In : *romantisme* 73. 1991, S. 43 („une des figures emblématiques“).

Die Revolution von 1789 hat Heines Denken entscheidend geprägt, die Julirevolution sein Leben. Repräsentiert Frankreich, das Land der Menschenrechte, seit den 20er Jahren sein Idealbild der Moderne, so ist er 1831 nach Paris übergesiedelt, um seine von den normativen Idealen der Aufklärung modellierte Rolle als Schriftsteller und Intellektueller in die Praxis umzusetzen. Mittels einer überlegenen und überlegten Doppelstrategie hat er es geschafft, gleichzeitig sowohl das deutsche wie das französische Publikum anzusprechen. Seine Korrespondenzberichte und Essays sind zum größten Teil in deutschen und französischen Medien erschienen, bevor sie planmäßig in deutsch- und französischsprachigen Werken zusammengefasst wurden. *De la France* (im wesentlichen *Französische Zustände*, zuerst in der Augsburger *Allgemeinen Zeitung* erschienen) und *De l'Allemagne* (hauptsächlich Literatur- und Philosophiegeschichte, zuerst in zwei französischen Revuen erschienen) sind originale Werke, in denen das Programm der deutsch-französischen Vermittlung beispielhaft umgesetzt werden konnte (*Lutezia* mal ausgeklammert<sup>10</sup>). Auf der einen Seite werden die politisch rückständigen Verhältnisse des Heimatlandes durch radikale Kritik zum Tanzen gebracht, auf der anderen wird die kulturelle Modernität des Gastlandes durch den Transfer der neuesten deutschen Philosophie abgerundet.<sup>11</sup>

Konzentriert man sich nun allein auf den Ideentransfer nach Paris, dann lassen sich wiederum zwei Programme unterscheiden: ein allgemein politisches und ein spezifisch philosophisches. Das erste Programm hat sich während der Mitarbeit an *L'Europe littéraire* herausgebildet, das zweite (vereinfacht und reduziert ausgedrückt) bei der Zusammenarbeit mit der *Revue des Deux Mondes*. Das eine richtet sich an das unaufgeklärte Volk, das andere an das intellektuelle Bewusstsein. In beiden Fällen handelt es sich um eine vollständige Umwertung des damals in Frankreich üblichen Deutschland-Bildes.

<sup>10</sup> Siehe dazu speziell die übersetzungstechnische Arbeit: Axelle Roleau: *Die deutsch-französische kulturelle Doppelreferenz am Beispiel von Heinrich Heines Transfergedanken in „Lutezia“*, Duisburg 2000.

<sup>11</sup> Die beiden französischen Werke sind Sammelbände mit eigener Entstehungs- und Wirkungsgeschichte, mit eigenem Text und eigener Komposition, die editorisch – was oft übersehen wird – in der von Heine gewollten Form nur in den Ausgaben von 1835 bzw. 1855 und 1857 (revidierte 2. Aufl. von *De l'Allemagne* und *De la France*) vorliegen und die deutsche Werkherausgeber vor problematische Entscheidungen stellt (entweder Doppeldruck oder Auflösung der originalen Komposition sowie Lesartenapparat zu Textabweichungen).

Die Idee eines deutsch-französischen Einverständnisses zieht sich wie ein roter Faden durch Heines gesamtes Lebenswerk, reicht sie doch von der Berliner Studentenzeit<sup>12</sup> bis in die Spätzeit. 1851 zieht Heine auf seinem Pariser Totenlager persönlich Bilanz und diktiert das berühmte Geständnis in sein Testament: „La grande affaire de ma vie était de travailler à l'entente cordiale entre l'Allemagne et la France“. Die meist ausgelassene Fortsetzung dieser Lebensmaxime benennt sehr genau das über Jahrzehnte verfolgte politische Ziel: Die „große Affäre“ bestand darin, „à déjouer les artifices des ennemis de la démocratie qui exploitent à leur profit les préjugés et les animosités internationaux“ (DHA XV, 210).

Was die „entente cordiale“ konkret bedeutet, zeigt am eindringlichsten das Selbstverständnis des Mitarbeiters an *L'Europe littéraire*. 1832 erhielt Heine von Victor Bohain, dem Direktor der neugegründeten Zeitschrift, den Auftrag, eine Reihe von Artikel über die neuere deutsche Literatur im Genre von Madame de Staëls *De l'Allemagne*, aber nicht im „genre ennuyeux“ zu schreiben.

Die ausdrücklich unpolitisch (Motto: „La Politique est complètement exclue de ce Journal“), aber kosmopolitisch eingestellte Zeitschrift, die den Titelzusatz *Journal de la littérature nationale et étrangère* führte, erschien Heine mit ihren (maximal) 1.800 Abonnenten sehr schnell als ideale Plattform für sein literaturpolitisches Transfer-Programm. Seite 1 der ersten Nummer eröffnete am 1. März 1833 die Reihe *Etat actuel de la littérature en Allemagne* (später *Romantische Schule*). Diese geistesgeschichtlichen Essays – erster Schritt der Umwertung – zerstören bekanntlich das idealistische, von Madame de Staël entworfene Deutschlandbild völlig, indem sie 20 Jahre später die französischen Leser über das wahre Wesen der neuesten deutschen Literatur aufklären. Das ‚Schulgeheimnis‘ der romantischen Dichtung lautet nicht abgehobene Meditation, Verherrlichung des Geistigen und spiritualistische Religion, sondern retrograde Askese, Genussverzicht und Selbstunterdrückung, mit einer fatalen Konsequenz: Unterwerfung unter den Despotismus.

---

<sup>12</sup> Schon der Berliner Student spielte mit der Idee, von Paris aus eine Vermittlerrolle, zumindest in Sachen Literatur zu spielen. So teilte er in einem Brief vom 4. Mai 1823 voller Übermut mit, er hoffe im Herbst viele Studienjahre in Paris zu verbringen und „nebenbey für Verbreitung der deutschen Literatur die jetzt in Frankreich Wurzel faßt, thätig zu seyn“ (HSA 20, S. 84).



Wichtig erscheint hier daran zu erinnern, wie sehr Heine mit den Zielvorstellungen des Journals übereinstimmte, fällt doch das vielzitierte, die „grande affaire“ früh definierende Bekenntnis in genau die Zeit, in der er sich als Redakteur des *L'Europe littéraire* fühlte. Anfang April 1833, nach der Veröffentlichung des 3. Artikels seiner Literatur-Serie, schreibt der Fürsprecher der deutsch-französischen Vermittlung einem deutschen Freund einen programmatischen Brief, der mit den Worten beginnt:

Ich werde in jenem Journale [*Europe littéraire*] alles Mögliche thun, um den Franzosen das geistige Leben der Deutschen bekannt zu machen; dieses ist meine jetzige Lebensaufgabe, und ich habe vielleicht überhaupt die pacifike Mission, die Völker einander näher zu bringen (HSA 21, S. 52).<sup>13</sup>

Diese völkerverbindende und -verbündende „Mission“ versteht sich eindeutig im Dienst einer subversiven Aufgabe. Denn der Frieden, auf den die „Mission“ zielt, soll die Heilige Allianz der Völker verwirklichen und die zu anti-demokratischen Zwecken gegründete (Un)Heilige Allianz der Monarchen zerstören. Die Fortsetzung des Briefes lässt an der revolutionären Einstellung des Schreibers keine Zweifel aufkommen:

Das aber fürchten die Aristokraten am meisten; mit der Zerstörung der nationalen Vorurtheile, mit dem Vernichten der patriotischen Engsinigkeit schwindet ihr bestes Hülfsmittel der Unterdrückung. Ich bin daher der inkarnierte Kosmopolitismus, ich weiß, daß dieses am Ende die allgemeine Gesinnung wird in Europa, und ich bin daher überzeugt, dass ich mehr Zukunft habe, als unsere deutschen Volksthümler, diese sterblichen Menschen, die nur der Vergangenheit angehören (HSA 21, S. 51f.).

Heine, der Erbe der Aufklärung, definiert hier den Franzosen wie den Deutschen den umstürzlerischen Kern seiner Mission: Ebenso wie die testamentarischen „préjugés internationaux“, gehören „nationale Vorurteile“ und falscher Patriotismus, d.h. Volksverhetzung und Fremden-

---

<sup>13</sup> HSA 21, 52. Zum umfassenderen, europäischen Aspekt der Heineschen Mission, siehe Renate Stauf: *Der problematische Europäer. Heinrich Heine im Konflikt zwischen Nationenkritik und gesellschaftlicher Utopie*. Heidelberg 1997, bes. Kap. III, S. 175ff. und Joseph A. Kruse: „...alle edeln Herzen des europäischen Vaterlandes“. Heine und Europa. – In: *Nationale Grenzen und internationaler Austausch. Studien zum Kultur- und Wissenschaftstransfer in Europa*. Hrsg. von Lothar Jordan und Bernd Kortländer. Tübingen 1995 (Communicatio), S. 53-72.

feindlichkeit, zur ideologischen Stütze der historisch überholten Feudalherrschaft (und gehören heute immer noch zum Nährboden von Rassismus und Xenophobie). Deshalb lautet der Auftrag des ‚pacifiken Missionars‘: unermüdlich Weltbürgertum und Humanität gegen Nationalismus und Fremdenhass ausspielen – letzterer in Deutschland identisch mit Franzosenhass. Nach dem Modell der französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts heißt das im Zeitalter der Restauration: als Pädagogen in allgemein verständlicher, populärer und witziger Sprache das noch unwissende, vorurteilsvolle und verhetzte (deutsche) Volk aufklären. – Mit seiner Zukunftsvision hat Heine jedoch die Kraft seiner aufklärerischen Taktik unterschätzt. Die aufkommende deutsche Leitkultur des 19. Jahrhunderts hat seinen Glauben desavouiert, ohne aber die Gültigkeit seines Programms in Frage stellen zu können.

Dieses Programm ist nicht ganz neu, gehört doch die Enthüllung der machtstabilisierenden Funktion der Volksverhetzung zum Grundstock aller aufklärerischen Politikkritik. Das zeigt z.B. bereits die Rede, die Georg Forster im November 1792 *Über das Verhältnis der Mainzer gegen die Franken* gehalten hat.<sup>14</sup> In diese Tradition hat sich Heine auch schon vor 1833, in der *Vorrede* zu seinen großen Frankreich-Berichten gestellt. Die radikale Anklageschrift sowohl gegen die deutschen Fürsten wie gegen deren ideologische Helfershelfer, die servilen Intellektuellen<sup>15</sup>, setzt die ganze Hoffnung ihres Verfassers darauf, die große Volksmenge zum Verständnis der Gegenwart zu bringen; das würde bedeuten:

so lassen die Völker sich nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Haß und Krieg verhetzen, das große Völkerbündniß, die heilige Allianz der Nationen, kommt zu Stande [...]. Die-

<sup>14</sup> „Bisher war es eine schlaue Politik der Fürsten, die Völker sorgfältig von einander abzusondern, sie an Sitten, Charakter, Gesetzen, Denkungsart und Empfindung gänzlich von einander verschieden zu halten, Haß, Neid, Spott, Geringschätzung einer Nation gegen die andere zu nähren und dadurch ihre eigene Oberherrschaft sicherer zu stellen“. Zitiert nach: *Von deutscher Republik. 1775-1795. I. Aktuelle Provokationen*. Hrsg. von Jost Hermand. Frankfurt a.M. 1968, S. 148.

<sup>15</sup> Zur Figur des Intellektuellen und seines servilen Gegenspielers, des Verräters, siehe Gerhard Höhn: *Heinrich Heine und die Genealogie des modernen Intellektuellen*. In: Ders. (Hrsg.): *Heinrich Heine: Ästhetische-politische Profile*. Frankfurt a.M. 1991, S. 66-84 (auch: ders.: *Heine-Handbuch. Zeit, Person, Werk*. 2. Aufl., Stuttgart/Weimar 1997, S. 29ff., 296ff.).

ser Wirksamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es ist mein Amt  
(DHA XII, 65).<sup>16</sup>

„Mission“ und „Amt“ meinen dasselbe: der Schriftsteller als Volksaufklärer, Anwalt des Völkerbündnisses und Vorbereiter der Revolution.

## 2. „Wahlverwandtschaften“ (Heines philosophisches Programm)

Allen Bündnis-Projekten im Vormärz liegt ein und derselbe Gedanke zu Grunde – das Theorie-Praxis-Paradigma<sup>17</sup>, mit dem Vorrang der die Praxis antizipierenden Theorie. Dieser Denkfigur hat Heine nun eine ebenso überraschende wie folgenreiche Wende gegeben: Nach seiner frühen Überzeugung besteht ein enges, intimes und paralleles Zusammenspiel zwischen deutscher Philosophie und französischer Politik.

In seinem letzten, noch in Deutschland verfassten Essay, der *Einleitung* zur Schrift *Kahldorf über den Adel*, entwickelt er erstmals den zündenden Gedanken einer „Wahlverwandtschaft“ (DHA XI, 134) zwischen den beiden Ländern, genauer zwischen dem lauten, revolutionären „praktischen Treiben“ der französischen Nachbarn und dem „philosophischen Träumen im geruhsamen Deutschland“. Um diese These plausibel zu machen, musste jedoch dem im Vormärz immer wieder wegen seiner Tatenferne und Traumschwere angeprangerte, mangelhafte Nationalcharakter der Deutschen etwas Positives abgenommen werden. So scheint dem aufbruchbereiten Autor, die umstürzlerischen, zum Wachen verurteilten Franzosen hätten „uns Deutsche“ aufgefordert, „für sie zu schlafen und zu träumen“; deshalb sei „unsre deutsche Philosophie [...] nichts anders als der Traum der französischen Revolution“<sup>18</sup>. Deutsche und Franzosen sind also ‚Wahlverwandte‘, weil sie nahezu gleichzeitig

<sup>16</sup> Ähnlich schon 1831 in der *Einleitung* zum Kahldorf-Text: „diplomatische Verhetzungskünste“ des Adels, um Fraternisierung der Völker zu verhindern (DHA XI, 141) und später in *Vorrede zur Vorrede*: die deutschen Machthaber spekulieren zur Knechtung des deutschen Volkes immer auf „Nationalhaß, religiösen und politischen Aberglauben, und Dummheit überhaupt“ (DHA XII, 451), vgl. DHA VIII, 263: „à détruire ces préventions nationales que les despotes savent si bien exploiter à leur profit“.

<sup>17</sup> Horst Stuke: *Philosophie der Tat. Studien zur „Verwirklichung der Philosophie“ bei den Junghegelianern und den Wahren Sozialisten*. Stuttgart 1963 (Industrielle Welt), S. 60.

<sup>18</sup> Den Gedanken wird Marx in den *Jahrbüchern* aufgreifen, vgl. weiter unten.

den großen „Bruch“ mit der Vergangenheit verwirklicht haben: die einen „im Reiche des Gedankens“, die andern im „Gebiete der Gesellschaft“. Diese Parallele von 1831 mündet dann in eine verblüffende, wie eine Pointe wirkende, personale Veranschaulichung: Für Heine ist Kant so ‚verwandt‘ mit dem Jakobiner Robespierre wie Fichte mit dem Alleinherrscher Napoleon, und Schelling ist mit der restaurativen bzw. romantisierenden Konterrevolution so ‚versippt‘ wie Hegel, der ordnungsstiftende „Orleans der Philosophie“, mit Louis-Philippe.<sup>19</sup> Die These der Verwandtschaft ganz ungleicher Familienmitglieder hat, wie zu zeigen ist, große Wirkung erzielt, aber sie scheint nicht ganz Heines Erfindung gewesen zu sein: Im Novemberheft 1830 der *Revue des Deux Mondes* (*RdDM*), einige Monate vor Heines Ankunft in Paris, hat bereits Edgar Quinet Kant mit der Constituante, Fichte mit dem Convent bzw. den Jakobinern sowie Hegel mit der Heiligen Allianz verglichen.<sup>20</sup>

In eben dieser *Revue des Deux Mondes* enthüllt Heine 1834 seinem französischen Publikum erstmals den revolutionären Kern der deutsch-französischen Analogie. Die 1829 gegründete Zeitschrift, die noch heute an jedem größeren Kiosk ausliegt, wurde unter dem Chefredakteur François Buloz zum wichtigsten Organ der jungen, 1830 siegreichen romantischen Schriftstellergeneration. Zu ihren Autoren gehörten z.B. Victor Hugo, Alfred de Musset, George Sand, Honoré de Balzac, Alexandre Dumas und der Kritiker Charles-Augustin Sainte-Beuve. Einige Redakteure standen dem Saint-Simonismus nahe. Mit ihren literarischen, politischen und kulturellen Themen aus In- und Ausland erschien sie Heine wohl als das geeignete Medium für seine 2. Umwertung. Jetzt handelt es sich allerdings nicht mehr ein negatives, sondern um ein positives Phänomen<sup>21</sup>: Die idealistische Philosophie musste von der weit verbreiteten Auffassung befreit werden, sie sei zwar tief Sinnig, aber unverständlich und weltfremd (DHA VIII, S. 79).

Die neuen Essays nehmen zunächst den Gedanken von 1831 leicht verändert wieder auf. Dem „großen Zerstörer“ Kant entspricht zwar weiter Robespierre, aber der Vernunftkritiker rangiert weit vor dem Praktiker des Terrorismus, der vielmehr „die Hand von Jean-Jacques

<sup>19</sup> DHA XI, 134. – Vgl. ebenfalls DHA VIII, S. 77.

<sup>20</sup> Angabe nach Stuke [Anm. 17], S. 58.

<sup>21</sup> Es wäre eine lohnende Aufgabe, speziell das Deutschland-Bild dieser *Revue* während der Julimonarchie genauer zu untersuchen.

Rousseau“ gewesen ist, „die blutige Hand“ (DHA VIII, 80<sup>22</sup>). Dagegen bleibt die Entsprechung zwischen Fichte und Napoleon ebenso erhalten wie die zwischen Schelling und der „restaurierenden Reaktion“. Hegel wird ausgegrenzt. – Dann eine andere, alles verschärfende Veränderung: 1834 hat sich der Akzent von der parallelen Bewegung, die zwischen der *politischen Geschichte* Frankreichs und der deutschen *Geistesgeschichte* besteht, auf das Prognostische verlagert. Nach der historisch entwickelten, neuen These läuft die Entwicklung der deutschen Philosophie mit innerer Notwendigkeit auf den Übergang von der Theorie zur Praxis, d.h. auf die Revolution hinaus. Was Heine seinen französischen Lesern zumutet, sind auch für Deutsche völlig ketzerische Gedanken. Sein in drei Bücher eingeteilter Großessay geht von der Idee einer progressiven Befreiung aus, die sich deutlich Hegels Fortschrittsbegriff verdankt. So erscheint die ganze deutsche Geistesgeschichte als notwendige, stufenweise Vorbereitung der zukünftigen Revolution. Das dreistufige Modell beginnt mit Luther, der die Geistes- und „Denkfreiheit“ hergestellt hat, gefolgt von der „philosophischen Revolution“, die mit der neuzeitlichen Philosophie einsetzt und in der großen deutschen Philosophie, mit Kant, Fichte, Schelling und Hegel abgeschlossen ist. „Unsere philosophische Revolution ist beendet. Hegel hat ihren großen Kreis geschlossen“ (DHA VIII, S. 115). Als „Vollendung“ des ganzen Prozesses steht jetzt der Übergang zur „politischen Revolution“ auf dem Programm. Heines Überzeugung, die Denken und Wirklichkeit, Idee und Handeln in einen dialektischen Zusammenhang versetzt, bringt das 3. Buch in einem berühmten, wie ein Aphorismen wirkendes Bild zum Ausdruck: „Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner“ (DHA VIII, S. 118, vgl. S. 79). So gesehen schreibt Heines These das Primat des (deutschen) Gedankens über die (französische) Tat fest.<sup>23</sup> Auch die Junghegelianer werden daran festhalten, wenn sie wie Heine den Deutschen zu ihrer theoretischen Reife die Praxis und den Franzosen zu ihrer politischen Reife die Theorie vermitteln wollen. –

<sup>22</sup> Text nach deutscher Ausgabe. Wollte man der Frage nachgehen, was die Franzosen 1834 eigentlich lesen konnten, müsste man der philologischen Genauigkeit wegen den *RdDM*-Text im Original zitieren.

<sup>23</sup> Ein anderes Werk, das *Wintermärchen*, diskutiert die Übergangs-Problematik nicht minder komplex in der Gestalt des Liktors mit dem Beil – einer Allegorie der „Tat“ zum „Gedanken“ des Dichters.

Zugleich durchbricht die These den Rahmen der Hegelschen Geistphilosophie. Die Philosophie als eine über das Denken hinausdrängende Zwischenstufe im Befreiungsprozess der Menschheit – das ist keine mit Hegels System mehr vereinbare These. Damit konnte Heine wesentlich dazu beitragen, dem bald als Schule auftretenden Junghegelianismus den Weg zu weisen.<sup>24</sup>

Neben der Philosophie will Heine den Franzosen auch die andere Seite des deutschen Denkens, die Religion, verständlich machen. Dabei greift er seine frühere Idee wieder auf, verschärft sie und bringt eine bisher unbekannte Radikalität in die Religionskritik.

Ende des Zweiten Buches stellt Heine erneut ausdrücklich die „sonderbarsten Analogien“ (bzw. den „merkwürdigsten Parallelismus“) heraus, die zwischen der „geistigen Revoluzion in Deutschland“ und der „materiellen Revoluzion in Frankreich“ bestehen. Jetzt lässt er die Wirkung von *Kants Kritik der reinen Vernunft* mit der Hinrichtung von Louis XVI, d.h. den Tod des Deismus mit dem Ende des Königtums zusammenfallen (DHA VIII, S. 77). Die lange Geschichte von der tödlich abschließenden Metamorphose des deistischen Gottes endet in direkter Anrede mit den furchtbaren Worten: „Hört Ihr das Glöckchen klingeln? Kniet nieder – Man bringt die Sakramente einem sterbenden Gotte.“

Doch das erzählt kein Atheist! Zur leichteren Kommunikation mit den Franzosen hat sich Heine „bey einigen das Wesen Gottes betreffenden Erörterungen“ ganz bewusst einer Terminologie bedient, die seinen Lesern längst vertraut gewesen ist, und zwar „durch den apostolischen Eifer der Saint-Simonisten“ (DHA VIII, S. 493). So hat der Fürsprecher der menschlichen Sinnlichkeit sein dualistisches Weltbild begrifflich durch den Antagonismus von „chair“ und „esprit“ bzw. von Sensualismus und Spiritualismus (DHA VIII, S. 49) gefasst. Das integrative Modell der Saint-Simonisten, mit Prosper Enfantins Pantheismus („Dieu est tout ce qui est“) als Angelpunkt, sollte die Überwindung des Antagonismus bewerkstelligen. „Réhabilitation de la matière“ lautet deshalb die entscheidende Maxime zur Gesundung der gespaltenen, zerrissenen Menschheit. Neben Enfantin stützt sich Heines komplexer, sensualis-

---

<sup>24</sup> Zur These: Heine als Eröffner der Junghegelianischen Schule, siehe Gerhard Höhn: Heine, ein junghegelianisches Ärgernis. In: *Philosophie, Literatur und Politik vor den Revolutionen von 1848. Zur Herausbildung der demokratischen Bewegungen in Europa*. Hrsg. von Lars Lambrecht, Frankfurt a.M. 1998 (Forschungen zum Junghegelianismus), S. 153-168.

tisch geprägter Pantheismus auch auf Spinozas Monismus und Goethes Naturanschauung, auf Schellings Naturphilosophie und Hegels Identitätsphilosophie sowie auf vorchristlichen Volksglauben. Seinen französischen Lesern erklärt Heine nun, nicht Frankreich, sondern Deutschland ist der „gedeihlichste Boden des Pantheismus“ (DHA VIII, S. 61). Alle vertrauten Vorstellungen umkehrend, enthüllt er seinen ungläubigen Lesern ein zweites ‚Schulgeheimnis‘: der „Pantheismus ist die verborgene Religion Deutschlands“ (DHA VIII, S. 62), die von den großen Philosophen längst praktiziert wird.

Damit schließt sich – was Michel Espagne herausarbeiten konnte<sup>25</sup> – ein äußerst paradox anmutender Kreis. Zuerst beruht Enfantins Pantheismus ebenfalls auf Spinoza, aber auch auf Schelling und Hegel. Dann hat Victor Cousin mit seinen Vorlesungen Spinozismus und deutsche Philosophie in Paris zum Durchbruch verholfen, d.h., er hat die Philosophie von Kant und Fichte, Schelling und Hegel schon in seinen Vorlesungen ab 1817 vermittelt und dann 1828 die Geschichte der Philosophie im Hegelschen Stil vorgetragen. Im Anschluss daran haben seine Schüler das pantheistische Denken des saint-simonistischen Oberhauptes beeinflusst. Aber trotz der gemeinsamen Grundlagen hat Cousin schließlich Heines *De l'Allemagne* desavouieren lassen (auf Enfantins Absage, Gipfel des offenbaren Widersinns, wird später zurückzukommen sein). Lässt sich das schlüssig erklären? Zwei Gründe scheinen wichtig. Mit seiner Hegel-verpflichteten, revolutionären Interpretation der deutschen Philosophie und Religion hat Heine nicht nur das von Cousin erneuerte, ‚offizielle‘ Bild Deutschlands in Frage gestellt, sondern sich auch zusätzlich in Rivalität zu Cousin selbst begeben.<sup>26</sup> 1834 war deutsche Philosophie zwar durch eine Reihe von Vermittlern – zumeist Cousin-Schüler und/oder den Saint-Simonisten nahestehende Autoren –, weiter rezipiert worden, ohne unbedingt fest etabliert zu sein; so lag z.B. noch keine Übersetzung eines der Hegelschen Hauptwerke vor, des bald ‚berühmtesten‘ deutschen Philosophen.<sup>27</sup> Zu diesem Zeitpunkt musste aber eine junghegelianische Darstellung dieser Philosophie, wie Heine sie

<sup>25</sup> Espagne [Anm. 4].

<sup>26</sup> Michael Werner [Anm.9] hat die ideologische Konjunktur der 30er Jahre mit der Konkurrenz zwischen Heine und Cousin klar herausgestellt.

<sup>27</sup> Zur französischen Hegelrezeption im 19. Jahrhundert siehe: Guido Oldrini: *Hegel e l'hegelismo nella Francia dell'Ottocento*, Milano 2001 (Istituto Italiano per gli Studi Filosofici, Hegeliana 32).

entwickelt hatte, in Paris eine Tabuthema sein: Sie war mit dem Deutschland-Bild des allgemein anerkannten Experten unverträglich und gefährdete Professor Cousins politische Situation, weil sie mit dem Geist der Charte von 1830 nicht in Einklang gebracht werden konnte und die Legitimität der Julimonarchie in Frage stellte. Der frühe oppositionelle Nebenbuhler war unter der dem neuen Regime als Conseiller d'Etat und Verantwortlicher für den Philosophieunterricht eine äußerst einflussreiche, offizielle Persönlichkeit geworden. Um seine institutionelle Stellung mit ihren spezifischen Zwängen nicht selber zu gefährden, war der Philosoph 1838 sogar zu politischen Rücksichtsmaßnahmen bereit: In der 3. Auflage seiner *Fragments philosophiques* (zuerst 1826) hat er bei der entscheidenden Frage des Pantheismus frühere Aussagen abgeschwächt und auch weggelassen.<sup>28</sup> Für weiteren Stoff zur Verschärfung der Konkurrenzsituation hat Heine durch eine Äußerung in *De l'Allemagne* von 1835 selber gesorgt. Nachdem er im 3. Buch den „großen Kreis“ der deutschen Philosophie beschrieben hat, wendet er sich direkt an seine französischen Leser und rühmt als „welthistorisch wichtig“, „daß Euer großer Eklektiker [gemeint ist natürlich Victor Cousin], der Euch damals die deutsche Philosophie lehren wollte, auch nicht das mindeste davon verstanden hat“ (DHA VIII, S. 116). Im Anhang zu dieser Ausgabe lässt Heine dann noch ein äußerst vergiftetes Lob des „großen Eklektikers“ folgen. Dort (DHA VIII, S. 245) traut er dem Mann mit der überwältigenden „philosophischen Virtuosität“ alles zu, nur nicht die angeblich 1824 im Gefängnis erworbenen Kenntnisse von Kants erster Kritik, denn „Herr Cousin versteht kein deutsch“! In der Hamburger Ausgabe der *Romantischen Schule* geht Heine außerdem noch zu offener Polemik über, wenn er die damalige französische Diskussion um die angebliche Schädlichkeit der deutschen Philosophie mit den bitteren Worten kommentiert:

---

<sup>28</sup> Siehe Jean-Pierre Cotten: Victor Cousin et la „mauvaise métaphysique de l'Allemagne dégénérée“. In: ders.: *Autour de Victor Cousin. Une politique de la philosophie*. Paris 1992 (Annales Littéraires de l'Université de Besançon no. 469), S. 213-237, dort S. 216ff. – Cousin setzte sich damals gegen Angriffe zur Wehr, die im Wesentlichen von der katholischen Kirche (aber u.a. auch von Pierre Leroux) ausgingen und seinen angeblichen, durch die deutsche Philosophie beförderten Pantheismus anprangerten (Pantheismus identisch gesehen mit Vernichtung der menschlichen Verantwortlichkeit).



Aber der armen deutschen Philosophie geschieht Unrecht. Denn [...] [das ist] keine deutsche Philosophie, was den Franzosen bisher unter diesem Titel, namentlich von Herren Victor Cousin, präsentiert worden. Herr Cousin hat sehr viel geistreiches Wischiwaschi, aber keine deutsche Philosophie vorgetragen (DHA VIII, S. 190).

Verständlich, dass Heines Deutschland-Schriften 1834/35 aufgrund ihrer Angriffe auf die christliche Religion nur zensurverstümmelt erscheinen konnten und mit Verboten belegt worden sind. Ihre Religionskritik sollte auch in Frankreich eine wichtige, negative Rolle spielen. – Wie hat aber der herausgeforderte Cousin reagiert? Der Philosoph machte seine Ablehnung nicht selber, sondern durch E. Hébert öffentlich bekannt.<sup>29</sup> Dieses Mitglied des Cousin-Kreises wirft Heine vor, er habe seine Ideen deshalb auf französisch publiziert, weil sie im seriösen Deutschland zerrissen worden wären, während sie in Frankreich ungestraft durchkommen können! Zu sehr frivoler Franzose, dieser deutsche Vermittler!

### 3. Ausbalancieren nationaler Gegensätze (Börne)

15 Jahre nach dem Ende der *Wage* geht Ludwig Börne, der zweite große Anwalt der deutsch-französischen Sache in den 30er Jahren, erneut hohes Risiko ein und gründet in Paris ein Periodikum, um sein eigenes Programm verwirklichen zu können.

Sollte *Die Wage* (1818-1821) nach den Vorstellungen ihres Redakteurs dazu bestimmt sein, die widerstrebenden „Ansprüche und Erwartungen der verschiedenen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft auszugleichen“<sup>30</sup>, dann die *Balance* dazu, die Gegensätze zwischen den beiden nationalen Kulturen auszupendeln und ins Gleichgewicht zu setzen. *La Balance. Revue allemande et française, publiée par L. Boerne*, ist Anfang 1836 erschienen.

Wie sein Gegenspieler Heine verfährt auch der berühmte Autor der *Briefe aus Paris* doppelgleisig. Er schreibt für das deutsche Publikum und

<sup>29</sup> Dazu Werner [Anm. 9], S. 51f.

<sup>30</sup> Ludwig Börne: *Sämtliche Schriften*. Neu bearbeitet und herausgegeben von Inge und Peter Rippmann. Dreieich 1977. 5 Bde.; SW V, 630f. (im Folgenden abgekürzt als SW); der *Wage* ging das Projekt *Der Vermittler* voraus. Ankündigung der *Wage*: SW I, 667. Zu weiteren Informationen wurde herangezogen: Inge Rippmann: *Börne-Index. Historisch-biographische Materialien zu Ludwig Börnes Schriften und Briefe*, Berlin, New York 1985.

arbeitet an französischen Medien mit, z.B. am kompromisslos republikanischen *Le Réformateur*, der 1835 drei seiner Beiträge druckt. Aber Börne hat seine Vermittlertätigkeit auch als Übersetzer bestätigt und 1834 die Aufsehen erregende deutsche Fassung der *Paroles d'un croyant* von Félicité de Lamennais herausgebracht, eines ehemaligen katholischen Priesters, der sich zu einem christlichen Sozialisten und Republikaner gewandelt hatte.

Börne, der sich gegenüber der deutschen Philosophie als inkompetent erklärt hat, setzt in der *Balance* im Wesentlichen das erste, allgemeine Programm von Heines Transferidee fort: die beiden Völker von Vorurteilen befreien und vereinen. Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Vermittlern sind nicht verwunderlich. Beide haben den Bruch mit Deutschland vollzogen, um ihre Kritik fortsetzen zu können – zum Preis von Emigration und Tod im Exil. Ihr politisches Urteil über die deutsche Misere ist ähnlich, wenn auch beide die aktuelle Situation Deutschlands unterschiedlich einschätzen. Beide sind militante Revolutionäre – der eine für eine radikale Republik, der andere für eine soziale Revolution.

Die *Introduction* zu Nummer 1 ist ein großer Programmtext, der sich in vielen Punkten mit den Vorstellungen deckt, die Heine zur Zeit seiner Mitarbeit an *L'Europe littéraire* geäußert hatte. Aber er setzt andere, leidenschaftlichere Akzente.

„Rapprocher l'Allemagne de la France, tel est notre but“ (SW II, 915): Mit diesen Worten definiert Börne das unverändert gebliebene Ziel, wobei er nur die Konsequenz aus dem zieht, was für ihn die Geschichte Frankreichs und Deutschlands seit Jahrhunderten nahegelegt hat. Nach seiner festen Überzeugung sind die beiden Nationen dazu ausersehen, gemeinsam Großes, wenn nicht Größtes zu verwirklichen – etwas, das ihre getrennten Kräfte klar übersteigt: die führende Rolle in Europa bzw. in der Weltpolitik zu spielen.<sup>31</sup> In den „Werkstätten der Menschheit“, verkündet Börne 1836, hat die Vorsehung zwei Völkern folgende außerordentliche Aufgabe gestellt: „die Arbeiten aller andern Völker zu übersehen und zu leiten, ihnen ihr Tagwerk anzuweisen und ihren Sold aus-

---

<sup>31</sup> Vgl. dazu: Peter Uwe Hohendahl: Kosmopolitischer Patriotismus: Ludwig Börne und die Identität Deutschlands. – In: Inge Rippmann/Wolfgang Labuhn (Hrsg.): „Die Kunst – eine Tochter der Zeit“. *Neue Studien zu Ludwig Börne*. Bielefeld 1988, S. 170-200. – Börnes Europavision thematisiert in diesem Band Inge Rippmann.

zuzahlen; es sind die Franzosen und die Deutschen“<sup>32</sup>. Nach dieser arbeitsteiligen Auffassung soll den ersteren die Leitung der praktischen, den zweiten die der theoretischen Arbeiten anvertraut werden. Gelingt die gegenseitige Ergänzung, können sie gemeinsam alles verwirklichen – aber auch alles verhindern. Von ihrer Union hängt schließlich nicht nur ihr eigenes, sondern auch das Schicksal Europas ab (SW II, 910). Was Deutschland betrifft, so kann sich Börne eine politische Befreiung nur nach dem Modell Frankreichs bzw. einer zukünftigen, deutsch-französischen Vereinigung vorstellen, und auch nur als Teil einer europäischen Emanzipation.

Der Adressat des „rapprochement“, der Annäherung, hat sich 1836 gegenüber 1833 nicht verändert: es sind die Völker. Wirkliche Freundschaft kann also nur mit dem deutschen Volk geschlossen werden, nicht mit dem offiziellen, vom Erbadel beherrschten Deutschland, das Börne mit ätzender Kritik überschüttet.

In der *Introduction* sind die Modi der Annäherung allerdings variabler ausgefallen: So ist nicht nur von „se rapprocher“ und „rapprochement“ die Rede, sondern auch von „union“ und „alliance“, von „se comprendre“ und sogar von „sich verschmelzen“ („se fondre l'une dans l'autre“ (SW II, 907, 910, 911 und 915 bzw. auch SW III, 905). Sind die Wege dahin eventuell anders konzipiert, so treffen sie doch am Ende alle wieder an einem Punkt zusammen, der da lautet: „Friede zwischen den beiden Nationen“, die schließlich ein neues homogenes Ganzes bilden werden. Deshalb kann Börne die Botschaft der „pacifischen Mission“ mit der universalistisch formulierten, realistisch gemeinten Zukunftserwartung fortsetzen: „Die unwandelbare Freundschaft und der ewige Friede zwischen allen Völkern“ (SW III, 905).

Zur Verdeutlichung des Programms reiht die *Introduction* ethno-psychologische Vergleiche aneinander. Im Stile der Volkscharakteristik werden Vorzüge und Mängel „der Franzosen“ und „der Deutschen“ bzw. „Frankreichs“ und „Deutschlands“ oder „der Nationen“ gegenübergestellt, allerdings ohne die Absicht, den einem den andern als über- oder unterlegen darzustellen.<sup>33</sup> Dieser mentalitätsdiskursive Ansatz kann sich auch mit dem ständig wiederkehrenden Theorie-Praxis-Paradigma kom-

---

<sup>32</sup> SW II, 906; Börnes eigene Übersetzung aus der Anti-Menzel-Schrift: SW III, 904.

<sup>33</sup> Dazu auch Hohendahl [Anm. 31 ], S. 178ff.

binieren; dann wird den Franzosen z.B. Charakter, den Deutschen Geist zugesprochen; die letzteren sollen demnach entscheiden, was zu tun ist; die ersteren, die Art auswählen, nach der zu handeln ist (SW II, 914f.). Immer sollen mentale Gegensätze verständlich gemacht, abgeschliffen, ausbalanciert und soll schließlich gegenseitiges Verständnis gefördert werden. Das Verhältnis von Denken und Handeln kann aber z.B. auch so formuliert werden, dass die Franzosen eine starke Lektion schlucken müssen. Für Börne machen gerade die Theorie, die zögerlich ist, und die Praxis, die überstürzt ist, die moralische Trennlinie spürbar, die zwischen den beiden Nationen besteht. An dieser Stelle bricht nun die patriotische, aber eigentlich nie antifranzösisch klingende Stimme in dem Kosmopoliten Börne durch. Er zögert nicht, die konstruktiven Deutschen gegen die destruktiven Franzosen mit der Behauptung auszuspielen: „Es ist die Aufgabe der Franzosen, das alte baufällige Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft zu zerstören und abzutragen; es ist die Aufgabe der Deutschen, das neue Gebäude zu gründen und aufzuführen“ (SW III, 905.) Börne geht jedoch noch weiter und sichert den Deutschen im Hinblick auf das noch ferne Vermittlungsziel, den europäischen Frieden, eine Art Vorherrschaft zu:

In den Freiheitskriegen wird Frankreich immer an der Spitze der Völker stehen; aber auf dem künftigen Friedenskongresse, wo sich alle Völker Europens versammeln werden, wird Deutschland den Vorsitz führen. (SW III, 905)

Hier schlägt die Balance eindeutig zuungunsten Frankreichs aus.

Definiert die *Introduction* ein bestimmtes Programm, so lassen die drei Nummern der Revue keine klare, taktische Linie der „Annäherung“ erkennen. Die insgesamt zehn französisch redigierten Beiträge sind zur einen Hälfte von Börne selber und zur anderen von einem Franzosen und drei Deutschen geschrieben worden.<sup>34</sup>

Um die Deutschen den Franzosen näher zu bringen, setzt Börne ausschließlich bei literarischen Themen an, denn nach seiner Devise stellt sich ein passives und büchernärrisches Volk wie die Deutschen am besten in seiner Literatur dar<sup>35</sup> (SW II, 915). An dem kontrastivem Doppel-

<sup>34</sup> Inge Rippmann stellt die Equipe in diesem Band namentlich vor.

<sup>35</sup> Der Spott über die Deutschen, die ihr „eigentliches“ Leben in einer Bücherwelt verbringen, reicht von Heine („unsere Bagatell-Literatur“, unser „Bagatell-Leben“; DHA VI, 164) über Menzels Deutsche Literaturgeschichte bis zu Börne, Engels und Ruge (die Deutschen verweilen eingeschlossen in

porträt *Béranger et Umland* kann man jedoch die Absicht des Herausgebers der *Balance* erkennen: nicht den Deutschen dem Franzosen vorziehen, sondern beide gleichzeitig lieben bzw. als Deutscher den einen und als Franzose den anderen schätzen.

Ein anderer Artikel soll dann den französischen Lesern zeigen, wann und wo es nichts mehr auszubalancieren gibt. Schon der Titel des 3. Essays aus Nummer 1 signalisiert das mit wünschenswerter Eindringlichkeit: *Gallophobie de M. Menzel*. Knapp ein Monat nach dem Bundestagsverbot gegen das Junge Deutschland wird Wolfgang Menzel angeklagt, er habe seine den Maßnahmen vorausgehende Polemik gegen die junge Literatur in totaler Verblendung abgefasst, speziell des gegenwärtigen Frankreichs. Seine Verblendung sei derart, schleudert Börne ihm entgegen, „que peut-être il ne s'est pas aperçu lui-même que c'était sa haine contre la France qui l'avait guidé dans sa polémique violente, injuste et insensée contre la *Jeune Allemagne*“ (SW II, 954f.). Was folgt, ist bekannt. Menzel schlägt zurück und rächt sich öffentlich. Ein Jahr vor seinem Tod züchtigt Börne dann den mit antifranzösischen und antisemitischen Äußerungen auftrumpfenden „Franzosenfresser“ zur Unsterblichkeit. Menzel hat in der Tat auf fatale Weise Börnes Deutschlandkritik mit Vaterlandsverrat und den eigenen Frankreichhass mit Vaterlandsliebe gleichgesetzt. Diese Abrechnung, das Vermächtnis des Patrioten Börne, erschien um die Jahreswende 1836/37, nur wenige Monate vor Heines Schrift *Ueber den Denunzianten* (Juli 1837). Beide Schriftsteller begegnen sich hier noch einmal im Kampf gegen den gemeinsamen Feind: deutscher Nationalismus und Fremdenfeindlichkeit, verkörpert im Deutschtümler Menzel. Ihre Attacken illustrieren auf beispielhafte Weise die Ausführung des gemeinsamen deutsch-französisches Programms. Greift Börne jedoch den von seinen früheren liberalen Ideen abgefallenen Menzel als „Überschleicher“ an, geht Heine genealogisch vor und legt hinter der liberalen Vermummung Menzels die deutsch-nationalen bzw. deutschtümelnden Ursprünge eines Scheinrevolutionärs bloß.<sup>36</sup> Damit nicht genug. Als wolle er in beider Namen sprechen, bringt Heine die „entente cordiale“ wieder ins böse Spiel und dekretiert:

bey der großen Menge ist der Franzosenhaß noch immer gleichbedeutend mit Vaterlandsliebe: durch ein geschicktes Ausbeuten

---

ihrer „Bücherwelt“ bzw. „Literaturwelt“; *Jahrbücher*, Jb. 84, 85; zur Sigle vgl. Anm. 38).

<sup>36</sup> Siehe dazu Höhn, *Heine-Handbuch* [Anm.15], S. 381f.

dieses Hasses hat man also wenigstens den Pöbel auf seiner Seite, wenn man gegen junge Schriftsteller zu Felde zieht, die eine Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland zu vermitteln suchen (DHA XI, S. 165).

Und beide sprechen tatsächlich mit einer Stimme, wenn sie den Franzosenfresser bzw. den Denunzianten als Verräter mit den Worten brandmarken: „Darum ist ein Verräter an seinem Vaterlande, welches auch sein Vaterland möge sein [...], wer Frankreich haßt oder es lästert aus schnöder Dienstfälligkeit“ (SW III, 898); „Frankreich ist jetzt unser natürlicher Bundesgenosse. Wer dieses nicht einsieht, ist ein Dummkopf, wer dieses einsieht und dagegen handelt, ist ein Verräther“ (DHA XI, S. 165f.).

Diese Kampfgemeinschaft kann aber den weltanschaulichen Gegensatz nicht zudecken, der den von Lamennais begeisterten Börne von dem Saint-Simonisten Heine trennt. Am 30. und 31. Mai 1835, nur wenige Monate vor der ersten Nummer der *Balance*, hatte Börne in *Le Réformateur* Heines *De l'Allemagne* vernichtend kritisiert – mit großem Echo unter den deutschen Emigranten und auch in Deutschland selber. Der Kernpunkt des Streites ist nicht neu: Heines Religions- und Christentumskritik, die hier als leichtfertig, gesinnungslos und frivol abgeschmettert wird. Börne verteidigt voller Überzeugung sowohl die politische Rolle der Religion (ohne Religion keine Freiheit) als auch die Schönheit des Katholizismus, für ihn die „heiterste und fröhlichste Religion“, die je existiert hat (dt. nach SW II, 894). Die Divergenz kann nicht vollständiger sein. Heines pathologische, das asketische Christentum anklagende Diagnose der europäischen Kulturentwicklung („ansteckende Krankheit“) und seine These vom Tod Gottes mögen zwar integrale Bestandteile der Moderne sein und auf Nietzsche vorausweisen, aber 1834/35 haben sie nur Börnes Zorn erregt. Danach sollten sie das Allianzprogramm von 1844 entscheidend belasten.

#### 4. „Alliance intellectuelle“ mit den Franzosen (Ruge)

Schon der Titel des neugeschaffenen Periodikums: *Deutsch-Französische Jahrbücher* signalisiert, wovon die Opposition in Deutschland seit 1830 nur hat träumen können: in Paris ein Organ zu schaffen, das im Bündnis mit dem idealen Kampfgenossen alle progressiven Kräfte zusammen-

führt und den politischen Umsturz jenseits des Rheins vorbereitet.<sup>37</sup> Waren die *Jahrbücher* dazu auserkoren, die Selbstverständigung im Lager der revolutionären Demokraten voranzutreiben, verändern sich damit aber auch Charakter und Bestimmung der Bündnis-Idee: Sie wird Grundlage einer revolutionären Strategie, die eine Gruppe hegelianischer Intellektueller entwickelt hat.

Und schon der erste Satz des Rugeschen *Plans* macht deutlich, was das neue Organ sein bzw. nicht sein will: „Diese Zeitschrift ist eine kritische, aber sie ist keine deutsche Literaturzeitung.“ Sie ist vielmehr eine theoretische Programmzeitung, deren Leitgedanken im Wesentlichen von zeitkritischen Philosophen definiert werden. Damit knüpft die Revue an beide Programme Heines an, um sie zu verbinden: Befreiung des Bewusstseins von Vorurteilen – vermittelt kritisch angewandter Philosophie. Aber im Unterschied zu beiden Vorgängern ist die Strategie der Gruppe einseitig: Alle Beiträge sind auf deutsch geschrieben. Dadurch musste das publizistische Echo in Paris auf die Emigrantenkreise beschränkt bleiben, während die Einfuhr der Zeitschrift nach Deutschland von der Verbotspolitik der Bundesstaaten abhing.

Nach der Unterdrückung der *Deutschen Jahrbücher* im Januar und der *Rheinischen Zeitung* Ende März 1843 waren Ruge und Marx mit festen Plänen nach Paris gekommen, um gerade vom Ausland aus den publizistischen Kampf in Deutschland fortzusetzen. Schon im Sommer stand mit Moses Heß, Friedrich Engels, Heinrich Heine, Georg Herwegh, Michael Bakunin, Johann Jacoby (dem Führer der demokratischen Opposition in Ostpreußen) und Cölestin Bernays (dem Juristen und Journalisten) ein sicherer Mitarbeiterstab fest. Die beiden zukünftigen Herausgeber versuchten dennoch, den vorherrschend junghegelianisch eingestellten Kreis in großem Stil und durch große Namen (z.B. Feuerbach) zu erweitern und zugleich die der Gründeridee entsprechende deutsch-französische Zusammenarbeit zu organisieren. Das beeindruckende Ausmaß der Werbeaktion um neue Mitarbeiter hat Ruge in einem spannenden Zeugnis festgehalten. In seiner autobiographischen Schrift *Zwei Jahre in Paris* (1846) beschreibt er mit kurzem zeitlichem Abstand, wie er nach seiner Ankunft in Paris im Sommer 1843 der Reihe nach folgende Persönlichkeiten aufgesucht und auch umworben hat: den

---

<sup>37</sup> Bemerkenswert, wie die von Ruge herausgegebenen Zeitschriften im Titel immer universeller geworden sind: *Hallische Jahrbücher*, *Deutsche Jahrbücher*, *Deutsch-Französische Jahrbücher*.

populären Kommunisten Etienne Cabet, Autor der utopischen *Voyage en Icarie* (1840); den kommunistischen Theoretiker Théodore Dézamy, den Ruge mehrfach aufsucht; Victor Considérant, Führer der Fourieristen; den erwähnten Christsozialisten Félicité de Lamennais; Louis Blanc, Historiker und Sozialist, populärer Autor der Schrift *Organisation du travail* (1839). Ferner hat Ruge die damals schon todkranke Sozialistin Flora Tristan aufgesucht und sich auch um die vom Saint-Simonismus beeinflusste Schriftstellerin George Sand bemüht. Damit nicht genug und nicht genug der bekannten Namen. In seiner Einleitung zu den *Jahrbüchern*<sup>38</sup> führt Joachim Höppner weitere Namen an (Jb. 16ff.): den roman-tischen Dichter Alphonse de Lamartine und den religiös-sozialistischen Philosophen und ehemaligen Saint-Simonisten Pierre Leroux (dessen Hauptwerk *De l'humanité, de son principe et de son avenir* – 1840 – Marx seit 1842 kannte und dessen Zeitschrift *Revue indépendante* Ruge als Vorbild für die neuen Jahrbücher erschien). Außerdem sollte der Sozialphilosoph Pierre-Joseph Proudhon angeschrieben werden, berühmt durch sein Buch *Qu'est-ce que la propriété?* Der lebte aber zu dieser Zeit nicht in Paris; Marx lernte ihn im Herbst 1844 kennen. – Konnte das beeindruckende Aufgebot, fragt man sich, den selbstgestellten Ansprüchen entsprechen?

In dem ersten und einzigen Jahrbuch, einem Doppelheft mit Titel im Plural, befinden sich 12 Beiträge: jeweils zwei Beiträge von Marx, Engels und Bernays; Ruge stellt den *Plan* vor und gehört mit Marx, Feuerbach und Bakunin zu den Autoren des *Briefwechsels von 1843*, in dem Vorge-schichte und Hauptideen der *Revue* erörtert werden; Heine und Herwegh haben je ein Gedicht beigesteuert, Heß *Briefe aus Paris*, während Jacoby seine in demokratischem Geist geführte Auseinandersetzung mit dem preußischen Staat dokumentiert hat.

Von allen Mitautoren hat Ruge, damals in seiner radikalsten Phase, das Programm der „Vereinigung“ am eindringlichsten diskutiert – immer am Leitfadens des Theorie-Praxis-Paradigmas.

Nach Heine und Börne verfolgt Ruge das Ziel, die Vereinigung der beiden Völker als Voraussetzung zu einer großen Mission, der Befreiung Europas, voranzutreiben. Auch der Grundgedanke hat sich nicht verän-

<sup>38</sup> *Deutsch-Französische Jahrbücher*. Hrsg. von Arnold Ruge und Karl Marx. 1ste und 2te Lieferung. Paris 1844. Neu hrsg. mit einer Einleitung und Anmerkungen von Joachim Höppner. Frankfurt a.M. 1982 (im Folgenden abgekürzt mit der Sigle Jb). – Auf die sachlichen Ausführungen der Einleitung (S. 5- 79) wird an verschiedenen Stellen zurückgegriffen.



dert: eine tiefgreifende Reform des Bewusstseins durch publizistisch-pädagogische Mittel. Aber die Ausgangslage hat sich 1844 verändert: Freiheit verwirklichen durch die neueste deutsche Philosophie, deren politisch emanzipatorische Bedeutung jedermann bewusst geworden ist („Philosophie ist Freiheit und will Freiheit erzeugen“, Jb. 85). Kurz: Das Programm lautet jetzt *kritische Philosophie*, um die Krise der Zeit publik zu machen.

Ruge erteilt nun den Deutschen und Franzosen jeweils eine bestimmte Losung. Den ersten schreibt er vor: Von Frankreich lernen! „Werdet Franzosen, werdet politisch“ sollte Ruge tatsächlich 1847, 3 Jahre später, ausrufen.<sup>39</sup> Für den Programmator der *Jahrbücher* ist und bleibt Frankreich allein deshalb das unangefochtene Vorbild<sup>40</sup>, weil es „um die Realisierung der großen Prinzipien des Humanismus“ kämpft, „welche die Revolution in die Welt gebracht [hat]. Hiedurch hat diese Nation eine kosmopolitische Sendung: was sie für sich erkämpft, das ist für alle gewonnen“ (Jb. 86). Davon sind die Deutschen mit ihrem Philistertum und ihrem antifranzösischem Nationalismus noch weit entfernt. Wie zuvor Heine und Börne warnt auch jetzt Ruge vor den Gefahren nationalistischen Hasses, für ihn ein Zeugnis von freiwilliger Unterwerfung: „Der Nationalhaß gegen Frankreich ist daher mit dem blinden Widerwillen gegen die politische Freiheit völlig gleichbedeutend.“ Das heißt wiederum in umgedrehtem Sinn: Der Deutsche, der die Franzosen versteht, „ist schon ein gebildeter, ein freier Mann.“ Oder: Die Franzosen verstehen, heißt, sich im Kopf befreien, und nur freie Geister können den ersten Schritt zur Selbstbefreiung der Deutschen tun. Die „wirkliche Vereinigung des deutschen und französischen Geistes ist ein Zusammentreffen in dem Prinzip des Humanismus“ (Jb. 86). Steht das Prinzip Bildung einmal klar im Mittelpunkt des Programms, dann kann der Zweck variieren, z.B. in „Vereinigung beider Nationen“ (Jb. 87), „Vereinigung des deutschen und französischen Volks“ und „Allianz der Freiheit beider Völker“ (Jb. 90) oder „Fraternisierung der Prinzipien“ (Jb. 93).

<sup>39</sup> Zitiert nach Walter [Anm. 6], S. 328.

<sup>40</sup> Zu Ruges Entwicklung und zu seiner Vorstellung der deutsch-französischen Allianz: siehe Walter [Anm. 6], S. 321ff.; und: Jörn Garber: Peripherie oder Zentrum? Die „europäische Triarchie“ (Deutschland, Frankreich, England) als transnationales Deutungssystem der Nationalgeschichte. In: *Transferts. Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIIIe-XIXe siècle)*. Textes réunis et présentés par Michel Espagne et Michael Werner, Paris 1988, S. 97-161, hier zu Ruge: 144ff.

Parallel zur ersten lautet die Losung an die Franzosen: Werdet Deutsche! Werdet Philosophen! Studiert Hegels dialektische Logik und Feuerbachs materialistische Anthropologie! Nach Ruges Einschätzung haben nicht allein die Deutschen einen Rückstand aufzuholen, sondern auch die Franzosen. Letzteren hält er z.B. generell vor, sie hätten „über die Praxis manchmal die Prinzipien aus den Augen verloren“ (Jb. 90). Aber im Besonderen fehle ihnen der „logische Scharfblick“, den sich die Deutschen durch ihre Religions- und Staatskritik erworben haben, so dass sie, die Franzosen, in den „metaphysischen und phantastischen Regionen“ ohne Kompass und „ohne Steuer vor Wind und Wellen treiben“. Ruge scheut sich auch keineswegs, Ross und Reiter zu nennen:

Selbst Lamennais und Proudhon, die im Politischen so unübertrefflich klar und scharf sind, machen hievon keine Ausnahme, der Saint-Simonisten und der Fourieristen gar nicht zu gedenken. (Jb. 87)

So werden ab jetzt auch die Franzosen, mit ihrer materialistischen und rationalistischen Tradition aus dem 18. Jahrhundert, von der Allianz profitieren und sich nicht länger durch die „wild aufgewachsene Genialität“ eines Chateaubriands oder durch die „christlichen Schwärmereien“ eines Lamennais verführen lassen, während Teile der „jetzigen französischen Jugend“ gewappnet gegen „romantische Gelüste“ (Jb. 89) auftreten könnten. Der französische Katholizismus ist für Ruge eine reine Bildungs- und Erziehungsfrage.<sup>41</sup> – Marx, um das hier noch anzuführen, springt nicht minder kritisch mit den französischen Kommunisten um. Im September-Brief von 1843 bescheinigt er u.a. Cabet, Dézamy, aber auch Weitling, nichts weniger als „dogmatische Abstraktion“ (Jb. 116). Dieser Kommunismus kranke an seiner einseitigen Auffassung des „sozialistischen Prinzips“ und könne mit anderen Lehren, wie denen von Fourier und Proudhon, nichts anfangen. Mal dahingestellt, wie berechtigt oder nicht diese Kritik gewesen ist: Schwer vorstellbar, dass sich so fran-

---

<sup>41</sup> Voller Überzeugung erklärt Ruge in *Zwei Jahre in Paris*: Wenn die Prinzipien in Frankreich „die Höhe der deutschen Philosophie erreicht haben, wird die ganze Religionsfrage eine Erziehungsfrage“ und man wird den Mut haben, „durch Volksbildung den religiösen Aberglauben zu ersetzen“ (*Zwei Jahre in Paris. Studien und Erinnerungen* von Arnold Ruge. 2 Teile. Leipzig 1846 (Nachdruck Leipzig 1975), Bd. I, S. 60f.

zösische Sozialisten und Kommunisten eine „intellektuelle Allianz“ vorgestellt haben!<sup>42</sup>

Auffallend, dass Ruge in den *Jahrbüchern* seinen zentralen Vermittlungsbegriff nicht verwendet, obwohl Louis Blanc ihn schon am 10. November 1843 in einer zurückhaltenden Ankündigung der neuen Revue öffentlich benutzt hat.<sup>43</sup> Kurz zuvor muss Ruge ein französisches *Programme* redigiert haben, das wohl Marx übersetzt hat; in der deutschen Fassung wird das gemeinsame Ziel mit den Worten definiert:

Das Bündnis [alliance] und die Vereinigung [union] Frankreichs und Deutschlands sind der liebste Wunsch dieser Arbeit. In diesem Medium muß man die Zukunft Europas suchen.<sup>44</sup>

Nach 1844 ist Ruge wahrscheinlich die Schlagkraft des inzwischen ‚klassischen‘ Begriffs „Alliance intellectuelle“ bewusst geworden, und er hat diesem stolzen Vorhaben in seinem Erinnerungsbuch ein Kapitel gewidmet.<sup>45</sup>

---

<sup>42</sup> Bezeichnend auch der Brief, den Proudhon am 17. Mai 1846 Marx geschickt hat. Proudhon verbietet sich alle Schulmeisterei und jedes Führertum, sollte er sich der Marxschen Vereinigung anschließen wollen: „Wenn nicht, nicht“. Zitiert nach: Wolfgang Eßbach: Moses Heß' Projekt einer deutsch-französischen Arbeitsteilung. – In: *Marianne-Germania. Deutsch-französischer Kulturtransfer im europäischen Kontext 1789-1914* [...]. Hrsg. von E. François et al. (Deutsch-Französische Kulturbibliothek, Bd. 10). Leipzig 1998, Bd. II, S. 617-628, dort S. 625. – Zum Verhältnis Frühsozialisten und Junghegelianer: Jacques Grandjón: Les Rapports des socialistes et néo-hégéliens allemands de l'émigration avec les socialistes français 1840-1847. In: Raymond Poidevin, Heinz-Otto Sieburg (dir.): *Aspects des relations franco-allemandes 1830-1848*. Metz: 1978, S. 73-86; Charles Rihs: *L'École des jeunes hégéliens et les penseurs socialistes français*. Paris 1978, bes. S. 275ff.

<sup>43</sup> In Pierre Leroux' Zeitschrift *Revue indépendante* unter dem Titel: „D'un projet d'alliance intellectuelle entre l'Allemagne et la France“ (nach Jb. 328).

<sup>44</sup> Deutscher Text in Jb. 333f.; französische Version bei Walter [Anm. 6], S. 325. Zur Autorschaft der *Programme*, siehe Höppner; Jb. 35f.

<sup>45</sup> *Zwei Jahre in Paris* [Anm. 41], Bd. I, S. 135ff., vgl. S. 107f. – Ebenso das Vorwort zu der Übersetzung von Louis Blancs *Geschichte der Zehn Jahre*. 1843: Zur Verständigung der Deutschen und Franzosen, in der Werkausgabe von 1847/48: Über die intellektuelle Allianz der Deutschen und Franzosen.

## 5. Deutsch-französische Diarchie (Moses Heß)

In Moses Heß' eigener, eher bescheidenen Abhandlung zu den *Jahrbüchern*, den *Briefen aus Paris*, sucht man vergebens nach einem positiven Beitrag zum Programm einer Vereinigung. Allenfalls hat der Philosoph über den Modus der Zusammengehörigkeit nachgedacht.

Heß greift zunächst die scharfen, Frankreich-kritischen Aspekte Ruges und Marx' auf. Er analysiert verschiedene Tendenzen der demokratischen Partei und prangert deren mangelnde intellektuelle Reife an, die sich in ihrem Bedürfnis nach politischer und religiöser Autorität ausdrückt. Er unterstreicht, der „Autoritätsglaube, den ihre Vorfahren allzu flüchtig abgeschüttelt haben, macht auf die heutigen Franzosen wieder seine alten, freiheitsmörderischen Ansprüche geltend“, bevor er einen Cabet und Louis Blanc, ferner gemäßigte Republikaner und Sozialisten beschuldigt, sie seien misstrauisch gegen Meinungsvielfalt und würden „geschleihte Zwingherrnburgen“ wieder aufbauen“ (Jb. 203, 204f.). Deshalb benötigen die Franzosen ein probates, therapeutisch-pädagogisches Mittel:

An diesem Punkte tritt es hervor, dass der französische Geist zu seiner Ergänzung des Deutschen bedarf, welcher das ganze System des Autoritätsglaubens und der religiösen Phantasie nach einem dreihundertjährigen Kampfe für immer besiegt hat.

Mit Heß wird klar, inwiefern Heines Darlegungen zur Rolle der Lutherischen Reformation inzwischen zum polemischen Arsenal der Jahrbücher-Gruppe gehören. Was Heß genauer unter dem taktischen Begriff „Ergänzung“ versteht, hat er drei Jahre vorher in seinem zweiten philosophischen Hauptwerk, *Die europäische Triarchie*, entwickelt. Aus zwei Gründen lohnt es sich, hier daran zu erinnern. Zuerst, weil Heß 1841 die Idee einer deutsch-französischen Vermittlung in einen großen, geschichtsphilosophischen Rahmen gestellt hat, wobei er Heines dreistufiges Revolutionsmodell<sup>46</sup> im geopolitischen Sinn erweitert und Idealtypen des revolutionären Prinzips entwickelt hat. Danach, weil er parallel dazu auch Heines These von der „Wahlverwandtschaft“ diskutiert hat. Grund genug, Heß insgesamt als kritischen Fortsetzer von Heines 2. Programm anzusehen!

<sup>46</sup> Am 19. Oktober 1837 hat Heß einen langen, äußerst verehrungsvollen Brief an Heine geschrieben („Ohne Sie wäre ich nicht geworden, was ich bin – ohne Sie könnte ich mein geistiges Leben nicht fortführen“, HSA 25, 82).

Die Entwicklung Europas hat laut Heß' Diagnose durch den Verlust der „absoluten Einheit alles Lebens“ zum Dualismus der modernen Gesellschaft geführt. Der triadische Grundriss des Werkes teilt sich in folgende Prinzipien oder Emanzipationsbewegungen auf, die alles Leben durchdrungen haben:

1. die Geistesfreiheit, die von Deutschland erobert worden ist (mit der deutschen Philosophie ist der Prozess der Eroberung der Geistesfreiheit abgeschlossen; Heines 1. und 2. Stufe fallen zusammen);
2. die politisch-sittliche Freiheit, die von Frankreich verwirklicht worden ist (die Geistesfreiheit ist freie Tat geworden);
3. die politisch-soziale Freiheit, die von England erobert werden soll (ET 112<sup>47</sup>).

Die „europäische Wiedergeburt“ im Sinn einer umfassenden, sozialen Befreiung kann also nicht das Werk einer Nation allein sein, sondern nur durch alle drei gemeinsam verwirklicht werden. Im Zentrum dieser Vision steht ein Zusammenschluss, der nach dem Modus des eher äußerlichen Bezuges der *Ergänzung* erfolgen soll:

Wie die *deutsche* Freiheit von der *französischen* ergänzt wurde, so werden diese beiden nach ihrer vollendeten Vermittlung wiederum von einer dritten ergänzt, welche in *England* bereits im Keimen begriffen ist. (ET 90)

Stehen jedoch zwei Nationen im Vordergrund, wodurch der Ergänzung Deutschlands durch Frankreich ein gewisser Vorrang gebührt (ET 108), werden dennoch alle drei Revolutionen als prinzipiell gleichrangig eingestuft. Der „Triarchie“ Deutschland, Frankreich und England, und nur ihr fällt also die Mission zu, die europäische Utopie zu verwirklichen.

Aber ab Mitte 1842, nach Heß' Enttäuschung über die englische Entwicklung, erfährt der arbeitseilige triadische Emanzipationsprozess, wie Wolfgang Eßbach herausgestellt hat<sup>48</sup>, eine grundsätzliche Veränderung: Frankreich, d.h. die sozialistische und kommunistische Bewegung dieses Landes, übernimmt jetzt auch die soziale Revolution. Die europäische *Triarchie* wird nach der von Eßbach zitierten Korrektur durch Shlomo

---

<sup>47</sup> *Die europäische Triarchie* wird mit Sigle ET zitiert nach: Moses Hess: *Ausgewählte Schriften*. Ausgewählt und eingeleitet von Horst Lademacher. Wiesbaden o.J. – Zu Heß: Garber [Anm. 38], S. 154ff.

<sup>48</sup> Wolfgang Eßbach: *Die Junghegelianer. Soziologie einer Intellektuellengruppe*. München 1988, S. 270ff.

Na'aman „geräuschlos auf die *Diarchie* reduziert“<sup>49</sup>. Damit bestimmt das Paradigma von deutscher Theorie und französischer Praxis erneut allein die europäische Entwicklung, mit folgenden Unterscheidungen. Als Spitze des theoretische Denkens, so Eßbach, „definiert Heß den junghegelianischen Atheismus, die Religionskritik Feuerbachs und Bruno Bauers, und als Spitze der französischen Praxis setzt er die französische sozialistische und kommunistische Bewegung“<sup>50</sup>. An dieser Stelle nimmt insofern eine neue, philosophisch ausformulierte Allianz zwischen Deutschland und Frankreich Gestalt an, als Heß die „wechselseitige Ergänzung“ (Eßbach) zwischen den beiden Spitzen proklamiert: Sozialisten durch Atheismus und Atheisten durch Sozialismus/Kommunismus ergänzen.

Geht die als modernes Prinzip konzipierte Allianz von Atheismus und Kommunismus personal auf Fichte und Baboeuf zurück, dann müssen einige Verwandtschaftsverhältnisse neu geordnet werden. So geschehen in Heß' Rezension zu Lorenz von Stein, die unter dem Titel *Socialismus und Communismus* in den *21 Bogen aus der Schweiz* erschienen ist. 1843 bezieht sich Heß direkt auf Heine und korrigiert dessen Analogie-These, denn sein eigenes Entwicklungsschema kann ja keine Analogie mehr zwischen Geist und Politik erlauben.<sup>51</sup> Analogien sind nur innerhalb eines Prinzips möglich, wie etwa bei der religiösen Revolution zwischen Kant und Robespierre. Sonst können Ähnlichkeiten nur noch zwischen deutscher Philosophie (jetzt mit Hegel als „spekulativer Atheismus“ wirksam) und französischer Sozialphilosophie bestehen (jetzt als Kommunismus aktiv). So werden Schelling und Saint-Simon sowie Hegel und Fourier ‚verschwägert‘. Vermittels dieser neuen Doppelspitze erreichen deutscher und französischer Geist den Standpunkt der absoluten Freiheit und absoluten Gleichheit, so dass es keine Gegensätze mehr geben kann, sondern nur „sich ergänzende Momente eines und desselben Prinzips“<sup>52</sup>.

<sup>49</sup> Eßbach [Anm. 48], S. 272.

<sup>50</sup> Eßbach [Anm. 42], S. 622.

<sup>51</sup> In: *Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz*. Hrsg. von Georg Herwegh. Erster Theil. Zürich und Winterthur 1843. Neu hrsg. mit einer Einleitung von und einem Briefanhang von Ingrid Pepperle. Leipzig 1989, S. 157-177. Hier zu Heine S. 161f.

<sup>52</sup> Ebd., S. 164.

## 6. Der gallische Hahn (Marx)

Verlor sich in Heß' Beitrag zu den *Jahrbüchern* die Spur der Wahlverwandten in scharfen Anschuldigungen, so scheinen sich in Marx' berühmtem Essay die Verwandtschafts-Verhältnisse vollends aufzulösen. Und das, obwohl seine *Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie*, mit ihrer Analyse der Voraussetzungen einer totalen deutschen Revolution, ganz offensichtlich wesentliche Teile von Heines 2. Programm übernommen hat!

So erhält zuerst die Heinesche Parallelisierung ihre maximenhafte Formulierung: „Die Deutschen haben in der Politik *gedacht*, was die andern Völker *getan* haben“ (Jb. 157). Auch Heines Traummetapher findet sich wieder, wertet Marx doch die deutsche Rechtsphilosophie als „Traumgeschichte“ im Vergleich mit der realen Geschichtsentwicklung auf. Dann kehrt das 3-Stufen-Modell in neuer Form wieder.

1. Nach Marx ist „Deutschlands *revolutionäre* Vergangenheit [...] nämlich theoretisch, es ist die *Reformation*“ (Jb. 158).
2. Das setzt sich bis in die Gegenwart fort, in der die Revolution im Kopf des Philosophen stattfindet (Jb. 158).
3. Der Übergang zur Praxis vollzieht sich in Form einer „*allgemein menschlichen* Emanzipation“, da der nächste Schritt, die radikale Revolution, ein „*utopischer Traum für Deutschland*“ ist (Jb. 161).

Der von Marx gerade aufgedeckte Antagonismus zwischen bürgerlicher Gesellschaft und Proletariat verändert jedoch alles grundlegend: Er eröffnet die „*positive* Möglichkeit der deutschen Emanzipation“ (Jb. 163), verabschiedet aber gleichzeitig die ganze bisherige Bündnispolitik. Die Folge: Suchen die radikalen Kritiker jetzt Anschluss an die wirklichen sozialen Kämpfe, dann ist die Allianz zwischen deutscher Philosophie und gallischer, sozialistischer/ kommunistischer Praxis obsolet geworden und muss zugunsten derjenigen zwischen Philosophie und Proletariat aufgegeben werden (Jb. 165). Diesen weltanschaulich grundstürzenden Übergang, den nicht mehr Philosophen vornehmen, sondern eine alle Leiden der modernen Gesellschaft erlebende Klasse, presst Marx in den illustren Chiasmus:

Wie die Philosophie im Proletariat ihre *materiellen*, so findet das Proletariat in der Philosophie seine *geistigen* Waffen, und sobald der Blitz des Gedankens gründlich in diesen naiven Volksboden eingeschlagen ist, wird sich die Emanzipation der *Deutschen zu Menschen* vollziehen. (Jb. 165)

Greift Marx Heines eingangs erwähnten bildlichen Vergleich von Gedanke und Blitz wieder auf, so formuliert er jetzt ebenso das Theorie-Praxis-Paradigma auf anthropologisch schlagende Weise um, in welcher Feuerbachs ebenfalls zitierte Herz-Kopf-Metaphorik wiederkehrt: „Der Kopf dieser Emanzipation ist die Philosophie, ihr Herz das Proletariat.“<sup>53</sup> Damit lässt Marx’ Entwicklung 1843/44 die „alliance intellectuelle“ alle Bedeutung verlieren. Und Frankreich? Die Schlussprophetie rückt letztlich überraschend alles wieder zurecht: „Wenn alle innern Bedingungen erfüllt sind, wird der *deutsche Auferstehungstag* verkündet werden durch das *Schmetter des gallischen Hahns*.“ Mittels dieser Allegorie spielt Frankreich jetzt nur eine neue, eine andere Rolle – und zwar die höchste! Der „gallische Hahn“ soll das Signal zum Umsturz geben. Er soll die Deutschen aus ihrem ideologischen Dauerschlaf wecken. Ganz so wie der Tambour in Heines *Doktrin* von 1844 „Reveille“ trommelt<sup>54</sup>, um die Revolution in Marsch zu setzen.

Das „Schmetter des gallischen Hahns“ verliert alles Rätselhafte, wenn man an den ersten in dieser Studien zitierten Text von Heine erinnert. Die *Einleitung* zur Kahldorf-Schrift beginnt in der Tat mit den Worten: „Der gallische Hahn hat jetzt zum zweitenmale gekräht, und auch in Deutschland wird es Tag“ (DHA XI, 134). Auch 1844, nach Marx’ Übergang zum Kommunismus, hat Heines Hahn keineswegs ausgedient. Nur die Idee der „Wahlverwandtschaft“, die in der ‚Morgenröte‘ des Textes von 1831 erstmals Gestalt angenommen hat, ist von Marx zu einer ganz neuen ‚Paarung‘ umgekrempelt worden. Aber der Freiheitsappell geht unverändert von Frankreich aus!

<sup>53</sup> Siehe Feuerbach, Jb. 114: „Theoretisch ist, was nur noch in meinem Kopfe steckt, praktisch, was in vielen Köpfen spukt“; oder: „Das Herz – das weibliche Prinzip, der Sinn für das Endliche, der Sitz des Materialismus – ist französisch; der Kopf – das männliche Prinzip, der Sitz des Idealismus – deutsch“, zitiert nach Walter [Anm. 6], S. 321.

<sup>54</sup> In Heines Zeitgedicht *Doktrin* (DHA II, 109) fordert der Trommler die Menschen dazu auf, die praktischen Konsequenzen aus der Hegelschen Philosophie zu ziehen.– Im Unterschied zu Marx hält Heine 1844 an der vorrangigen Rolle der Philosophen gegenüber dem Proletariat fest; in dem Bruchstück *Briefe über Deutschland* erklärt er, dass die Proletarier „die Philosophen der großen Schule, als Führer besitzen; diese gehen über von der Doktrin zur That, dem letzten Zweck alles Denkens, und formuliren das Programm“ (DHA XV, 170).



## 7. Mesalliancen

Die *Jahrbücher* haben ein ambitiöses Programm vorgelegt, sie sind aber auch an ihrem hohen Anspruch gescheitert.

Im Gegensatz zum zweiten Satz von Ruges *Plan* („Wir werden Ausführungen von Franzosen und Deutschen bringen“, Jb. 83) konnte kein einziger französischer Mitarbeiter gewonnen werden. Das französische Echo nach Erscheinen der Jahrbücher im Frühjahr 1844 war nahezu unbedeutend: eine Besprechung im „Vorwärts“<sup>55</sup>. Außerdem: Trotz Heß und Engels, der aus England berichtet hat, überwogen eindeutig Beiträge zu deutschen Zuständen.

Durch alle publizistischen, deutschen Transfer-Versuche im Vormärz zieht sich das Scheitern wie ein roter Faden, der immer dünner geworden ist. *L'Europe littéraire* ist aus finanziellen Gründen nach einem Jahr eingegangen; die *Balance* hatte nur wenige Abonnenten, wurde nur wenig gelesen und musste nach drei Lieferungen aufgeben; die *Jahrbücher* erschienen sogar nur einmal als Doppelnummer. Es fehlte offensichtlich eine solide, politische Grundlage. – In Deutschland sah es nicht viel besser aus. Wegen der von der preußischen Regierung im April 1844 angeordneten Beschlagnahme der Revue und den angedrohten Verhaftungen ihrer Mitarbeiter (Marx, Ruge, Bernays und Heine) waren die *Jahrbücher* nur wenig verbreitet, konnten aber in Kreisen der fortschrittlichen Intelligenz Aufsehen erregen. In Paris gab es noch ein letztes Aufflackern des Projektes, als es Marx und seinen Freunden gelang, in der Anfang 1844 von Heinrich Börnstein gegründeten Pariser deutschen Zeitung *Vorwärts!* die Tradition der *Jahrbücher* fortzusetzen (Höppner; Jb. 25). Wiederum nicht lange. Ausweisungsbefehle gegen die deutschen Mitarbeiter des *Vorwärts!*, welche die französische Regierung auf Betreiben Preußens verfügt hatte, besiegelten das Ende der Zeitung und sorgten für die endgültige Zerstreuung ihrer Mitarbeiter.

Das schnelle Scheitern wird durch verschiedene, externe und interne, Gründe erklärt, wie etwa finanzielle Schwierigkeiten, Rückzug des Verlegers, Privatleben eines der Mitautoren etc. In seinen Paris-Memoiren macht Ruge selber u.a. ideologische Gründe geltend: politische Radikali-

---

<sup>55</sup> Dokumentation bei Jacques Grandjanc [Anm. 8] ; Art. von Pascal Dupré und Heinrich Börnstein S.107-115 und S. 115-121. Siehe ferner: Emile Bottigelli: *Les „Annales Franco-Allemandes“ et l'opinion française.* – In: *Le Pensée*, No. 110, April 1963, S. 47ff.

tät („Gleich die ersten Hefte fielen in den entschiedensten Communismus“, d.h. Marx ist für alles verantwortlich<sup>56</sup>) und abschreckender Atheismus der Deutschen. Heutige Forscher lassen diesbezüglich zu Recht nur den Bruch zwischen Marx und Ruge als wahren Grund des Misserfolgs gelten.<sup>57</sup> – Ruges 2. Grund verdient jedoch, näher untersucht zu werden.

„Wahlverwandtschaften“, das wissen Chemiker, das wusste Goethe, bestehen aus einem Kräftespiel von Anziehung und Abstoßung (Goethe: „Fliehen und Suchen“). So war die gegenseitige *Anziehung* zwischen deutschen und französischen Schriftstellern und Intellektuellen im Vormärz unvergleichlich stark. Internationalistischer Geist beflügelte die Lager beiderseits des Rheins.

Aber 1844 wurden auch Fliehkräfte spürbar, einmal in Form von Kritik, zum andern in Form von persönlicher Reserve. So warf z.B. Marx den französischen Sozialisten und Kommunisten vor, über kein reifes Programm zu verfügen, und Ruge kritisierte das bornierte Parteiwesen. Ihrerseits hatten die Franzosen Grund, von dem Auftreten der sich allen überlegen fühlenden Schüler Hegels schockiert zu sein: die „alliance intellectuelle“ war auch eine Allianz von Intellektuellen, in der die Deutschen das Sagen haben wollten. Wolfgang Eßbach trifft das genau, wenn er „zwei Fronten“ aufdeckt, zwischen denen die Intellektuellen damals standen, und über Heß' Situation schreibt: Für ihn gelte es, „die ‚französische Praxis‘ der ‚deutschen Theorie‘ unterzuordnen“ und zugleich die französischen Theoretiker zu depotenzieren.<sup>58</sup>

Aber das alles reicht wohl nicht aus, um von gegenseitiger *Abstoßung* zu sprechen. Dennoch hat es 1844 eine Reihe von Absagen gehandelt, die im Zusammenhang mit dem Scheitern der *Jahrbücher* symptomatisch erscheinen. Gehen wir mit Joachim Höppner<sup>59</sup> den Antworten der Umworbenen nach. Den einen sind die *Jahrbücher* zu revolutionär. Dies gilt für Lamartine, Considérant, der als Fourierist nur für einen friedlichen Weg zur Demokratie wie für Cabet, der ebenfalls nur für gewaltlose Revolution eintritt. Die anderen haben vor allem Bedenken wegen der atheistischen Linie, wie Lamennais; Louis Blanc vertritt in dem erwähn-

<sup>56</sup> *Zwei Jahre in Paris* [Anm. 41], S. 138

<sup>57</sup> Höppner: *Einleitung*, Jb. 23ff; Walter [Anm. 6], S. 282ff. und Martin Hundt in diesem Band.

<sup>58</sup> Eßbach 1998 [Anm. 42], S. 623.

<sup>59</sup> Höppner: *Einleitung*, Jb. 16 ff.; vgl. Walter [Anm. 6], S.329.

ten Artikel einen Vernunftglauben an Gott – ebenso erneut Cabet. Wieder andere sind umständehalber ‚entschuldigt‘, wie Leroux, der keine Zeit zum Schreiben hatte, oder Blanqui, der seit 1839 im Gefängnis saß. Dézamy sagte wegen ideologischer Differenzen ab. – Bleibt die Frage, wie abschreckend Atheismus gewirkt hat.

Haftet allen diese Verweigerungen etwas Ungewisses an, so sind zwei klare, argumentative Absagen umso bedeutungsvoller, kommen sie doch aus dem Umfeld derjenigen, an die sich die Bündnis-Programme eigentlich gerichtet haben.

Wie man weiß, ist Heines Deutschland-Schrift auf Anregung des Frühsozialisten Prosper Enfantin entstanden. In seiner *Dédicace* zu *De l'Allemagne* erklärt der sich sehr geehrt fühlende Heine 1835:

À Prosper Enfantin. En Egypte.  
Vous avez désiré connaître la marche des idées en Allemagne, dans ces derniers temps, et les rapports qui rattachent le mouvement intellectuel de ce pays à la synthèse de la doctrine [saint-simonienne]. (DHA VIII, S. 495)

In seinem ausführlichen Antwortbrief, der im Januar 1836 als Broschüre erschienen ist, verleugnet der Saint-Simonisten-Führer u.a. nicht seinen Pantheismus, den er jetzt im politischen Sinn als „ASSOCIATION DES PEUPLES ENTRE EUX ET DE L'HUMANITE AVEC LE GLOBE“ versteht.<sup>60</sup> Er bekräftigt auch die Idee, die alle Pariser Deutschen im Vormärz inspiriert hat: „L'union de la France et de l'Allemagne est un but digne d'émouvoir aujourd'hui l'ambition des hommes politiques.“ Aber Enfantin nimmt eine entscheidende Veränderung vor: Frankreich soll sich jetzt vor allem mit dem katholischen Österreich lieren, jenes religiöse Land, dem es gelungen ist, dem Vordringen der revolutionären Ideen erfolgreich zu widerstehen und seine heilige Ordnung sowie seine traditionelle Hierarchie zu retten. Deshalb kann Enfantin Heines revolutionäre Prophetie am Schluss von *De l'Allemagne* nicht ernst nehmen. Ferner weist er dessen „profanen Scherz“ gegen die Religion grundsätzlich zurück, denn für ihn gilt es nicht, die „Religion der Deutschen“ zu „neutralisieren“, sondern „umzuwandeln“ (transformer).

Nimmt der Führer der Saint-Simonisten auch noch ausdrücklich Schelling gegen Heines Kritik in Schutz, dann geht der frühere Wortfüh-

---

<sup>60</sup> Text bei Hans Hörling (Hrsg.): *Die französische Heine-Kritik. Bd. 2: Rezensionen und Notizen zu Heines Werken aus den Jahren 1835-1845.* Stuttgart/Weimar 2001 (Heine-Studien), S. 148-160; Zitate S. 149, 154 u. 156.

rer der Gemeinde noch einen Schritt weiter! Heine kannte Pierre Leroux wahrscheinlich seit 1832, und Leroux muss Heines revolutionär-atheistische Interpretation der deutschen Philosophie wie eine Offenbarung gelesen haben. Diese Reaktion teilt Heine im Juni 1842 in einem Artikel für die Augsburger *Allgemeine Zeitung* mit: Leroux habe ihm gestanden, 1836, also auch kurz nach Erscheinen des Briefes von Enfantin, aus *De l'Allemagne* die Erkenntnis gewonnen zu haben,

daß die deutsche Philosophie nicht so mystisch und religiös sey wie man das französische Publikum bisher glauben machte, sondern im Gegentheil sehr kalt, fast frostig abstrakt und ungläubig bis zur Negazion des Allerhöchsten (DHA XIV, 15f.).

Im April 1842 hat Leroux Schellings berühmte Berliner Antrittsvorlesung von 1841, welche die „Drachensaat des Hegel'schen Pantheismus“ ausrotten sollte, in der *Revue Indépendante* mit einer Einleitung abgedruckt.<sup>61</sup>

In seiner Einleitung zitiert Leroux Heine, den „direkten Schüler Hegels“, ein Zeichen der Anerkennung als Gewährsmann für die Neudeutung der deutschen Philosophie. Gleichzeitig macht er aber sowohl gegen Hegel wie gegen Enfantin Front. Dem Deutschen wirft er vor, seine These von der Inkarnation Gottes habe jede Religionsauffassung ungebührlich reduziert. Dem Franzosen kreditet er an, seine Metaphysik sei nichts als eine Anleihe bei Hegel, wodurch die Schule Saint-Simons sogar „auf Abwege geraten“ sei. Dagegen verteidigt er Schelling, dessen Offenbarungsphilosophie eine „neue Religion der Humanität“ vorbereite und reiht ihn am Schluss in die „Phalanx jener großen Geister“

<sup>61</sup> *Revue Indépendante*, Bd. III, Mai 1842, S. 289-348. Textauszüge: Pierre Leroux: Über Schellings philosophische Vorlesung. Aperçu zur Lage der Philosophie in Deutschland. – In: *Materialien zu Schellings philosophischen Anfängen*. Hrsg. von Manfred Frank und Gerhard Kurz. Frankfurt a.M. 1975, S. 444-466. Einleitung der Herausgeber: S. 433-443. – Siehe zu Heine und Leroux: Michael Werner: Heine und die französischen Frühsozialisten. – In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*. Bd. 7. 1982, S. 88-107, dort S. 96ff. – Zur Schelling-Diskussion: Miguel Abensour: L'affaire Schelling. Une controverse entre Pierre Leroux et les jeunes hégéliens. – In: *Corpus* No.18/19: Victor Cousin, 1991, S. 117-142. Und: Philippe Régner: Pierre Leroux entre le saint-simonisme et la référence allemande. In: *Transferts* [Anm. 40], S. 447-464. – Zur Schelling-Rezeption: *Schelling im Spiegel seiner Zeitgenossen*, hrsg. von Xavier Tilliette, 3 Bde, Turin 1974-1988.

ein, die alle mit „unterschiedlichen Formulierungen eine *neue Religion* ankündigen“.

Was Leroux rechtfertigt, trifft im Kern wohl auch auf andere französische Frühsozialisten zu und besiegelt schon zwei Jahre vor Entstehen der *Jahrbücher* das Schicksal einer deutsch-französischen „alliance intellectuelle“: ohne Religion kein gesellschaftlicher Zusammenhalt. An dieser Stelle wird deutlich spürbar, inwiefern die Franzosen in den 30er und zu Beginn der 40er Jahre andere Wege als die Deutschen gegangen sind und eigene Theorien entwickelt haben. Zwar haben die bürgerlichen Revolutionäre von 1789 die Dechristianisierung der modernen Gesellschaft eingeleitet, aber ihre sozialistischen Nachfahren erörtern weiter die Frage nach Gott und suchen nach Ersatzreligionen (oder Religionsersatz), mit neuer Symbolik und ohne Dogma, ohne Priester und strenge, römische Hierarchie. So studieren Saint-Simon und Fourier die Ethik der Evangelien, und ihre Schüler, wie die Saint-Simonisten, haben ihre Gemeinde als neue Kirche und ihre Lehre als neue Religion bezeichnet. Alle teilen letztlich die Überzeugung, dass nur Brüderlichkeit, Gemeinschaftlichkeit und religiöse Bindungen in der Lage sind, Atomisierung des Individuums, Vorherrschaft von Egoismus und Eigeninteresse der bürgerlichen Gesellschaft zu überwinden.

Aus Heines Sicht kann das Ergebnis des Ideentransfers im Vormärz paradoxer nicht sein.

In Bruchstücken aus demselben Jahr 1844, den *Briefen über Deutschland*, hat er sich das Verdienst zuerkannt, 1835 „unumwunden das Schulgeheimniß [der deutschen Philosophie] ausgeplaudert“ zu haben (DHA XV, 169). Dieses Ausplaudern hat jedoch die widersprüchlichsten Reaktionen hervorgerufen. Auf der einen Seite des Rheins haben Revolutionserwartung und Atheismus einer jungen Generation von Philosophen den Weg bereitet, auf der anderen das Bild der deutschen Philosophie grundsätzlich erneuert.<sup>62</sup> Weiter: Heines Idealismus-Konzeption fundiert wesentlich auf der Rezeption des französischen Frühsozialismus, entpuppt sich aber bei vielen Vertretern dieser Bewegung als Schreckbild. Und das wiederum, obwohl Heine selber keine atheistische Polemik, sondern im

---

<sup>62</sup> Neben den erwähnten Reaktionen von Börne, Infantin und Leroux verzeichnet Hans Hörling [Anm. 55] noch ein gutes Dutzend weitere, z.T. ausführliche Besprechungen zum Revuedruck und zu *De l'Allemagne* bis 1836, u.a. von R. O. Spazier (eine von 2 Rez. zählt 42 S.), F. Buloz, A. Jullien, Th. Toussnel, J.-L.-E. Lerminier u.a. sowie 2 andersartige Reaktionen von Leroux.

Namen des sensualistischen Pantheismus eine religiöse Kritik des asketischen Christentums verfochten hat. Außerdem: Heine will einer deutsch-französischen Allianz den Boden bereiten, die aber auf einen von ihm unfreiwillig erzeugten Widerstand trifft. Seine Nachfolger, Schüler Hegels, scheitern dann schließlich mit einem Projekt bei denen, die lieber nichts von einem „Schulgeheimnis“ gewusst hätten! – Lässt sich schon nicht alles schlüssig erklären, gerät man in Versuchung, diese so verblüffenden wie paradoxen Phänomene mit dem Begriff eines *negativen Transfers* zu umschreiben: Heine konnte etwas mit Erfolg vermitteln, das zum maßgeblichen Hindernis geworden ist.

Um nicht ganz mit der Beschreibung eines Misserfolgs zu schließen: Die revidierte Neuausgabe von *De l'Allemagne* erweckte 1855 großes Interesse für Heines Deutschland-Schriften. 1856 erfolgte eine Titelaufgabe, in den 60er Jahren erschienen drei weitere Auflagen. Ein Jahr vor seinem Tod fand wenigstens Heines wichtigster Beitrag zu einer „entente cordiale“ zwischen Franzosen und Deutschen volle Zustimmung – seine französische Transfer-Strategie war spät doch noch aufgegangen. Er selber wurde als der anerkannt, der er immer schon sein wollte: ein europäischer Schriftsteller. Wenige Jahre vorher hatte er die zitierte Stelle seines Testaments von 1851 mit den zufriedenen Worten abgeschlossen: „Ich glaube, gegenüber meinen Landsleuten wie gegenüber den Franzosen ebenso viel Verdienst erworben zu haben.“

Michel Espagne (Paris)

## Von der Philologie zur Naturphilosophie: Victor Cousins deutscher Bekanntenkreis

Die Geschichte der französischen Philosophie im 19. Jahrhundert beginnt als akademische Fachrichtung mit Victor Cousin<sup>1</sup>, der weit mehr als seine blassen Vorgänger Laromiguière<sup>2</sup> oder Royer-Collard<sup>3</sup> die akademische Disziplin geprägt hat. Cousin stellte als offizieller Philosoph der Julimonarchie, als Minister und als Vorstand des Ausschusses zur Auswahl der Gymnasiallehrer eine Art Galionsfigur der Geisteswissenschaften dar, und hatte einen entscheidenden Einfluss sowohl auf die Personalpolitik wie auf die Definition der Lehr- und Forschungsgegenstände. Er bekannte sich zu einer als Eklektizismus umschriebenen Doktrin, die einerseits die Bewahrung der gegebenen Ordnung der Dinge auch in religiöser Hinsicht anstrebte, andererseits die Philosophie von jeder Form religiösen Bekenntnisses emanzipierte und gewissermaßen den neutralen Geist der späteren „Laïcité“ ankündigte. Das sogenannte Regiment von Victor Cousin, d.h. die Philosophielehrer, deren Ernennung und Beförderung von seinem Gutdünken abhing, konnte sich auf seine Rückendeckung verlassen, wenn sie in Konflikt zu der religiösen Obrigkeit gerieten. Andererseits mussten sie sich wie die Vertreter einer einzigen Doktrin, seiner Doktrin verhalten. Nun findet Cousins Doktrin ihre Wurzeln wenn nicht in der deutschen Philosophie – Heine bemerkte ironisch, dass Cousins Unkenntnis des Deutschen ihn gegen jeden Verdacht philosophischer Deuschtümelei schützte –, so wenigstens in einem privilegierten Deutschlandbezug.

---

<sup>1</sup> Zu V. Cousin siehe insbesondere Jules Simon, *Victor Cousin*. Paris 1887. – J. Barthélémy Saint-Hilaire : *M. Victor Cousin. Sa vie et sa correspondance*. 3 Bde. Paris 1895: – M. Espagne et M. Werner avec la collaboration de Françoise Lagier: *Lettres d'Allemagne. Victor Cousin et les hégéliens*. Tusson 1990. – Jean Pierre Cotten: *Autour de Victor Cousin. Une politique de la philosophie*. Paris 1992. – Patrice Vermeren, *Le jeu de la philosophie et de l'Etat*. Paris 1995. – E. Fauquet (éd.): *Victor Cousin. Homo theologico-politicus*. Paris 1997.

<sup>2</sup> Prosper Alfarié: *Laromiguière et son école*. Paris 1929.

<sup>3</sup> E. Spuller: *Royer-Collard*. Paris 1895.

Deutschlandreisen<sup>4</sup>

Dieser Bezug war auf den persönlichen Kontakt zu den meisten hervorragenden Persönlichkeiten der Zeit zurückzuführen. In den zahlreichen von nennenswerten oder wohl bekannten Philosophen verschickten Briefen an Cousin, die in seinem Nachlass<sup>5</sup> aufbewahrt werden, lässt sich die Lebendigkeit einer Vernetzung erkennen, die als selbstverständliche Fortsetzung auch den Briefwechsel mit französischen Schülern oder Lesern einschließt, die sich wiederum für deutsche Philosophie interessieren. Die von Cousin unternommenen Deutschlandreisen erklären die Entstehung des deutsch-französischen Freundeskreises. Cousin gehört zu der wenig verbreiteten Gattung der reiselustigen Philosophen, deren geistiger Horizont sich durch die Zufälligkeit der Reisebekanntschaften bestimmen lässt. Seine niedere Herkunft, seine jugendlichen Freundschaften mit Vertretern der Carbonari haben ihn offenbar auf die positive Seite der Zäsuren und der Diskontinuität im geistigen Leben aufmerksam gemacht. Denn die Entdeckung der deutschen Philosophie nach der von Royer-Collard initiierten Entdeckung der schottischen Philosophie entspricht weitgehend einer Zäsur und einem Neuanfang.

Victor Cousin unternahm seine erste Reise nach Deutschland im Jahre 1817, zu einer Zeit, als er schon Kant gelesen hatte:

Ich hatte bald den Unterricht meiner ersten Lehrer erschöpft oder ich glaubte es, und ich suchte neue Lehrer: nach dem französischen und schottischen Moment wandten sich meine Augen natürlich nach Deutschland. Ich lernte also Deutsch und begann mit unendlicher Mühe die Hauptdenkmäler der kantischen Philosophie zu entziffern, ohne andere Hilfe als die schlechte lateinische Übertragung von Born<sup>6</sup>. Ich habe gesagt, wie die Psychologie selbst mich in die kantische Philosophie einführte und wie ich mich durch sie hindurchhalf. Fichte konnte mich dann nicht lan-

<sup>4</sup> Vgl. P. Vermeren: Les vacances de Cousin en Allemagne, la raison du philosophe et la raison d'Etat, in *Raison présente* Nr 63, S. 77-97 und Nr 64, S. 101-115. Cousin erwähnte selbst seine Aufenthalte in Deutschland in V. Cousin, Promenade philosophique en Allemagne, in *Revue des deux Mondes* 1857-5, S. 534-560.

<sup>5</sup> Der Cousin-Nachlass befindet sich in der Bibliothèque de la Sorbonne und enthält unter anderem mehrere tausend Anbriefe.

<sup>6</sup> Die lateinische Kant-Übersetzung von Friedrich Gottlob Born erschien zwischen 1796 und 1798 bei Schwickert in Leipzig (4 Bde).



ge aufhalten, und am Ende des Jahres 1817 hatte ich schon die erste deutsche Schule hinter mir. Dann begann ich meine Reise durch Deutschland.<sup>7</sup>

Mit einem Empfehlungsschreiben August Wilhelm Schlegels in der Tasche begab sich Cousin nach Frankfurt und anschließend nach Heidelberg, wo er Hegel kennenlernte, dann nach Norddeutschland. Auf dem Rückweg traf er Goethe in Weimar – eine Begegnung, die sich 1825 wiederholte. Im darauffolgenden Jahr war dann Süddeutschland an der Tagesordnung. Cousin ging nach München und sprach dort mit Schelling und Jacobi. Nach seiner Rückkehr hielt er in Paris eine Vorlesung, in welcher die deutschen Erfahrungen zusammengefasst wurden. Dabei legte er den Grund für eine neue Form der philosophischen Spekulation, in der die geschichtliche Dimension die gewöhnliche Suche nach einem ersten Prinzip ablöste. Cousins Vorlesung erzielte einen ungeheuren Erfolg unter den Zuhörern, zu denen auch Balzac zählte. Der junge Dozent erhielt schon 1820 ein Lehrverbot. Er ging dann nach Italien und erklärte sich als Anhänger einer führenden Persönlichkeit der piemontesischen Revolution des Grafen Sangtorre de Santa Rosa<sup>8</sup>. Er verdiente dann sein Leben als Hofmeister der Kinder des Herzogs von Montebello und begleitete seinen Schüler nach Dresden, wo er im Jahre 1824 im Auftrag der französischen Polizei verhaftet wurde. Nach Berlin überführt, verbrachte er dort mehrere Monate unter Hausarrest und genoss die Unterstützung von Hegel und den jungen Philosophen seiner Schule. Langfristige Freundschaftsbeziehungen knüpften sich an der Spree im gemeinsamen Widerstand gegen die Kräfte der Restauration. Cousin kehrte erst im Mai 1825 nach einem Zwischenaufenthalt in Weimar und Frankfurt bei dem Grafen Reinhard<sup>9</sup> nach Paris zurück. Er hatte dann die Aura eines Kenners der geheimnisumwitterten deutschen Philosophie und eines Märtyrers der politischen Freiheit. Dieser Ruhm erklärt die von seiner Vorlesung des Jahres 1828 ausgelöste regelrechte

---

<sup>7</sup> Victor Cousin: *Fragments philosophiques*, 3. Aufl., Bd. 1, Paris 1838. Vorwort der 2. Auflage aus dem Jahre 1833, S. 24.

<sup>8</sup> Santa Rosa (1783-1824) lebte nach erfolglosen Versuchen einer italienischen Revolution eine Zeit lang im Pariser Exil und wurde von Cousin versteckt.

<sup>9</sup> Der ehemalige Zögling des Tübinger Stifts Karl Friedrich Reinhard war 1825 französischer Botschafter in Frankfurt und hatte sich um die Befreiung Cousins bemüht. Vgl. Jean Delinière: *Karl Friedrich Reinhard (1761-1837). Ein deutscher Aufklärer im Dienste Frankreichs*. Stuttgart 1989.

Begeisterung. Er trat eine neue Reise nach Preußen im Sommer des Jahres 1831 an und verfasste einen Bericht über den Unterricht in Norddeutschland. Im Unterschied zu den Korrespondentenkreisen im Geiste der gelehrten Republik, die man seit dem 18. Jahrhundert trifft, beruht Cousins Kreis auf einer persönlichen direkten Erfahrung der deutschen Gesprächspartner und der Länder selbst. Übrigens wirkte Cousin als eine Art Beispiel für jüngere Gelehrte, die wie Edgar Quinet nach Deutschland reisten, um ihre philosophische Ausbildung zu ergänzen.

### Das Lager der Hegelianer

Man verbindet zumeist das Werk Victor Cousins mit einer ersten Einführung der hegelschen Philosophie in Frankreich, obwohl ihn der Kreis seiner deutschen Bekannten und seine Deutschlandreisen mit den meisten deutschen philosophischen Positionen zwischen den 1810er und den 1850er Jahren vertraut gemacht hatten. Dies liegt zweifelsohne an den politischen Ambitionen Cousins, der meinte, die Philosophie solle in den Dienst des Staates treten und könne sich keineswegs in der reinen Spekulation über die Beziehungen des Subjekts zum Objekt erschöpfen. Wahrscheinlich entsprach Hegels Werk, dessen politische Keime auch einem Fremden spürbar sein konnten, besser diesen Erwartungen. Ohne auch nur mit Namen erwähnt zu werden, geistert Hegel durch die Vorlesung des Jahres 1828, welche Philosophie und Philosophiegeschichte identifiziert, den großen Männern als Verkörperungen der Volksgeister huldigt, die dem historischen Ablauf inhärenten Widersprüche versöhnt und auf eine teleologische Rechtfertigung der oktroyierten Verfassung, der Charte hinausläuft. Erst diese Verfassung ermögliche die Überwindung des Widerspruchs zwischen Königtum und revolutionärer Herrschaft. Die Philosophie solle demnach den Lauf der Geschichte auf den Begriff bringen:

Sie wissen es, nicht die Völker treten auf den Schlachtfeldern auf, sondern Ideen, Parteien. In Leipzig und Waterloo kollidierten zwei Lager gegeneinander, das der väterlichen Monarchie und das der militärischen Demokratie. Wer siegte, meine Herren? Weder die einen noch die anderen. Wer war der Sieger und wer der Besiegte in Waterloo? Meine Herren, es gab keine Besiegte. Nein,

ich behaupte, daß es keine gegeben hat: die einzigen Sieger waren die europäische Zivilisation und die Charte.<sup>10</sup>

Cousin kannte Hegel seit 1817 und in einem Brief vom darauffolgenden Jahre gibt der Deutsche seinem französischen Kollegen die Adressen von Leuten, die er anlässlich einer Reise über Stuttgart nach München zu besuchen hätte. Die engeren Beziehungen entstanden aber in Berlin im Winter 1824-1825. Der Kreis der Hegel-Schüler scheint dabei wichtiger gewesen zu sein als der Lehrer selbst, der sich immer weigerte, Cousins philosophische Leistungen öffentlich zu loben. Unter Cousins Korrespondenten findet man etwa die Namen von Eduard Gans, der die hegel-sche Rechtsphilosophie und die *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* edierte, und dessen Bericht über drei Reisen nach Paris (1825, 1830, 1835) die beste Darstellung des deutsch-französischen Milieus im Paris der Julimonarchie bietet.<sup>11</sup> Schon auf seiner ersten Pariser Reise 1825 merkte Gans, wie Cousin seine Beziehung zu den Berliner Philosophen politisch ausnutzte.

Cousin nahm uns ernst und feierlich auf: er freute sich für den Augenblick, Berliner zu haben, die ihm bezeugen konnten, was er gelitten, und die ihrerseits wiederum ganz erstaunt seyn sollten, ihn trotz dieser Leiden nicht als einen Ankläger, sondern als einen Verteidiger der preußischen Monarchie zu erblicken. Dieses Benehmen Cousins, das seine französischen Freunde in Verzweiflung brachte, und seinen Feinden Gelegenheit zu manchen Spottreden gab, war höchst diplomatisch und berechnet.<sup>12</sup>

Erwähnen muss man Heinrich Gustav Hotho, den Herausgeber der *Vorlesungen über die Ästhetik*: Seine Dissertation über Descartes<sup>13</sup> war der Ausgangspunkt seiner Korrespondenz mit Cousin. Dem Hegelianer hugenottischer Abstammung Karl Ludwig Michelet<sup>14</sup> verschaffte Cousin

<sup>10</sup> Victor Cousin: *Cours de philosophie. Introduction à l'histoire de la philosophie*. Paris 1991, S. 359.

<sup>11</sup> Vgl. Eduard Gans: *Rückblicke auf Personen und Zustände*. Berlin 1836. Nachdruck. Herausgegeben, kommentiert und mit einer Einleitung versehen von Norbert Waszek. Stuttgart 1995.

<sup>12</sup> Ebd., S. 5.

<sup>13</sup> *Die Philosophia cartesiana*. Berlin 1826, 61 S.

<sup>14</sup> Karl Ludwig Michelet (1801-1893) war Privatdozent in Berlin im Jahre 1826 und außerordentlicher Professor ab 1829. Er gehört zu den Vorläufern einer Philosophie der Tat.

gleichzeitig mit Ravaisson einen Akademiepreis nach Beantwortung einer Frage über das *Organon* (1835), worauf Schelling mit Entrüstung reagierte. Als eine Art Deutschfranzose dachte Michelet in Paris einen Lehrstuhl bekommen zu können, aber Cousin wünschte kaum eine solche Konkurrenz auf dem Gebiet der deutsch-französischen Vermittlung. Gerade Michelet tritt als der wärmste Anhänger einer Lehre auf, die 1838 nach dem Tod ihres Schöpfers, einen bisher nirgends erreichten Grad der Allgemeinheit erreicht habe.<sup>15</sup> Mit Friedrich Wilhelm Carové<sup>16</sup>, der eine der ersten Darstellungen der saint-simonistischen Philosophie in Deutschland publizierte, bezieht sich der Austausch eher auf die Religionsphilosophie. Am Rande dieses Kreises von Hegelianern wird Cousin über andere Korrespondenten wie der Historiker Friedrich Ludwig von Raumer oder der aristotelische Philologe Christian August Brandis über Tendenzen und Entwicklungen innerhalb des Kreises der Hegelianer informiert.

Hegel hat Cousin im Jahre 1827 besucht und bei dieser Gelegenheit seine erste und einzige Erfahrung der modernen Metropole gemacht.<sup>17</sup> Er hat auch Cousin eine Nachschrift seiner Vorlesung über die *Philosophie der Geschichte* (Wintersemester 1822-1823) von Hotho übergeben lassen. Andererseits wollte er sich nicht darauf einlassen, Cousins *Philosophische Fragmente* zu kommentieren, und der letzte Brief an den Franzosen aus dem Jahre 1830 lässt sogar Vorbehalte erkennen, die unter anderem mit Cousins Sympathie für Schelling zusammenhängen. Unter den Junghegelianern unterhielt Michelet am längsten eine Korrespondenz mit Cousin. In einem öffentlichen Brief von Juni 1849 konnte er aber nur seine Distanz zu dem nun pantheismusfeindlichen Philosophen betonen. Hatte Cousin das Buch von David Friedrich Strauß nicht verworfen, ohne es auch nur genau zu lesen? Cousin hat jüngere Philosophen und Schüler wie den Italiener Augusto Vera dazu angeregt, philologisch exakte Interpreten der hegelschen Philosophie zu werden, indem sie Hegels

<sup>15</sup> Brief an Cousin vom 23. April 1838.

<sup>16</sup> Friedrich Wilhelm Carové (1789-1852), ein Historiker des Katholizismus italienischer Abstammung, hatte in Heidelberg studiert. 1848 war er Mitglied des Frankfurter Vorparlaments. Er setzte sich für die Propagierung der französischen Philosophie in Deutschland ein. Vgl. *Der Saint-Simonismus und die neuere französische Philosophie*. Leipzig 1831.

<sup>17</sup> Die Einzelheiten von Hegels Pariser Reise sind in den 13 Briefen verzeichnet, die er zwischen dem 19. August und dem 17. Oktober 1827 an seine Frau schickte.

Hauptwerke übersetzten. Mit Vera haben wir es mit einem Italiener zu tun, der Cousin über die Vermittlung des revolutionsfeindlichen Philosophen Pierre-Simon Ballanche kennen lernte, von ihm Jahre lang unterstützt wurde, seine eigenen Hauptwerke *Introduction à la philosophie de Hegel* (1855) und *L'hégélianisme et la philosophie* (1861) in französischer Sprache publizierte, und der nicht nur die *Wissenschaft der Logik* (1859), sondern auch die *Naturphilosophie* (1863-1866) übersetzte. Er kehrte aber nach Italien zurück und kam erst in Neapel zu einem eigenständigen philosophischen Rang.

Was Cousin aber persönlich angeht, so verfügte er kaum über direkte Information. Er hatte sich zwar bemüht, seinen eigenen philosophischen Horizont mit Bruchstücken aus hegelschen Gedankengängen zu befruchten und zumindest ein neues Verständnis der Verknüpfung von Spekulation, Geschichte und Politik zu vertreten, aber gleichzeitig beschränkte er die Tragweite seiner Importe derart, dass er ständig das Unerwünschte herausfiltern konnte. Wenn etwa Hegel als offizieller Philosoph des preußischen Staates für Cousin, der sozusagen das in Deutschland erprobte Amt auf die französischen Verhältnisse übertrug, eindeutig ein Modell gewesen ist, so hat sich der Franzose davor gehütet, kritische Keime der hegelschen Philosophie, die schon an der Korrespondenz der Junghegelianer, an der Tendenz zur Spaltung in ein rechtes und ein linkes Lager zu erkennen sind, auch aufzunehmen. Cousins Vermittlung ist auch eine bewusste, zielgerichtete Umdeutung.

## Unter Philologen

Als Victor Cousin nach Deutschland aufbrach, war er ein junger, unerfahrener Philosoph auf der Suche nach neuen Perspektiven. Er war aber auch ein Philologe, der Proclus edieren und Plato übersetzen wollte. Die gemeinsame altphilologische Kultur, ein gemeinsamer Bezug auf die antike Philosophie erleichterten die Kommunikation mit den Deutschen, mit denen er sich traf. Diese doppelte, disziplinäre Zugehörigkeit gab aber auch Cousins Doktrin eine seltsame Dimension, die auf der Nachbarschaft von Spekulation und historisch-philologischer Überlegung beruhte. Gerade dieser Nachbarschaft verdankte Cousin seine Rolle als Vorkämpfer der modernen Philologie in Frankreich, als er den Text der pascalschen Ideen derselben überlieferungs- und entstehungsgeschichtli-

chen Untersuchung unterzog, die man in Deutschland auf die antike Überlieferung anwandte.

Die Diskussion mit deutschen Briefpartnern über philologische Probleme konnte durchaus widersprüchliche Positionen zum Vorschein bringen. So zweifelte Cousin, ob die schleiermachersche Ordnung der platonischen Dialoge, die ihm viel zu systematisch-spekulativ vorkam, haltbar sei. Als Hegel einen Band der Proclus-Ausgabe als Geschenk erhielt, tat sogar er, als wollte er sich für die Sorgfalt begeistern, mit welcher die Franzosen antike Texte edieren. Die engsten Beziehungen unterhielt Cousin jedoch zu dem Bonner Philologen und Philosophen Christian August Brandis, mit dem er Informationen über laufende Forschungsarbeiten zu platonischen Fragen austauschte. Brandis, der an einer Geschichte des antiken Denkens<sup>18</sup> arbeitete und über das Thema mit Cousin gern diskutierte, erwartete mit offenbarem Interesse die Beiträge des Franzosen zu Platon oder Proclus. Er war übrigens nicht immer einverstanden und polemisierte gern mit Cousin über den Platz, den man dem Gorgias in der Abfolge der Dialoge einräumen sollte. Brandis, der Einwände gegen die hegelsche Philosophie erhob und Cousin empfahl, zu ihr auf Distanz zu gehen, hegte eine große Bewunderung für Schelling und erwähnte sie gerne gegenüber Cousin. Er schickte ihm Verzeichnisse der Neuerscheinungen im Bereich der antiken Philosophie und bemerkte 1830 die steigende Zahl der Untersuchungen zur Logik, die in Deutschland angeboten wurden. Auch redete er voller Anerkennung von Herbarts Metaphysik, und man wundert sich, dass Cousin schon 1830 von diesem in Frankreich so spärlich rezipierten Philosophen hörte:

Unter den neueren Erscheinungen im Gebiete der deutschen Philosophie halte ich Herbarts Metaphysik für die bedeutendste und habe vom ersten Bande eine Analyse in der *Hallen. A. Literaturzeitung* [...] gegeben; der zweyte später erschienene Theil wird mich zu einer Critik der Grundlage des Herbartschen Systems veranlassen, die ich in den bevorstehenden Ferien hoffe ausarbeiten zu können. Zu mündlicher ausführlicher Discussion seiner Lehre hatte mich Herbart, den ich noch nicht persönlich kenne, schon im vorigen Sommer aufgefordert; aber wir konnten uns über Ort und Zeit der Zusammenkunft nicht vereinigen; vielleicht wird es im bevorstehenden Sommer dazu kommen. Zu sich hinüberziehen wird er mich freilich wohl gewiss nicht; aber

<sup>18</sup> *Handbuch der griechisch-römischen Philosophie* (3 Teile 1835-1864).

vielleicht könnten wir uns über einzelne Punkte verständigen und jedenfalls würde ich bei mündlichen Verhandlungen mit einem so ausgezeichnet scharfsinnigen und gründlichen Denker nur gewinnen können. Gern möchte ich Ihr Urtheil über dieses und andere Werke Herbarts erfahren, die Sie als sehr bedeutenden Versuch mit den Resultaten des transzendentalen Idealismus, den Realismus neu zu begründen, nicht außer Acht lassen werden.<sup>19</sup>

Brandis, der sich von seinen philosophischen Zweifeln veranlasst sieht, die Verdienste verschiedener Schulen gegeneinander abzuwägen, schickte Cousin seine Arbeiten über Aristoteles, seine Geschichte der griechischen Philosophie, für die er Ravaisson benutzt zu haben meinte. Er zögerte nicht, Kommentare zur europäischen Politik vorzunehmen. Die bedeutendste Dimension seiner Korrespondenz hing aber mit der Verknüpfung von philologischem Anspruch und einem Interesse für Schelling zusammen, das man an der langen Abhandlung über diese Philosophie erkennt, die er dem Brief von September 1856 beigelegt hat. Die beiden Männer hatten sich anlässlich der Reisen Cousins nach Bonn getroffen und der Briefwechsel entspricht nur einem Teil ihres geistigen Austausches.

Die philologische Untersuchung der Neuplatoniker Proclus und Plotin ist ebenfalls ein gemeinsamer Nenner zwischen Cousin und Friedrich Creuzer gewesen, dessen *Symbolik* einen nahen Bekannten von Cousin, Guigniaut<sup>20</sup>, so tief beeindruckte, dass er der Übersetzung oder einer kommentierenden Übertragung viele Jahre seines Lebens widmete. Creuzer versprach Cousins Beiträge zur Neuplatonismusforschung in den *Heidelberger Jahrbüchern* zu rezensieren:

Sie erweisen Frankreich einen unsterblichen Dienst, indem sie Platon und die Platoniker unter den gebildeten ihrer Nation verbreiten. Aber die Ausgabe der Werke Proclus' ist auch eine gewaltige Hilfe für die Wissenschaftler ganz Europas [...] Ich werde mich bemühen, Ihre Einleitung in Platon und Proclus dieses Jahr in den *Heidelberger Jahrbüchern* zu erwähnen.<sup>21</sup>

<sup>19</sup> Brief vom 20. März 1830

<sup>20</sup> Joseph-Daniel Guigniaut (1794-1876) war Mitarbeiter der Zeitschrift *Le Globe* und späterer Direktor der Pariser Ecole normale. Von 1825 bis 1851 widmete er sich einer monumentalen freien Übertragung der *Symbolik* von Georg Friedrich Creuzer (1771-1858).

<sup>21</sup> Brief vom 30. Januar 1827.

Er ermunterte Cousin, seine Arbeit über Xenophanes<sup>22</sup>, in der er eine symbolische Dimension erkannte, an Leser wie Hegel oder Brandis zu schicken. Creuzer vertrat die symbolisch-mythologisch orientierte philologische Tradition, die mit Heynes einschlägigen Arbeiten entstanden ist. Auch bei ihm diente der Austausch über antike Philologie zum Träger für andere Formen von geistigem Austausch. Creuzer hatte Edgar Quinet in Heidelberg empfangen, als dieser dort Herders *Ideen* ins Französische übertrug. Er empfahl umgekehrt Cousin den Rechtshistoriker Mittermaier<sup>23</sup>, als dieser eine Reise nach Paris antrat. Mit der Widmung des sechsten Bandes seiner Proclusausgabe an Schelling bewies Cousin, dass sein Interesse für die Philologie der Neuplatoniker ihn zu der vom ersten Schelling inkarnierten Naturphilosophie führte. Er hatte sich dafür eingesetzt, dass Böckh mit der Ehrenlegion ausgezeichnet wurde und letzterer bedankte sich, indem er erkannte: „Deutschland verdankt Ihnen zum größten Teil die Anerkennung seiner Wissenschaft und seiner Gelehrsamkeit in Ihrer Arbeit, es verdankt es Ihnen, die Sie mit derselben Umsicht die fremden Gelehrten und ihre Mitbürger geschützt haben.“<sup>24</sup> Er hatte aber nur einen sporadischen Kontakt zu den Altphilologen im engeren Sinne. Die für die damalige Zeit unübliche Brücke zwischen philologischer Untersuchung und philosophischer Bildung findet sich wieder im geistigen Austausch mit dem Leibniz-Herausgeber Guhrauer<sup>25</sup> zwischen Mitte der 1830er und Mitte der 1840er Jahre. Dieser Guhrauer beschrieb Cousin die Entwicklung seiner Untersuchungen zu unedierten Handschriften. Als Bibliothekar an der Universität Breslau machte er seinen französischen Kollegen zu einem Schiedsrichter in der philologischen Debatte um Leibniz:

Der Biographie von Leibniz füge ich eine lateinische Dissertation hinzu, in der ich glaube, mehrere Irrtümer von Herrn Erdmann<sup>26</sup>, korrigiert zu haben. Sie sollen darüber urteilen. Herr Erdmann war als Gegenstand meiner Kritik überaus empfindlich, und in

<sup>22</sup> Sie erschien in den *Nouveaux fragmens philosophiques*. Paris 1829.

<sup>23</sup> Der Politiker und Rechtshistoriker Karl Joseph Anton Mittermaier war 1848 Präsident des Frankfurter Vorparlaments.

<sup>24</sup> Brief vom 22. Juni 1840.

<sup>25</sup> Gottschalk Eduard Guhrauer (1809-1854) aus Breslau entdeckte 1836 in Hannover Leibniz' Schrift *De principio individui*. Er hielt sich 1838-1839 in Paris auf. Seine Ausgabe von Leibniz' deutschen Schriften erschien 1839 und seine Biographie des Philosophen 1842.

<sup>26</sup> Johann Eduard Erdmann (1805-1892) war Philosophieprofessor in Halle.



einem Beitrag zu den *Berliner literarischen Jahrbüchern* behandelte er mich ziemlich herablassend und unehrlich. Ich habe ihm geantwortet in der *Bonner Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie* (2tes und drittes Heft des Jahres 1843), und da Herr Erdmann in seiner Ausgabe von Leibniz' Philosophischen Schriften die *Animadversiones ad Cartesii Principia* ignoriert und Sie sogar nebenbei und beinahe mit Verachtung erwähnt hatte, benutzte ich diesen Umstand, um an derselben Stelle die *Animadversiones* drucken zu lassen. Früher hatte ich meine Abschrift, diejenige die ich Ihnen in Paris zeigte, mit dem Original von der Hand Leibniz' vergleichen lassen. Dieser Vergleich hat merkwürdige Varianten und vor allem Korrekturen produziert. Leibniz hat diese Schrift selbst mehrmals revidiert. Bald wird eine Sonderausgabe erscheinen, und ich werde mich bemühen, sie so früh wie möglich zu benachrichtigen.<sup>27</sup>

Man muss sagen, dass Guhrauer niemals aufhörte, sich über die Quellen zu informieren, ob er sich in Paris aufhielt und Cousin um die Zusendung von Dokumenten bat, oder sich nach Hannover begab, als man die Entdeckung eines an Ludwig XIV. gerichteten Aufsatzes ankündigte. Cousin hat zahlreiche Philologen oberflächlich kennengelernt, vom Herausgeber des neuen Testaments, Konstantin von Tischendorf, bis hin zu Carl Schaarschmidt, der an einer Kritik des Scholastikers Johann von Salisbury<sup>28</sup> arbeitete. Sein deutsch-französisches Netzwerk konnte ihn nur auf die Vorstellung einer Philosophie als ergänzungsfähigen Fragments in einem virtuellen System nach schellingsem Muster bringen.

## Der Vater der Naturphilosophie

Obwohl man dazu neigt, Cousin mit der Hegel-Rezeption zu verknüpfen, waren die Beziehungen zu Schelling, die viel weniger bekannt sind, eher enger und freundlicher. Als Beweis kann man die Regelmäßigkeit des Briefaustausches geben: Etwa dreißig Briefe wurden bis 1845 von Schelling geschickt. Für Cousin war Schelling, der 1809 zu publizieren aufhörte, der eigentliche Anreger der Naturphilosophie, und Hegel war nur sein Schüler. Diese Hierarchie skizzierte er in seinem Vorwort zur zweiten Ausgabe der *Philosophischen Fragmente* (1833), die eine Art geistige

<sup>27</sup> Brief vom 10. April 1844.

<sup>28</sup> *Johannes Saresbiensis nach Leben und Studien*. Leipzig 1862.

Autobiographie darstellte, von der Begegnung mit dem Ideologen Laromiguière, mit dem Erben der schottischen Philosophie, Royer-Collard, oder mit dem Spiritualisten Maine de Biran<sup>29</sup> bis zur Entdeckung der Deutschen:

Hegel hatte bei mir einen tiefen aber undeutlichen Eindruck hinterlassen. Das Jahr danach ging ich nach München und suchte den Gründer des Systems auf. Eine so große Unähnlichkeit wie zwischen dem Jünger und dem Lehrer ist kaum denkbar; Hegel läßt kaum seltene und tiefsinnige, leicht geheimnisvolle Worte herunterfallen; seine laute aber undeutliche Sprechweise, sein unbewegliches Antlitz, seine mit Wolken bedeckte Stirn evozieren das Bild des Gedankens, der sich auf sich selbst zurückzieht. Schelling ist das in der Entwicklung begriffene Denken; seine Sprache ist wie sein Blick voller Glanz und Leben: er hat eine natürliche Eloquenz. Ich habe 1818 einen ganzen Monat mit ihm und Jacobi in München verbracht, und hier habe ich die Naturphilosophie besser verstanden.<sup>30</sup>

Hegel hatte zwar Ergänzungen zur Doktrin gebracht, aber wenn einige Schriftsteller ihn als den Aristoteles eines anderen Platos betrachtet haben, sahen andere in ihm nur den Wolf eines anderen Leibniz. Das Vorwort konnte Schelling nur genehm sein, der den Text ins Deutsche übertragen ließ und ein Vorwort hinzufügte. Da Cousin sich von diesem Vorwort geschmeichelt fühlte, ließ er es seinerseits vom Elsässer und Philosophiehistoriker Joseph Willm ins Französische übertragen. Sogar wenn das Spiel der gegenseitigen Anerkennung keine philosophische Tragweite hat, signalisiert es den Ansatz gemeinsamer Autorschaft, auf den Hegel sich niemals einließ. Diese gegenseitigen Dienstleistungen wurden mit dem Austausch gegenseitiger akademischer Ehrungen ergänzt: Schon im Juli 1830 konnte Schelling Cousin schreiben, dass die königliche Akademie der Wissenschaften ihn zum ausländischen Korrespondenten ernannt hatte, während Cousin 1833 ankündigte, dass die Académie des sciences morales et politiques ihn zum ausländischen Mitglied als Nachfolger von Malthus ernannt hatte. Mit Berzelius, Alexander von Humboldt, Savigny und Meyerbeer wurde Schelling dank

<sup>29</sup> Zu Maine de Biran vgl. François Azouvi: *Maine de Biran. La science de l'homme*. Paris 1995.

<sup>30</sup> Vorwort der 2. Ausg. der *Fragmens philosophiques* Paris, Ladrangé 31838, S. 27.

Cousins Vermittlung einer der ersten Deutschen, welche mit der Ehrenlegion ausgezeichnet waren.

Wenn man im Briefwechsel zwischen Schelling und Cousin nach einem philosophischen Inhalt sucht, muss man sich bald enttäuscht fühlen. Hegel und Schelling, „praesentis philosophiae duces“, wie er sie in der Widmung eines Bandes des Proclusausgabe nennt, sind für Cousin eine fremde Legitimation, und er gewährt seinerseits Schelling eine gewisse Anerkennung in Frankreich. Cousin gerät demnach in die Position eines Schiedsrichters zwischen den momentanen feindlichen Brüdern der deutschen Philosophie. Bücher werden getauscht. Cousin schickt seine Proclus-Ausgabe nach Deutschland sowie seine *Philosophischen Fragmente*, seinen Bericht über die Erziehung in Preußen, seine Einleitung in die *Nouvelles considérations* von Maine de Biran und seine Abälard-Ausgabe. Er bemüht sich um Übersetzer für Schelling und denkt an Bautain<sup>31</sup>, Adolphe Pictet aus Genf, an Guigniaut, dann an Ravaisson.

Schelling und Cousin gewähren einander einen gewissen Schutz gegen polemische Angriffe. So sucht Cousin 1834 Schellings Unterstützung nach einem in den *Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik* publizierten Artikel, in welchem er mit großer Herablassung behandelt wird. Cousin wünscht sich eine öffentliche Stellungnahme von Thiersch<sup>32</sup>, aber Schelling begnügt sich damit, ihm distanzierte Gleichgültigkeit zu empfehlen: „Sie hatten geschrieben, daß ich Herrn Hegel nicht überlegen sondern in Bezug auf gewisse Ideen zeitlich voraus sei. Es reichte, um nicht nur Ihre Talente sondern auch Ihren Charakter zu diskreditieren. Diese Leute meinten, die Geschichte ausradieren zu können.“<sup>33</sup> Schelling verwies höchstens Cousin an Christian Hermann Weisse, ein früheres Mitglied der Hegelschen Schule, dann Professor an der Universität Leipzig, der sich eventuell einsetzen würde. Ein Jahr später war Schelling an der Reihe, die Hilfe von Cousin zu beanspruchen. Er wünschte sich die Vermittlung des Franzosen, um einen Übersetzer für seine noch in Entstehung begriffene *Philosophie der Mythologie* zu suchen. Nun hatte ein gewisser Edouard Kollow der *Revue du nord* ein Exposé der Schel-

<sup>31</sup> Der katholische Priester Louis Bautain (1796-1867) war zunächst Philosophieprofessor in Straßburg. Er distanzierte sich von seiner Freundschaft zu Cousin.

<sup>32</sup> Friedrich Thiersch (1784-1860) war seit 1826 Professor der Beredsamkeit und der alten Literatur an der Universität München. 1831-1832 hielt er sich im Gefolge von König Otto in Griechenland auf.

<sup>33</sup> Brief vom 2. November 1834.

lingschen Arbeit angeboten und dabei auf Notizen, die er bei öffentlichen Vorlesungen gemacht hatte, zurückgegriffen. Cousin musste nun Schelling beruhigen, indem er ihm versicherte, dass niemand sich für diese *Revue du nord* interessiere.

Cousin und Schelling haben schließlich gemeinsame Freunde, die in der Korrespondenz mit Namen erwähnt werden. In Paris kennt Schelling Abel Rémusat<sup>34</sup>, Letronne<sup>35</sup>, Raoul Rochette<sup>36</sup>, Eugène Burnouf<sup>37</sup>, Guigniaut, den Grafen Reinhard und Julius Mohl<sup>38</sup>. Seine eigene Tochter hatte ein Mitglied der württembergischen Gesandtschaft in Paris geheiratet und wohnte in der rue du Bac. Er empfiehlt Cousin einen jungen Orientforscher wie Joseph Müller oder einen Philosophieprofessor wie Rapp aus Erlangen. In seinen Briefen erwähnt Schelling gern Thiersch oder Ravaisson<sup>39</sup>, von dem er sich eine Verbreitung seines philosophischen Werks in Frankreich erhoffte, oder Dubois<sup>40</sup>, den künftigen Direktor der Ecole normale supérieure, der sich 1838 in München aufhielt.

Wir haben uns über den Zustand der Philosophie in Deutschland viel unterhalten, über den er gründliche Informationen gesammelt hat, über die Religionsfrage und die damit zusammenhängenden Fragen. Ich fand an ihm einen vernünftigen, klugen und sehr gelehrten Mann, und ich glaube, daß es Sie sehr interessieren wird, ihn über Deutschland reden zu lassen.<sup>41</sup>

Wenn Schelling in Berlin wohnt, bittet ihn Cousin, Grüße an Humboldt, Eichhorn<sup>42</sup> und Savigny<sup>43</sup> auszurichten. Die im Briefwechsel vorkom-

<sup>34</sup> Der Sinologe Abel Rémusat (1788-1832)

<sup>35</sup> Jean-Antoine Letronne (1787-1848) hatte seit 1834 den Lehrstuhl für Archäologie am Collège de France inne.

<sup>36</sup> Raoul Rochette (1790-1854) war Archäologe und Antiquar.

<sup>37</sup> Der Orientforscher Eugène Burnouf (1801-1852) machte sich durch seine Beiträge zur Indien- und Mesopotamienforschung bekannt.

<sup>38</sup> Jules Mohl (1800-1876) kam von Deutschland nach Paris und lehrte die persische Sprache und Literatur am Collège de France seit 1847.

<sup>39</sup> Félix Ravaisson-Mollien (1813-1900), der eher in der Verwaltung als im Lehrbetrieb wirkte, war der Hauptvertreter des philosophischen Spiritualismus im Frankreich des 19. Jahrhunderts. Schon seine Dissertation *L'habitude* (1839) machte ihn berühmt.

<sup>40</sup> Paul-François Dubois (1793-1874) war Herausgeber der Zeitschrift *Le Globe*.

<sup>41</sup> Brief vom 24. Oktober 1838.

<sup>42</sup> Johann Gottfried Eichhorn (1752-1827), Orientalist und Theologe, Professor in Göttingen.

menden Namen sind deswegen relevant, weil sie eine Vernetzung zeichnen, die man sich als Trägerin von Vorstellungen, Ideen, Texten und Doktrinfragmenten vorstellen kann. Jenseits dieser Funktion signalisieren sie allerdings eine unerwartete Neugierde. So empfiehlt Schelling im Mai 1834 mit großem Nachdruck einen jungen Franzosen aus München, einen Spezialisten der Werke Molitors, einen gewissen Quris an Cousin:

Herr Quris war ein Anhänger von Lamennais; obwohl er ihm ein warmes Gefühl von Dankbarkeit und Freundschaft bewahrt, üben die Vorstellungen von Lamennais, wie mir scheint, nicht mehr denselben Einfluß auf seinen Geist, der von dem, was er in Deutschland gelernt hat, zu deutlich aufgeklärt wurde [...] Er möchte, daß ich für eine Abhandlung zu einem deutschen Buch eines gewissen Molitor, die er in Frankreich drucken lassen möchte, Ihre schützende Hilfe erbitte. Ich glaube nicht, daß der historische Teil dieses Buchs (es geht um Kabbala und hebräische Philosophie) viele Leser in Frankreich findet; aber der historische Teil verdient die Aufmerksamkeit, weil er viele Ideen der neueren deutschen Philosophie deutlich und in einem schönen Stil darstellt. Herr Molitor selbst ist ein Mann von großem Verdienst und hat einen überdurchschnittlichen Geist.<sup>44</sup>

Einige Monate später konnte Cousin ankündigen, dass Quris seine Molitor-Übersetzung publiziert hatte und ein kleines Amt in der Verwaltung bekleidete. Schellings Interesse für jüdische Mystik gab Anlass zu einem Austausch mit Cousin.

Es reicht völlig, wenn man die schwierige Kommunikation zwischen Schelling und Cousin in Bezug auf die Verknüpfung von Philosophie und Politik beobachtet, um zu verstehen, dass ihr philosophisches Gespräch nur deshalb relevant ist, weil es den Verkehr von Büchern anregt, Übersetzungen ankündigt sowie persönliche und begriffliche Gegensätze inszeniert. Im Laufe der Briefe lassen sich jedoch wichtige Inhalte erkennen, die allerdings im leicht herablassenden Ton des erteilten Unterrichts gegeben werden. 1826 entwirft Schelling beispielsweise die Vorstellung einer Versöhnung von deutsch-französischem Empirismus und deutschem Idealismus:

<sup>43</sup> Friedrich Karl von Savigny (1779-1861) gründete die historische Rechtsschule.

<sup>44</sup> Brief von Mai 1834.

Wir und die uns verstehen, sollen das Universalsystem, von einem ersten Prinzip ausgehend, welches wegen seiner Objektivität oder absoluten Positivität nur a posteriori erkennbar wird, auf den Punkt bringen, wo es mit diesem Empirismus verwachsen soll und mit ihm eine einzige unwiderstehliche und unerschütterliche Masse bilden soll.<sup>45</sup>

Ohne dass die Gesprächspartner es auch nur merken, werden im weiten Netzwerk der Cousin-Bekannteten neue Ideen durchgespielt.

### Die Schellingianer

Während Cousin enge Beziehungen zur Schule der Junghegelianer unterhält, kann er seine Beziehungen zu Schelling nicht nach demselben Modell gestalten. Es gibt ja keine schellingsche Schule. Es kann um so weniger eine geben, als ein Gegensatz zwischen dem frühen Schelling herrscht, der die Naturphilosophie verkörpert und Hegel selbst oder Lorenz Oken zu seinen Anhängern zählt, und dem späten religiösen Schelling, dessen Ansichten sich noch zu keinen publizierten Werken kristallisiert haben. Auch wenn es keine schellingsche Schule im engeren Sinne gibt, kennt Cousin isolierte Persönlichkeiten, die ihm von Schelling erzählen, dem Münchner Philosophen mehr oder weniger nahe stehen und zur Gestaltung des deutsch-französischen Netzwerkes von Cousins philosophischen Gesprächspartnern beitragen. An erster Stelle sei der Altphilologe, Philhellene und Pädagoge Friedrich Thiersch genannt. Thiersch ist einer von den bayerischen Beamten, die unter dem ersten König des neuen griechischen Staates, Otto von Bayern, an der neuen Verwaltung teilgenommen haben. Er war auf dem Gebiet der Erziehung besonders wirksam und zweifelte nicht über die Legitimität seines Einsatzes, als er den jungen Griechen erzählte, wie sie sich zu echten Griechen entwickeln sollten. Ihn interessierte auch das französische Bildungssystem und er schrieb eine der ersten wissenschaftlichen Beschreibungen der französischen Universitäten und Gymnasien überhaupt.<sup>46</sup> Thiersch stand übrigens sehr kritisch zu den französischen Zu-

<sup>45</sup> Brief vom 16. April 1826.

<sup>46</sup> Friedrich Thiersch Ebd., *Über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien*, 3 Bde. Stuttgart, Tübingen 1838.

ständen und meinte, die einzige mögliche Korrektur der belastenden rhetorischen Tradition bestünde in einem Umzug der Ecole normale nach Deutschland.

Man müsste eine starke Anzahl junger Lehrer in Deutschland ausbilden lassen und eure Ecole normale eine Zeit lang nach Deutschland transportieren oder viele junge Lehrer zu uns kommen und in unseren Anstalten ausbilden lassen, damit sie dann eines von unseren Hochschullehrerseminaren unter Ihnen ansiedeln und mit ihm den tiefen und hohen Geist unserer klassischen Studien, der die Stärke und Überlegenheit der höheren Verwaltung in Deutschland, in Holland und in England sichert.<sup>47</sup>

Thiersch gehört zu den nahen Bekannten Schellings und erzählt in demselben Brief von dem Beifall, den die Vorlesungen über die Philosophie der Offenbarung auslösten. Oft wird eine Botschaft oder ein Gruß Schellings an Cousin von Thiersch ausgerichtet, der den Münchner Philosophen regelmäßig sieht und seinem Pariser Briefpartner dieselben Gelehrten wie Schelling selbst empfiehlt, den Orientforscher Joseph Müller oder Quris, der die Korrektur von Thierschs Buch über Griechenland übernahm. Einzelne, die lieber Abstand von den Streitigkeiten halten möchten oder gegen Hegel stark voreingenommen sind, werden zu Vermittlern zwischen Schelling und Cousin. So erzählt der Leipziger Philosophieprofessor Weisse in einem Brief an Cousin vom 18. Mai 1835, dass ein Streit zwischen Hegel- und Schellingschülern wütet und er zwischen den Lagern bleiben und eine gemeinsame Basis sichern möchte. Dieselbe Überwindung der Kluft wird gegen Ende der 1840er Jahre vom Philosophieprofessor in Giessen, Moritz Carriere, angestrebt. Er plant einen internationalen philosophischen Kongress in Bonn, an dem Cousin und Rémusat<sup>48</sup> auf der französischen Seite teilnehmen könnten, und denkt an ein deutsch-französisches philosophisches Journal. Obwohl die vorgesehenen Franzosen bei der Veranstaltung nicht anwesend waren, fand immerhin eine Konferenz auf Einladung des Herzogs von Gotha statt, und Carriere konnte Cousin erklären, dass mit Ausnahme der Hegelianer und Herbartianer Philosophen unterschiedlicher Herkunft (unter denen Hermann Fichte und Ulrici<sup>49</sup>) übereingekommen

---

<sup>47</sup> Brief vom Mai 1834

<sup>48</sup> Brief vom 29. August 1847.

<sup>49</sup> Hermann Ulrici (1806-1884) war Professor der Philosophie an der Universität Halle ab 1834.

sind, wie Pantheismus und Theismus aufeinander zu artikulieren seien. Nur Saint-René Taillandier<sup>50</sup> scheine sich noch für die Philosophie der Junghegelianer wie Bauer oder Stirner zu interessieren.

Cousins Beziehungen zum Berliner Ministerialbeamten Johannes Schulze<sup>51</sup>, der in der Redaktion der *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* mitwirkte, gaben Anlass zu einem Gedankenaustausch über das Unterrichtssystem. Aber auch die philosophische Bibliographie war ein Gegenstand der Diskussion. Zu den Persönlichkeiten zwischen den Lagern, die Cousin über Schellings Naturphilosophie informieren können, zählt der Leipziger Krug<sup>52</sup>, der Cousin gelesen hat. Krug fühlte sich frei genug, um seinem Briefpartner 1826 vorzuwerfen, er habe die Philosophie als eine positive Wissenschaft betrachtet und sie daher zu einer Dienerin der Theologie herabgewürdigt, und er neige außerdem zum pantheistischen System der absoluten Identität. Aber Krug gratulierte auch dem Pariser Kollegen zu seiner Einführung in die Geschichte der Philosophie aus dem Jahre 1828, schickte seine Publikationen an Cousin und über Cousin an Guizot, trat als ein Verteidiger der gesetzlichen Ordnung und der Autorität gegen die „uneingeschränkte Freiheit“ auf. Einige Jahre später war der Philosophiehistoriker Erdmann, der Cousin in Paris begegnet war und schon an eine neue Reise dachte, an der Reihe, anlässlich seiner *Geschichte der Philosophie nach Kant* seine Wahrnehmung der philosophischen Bühne zu erörtern. Als Erdmanns Arbeit erschienen war, erwartete der Verfasser sogar von Cousin, dass er einem durchreisenden Amerikaner, Edmond Young, die Bedeutung der Veröffentlichung seiner Geschichte der Philosophie und die Unerlässlichkeit einer englischen Übersetzung attestiere. Bei dieser Gelegenheit erklärte Erdmann wieder einmal seine Zwecke:

Sie sollen nicht die deutschen Tendenzen im allgemeinen noch meine persönliche Einstellung rühmen. Es geht nur um eines, zu sagen, ob mein Buch sein Ziel irgendwie erreicht hat. Das Ziel ist Folgendes: Ich wollte zeigen, wie es möglich war, dass auf der Grundlage der kantischen Philosophie die moderne deutsche Philosophie errichtet wurde, oder wie der Baum dieser Philoso-

<sup>50</sup> René-Gaspard-Ernest Taillandier, genannt Saint René Taillandier, publizierte unter anderem *Histoire de la Jeune Allemagne* (1849).

<sup>51</sup> Johannes Karl Hartwig Schulze (1786-1869) war ein hoher Ministerialbeamter in Preußen.

<sup>52</sup> Wilhelm Traugott Krug war ab 1809 Professor an der Universität Leipzig. Er vertrat einen transzendentalen Synthetizismus.



phie derart aus der kantischen Philosophie emporwachsen sollte, dass Fichtes subjektiver Idealismus, Schellings Pantheismus, Okens heidnischer Naturalismus und Baaders katholische Mystik mit ihrem mittelalterlichen Modergeruch natürliche Äste zu sein scheinen. Wenn Herr Young von Ihrer Hand die Bestätigung erhielt, daß durch mein Buch mehr Ordnung in das Chaos der deutschen Philosophie gebracht wurde als man gewöhnt ist, hätte er alles, was er wünscht und mehr als ich verdiene.<sup>53</sup>

Über Adolph Helfferich, den er 1840 in Paris kennengelernt hat, bevor dieser nach Berlin ging und dort Philosophie unterrichtete, wusste Cousin von Schellings Vorlesungen in der preußischen Hauptstadt. Helfferich bleibt auch zwischen den Lagern, wenn er Cousin vom Berliner Schelling erzählt:

Ich gehe manchmal ihn besuchen, ohne mit ihm einen regelmäßigen Verkehr zu unterhalten. Es ist ein großer Fehler, zu viele Präambeln zu machen und die leicht geheimnisvollen Gerichte des Vortags zu widerkäuen. Nun kann der Grund dieser Philosophie neue interessante Perspektiven eröffnen und die Entwicklung zu einem wohl argumentierten Realismus beschleunigen. Es ist schade, daß Schelling sich zu empfindlich zeigt und seine Feinde zu ernst nimmt. Er läßt sich auf eine leidenschaftliche Polemik gegen die Hegelianer ein, anstatt durch die Phalanx seines Systems die Schlacht zu gewinnen. – Vor einigen Wochen ist das Leben Hegels von Rosenkranz gedruckt worden [...] Die Hegelianer verzeihen es nie, wenn man dem hegelschen Tiefsinn Schellings Genie vorgezogen hat. Rosenkranz tut, als ob er aus Rücksicht Ihre politische Stellung, Ihre politischen Briefe verschweigen würde.<sup>54</sup>

Die Stärke Cousins in seiner Beziehung zu den gegenwärtigen deutschen Philosophen und sein außerordentlich breites Netz von Freunden hängen mit seiner Ablehnung der Wahl einer besonderen Doktrin zusammen: Alle Schulen haben ihren legitimen Platz in den Augen des Verteidigers der eklektischen Idee. Eine gewisse Polarität führt jedoch dazu, dass der klar abgegrenzten Gruppe der Hegelianer ein neutrales Lager gegenübersteht, das direkt oder indirekt Schelling zu verteidigen versucht.

---

<sup>53</sup> Brief vom 3. Juni 1855.

<sup>54</sup> Brief vom 16. August 1844.

## Die Tragweite einer Botschaft

Das Korrespondentennetz von Victor Cousin ist für die Fachgeschichte der Sozialwissenschaften deshalb besonders relevant, weil es im Kreis der französischen Universitätsphilosophen oder in literarischen Gruppen zutiefst verwurzelt ist. Man müsste in den von Cousin erhaltenen und von französischen Korrespondenten geschickten Briefen alle Anspielungen auf das philosophische Deutschland herausuchen, um die eigentliche Tragweite der Botschaft ermessen zu können. Alle an dem cousinschen Informationsaustauschsystem Beteiligten sind nicht Cousinanhänger im engeren Sinne. Cousins Beziehungen zu den Heidelberger Philosophen und Philologen und insbesondere zu Creuzer erklären, dass Edgar Quinet<sup>55</sup> sich dort aufhielt und sich in diesem Rahmen mit der deutschen Philosophie vertraut machte. Sie erklären auch die Hinweise auf die herdersche Rhetorik, welche den Diskurs von Edgar Quinet kennzeichnen. Dieser ist nicht geneigt, seine Schuld zu verschweigen: „Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Dankbarkeit ausdrücke“, schreibt er im Jahre 1828,

für die schönen Vorlesungen, die Sie gerade abgeschlossen haben. Sie haben mir Deutschland, wo ich gerade bin, verständlich gemacht und waren mir ein Trost, so weit weg von Ihnen zu sein. Alles was noch in meinen Studien unbestimmt und nur geahnt war, habe ich hier in klarer Entwicklung gefunden. Ich kann nicht zweifeln, daß die Philosophie unseres Jahrhunderts sich insgesamt in dieser großen Schule findet, deren Grundlage Sie in Frankreich signalisiert haben.<sup>56</sup>

Wahrscheinlich hätte der Baron von Kératry<sup>57</sup> seine Kant-Abhandlung nicht geschrieben, wenn die Vorlesung des Jahres 1818-1819 ihn nicht angeregt hätte. Er wollte sogar hinterher eine Rezension seiner Arbeit Cousin zumuten und dabei unterstreichen, dass er ihn als Autorität anerkenne. Der Abbé Bautain, der sich von Cousin allmählich entfernte,

<sup>55</sup> Der Historiker Edgar Quinet (1803-1875) war durch Griechenland gereist, bevor er sich in Heidelberg mit der deutschen Geistesgeschichte vertraut machte. Er war ab 1841 Professor am Collège de France und lebte unter dem II. Kaiserreich im Exil.

<sup>56</sup> Brief vom August 1828.

<sup>57</sup> Der Adlige Auguste Hilarion de Kératry (1769-1859) war als Literat und liberaler Politiker tätig. Er interessierte sich unter anderem für Fragen der Ästhetik.

besuchte immer noch Schelling und begann seine Vorlesungen in Straßburg als dessen Schüler. Cousin hat wahrscheinlich das von Montalembert<sup>58</sup>, Félicité de Lamennais und Rio entworfene Bild der philosophischen Lage in Deutschland mitgeprägt, eine Bilanz, die sie in die Nähe von Schelling rückte, bei dem sie eine engere Verwandtschaft mit dem Katholizismus erkannten. Montalembert war kein Cousin-Anhänger, und er verortete Cousin eher in Norddeutschland als Vertreter eines angeblich analytischen und protestantischen Geistes. Die sehr breite Kategorie der Literaten umschließt auch Frauen, die sich für Philosophie, d.h. für die deutsch-französische Vermittlung Cousins interessieren. So Madame Angebert<sup>59</sup> oder die englische Schriftstellerin Sarah Austin (1793-1867).

Es wäre ein verzweifeltes Unternehmen, eine Liste der Gymnasiallehrer oder Hochschulprofessoren zusammenzustellen, deren Deutschlandkenntnisse den Briefpartnern von Cousin etwas zu verdanken haben, da seine offizielle Stellung ihm die Kontrolle über die ganze Universität sicherte. Von Paul Janet über Guigniaut und Dubois bis Francisque Bouillier waren die Lehrstuhlinhaber an der Sorbonne wie die Leiter des Hochschullehrerseminars Ecole normale supérieure meistens Cousin-Schüler, d.h. auf unterschiedlichen Ebenen die Erben seiner Vernetzung mit deutschen Philosophen. Man kann sagen, dass die Deutschland-Erfahrungen von Cousin auch Schüler angeht, die sich nicht als Deutschland-Spezialisten ausgewiesen haben. So hatte der Politiker Jules Simon unter Cousins Einfluss eine Weile gedacht, er könnte eine Doktorarbeit über Cousin schreiben. Obgleich Félix Ravaisson sich zunächst mit einer Arbeit über Aristoteles als Philosoph auswies, ging er in seiner Erforschung Deutschlands viel weiter als Jules Simon, und er knüpfte mit Schelling engere Beziehungen an, die diesem zur Verbreitung seiner Philosophie in Frankreich verhalfen<sup>60</sup>. Cousin war im Deutschen nicht bewandert genug, um selbst zu übersetzen und wünschte nicht einmal wirklich, sein Amt als Vermittler aufzugeben, indem er dem Publikum die Texte direkt unterbreitete. Aber die meisten richtigen Übersetzer Claude-Joseph Tissot, Augusto Vera, Jules-Romain Barni, Charles

<sup>58</sup> Charles Forbes, comte de Montalembert (1810-1870).

<sup>59</sup> Caroline Angebert (1793-1880) war eine Freundin von Victor Cousin und Lamartine.

<sup>60</sup> Zu Ravaisson und Schelling vgl. Jean-François Courtine, *Les relations de Ravaisson et de Schelling*, in: Jean Quilien (Hrsg.): *La réception de la philosophie allemande en France au XIXe et XXe siècles*. Lille 1994, S. 111-134.

Bénard, Paul Grimblot waren doch irgendwann in ihrem Leben Schüler oder Schützlinge des Eklektikers. Eine ähnliche Bemerkung kann man in Bezug auf die Philosophiehistoriker machen, auch wenn sie, wie der Elsässer Willm<sup>61</sup>, einen direkten Kontakt zu der philosophischen Literatur haben konnten. Cousins Vermittlung betrifft manchmal Gebiete am Rande der Philosophie. So hat sich Emile Grucker<sup>62</sup>, künftiger Professor für fremdländische Literatur an der Universität Poitiers und Nancy, als Kenner der Ästhetik Lessings im 19. Jahrhundert behauptet. Nun begann seine Laufbahn mit einer Dissertation über den Neuplatoniker Plotin sowie mit der Tätigkeit als Cousins Privatsekretär. Auch wenn die deutschlandorientierten Lehrkräfte ihr eigenes Netz allmählich entwickelten, so begann das Interesse für das philosophische Deutschland fast unvermeidbar mit Cousin. Es ist schließlich klar, dass dieser Kreis parallele Vernetzungen entstehen ließ, die oft weniger sichtbare Spuren hinterlassen haben. Edgar Quinet hatte seine eigenen Korrespondenten in Deutschland. Wahrscheinlich hatten Tissot und Barni, deren Korrespondenz entweder verschollen oder unzugänglich ist, ihre eigenen Freunde. Cousin unterhielt schließlich engere Beziehungen zu den Franzosen oder Schweizern, die Deutschland aus irgendeinem Grunde gut kannten. Er pflegte Umgang mit Benjamin Constant, Madame de Staël und Albert Stapfer<sup>63</sup>. Gute Bekannte von ihm waren Alexander von Humboldt oder der Orientalist Jules Mohl oder der deutsche Diplomat im Dienste Frankreichs, Karl Friedrich Reinhard. Man kann zwar nicht sagen, dass diese Figuren des deutsch-französischen Austausches von Cousin beeinflusst wurden. Manchmal ist das Gegenteil der Fall gewesen. Sie verkörpern aber eine Art Verlängerung des Cousin-Netzwerkes in Frankreich selbst.

Der Raum, den Heinrich Heine der Figur von Cousin einräumt, um ihn zu verleumden oder um einen Augenblick zu denken, er könnte der erwünschte Vermittler sein, zeigt wenigstens die Rolle der Philosophen in einer deutsch-französischen Vermittlung, in der Heine mit Cousin in Konkurrenz geriet. Zwar hat sich Cousin kaum als Beschützer der in

<sup>61</sup> Joseph Willm publizierte eine mehrbändige Geschichte der deutschen Philosophie, die lange zum Standardwerk in französischer Sprache über das Thema wurde.

<sup>62</sup> Dieser Sohn eines Straßburger Buchhändlers war in den Jahren 1851-1852 Cousins Privatsekretär.

<sup>63</sup> Philippe Albert Stapfer (1766-1840) war Gesandter der Schweiz in Paris und Autor verschiedener Abhandlungen zur deutschen Philosophie.

Paris ansässigen Deutschen verhalten. Er hat eher vermieden, ihn als Vermittler überflüssig zu machen. Er war überzeugt, dass die deutsche Philosophie sich nicht als ein geschlossener unwandelbarer Gegenstand importieren ließ, sondern dass sie dem französischen Kontext angepasst werden sollte. Er meinte, der einzige zu sein, der diese Umwandlung durchsetzen konnte.

Die religiöse oder politische Färbung des Kreises um Cousin kann man kaum näher bestimmen, wenn man einmal gesagt hat, dass man es mit Männern der Mitte zu tun hat, die weder auf die Theologie noch auf den Materialismus, weder auf die legitime Monarchie noch auf die Republik eingeschworen waren. Cousin, der 1831 einen Brief vom alten Niebuhr erhielt, den die neuen politischen Formen in Frankreich beunruhigten, unterscheidet sich kaum von der Position, die zu Beginn der 1830er Jahre ein anderer deutscher Korrespondent aus Berlin, Kamptz<sup>64</sup>, beschreibt:

Ich mag weder die Linke noch die Rechte, weder die Juli Revolutionen noch die Brumaire-Staatsstrieche und mache immer einen Unterschied zwischen den Personen, ob sie links oder rechts sitzen und dem Prinzip ; ich unterstütze eine stabile Verfassung und die Wandelbarkeit der Verwaltung nach den Bedürfnissen des Publikums und der Individuen, und ich hoffe, daß der liebe Gott uns irgendwann das Modell einer Verfassung schickt, die von sich allein zum Glück der Welt und ihrer Einwohner beiträgt. Bis heute kenne ich keine: wir kennen republikanische Verfassungen, unter denen die Tyrannei herrscht, und rein monarchische, unter denen Wohlwollen und Glück vorherrschen.<sup>65</sup>

Der Name Victor Cousin darf jetzt unter Fachphilosophen kaum noch erwähnt werden, weil man ihn mit der lauen Rhetorik der französischen Lehrstuhlinhaber identifiziert, die die philosophische Bühne im 19. Jahrhundert lange beherrschten. Dieser Umstand hat lange Zeit bewirkt, dass das unwahrscheinlich dichte Netz von Bekannten und Freunden, das Cousin über Europa und insbesondere zwischen Deutschland und Frankreich gespannt hatte, nicht recht wahrgenommen wurde. Für eine Kulturgeschichte der bilateralen Beziehungen ist aber Cousin, dem Heine bekanntlich nachsagte, er könne kein Deutsch und daher keine deutsche

---

<sup>64</sup> Karl von Kamptz (1769-1849) Rechtsgelehrter und preußischer Beamter.

<sup>65</sup> Brief vom 1. Oktober 1832.

Philosophie lesen, eine zentrale Persönlichkeit. An seiner Korrespondenz lassen sich die meisten geisteswissenschaftlichen Brücken erkennen, die im Laufe des Jahrhunderts zu Deutschland geschlagen wurden. Die meisten Übersetzungen wurden zwar nicht von ihm, aber von seinen Schülern und auf seine Anregung unternommen. Auch philosophische Ansätze, die das ganze Jahrhundert hindurch im Hintergrund blieben, wie etwa Herbarts Schriften, nahm Cousin zur Kenntnis. Bis auf den Bekanntenkreis Alexander von Humboldts gibt es im ganzen Jahrhundert wohl keinen geisteswissenschaftlichen Transfer dieser Tragweite. Cousin gerät manchmal in die Position eines Schiedsrichters zwischen konkurrierenden Schulen und wird aufgefordert, sich zwischen Hegel und Schelling zu entscheiden. Der von ihm geleistete Transfer kann in gewisser Hinsicht auch als Beeinflussung der deutschen Diskussion verstanden werden, insofern als die deutschen verfeindeten Lager von seinem Zuspruch einen Vorteil erwarten. Cousin steht zu Recht im Ruf, die französische Hegelrezeption vorgeprägt zu haben. Sein ungewollter Aufenthalt in Berlin gab einen unverhofften Anlass zur Vertiefung schon aufgenommener Kontakte. Der Austausch mit Hegel und den Hegelianern darf aber die Beziehungen zu dem viel unschärfer umrissenen Kreis der Schellingianer nicht in den Schatten rücken. Die Schellingsche Philosophie inspirierte nicht nur die katholischen Denker und die Ästhetiker, sondern auch diejenigen, die eine tiefere Wurzel der Natur und Identitätsphilosophie suchten. Am Beispiel des Cousin-Kreises lässt sich die globale Möglichkeit einer transnationalen, auf der Dynamik des Transfers beruhenden Kulturgeschichte der Philosophie ermessen.

Jutta Nickel (Hamburg)

„... um den Cadaver einen kurzen teutschen Rock.“  
Anmerkungen zum Nachleben des Saint-Simonismus  
in Deutschland

Wenn Ihr neulich bey hellem Wetter bis auf das Münster hättet sehen können, so hättet Ihr mich bey einem langhaarigen, bärtigen, jungen Mann sitzend gefunden. Besagter hatte ein rothes Barett auf dem Kopf, um den Hals einen Cashmir-Shawl, um den Cadaver einen kurzen teutschen Rock, auf die Weste war der Name ‚Rousseau‘ gestickt, an den Beinen enge Hosen mit Stegen, in der Hand ein modisches Stöckchen. Ihr seht, die Carricatur ist aus mehreren Jahrhunderten und Welttheilen zusammengesetzt: Asien um den Hals, Deutschland um den Leib, Frankreich an den Beinen, 1400 auf dem Kopf und 1833 in der Hand. Er ist ein Kosmopolit – nein, er ist mehr, er ist *St. Simonist!*<sup>1</sup>

Als Georg Büchner sein hintergründig ironisches Porträt eines leibhaftigen „*St. Simonisten*“ gegen Ende Mai 1833 per Brief an die Eltern schickt,

---

<sup>1</sup> Georg Büchner an die Familie. Ende Mai 1833. In: *Georg Büchner. Briefwechsel. Kritische Studienausgabe*. Hrsg. von Jan-Christoph Hauschild. Basel u.a. 1994, S. 22. Hervorhebung dort. – Diesen Brief erwähnt auch R. Martinus Emge: *Saint-Simon. Einführung in ein Leben und Werk, eine Schule, Sekte und Wirkungsgeschichte*. München u.a. 1987, S. 199. – Ausführlicher vgl. Thomas Michael Mayer: *Büchner und Weidig – Frühkommunismus und revolutionäre Demokratie. Zur Textverteilung des ‚Hessischen Landboten‘*. In: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.): *Georg Büchner I/II*. 2., verb. Aufl. München 1982, S. 16-298, hier S. 60. – Über die Rezeption des Saint-Simonismus in Deutschland informiert im Detail die Quellenstudie von Stefanie Siebers-Gfaller: *Deutsche Pressestimmen zum Saint-Simonismus 1830-1836. Eine frühsozialistische Bewegung im Journalismus der Restaurationszeit*. Frankfurt a. Main u.a. 1992. – Als Einführung in die Rezeption des Saint-Simonismus in der Vormärzliteratur eignet sich Werner Suhge: *Saint-Simonismus und junges Deutschland. Das Saint-Simonistische System in der deutschen Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Berlin 1935. – In vielen Positionen überholt, aber immer noch lesenswert ist die frühe Studie von Eliza M. Butler: *The Saint-Simonian Religion in Germany. A Study of the Young German Movement*. Cambridge 1926. – Einen ebenfalls lesenswerten Überblick bietet das Werk von Shlomo Barer: *The Doctors of Revolution. 19<sup>th</sup> Century Thinkers Who Changed the World*. London 2000, S. 286ff.

hat die *école saint-simonienne* den Gipfel ihrer ebenso sensationellen wie kurzlebigen Popularität bereits überschritten. Amüsiert erinnern Büchners Zeilen an die Eltern an den Erfolg jener weit über die Grenzen Frankreichs hinaus bekannt gewordenen Bewegung, die kurz vor und kurz nach der Julirevolution 1830 „wie ein Wunder“<sup>2</sup> auf der restaurationspolitischen Schaubühne erschien und binnen weniger Jahre ein Spektakel von europäischem Ruf veranstaltete.

Die Geschichte der saint-simonistischen Bewegung von der enthusiastisch begrüßten neuen Religion auf der deutschen Seite hin zur heimlichen Bewunderung der nationalchristlichen Sittlichkeitsdoktrin seitens der Saint-Simonisten soll im Folgenden anhand ausgewählter Stationen der Aufnahme der Doktrin in Deutschland betrachtet werden. Der Treffpunkt in der deutsch-französischen Debatte über den Saint-Simonismus liegt in der Reflexion auf die Krise der Arbeit in der postrevolutionären kapitalistischen Moderne, deren Lösungsversuche an den Saint-Simonismus-Texten von Friedrich Buchholz, Ludwig Börne und entlang des berüchtigten Artikels *Über die Rehabilitation des Fleisches* in der *Evangelischen Kirchenzeitung* diskutiert werden soll.<sup>3</sup>

<sup>2</sup> Karl August Varnhagen von Ense: Politische Stimmen in Frankreich. Vom Rheine, März 1832. In: ders.: *Literaturkritiken. Mit einem Anhang: Aufsätze zum Saint-Simonismus*. Hrsg. von Klaus F. Gille. Tübingen 1977, S. 116.

<sup>3</sup> [Ernst Wilhelm Hengstenberg]: Über die Rehabilitation des Fleisches. In: *Politische Avantgarde 1830-1840. Eine Dokumentation zum „Jungen Deutschland“*. Hrsg. von Alfred Estermann. 2 Bde. Frankfurt a. Main 1972, hier Bd. I, S. 195-235. Zur Frage der Verfasserschaft des Artikels vgl. Anneliese Kriege: *Geschichte der Evangelischen Kirchen-Zeitung unter der Redaktion Ernst Wilhelm Hengstenbergs. Vom 1. Juli 1827 bis zum 1. Juni 1868. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts*. Bonn 1958, S. 205. – Vgl. auch Siebers-Gfaller: *Pressstimmen* (Anm. 1), S. 116. – Eine vollständige Revision der deutschen Saint-Simonismus-Rezeption ist weder möglich noch beabsichtigt. Die Saint-Simonismus-Rezeption beispielsweise Heines oder Goethes erforderte eine eigene Untersuchung, die hier noch nicht einmal im Ansatz geleistet werden kann. Über Goethes *Globe*-Lektüre informiert Heinz Hamm: *Goethe und die französische Zeitschrift „Le Globe“: Eine Lektüre im Zeichen der Weltliteratur*. Weimar 1998. – Zu Heine vgl. einführend Georg G. Iggers: Heine and the Saint-Simonians. A Re-Examination. In: *Comparative Literature*. 10. 1958. H. 4, S. 289-308 sowie den Kommentar in Heinrich Heine: *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke* (DHA), hier Bd. VIII/2, S. 530ff.



Wie aus dem Fortgang des eingangs zitierten Briefs hervorgeht, beschreibt Büchner „geradezu integral zweisprachig seine Begegnung mit den saint-simonistischen Predigern und Propagandisten A. Rousseau und Massol“<sup>4</sup>, die sich im Frühjahr und Sommer 1833 nach der klösterlichen Klausur Ménénilmontant im Elsass auf Missionsreise befanden. Obwohl getreu nach der uniformen Tracht in der Klausur von *Ménénilmontant* gezeichnet, ist das Outfit des Simonisten in Büchners Brief über den Anlass zum öffentlichen Gespött hinaus bemerkenswert.<sup>5</sup> Büchner transformiert das Ornat der *église* in ein modisches Gewand, das aus Bruchstücken dislozierter Geschichte gearbeitet ist. Mit dem Spazierstock „in der Hand“, der ihn als Verwandten des „geschäftsführenden Privatmanns“<sup>6</sup> der französischen Julimonarchie ausweist, flaniert der Simonist Rousseau als „Cadaver“ der Revolution von 1789 durch die Weltgeschichte. Diese Revolution hat im Juli 1830 „in ihrer negativen Verwirklichung“<sup>7</sup> durch die Machtübernahme der Finanzbourgeoisie ein komisches Ende erreicht: „Das Bild jenes jungen Mannes, das auf Gestalten in ‚Leonce und Lena‘ vorverweist, ist auch das Bild der Revolution: Sie besteht nur noch aus ihren eigenen, zusammengebastelten Zitaten“<sup>8</sup>, die der saint-simonistischen Tracht als Indizien ihres Niedergangs anhaften und die Bewegung als flüchtige Modeerscheinung der postrevolutionären französischen Geschichte in Erscheinung treten lassen.

Georg Büchner war kein Saint-Simonist. Über diesen Beleg hinaus liefert seine Karikatur des Simonisten Rousseau ein authentisches Bild der modernen „Geschichterscheinung“<sup>9</sup>, die in Frankreich wie in Deutsch-

<sup>4</sup> Mayer: Büchner und Weidig. (Anm. 1), S. 60.

<sup>5</sup> Nach 1830 kursierten vor allem in der französischen Öffentlichkeit massenhaft Gerüchte, Anekdoten, Legenden, Karikaturen und Spotverse über die *église saint-simoniennne*, die neben dem zeitgenössischen Bild auch die Erinnerung an den Saint-Simonismus nachhaltig beeinflusst haben. Eine Auswahl bietet Henry-René d'Allemagne: *Les Saint-Simoniens 1827-1837*. Paris 1930. Zum Ornat des *père suprême* vgl. S. 120f. u.ö.

<sup>6</sup> Walter Benjamin: Paris, die Hauptstadt des XIX. Jahrhunderts. In: ders.: *Gesammelte Schriften I-VII*. Unter Mitwirkung von Th. W. Adorno und Gershom Scholem hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a. Main 1972ff. (im Folgenden abgek. GS), hier Bd. V/1, S. 52.

<sup>7</sup> Raimar Stefan Zons: *Georg Büchner. Dialektik der Grenze*. Bonn 1976, S. 140.

<sup>8</sup> Ebd.

<sup>9</sup> Karl August Varnhagen von Ense: Über den Saint-Simonismus. Aus dem Briefe eines Deutschen vom Rhein. Februar 1832). In: ders.: *Literaturkritiken*. (Anm. 2), S. 112.

land – unbeschadet der beträchtlichen Differenz im industriekapitalistischen Entwicklungsgrad der beiden Länder – durch eine radikale Transformation der sozialen und gesellschaftlichen Organisation der Arbeit gekennzeichnet ist.<sup>10</sup> Mit den Eingriffen in die Eigentumsordnung der Agrarwirtschaft, mit der sukzessiven Ausbreitung der maschinellen, später der fabrikindustriellen Arbeit über einen Zeitraum von mehr als hundert Jahren setzt sich das warenproduzierende Kapital in den ersten Dekaden des neunzehnten Jahrhunderts als Reproduktionsmoment der bürgerlichen Gesellschaften Zentraleuropas durch.

Dabei geht es um eine bis dahin nie gekannte Umwälzung der traditionellen Arbeits- und Sozialverhältnisse durch die „industrielle Revolution“<sup>11</sup>, bei der insbesondere in der Textilproduktion die technische Entwicklung „die soziale Degradation des Produzenten implizierte [...]“.<sup>12</sup> Es ist nicht nur die als fremd empfundene Subsumtion der Arbeit unter das Kommando der industriellen Produktion und die damit verbundene Disziplinierung des Arbeitsvermögens, nicht nur die drastische Armut, die die „soziale Degradation“ ausmacht. Das Arbeitsvermögen [wird] durch den Eintritt in den kapitalistischen Reproduktionsprozess „so modifiziert [...], daß es in seiner Selbstständigkeit, also *ausser* diesem capitalistischen Zusammenhang ohnmächtig wird [...]“.<sup>13</sup> In der Maschinerie erscheinen die „sichtbaren Producte der Arbeit als Beherrscher der Arbeit“<sup>14</sup>, weil in ihr die konzentrierte gesellschaftliche Macht des kapitalisierten Arbeitsvermögens den Arbeitern als ihnen fremde Macht gegenübertritt.

---

<sup>10</sup> Dieser Transformationsprozess verläuft über einen Zeitraum mehrerer Jahrhunderte und kann nicht allein mit der Maschinisierung und Technisierung des Arbeitsprozesses beschrieben werden. Vgl. Harry Braverman: *Die Arbeit im modernen Produktionsprozeß*. 2. Aufl. Frankfurt a. Main u.a. 1985. – Karl Polanyi: *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*. Frankfurt a. Main 1978. – Frans van der Ven: *Sozialgeschichte der Arbeit*. Bd. III: 19. und 20. Jahrhundert. München 1972.

<sup>11</sup> Zur Diskussion um den Begriff der „industriellen Revolution“ in der Sozialwissenschaft vgl. Hans-Peter Müller: *Karl Marx über Maschinerie, Kapital und industrielle Revolution. Exzerpte und Manuskriptentwürfe 1851-1861*. Opladen 1992. Insbesondere S. 97ff.

<sup>12</sup> Vgl. ebd., S. 80.

<sup>13</sup> Karl Marx: *Ökonomische Manuskripte 1863-1867*. Teil 1. In: *MEGA II/4.1*, S. 122.

<sup>14</sup> *MEGA II/4.1*, S. 122.

Zahlreiche Zeugnisse der Vormärzpublizistik vor allem aus dem konservativ klerikalen Lager führen den Transformationsprozess der traditionellen Gesellschaftsordnung als zutiefst bedrohliches Phantasma entfesselter Naturkräfte vor Augen. In diesen Untergangsphantasmen ist es natürlich nicht das in der Maschinerie konzentrierte Kapital, sondern die moderne Maschinerie selbst, die in einer scheinbar unkontrollierbaren Eigendynamik Armut wie Reichtum, Unsittlichkeit und Verderben gleichursprünglich aus sich heraussetzt. Die „Zeit“<sup>15</sup> als allgemeines Subjekt des historischen Prozesses scheint außer Kontrolle; die historische Durchsetzung der kapitalistischen Warenproduktion ist von einer fundamentalen Legitimationskrise der sozialen Organisation von Arbeit, Eigentum und Reichtum begleitet, die mit der griffigen Parole vom „latente[n] Konflikt zwischen ‚arm‘ und ‚reich“<sup>16</sup> nur notdürftig umschrieben ist.

Es ist nicht die Armut an sich, die die Zeitgenossen in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts beunruhigt, denn es „waren immer Arme; das Verhältnis zu ihnen hat im Christentum seine eigenen Bestimmungen; es findet aber auch seit langem schon in vielen Gesetzgebungen seine Berücksichtigung.“<sup>17</sup> Die Armut im industriellen Zeitalter zeigt dagegen ein vollkommen anderes Gesicht.

[N]och nie waren die Armen so zahlreich im Verhältnis zu den Besitzenden wie jetzt, nie war in christlichen Staaten durch viele Länder ihre Haltung gegen die Besitzenden so drohend, ihre Stimmung so feindselig, und nie noch erzeugte sich die Armut so fast aus sich selbst, war so erblich, so ansteckend, so aussatz-, krebsartig wie jetzt.<sup>18</sup>

<sup>15</sup> Zur vormärzlichen Wahrnehmung der „Zeit“ vgl. grundsätzlich Wulf Wülfing: *Schlagworte des Jungen Deutschland. Mit einer Einführung in die Schlagwortforschung*. Berlin 1982, S. 124ff.

<sup>16</sup> Paul Peters: Heine als Plebejer. In: Joseph A. Kruse/Bernd Witte/Karin Füllner (Hrsg.): *Aufklärung und Skepsis. Internationaler Heine-Kongress 1997 zum 200. Geburtstag*. Stuttgart u.a. 1999. S. 819-832, hier S. 820.

<sup>17</sup> Jeremias Gotthelf: Die Armennot. Zit. nach: Gerd Stein (Hrsg.): *Lumpenproletarier – Bonze – Held der Arbeit. Verrat und Solidarität*. Frankfurt a. Main 1985, S. 25. – Vgl. auch die Textsammlung von Carl Jantke/Dietrich Hilger (Hrsg.): *Die Eigentumslosen. Der deutsche Pauperismus und die Emanzipationskrise in Darstellungen und Deutungen der zeitgenössischen Literatur*. Freiburg u.a. 1965.

<sup>18</sup> Jeremias Gotthelf: Die Armennot. Zit. nach Stein (Hrsg.): *Lumpenproletarier* (Anm. 17), S. 25.

Saint Simon und die saint-simonistische *école* sind sich mit zahlreichen Beobachtern aus allen politischen Lagern einig, dass die in den bürgerlichen Verfassungen garantierte Sicherheit des Eigentums durch die massenhafte Proletarisierung gefährdet ist. Die überall sichtbaren Verelendungserscheinungen in den Großstädten und auf dem Land, die zahlreichen politischen Aufstände, Lohnstreiks, Hungerrevolten erwecken den Eindruck einer „Permanenz der Revolte“<sup>19</sup>, die „auch außerhalb des parlamentarischen Forums intensiv erörtert und als Symptom einer allgemeineren und tieferen Krise erkannt“<sup>20</sup> wird.

Werner Giesselmann konstatiert, dass die anhaltende Aufsässigkeit und die sozialen Unruhen seitens der französischen Regierungsinstanzen zumeist aus politischem Blickwinkel wahrgenommen wurden. Darüber hinaus aber geht die zeitgenössische Charakteristik der industriell erzeugten Armut mit der Beobachtung einflussreicher französischer Ideologen konform, die die massenhaften Protesthandlungen ebenfalls als sozialpathologisches Symptom von epidemischen Ausmaßen etikettieren. Hier wird deutlich, dass die Instrumente allein politischer Herrschaftssicherung zur Lösung des Problems nicht ausreichen. Die Ursache der Armut liegt tiefer: In der scheinbar grundlosen, wie aus sich selbst heraus produzierten und ungehemmten Vermehrung sowohl der Armut als auch des Protests tritt den zeitgenössischen Beobachtern der unbegriffene Grundsatz kapitalistischer Reproduktionslogik entgegen, der von den herrschaftssichernden Instanzen als zutiefst unsittlicher, entfesselter Materialismus der *working poor* reflektiert wird.<sup>21</sup>

---

<sup>19</sup> Werner Giesselmann: „Die Manie der Revolte“. *Protest unter der Französischen Julimonarchie (1830-1848)*. 2 Bde. München 1993, S. 3.

<sup>20</sup> Ebd., S. 3. Giesselmann spricht davon, „daß sich das bürgerliche Regime in einem beständigen Belagerungszustand“ wähnte und zählt beeindruckende 110 000 zumeist lokale Protestaktionen für den von ihm untersuchten Zeitraum. Vgl. ebd., S. 2.

<sup>21</sup> In den *Resultaten des unmittelbaren Produktionsprozesses* bezeichnet Marx die Proletarisierung der Massen als „Schöpfung von Lohnarbeitern“, die ein „immanentes Moment des kapitalistischen Produktionsprozesses“ sei: „Die Arbeit producirt also nicht nur im Gegensatz zu sich die Arbeitsbedingungen auf stets erweiterter Stufenleiter als *Capital*, sondern das *Capital* producirt auf stets sich erweiternder Stufenleiter die *productiven Lohnarbeiter*, deren es bedarf.“ In: *MEGA II/4.1*, S. 126. Hervorhebungen dort.

„L’histoire des Saint-Simoniens commence le jour de la mort de Saint-Simon“<sup>22</sup>, so Sébastien Charléty in seiner *Histoire du Saint-Simonisme*. Der legendäre Claude Henri de Rouvroy Comte de Saint Simon stirbt am 19. Mai 1825. Die biographischen Zeugnisse weisen den bisweilen hymnisch gefeierten „Seigneur-Sansculotte“<sup>23</sup> als stets risikofreudigen Grenzgänger zwischen Zeiten und Welten aus, als prophetische Figur, dessen visionärer Blick weit über den kurzen historischen Augenblick des krisenhaften Niedergangs der überkommenen feudalaristokratischen Gesellschaftsordnung hinausreicht. Saint Simon, der „deklassierte Adlige, Spekulant und Libertin, der Carbonaro, der Sohn eines Bankrotteurs“<sup>24</sup> stellt sein Leben in bisweilen pathologischer Selbstüberschätzung ganz in den Dienst der industriellen Zukunft.<sup>25</sup> Er hinterlässt „une politique, une économie politique, une doctrine d’organisation sociale, mieux encore, une religion“<sup>26</sup>, die allerdings kaum als kritische Gesellschafts- oder Fortschrittstheorie gelten kann. Vielmehr handelt es sich um eine umfangliche Publizistik zu Hemmnissen in der Entfaltung des frühen französischen Industriekapitalismus, der in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts durch eine „Handelspolitik des extremsten Protektionismus“<sup>27</sup> zwar vor der weitaus entwickelteren englischen Konkurrenz geschützt wird, aber dennoch mit allen beschriebenen Krisenerscheinungen des modernen Kapitalismus konfrontiert ist.

Saint-Simon und die saint-simonistische Bewegung begegnen wirtschaftlichen, politisch sozialen und ideologischen Krisenerscheinungen des französischen Kapitalismus mit einem technizistisch szientistischen Fortschrittsentwurf, der in der industriellen *production* den Kern der harmonischen *association universelle* aller gesellschaftlichen Kräfte erkennen will. Der *industrialisme* gilt ihnen als Vollendung der 1789 begonne-

<sup>22</sup> Sébastien Charléty: *Histoire du Saint-Simonisme (1825-1864)*. Paris 1931, S. 25.

<sup>23</sup> *Die Lehre Saint-Simons*. Hrsg. von Gottfried Salomon-Delatour. Neuwied 1962, S. 12. – Als berühmteste und zugleich peinlichste Huldigung an die Adresse Saint-Simons kann wohl das Chanson Jean-Pierre de Bérangers mit dem Titel *Les fous* gelten. In: Siebers-Gfäller: *Pressestimmen* (Anm. 1), S. 3.

<sup>24</sup> Rolf Peter Fehlbaum: *Saint-Simon und die Saint-Simonisten. Vom Laissez-Faire zur Wirtschaftsplanung*. Tübingen 1970, S. 2.

<sup>25</sup> Vgl. *Der Frühsozialismus. Quellentexte*. Hrsg. von Thilo Ramm. 2., erw. Aufl. Stuttgart 1968, S. 22.

<sup>26</sup> Charléty: *Histoire du Saint-Simonisme* (Anm. 22), S. 26.

<sup>27</sup> Willy Spühler: *Der Saint-Simonismus. Lehre und Leben von Saint-Amand Bazard*. Zürich: Diss. 1926, S. 10.

nen Revolution, auf die alle politischen und ökonomischen Anstrengungen sich zu richten haben. Das gilt nicht nur für die unmittelbar wirtschaftspolitische Seite, sondern auch für die Legitimation der industriellen Arbeit überhaupt.<sup>28</sup>

Der Terminus ‚industrielle Arbeit‘ bezeichnet nicht allein die Erwerbstätigkeit in spezifisch manufaktur- oder fabrikähnlichen Einrichtungen, sondern außerdem den „Sinn des geschickten Arbeitseifers“<sup>29</sup>, im saint-simonistischen Kontext also jede Tätigkeit, die der Entfaltung der kapitalistischen Produktion zugute kommt und daher den Adelstitel der gesellschaftlichen Nützlichkeit beanspruchen kann. Willy Spühler fasst den Grundsatz der saint-simonistischen „Produzentenmoral“<sup>30</sup> so zusammen:

In der Arbeit ist Adel und Grösse, aus ihr wächst der Fortschritt der Menschheit. Sie ist für alle eine soziale Pflicht, die ehrt. [...] Und [Saint-Simon] hört nicht auf, die Pflicht zur Arbeit zu verkünden, jene, die nicht arbeiten, als unmoralisch, als Schädlinge der Natur zu brandmarken.<sup>31</sup>

Wengleich nicht Saint-Simon selbst, sondern erst die nach ihm benannte Schule mit den als skandalös empfundenen Vorschlägen zur Veränderung des Privaterbrechts die traditionelle Verknüpfung von Arbeit, Sittlichkeit und gegenständlichem Eigentum aufhebt, wird diese Verknüpfung schon in der frühen ideologischen Grundlegung der industriellen Arbeit gelöst. „Der Staat als ‚association des travailleurs‘ übernimmt das Erbe. Damit verschwindet das letzte Privileg der Geburt.“<sup>32</sup>

<sup>28</sup> Mit diesem Aspekt befasst sich der Simonist P.J. Rouen in *Über die bessere Zukunft, welche der arbeitenden Klasse bevorsteht*: „Die Verbesserung der physischen und sittlichen Existenz der zahlreichsten und ärmsten Klasse, dargeboten als Zweck der Moral und der Gesetzgebung, ist uns also als Etwas erschienen, das sehr wirksam, wenn gleich auf eine mittelbare Weise, zur Entwicklung des Ganzen beiträgt [...]“. Zit. nach: *Saint-Simonistische Texte. Abhandlungen von Saint-Simon, Bazard, Blanqui, Buchez, Carnot, Comte, Enfantin, Leroux, Rodrigues, Thierry und anderen in zeitgenössischen Übersetzungen*. Hrsg. von Rütger Schäfer. 2 Bde. Aalen 1975. Bd. I, S. 431-462, hier S. 431..

<sup>29</sup> Spühler: *Der Saint-Simonismus*. (Anm. 27), S. 38. – Vgl. auch Müller: *Marx* (Anm. 11), S. 19.

<sup>30</sup> Thomas Petermann: *Der Saint-Simonismus in Deutschland. Bemerkungen zur Wirkungsgeschichte*. Frankfurt a. Main 1983, S. 22.

<sup>31</sup> Spühler: *Der Saint-Simonismus*. (Anm. 27), S. 38f.

<sup>32</sup> Fehlbaum: *Saint-Simon und die Saint-Simonisten*. (Anm. 24), S. 112. Zur Abschaffung des Erbrechts als Maßnahme der Kapitalkonzentration vgl. unten.

Im saint-simonistischen Gesellschaftsentwurf entfällt damit auch jeder Grund für Konkurrenz unter den Produzenten, deren kooperative Arbeit an der *association universelle* zum dominierenden Moment in der Sozialordnung wird. Auch die persönliche Vermögensbildung als Motiv der Arbeit entfällt; Arbeit wird zur Pflicht im Sinne einer religiösen Huldigung der assoziierten industriellen Kräfte, die, so der Entwurf, in der hierarchischen Theokratie einer permanenten Kontrolle unterliegt.

Das saint-simonistische Kredo der Arbeit auf eine Formel gebracht: Arbeit ist nicht deshalb sittlich, weil sie Eigentum hervorbringt und Besitz legitimiert, sondern insofern sie der Reproduktionslogik des Kapitals unterstellt ist und ihrer stetigen Erweiterung dient; umgekehrt, so unterstellt die Doktrin, gerät Arbeit ohne die beständig erweiterte Reproduktion des Kapitalkreislaufs außer Kontrolle – mit unabsehbaren Folgen für die bürgerliche Ordnung, Sittlichkeit und das Eigentum auch in Deutschland. Varnhagen warnt:

Seit vierzig Jahren wüthen Revolutionen und Aufstände in Europa, zerreißen Parteien die Völker und Staaten, [...]. In dieser Zerrüttung findet sich nirgends ein wahrer Halt, eine gründliche Lösung des Verworrenen, außer in dem Saint-Simonismus, der zuerst ein radikales Heilmittel gegen jene Übel anbietet, und wirklich, das zeigt sich in Paris täglich an neuen Beispielen, in den Gemüthern die politische Parteiung aufhebt und die politische Unruhe tilgt. Die Saint-Simonisten huldigen und gehorchen der Obrigkeit, auch derjenigen, die sie verfolgt; und jede Regierung muß ihnen das anrechnen.<sup>33</sup>

### Zwischenspiel: Friedrich Buchholz

Am 1. Juni 1825 gründet der engste Freundeskreis des kurz zuvor verstorbenen Grafen Saint-Simon unter der Leitung des Bankfachmanns Olinde Rodrigues eine Aktiengesellschaft zur Finanzierung der Zeitschrift *Producteur*, des ersten Publikationsorgans der Saint-Simonisten. Der *Producteur. Journal philosophique de l'Industrie, des Sciences et des Beaux Arts* erscheint ab Oktober 1825 und gibt in einem Epigraph den visionären Kern der *doctrine saint-simonienne* wieder: „L'âge d'or, qu'une aveugle

<sup>33</sup> Karl August Varnhagen von Ense: Über den Saint-Simonismus. (Aus dem Briefe eines Deutschen vom Rhein. Februar 1832.) In: ders.: *Literaturkritiken*. (Anm. 2), S. 114.

tradition a placé jusqu'ici dans le passé, est devant nous.“<sup>34</sup> In wirtschaftspolitischer Hinsicht propagiert die Zeitschrift die Konzentration des disparaten französischen Privatkapitals in einer *Association commanditaire de l'Industrie*<sup>35</sup>, die insbesondere in kleineren Industrieunternehmen kapitalintensive Investitionen ermöglichen und so die nationale Industrialisierung wesentlich beschleunigen soll.<sup>36</sup> Ein durchschlagender Erfolg blieb der Zeitung versagt; nach einem Jahr wird ihr Erscheinen eingestellt.<sup>37</sup>

Es ist vor allem der „vergessene Vorläufer der Soziologie“<sup>38</sup> Friedrich Buchholz, der die Leser der von ihm herausgegebenen *Neuen Monatsschrift für Deutschland, historisch-politischen Inhalts* durch zahlreiche Nachdrucke, Übersetzungen, Kommentierungen aus dem *Producteur* sowie aus Schriften Saint-Simons mit den wirtschaftspolitischen und szientistischen Aspekten der Lehre vertraut machen will. Ganz im positivistischen Geiste Saint-Simons fordert auch Buchholz, „statt einer ewig unfruchtbaren Metaphysik, die Geschichte und die Gesellschaft“<sup>39</sup> in den Mittelpunkt des Interesses zu rücken. In den von Buchholz übernommenen Artikeln geht es um die Frage nach der neuen gesellschaftlichen Qualität der industriellen Arbeit, wobei die saint-simonistische Lehre – anders als im konservativen Verdächtigungs Zusammenhang unterstellt – als ordnungsstiftende, anti-anarchische Instanz wirken soll.

Trotz reger Publikationstätigkeit bleiben Buchholz' Bemühungen in der deutschen Öffentlichkeit ohne große Resonanz, obwohl die für die Frühindustrialisierung typischen Probleme vor allem aufgrund der Neuordnung der Eigentumsrechte sowohl in der ostelbischen Landwirtschaft Preußens als auch in anderen deutschen Ländern schon virulent sind.<sup>40</sup> Die restriktive Politik gegen die Freiheitskämpfe in den deutschen Län-

<sup>34</sup> Vgl. Charléty: *Histoire du Saint-Simonisme* (Anm. 22), S. 31.

<sup>35</sup> Ebd., S. 36.

<sup>36</sup> Ebd.

<sup>37</sup> Von August 1829 bis August 1831 erscheint der *Organisateur*, das zweite Publikationsorgan der Saint-Simonisten, das ab März 1831 mit dem Untertitel *Gazette des Saint-Simoniens* versehen ist. Vgl. R. Martinus Emge: *Saint-Simon*. (Anm. 1), S. 145.

<sup>38</sup> Rütger Schäfer: *Friedrich Buchholz – ein vergessener Vorläufer der Soziologie. Eine historische und bibliographische Untersuchung über den ersten Vertreter des Positivismus und des Saint-Simonismus in Deutschland*. 2 Bde. Göttingen 1972.

<sup>39</sup> Ebd., Bd. I, S. 169.

<sup>40</sup> Vgl. Jantke/Hilger: *Die Eigentumslosen* (Anm. 17).



dern nach den antinapoleonischen Kriegen verhindert allerdings eine politisch liberale Linie bei der Bewältigung des historischen Umbruchs an der Schwelle zur Moderne. So sind selbst die vorsichtigen Modernisierungsvorschläge in Politik und Administration im Kontext der Mobilisierung gegen Napoleon zum Beispiel aus der Feder Freiherr vom Steins am preußischen Hof nicht durchsetzbar. Im Jahr 1805 hält Friedrich Buchholz die Ausbildung einer „metaphysisch-coercitive[n] Macht“ zum Zweck der Krisenbewältigung nur dann für gerechtfertigt, wenn es an einer militärisch weltlichen, einer „physisch-coercitive[n] Macht“<sup>41</sup>, fehle; im Anschluss an Saint-Simon und die *école* vertritt Buchholz nach zwei politisch und sozial äußerst unruhigen Dekaden 1826 die Auffassung, dass „eine neue, ‚von dem polemischen Geiste der Theologie durchaus gereinigte geistliche Gewalt‘“, mithin eine „ganz und gar areligiöse und diessseitige Institution“ auszubilden sei, „welche allein im Stande ist, die Sittlichkeit eines auf unbegrenzte Arbeitsteilung beruhenden Gesellschafts-Zustandes zu sichern.“<sup>42</sup>

Buchholz bewegt sich ganz im Einklang mit dem Repertoire sozialkritischer Argumentation seiner Zeit, wenn er den Grund für die nervöse Unruhe in der Gesellschaft im „schroffe[n] Gegensatz von Armuth und Reichthum“ sieht, „welcher die Quelle alles Despotismus, wie aller Unsicherheit ist [...]“.<sup>43</sup> Erklärtermaßen sind es „die Proletarier“<sup>44</sup>, die unter der ungleichen Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums in erster Linie zu leiden haben. Tiefer liegt allerdings die Sorge um „Ruhe und Sicherheit“<sup>45</sup> – eine geschichtsträchtige und -mächtige Parole, mit der der Schutz des bürgerlichen Eigentumsrechts gegen jeglichen Angriff staatlich garantiert wird.<sup>46</sup> Auch Buchholz verwahrt sich gegen eine grundsätzliche Kritik am bürgerlichen Eigentumsrecht, wohl kaum, wie Schä-

<sup>41</sup> Schäfer: *Buchholz*, (Anm. 38), Bd. I, S. 263.

<sup>42</sup> Ebd., S. 264, 267.

<sup>43</sup> Ebd., S. 267.

<sup>44</sup> Ebd., S. 130.

<sup>45</sup> Ebd.

<sup>46</sup> Zur Ruhe-und-Ordnung-Formel vgl. Wolfgang Frühwald: „Ruhe und Ordnung“. *Literatursprache – Sprache der politischen Werbung. Texte, Materialien, Kommentar*. München 1976. – Wolfram Siemann: *Deutschlands Ruhe, Sicherheit und Ordnung. Die Anfänge der politischen Polizei 1806-1866*. Tübingen 1985. – Mark William Roche: *Dynamic Stillness. Philosophical Conceptions of ‚Ruhe‘ in Schiller, Hölderlin, Büchner, and Heine*. Tübingen 1987.

fer vorsichtig vermutet, nur aus zensurtaktischen Gründen.<sup>47</sup> Trotz aller Aufmerksamkeit für die sozialen Belange der „Proletarier“ bleiben seine wirtschafts- und staatspolitischen Grundsätze dem liberalen Kredo einer ungehinderten Entfaltung der ökonomischen Kräfte verhaftet.<sup>48</sup> Als Instrument zur Sicherung von Ruhe und Eigentum empfiehlt Buchholz mit Blick auf die englische Streikbewegung von 1824/25, „daß die gerechten Ansprüche jedes Einzelnen auf hinreichenden Lohn für geleistete Arbeit befriedigt werden.“<sup>49</sup> Diese politische Empfehlung erinnert an die „[d]ritte Grundlehre“<sup>50</sup> der Simonisten, an das bekannte „à chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses œuvres“<sup>51</sup>; jene Formel, die das Titelblatt des *Globe* zierte und neben der ‚Rehabilitation des Fleisches‘ zu den wohl berühmtesten Schlagworten Saint Simons bzw. seiner Schule zählen darf.

„L’avenir est à nous“<sup>52</sup> – sieht man auf die umfangliche Publizistik von Friedrich Buchholz ab 1824 und rechnet man das „stürmische[.]“<sup>53</sup> Echo

---

<sup>47</sup> Schäfer: *Buchholz*, (Anm. 38), Bd. I, S. 153: „[...] wobei wir hoffen, daß die Vorurtheile, welche man in Deutschland gegen die St. Simonische Lehre als zerstörend für das Eigenthum gefaßt zu haben scheint, ganz von selbst verschwinden werden.“ Zu Schäfers ‚zensurtaktischer‘ Vermutung vgl. S. 130.

<sup>48</sup> Vgl. etwa P.J. Ronen, zit. nach Schäfer: *Saint-Simonistische Texte*, (Anm. 28), Bd. I, S. 458.

<sup>49</sup> Schäfer: *Buchholz*, (Anm. 38), Bd. I, S. 132. – Zur konformen Sittlichkeit des französischen Arbeiters gegenüber den aufrührerischen Kollegen in „Blackburn oder Manchester“ vgl. auch P. J. Rouen: *Über die bessere Zukunft, welche der arbeitenden Klasse bevorsteht*. Zit. nach: Schäfer: *Saint-Simonistische Texte*, (Anm. 28), Bd. I, S. 458.

<sup>50</sup> Ludwig Börne: *Briefe aus Paris*. In: ders.: *Sämtliche Schriften*. Neu bearbeitet und hrsg. von Inge und Peter Rippmann. 5 Bde. Dreieich 1977, hier Bd. III, S. 432.

<sup>51</sup> Charléty: *Histoire du Saint-Simonisme*, (Anm. 22), S. 96.

<sup>52</sup> Zur Biographie Saint-Simons vgl. Maxime Leroy: *La Vie véritable du Comte Henri de Saint-Simon (1760-1825)*. Paris 1925. – Zur Einführung in die Geschichte des Saint-Simonismus eignet sich am besten das Standardwerk von Charléty: *Histoire du Saint-Simonisme* (Anm. 22). Das ‚letzte Wort‘ des Grafen ist in verschiedenen Fassungen überliefert. Leroy berichtet: „Enfin, dit Hubbard, sa voix s’éteignit de plus en plus. Il devenait chaque fois plus difficile de saisir les derniers rayons de cette rare intelligence; ses dernières paroles, qu’il accompagna d’un geste expressif, furent dites à voix basse, mais distincte: Nous tenons notre affaire.“ (ebd., S. 328). Vgl. dagegen Dolf Sternberger:

hinzu, das die skurrilen Aufzüge und provozierenden Schlagworte der Saint-Simonisten im deutschen Journalismus zwischen 1830 und 1832 hervorrufen, dann scheint das prophetische letzte Wort des Grafen Saint-Simon umstandslos in Erfüllung gegangen zu sein.

Dagegen verwundert es ein wenig, dass nach 1830 kaum ein Vormärzautor sich in der Lage glaubte, den Kern der saint-simonistischen Doktrin einigermaßen schlüssig wiederzugeben. Rückblickend beschreibt beispielsweise Heinrich Laube die saint-simonistische Bewegung als phantasmagorische Erscheinung längst vergangener Geschichte „am Horizonte“<sup>54</sup> der modernen Zeit; Buchhändler Voß und dringende Geschäfte halten ihn allerdings immer wieder davon ab, selbst nach Paris zu reisen und die faszinierende Phantasmagorie zu erkunden. Ludwig Börne dagegen lebt immerhin seit September 1830 in der „Hauptstadt der Revolution“<sup>55</sup>, inszeniert aber in den *Briefen aus Paris* ein offenes Bekenntnis zur Unwissenheit in saint-simonistischen Angelegenheiten: „Ihre Frage wegen der Simonisten möchte ich Ihnen gern klar und genau beantworten; aber ich weiß nicht viel davon.“<sup>56</sup> Und der vermeintlich ahnungslose Börne gibt dann im gleichen Atemzug zu wissen vor, dass „der Simonismus eine der wichtigsten Erscheinungen, ja noch mehr ist: der Inbegriff von vielen wichtigen Erscheinungen dieser Zeit. Das schwebte vor mir in der Luft, und genauer untersuchte ich es nicht.“<sup>57</sup> Selbst Karl August Varnhagen von Ense, als weitgereister und belesener „Homme de Lettres“<sup>58</sup> ein ausgezeichnete Kenner der politischen Szene westlich und östlich des Rheins, äußert sich in den *Briefen eines Deutschen vom Rhein* nur verhalten:

Auf keine Weise bin ich reif und darf mich dafür ausgeben, über die Sache gründlichen Bericht abzustatten. So viel aber kann ich sagen, eine ganze Welt neuer Ideen ist in mir aufgegangen, und

---

*Heinrich Heine und die Abschaffung der Sünde.* Mit einem Nachtrag 1975, Frankfurt a. Main 1976, S. 52.

<sup>53</sup> Siebers-Gfaller: *Pressestimmen* (Anm. 1), S. 343.

<sup>54</sup> Heinrich Laube: *Erinnerungen I.* In: ders.: *Gesammelte Werke in fünfzig Bänden.* Hrsg. von Heinrich Hubert Houben. Leipzig 1909. Bd. XI, S. 153.

<sup>55</sup> DHA XI, S. 56.

<sup>56</sup> Ludwig Börne: *Briefe aus Paris.* In: ders.: *Sämtliche Schriften.* (Anm. 50), Bd. III, S. 428.

<sup>57</sup> Ebd.

<sup>58</sup> Werner Vordtriede: *Der Berliner Saint-Simonismus.* In: *Heine-Jahrbuch.* 14. 1975. S. 93-110, hier S. 95.

ich sehe eine Geschichtserscheinung vor mir, die ich nur mit den größten der Welt vergleichen darf.<sup>59</sup>

Im literarischen Gedächtnis, so lassen sich die Zeilen lesen, verschwindet der industriepolitische, fortschrittsphilosophische und religiös-moralische Kern der saint-simonistischen Doktrin in einer Aura der Obskurität, die mit der umfassenden und informativen Publizistik der *Neuen Monatschrift* auf den ersten Blick kaum vereinbar ist.<sup>60</sup> In den zitierten Belegen ist die vorgebliche Obskurität der saint-simonistischen Doktrin ihrerseits zum Gegenstand einer gezielten Inszenierung geworden. Die Doktrin gilt als unfassbar, und dennoch als omnipräsent – ein Topos, der den Kern des stereotypen Frankreich-Feindbilds deutscher Restaurationskreise zitiert und damit auch die jungdeutsche Rezeption des Saint-Simonismus in sehr grundsätzlicher Hinsicht an die Restaurationsideologie anbindet.

Insbesondere Heinrich Laube und Ludwig Börne lassen keinen Zweifel daran, dass sie den Saint-Simonismus als „Inbegriff“<sup>61</sup> der spektakulären „Geschichtserscheinung“<sup>62</sup> nur als flüchtige und trügerische Phantasmagorie wahrzunehmen bereit sind. Während Laube aus der gesicherten Distanz von fünfzig Jahren seine frühere Begeisterung für den Saint-Simonismus als jugendliche Verwirrtheit, als „Studentenstreich in größerem Stile“<sup>63</sup> qualifiziert, kritisiert Börne in der Beschreibung des vermeintlich obskuren Saint-Simonismus das bornierte Freiheitsdenken der Bewegung, das er sogleich in der „monarchische[n] Verfassung ihrer Kirche“<sup>64</sup> zu erkennen glaubt. In der höchsten Autorität der modernen

<sup>59</sup> Karl August Varnhagen von Ense: Über den Saint-Simonismus. (Aus dem Briefe eines Deutschen vom Rhein. Februar 1832.) In: ders.: *Literaturkritiken*. (Anm. 2), S. 112.

<sup>60</sup> Stefanie Siebers-Gfaller schreibt: „Die politische Tagespresse informiert verhältnismäßig wenig über die saint-simonistische Bewegung, und wenn, dann vor allem verkürzt auf einer weitgehend ereignisgeschichtlichen Ebene.“ In: *Pressstimmen* (Anm. 1), S. 193. Das restriktive Pressewesen in den Ländern der deutsch-österreichischen Restaurationsallianz trägt erheblich dazu bei, dass die politische Debatte um die Doktrin verhalten ausfällt.

<sup>61</sup> Ludwig Börne: Briefe aus Paris. In: ders.: *Sämtliche Schriften*, (Anm. 50), S. 428.

<sup>62</sup> Karl August Varnhagen von Ense: Über den Saint-Simonismus. Aus dem Briefe eines Deutschen vom Rhein. Februar 1832.) In: ders.: *Literaturkritiken*. (Anm. 2), S. 112.

<sup>63</sup> Heinrich Laube: Erinnerungen I. In: ders.: *Gesammelte Werke in fünfzig Bänden*. (Anm. 54), S. 155.

<sup>64</sup> Ludwig Börne: Briefe aus Paris. In: ders.: *Sämtliche Schriften*, (Anm. 50), S. 429.

*église* weiß er zugleich den Repräsentanten der alten Kirche, und daher diskreditiert das altertümliche Fundament der *église* noch die banalste Wahrheit, die in ihren „Lehren“<sup>65</sup> verkündet werden. „Wenn ein Papst mir sagt: zweimal zwei ist vier – glaube ich es ihm nicht, und habe ich es früher gewußt, fange ich an, daran zu zweifeln.“<sup>66</sup> Im Kreuzweg von modernem Saint-Simonismus und überkommenem Papsttum, von Glauben und Wissen zielt Börne auf die oben beschriebene Verkehrung des szientistischen Fortschrittsideals der *école* in die Sakralisierung der industriellen Arbeit einerseits und auf die Installierung einer theokratisch gesicherten Herrschaft des Geldes andererseits. Nach Börnes Darstellung verdirbt die saint-simonistische Verkehrung den freiheitlichen Kern der Doktrin, der seinerseits einem schlechten Tausch zum Opfer fällt: „Es liegt gar nicht so viel daran, daß eine neue Wahrheit sich schnell und weit umherverbreite; sie wird leicht an Würde verlieren, was sie an Macht, im Werte verlieren, was sie im Preise gewinnt.“<sup>67</sup>

Ludwig Börne rubriziert die „dritte Grundlehre“ des Saint-Simonismus unter die „drei stereotypen Lehren, die der Globe als Mottos täglich hinter seinem Titel hat [...]“<sup>68</sup> Entlang der vorher entwickelten Argumentation konzentriert Börne die Kritik ganz auf die der Formel inhärente Frage nach einem angemessenen Arbeitslohn, verkehrt aber den von Friedrich Buchholz noch geforderten gerechten ‚Geldlohn‘ in einen ‚Werklohn‘: „*Je mehr Verdienst, je weniger Lohn.*“<sup>69</sup> Börne sieht den sittlich moralischen Kern seines republikanischen Ideals in der vermeintlichen Fixierung auf die Frage von Besitz, Eigentum und Geldlohn korrumpiert und weist diese Forderung wieder mit dem Hinweis auf den trügerischen Charakter und die sittenverderbliche Wirkung des Geldlohns zurück: „Was der Mensch *ist*, bestimmt seinen Wert und also seinen Preis, nicht das, was er *tut*.“<sup>70</sup> Der Lohn für Arbeit, so Börnes Verständnis, kann in Geld nur dann gemessen werden, wenn das Fundament der Arbeit den sittlichen Grundsätzen sowohl der „bürgerlichen Gesellschaft“ als auch den der „reinmenschlichen Verhältnisse“<sup>71</sup> genügt.

---

<sup>65</sup> Ebd.

<sup>66</sup> Ebd.

<sup>67</sup> Ebd., S. 430.

<sup>68</sup> Ebd., S. 431.

<sup>69</sup> Ebd., S. 432, Hervorhebung dort.

<sup>70</sup> Ebd., Hervorhebung dort.

<sup>71</sup> Ebd., S. 433.

Börnes scharfe Abwehr der saint-simonistischen „Irrlehre“<sup>72</sup> ist dem damals weit verbreiteten Verdacht geschuldet, dass die Simonisten mit ihren Vorschlägen zur Veränderung des Erbrechts die allgemeine Enteignung, mithin die sittenverderbliche „Gütergemeinschaft“<sup>73</sup> propagierten. Die saint-simonistischen Überlegungen zum Eingriff in das Erbrecht haben aber weder mit „Gütergemeinschaft“ noch mit den bei Börne in diesem Zusammenhang paradigmatisch artikulierten, angstbesetzten Vorstellungen von der Herrschaft eines entfesselten Materialismus etwas zu tun. Im Gegenteil: In der *Exposition. Deuxième année. Première Séance* stehen die Überlegungen zur Eigentumsfrage an der – für das Gelingen der projektierten *association* der Arbeit unter dem Diktat des Kapitals – entscheidenden Schaltstelle von Arbeit und Eigentum, Recht und Sittlichkeit.

Der saint-simonistische Vorschlag zur Änderung des Eigentumsrechts richtet sich gegen die überkommene „*Verfassung des Eigentums*, das in seinem Prinzip unmittelbar auf das *Eroberungsrecht* zurückgeht.“<sup>74</sup> Dieses Bedingungsgefüge von Eigentums- und Eroberungsrecht herrsche trotz der politischen und sozialen Revolution ungehindert fort, und zwar als Konkurrenz zwischen den *producteurs*, die nur durch einen Eingriff in das Erbrecht beseitigt werden kann.

Im Anschluß an alle diese Fortschritte muß heute ein neuer Fortschritt erfolgen: er besteht darin, das Erbrecht von der Familie auf den Staat zu übertragen. [...] In der Ordnung, die wir ankündigen, gilt für alle einzelnen, für die einen wie für die anderen, gemeinsam, daß die *Arbeit* der einzige Rechtstitel für das Eigentum ist und daß dieser Rechtstitel unmittelbar für jeden von ihnen bestehen soll. Dies bedeutet mit anderen Worten, daß die Erbschaft innerhalb der Familie abgeschafft werden muß.<sup>75</sup>

Im Rahmen ihrer finanzkapitalistisch orientierten Industriepolitik interessieren sich die Simonisten nicht für den Notgroschen der *working poor*, sondern erklärtermaßen nur für das zersplitterte Privatkapital einzelner mittelständischer Industrieunternehmer, dessen Konzentration in einer Zentralbank die *association industrielle* als Kern der Weltgemeinschaft beschleunigt herbeiführen soll.

---

<sup>72</sup> Ebd.

<sup>73</sup> Ebd., Hervorhebung dort.

<sup>74</sup> Zit. *Der Frühsozialismus*. (Anm. 25), S. 131. Hervorhebung dort.

<sup>75</sup> Ebd., S. 132f. Hervorhebung dort.

Damit nun dieses Ziel erreicht wird, muß der Staat unbedingt im Besitze aller Produktionsmittel (*instruments de travail*) sein, die heute den Grundstock des Privateigentums bilden, und die Leiter der industriellen Gesellschaft müssen unbedingt mit der Verteilung dieser Produktionsmittel beauftragt sein: [...]. Nur dann wird man die einzelnen oder allgemeinen Katastrophen aufhören sehen, die sich in letzter Zeit so erschreckend vermehrten. Nur dann wird die geradezu skandalöse, unbeschränkte Konkurrenz aufhören, diese große kritische Negation in der industriellen Ordnung, deren charakteristisches Kennzeichen nur ein erbitterter und mörderischer Krieg ist, der sich in einer neuen Form zwischen Individuum und Nationen abspielt.<sup>76</sup>

In den Kontext der Kapitalentfaltung gehören auch die zahlreichen Infrastrukturprojekte der Saint-Simonisten. Zum Kreis dieser Projekte gehört die Eisenbahn. Planung und Bau verlangen riesige Kapitalien, so dass die Eisenbahnprojekte zu zentralen Akkumulations- und Spekulationsobjekten für den englischen und französischen Kapitalismus werden. Durch den Eisenbahnbau findet die Transformation von unmittelbar privatem Kapitalbesitz in Aktienkapital statt; durch diese, wie Walter Benjamin sehr treffend formuliert, „Mobilisierung des Eigentums in papierne Aktien“<sup>77</sup> vollzieht sich die Trennung der Kapitalfunktion vom Kapitaleigentum und darin die „Verwandlung des wirklich fungierenden Kapitalisten in einen bloßen Dirigenten, Verwalter fremden Kapitals, und der Kapitaleigentümer in bloße Eigentümer, bloße Geldkapitalisten.“<sup>78</sup> Die Eisenbahn nimmt insofern die Position jener „Gravitation“<sup>79</sup> ein, die entsprechend der saint-simonistischen Fortschritt doktrin „die Rolle von der allgemeinen absoluten Idee spielen und die Idee von Gott ersetzen“<sup>80</sup> soll.

---

<sup>76</sup> Ebd., S. 133.

<sup>77</sup> GS V/2, S. 715. U 3a, 2.

<sup>78</sup> *Marx-Engels Begriffslexikon*. Hrsg. von Konrad Lotter, Reinhard Meiners und Elmar Treptow. München 1984, S. 17.

<sup>79</sup> GS V/2, S. 719. U 5a, 6.

<sup>80</sup> Ebd.

„L’avenir est à nous“

In den Ländern östlich des Rheins bildet die christlich-nationalkonservative „Idee von Gott“<sup>81</sup> das Gravitationszentrum der Restaurationsideologie. Auf den ersten Blick mag es verwundern, dass nicht erst die *église saint-simonienne* mit ihrem *père suprême* den Blick nach Deutschland richtete, um dort für die Idee der Sakralisierung industrieller Arbeit zu werben. Anlässlich der Neuordnung Europas nach den antinapoleonischen Kriegen überlegt bereits Saint-Simon selbst, welche Position Deutschland in der Reihe der Industrienationen in absehbarer Zukunft einnehmen soll. Zwar regiere, so heißt es in der Schrift *Vom Wiederaufbau der europäischen Staaten-Gesellschaft* noch ganz im Rahmen der stereotypisierten Deutschland-Imagologie, im Nachbarland noch die „unumschränkte Herrschaft“, allerdings „sanft und väterlich“<sup>82</sup>; die politisch rückständige und einfältige Nation im Zentrum Europas erweise sich trotz ihrer Freiheitsideen als Hemmnis für die Entfaltung des Industriekapitals in Frankreich und England. Dennoch gesteht Saint-Simon der „deutsche[n] Nation“<sup>83</sup> in der postnapoleonischen Ordnung Europas eine Führungsrolle zu, bindet diese Position allerdings an die vorhergehende Vereinigung des zersplitterten deutschen Territorialstaats zu einem nationalen Subjekt:

Die deutsche Nation ist, vermöge ihrer Bevölkerung, die beynahe die Hälfte von Europa ausmacht, durch ihre Lage im Mittelpunkte Europens, und noch mehr durch ihren edeln und großmüthigen Charakter bestimmt, die erste Rolle in Europa zu spielen, sobald sie unter einer freyen Regierung in einen einzigen Körper vereint seyn wird.<sup>84</sup>

<sup>81</sup> Ebd.

<sup>82</sup> Claude Henri de Saint-Simon/Auguste Thierry: *De la réorganisation de la société Européenne*. Hier zit. nach der deutschen Übersetzung von F. Bernhard: *Vom Wiederaufbau der europäischen Staaten-Gesellschaft, oder von der Nothwendigkeit und den Mitteln, die Völker Europens, mit Beybehaltung der National-Unabhängigkeit eines jeden von ihnen, in einen einzigen politischen Körper zu vereinen*. Zit. nach *Saint-Simonistische Texte*. (Anm. 28), Bd. I, S. 82. – Die Übersetzung erschien 1815 in Bd. I und II der *Europäischen Annalen* und gilt als erste Übertragung eines Textes von Saint-Simon in Deutschland. Vgl. auch *Der Frühsozialismus*, (Anm. 25), S. 77, der den Terminus „unumschränkte Herrschaft“ mit „Willkürherrschaft“ übersetzt.

<sup>83</sup> *Saint-Simonistische Texte*, (Anm. 28), Bd. I, S. 84.

<sup>84</sup> Ebd., S. 84. – Vgl. auch *Frühsozialismus*, (Anm. 25), S. 79, wo nur von einer „freien Regierung“ und nicht von „einem einzigen Körper“ gesprochen wird.



Knapp zwanzig Jahre später erscheint die deutsch-österreichische Restaurationsallianz geradezu als natürlicher Verbündeter bei der Bewerksstellung der saint-simonistischen Zukunftsvision. So jedenfalls äußert sich der ehemalige *père suprême* der Bewegung. In einem Schreiben aus Ägypten an Heinrich Heine preist Prosper-Barthélémy Enfantin in nahezu hymnischen Klängen das ersehnte Bündnis zwischen Deutschland und Frankreich, für das Heine in seiner Dichtung ebenfalls werben soll:

De même, c'est à l'Autriche que je donne le rôle sacerdotal, parce que c'est elle qui a réellement gouverné l'Allemagne pendant et depuis la révolution française; [...] L'Autriche va sortir de son sommeil apparent; c'est en elle que git vraiment la moralité allemande, la vie du Saint Empire. [...] L'Autriche est dépositaire de l'ordre, de la hiérarchie, du sentiment du devoir et surtout de celui de la paix [...].<sup>85</sup>

In der bemerkenswerten Konjunktion des französischen Industrie- und Finanzkapitals mit der nationalchristlichen Sittlichkeitsdoktrin deutsch-österreichischer Provenienz erkennt Enfantin offenbar den Gipfelpunkt der Sakralisierung industrieller Arbeit, wenngleich die klerikal konservativen Adressaten der saint-simonistischen Werbung östlich des Rheins insbesondere das Schlagwort von der ‚Rehabilitation des Fleisches‘ zum Anlass einer scharfen Distanzierung von der französischen Doktrin nehmen. Die saint-simonistische Sakralisierung der Arbeit unter der Herrschaft des Kapitals erscheint in der Reaktion der orthodox nationalistischen Kirchenkreise Deutschlands nicht als notwendige Modernisierung des überlieferten christlichen Tugendkanons, sondern als Usurpation der nationalchristlichen Ideologie der Arbeit durch den vermeintlich heidnischen Zauber industrieller Kräfte.

Die Ideologie der Arbeit ist in diesen Kreisen noch von geradezu fundamentalistischen Christlichkeit und Männlichkeit geprägt. „In der apostolischen Gemeinde war die Arbeit wahrhaft Gottesdienst, und in der Vollendung des Reiches Gottes auf Erden wird sie ebenfalls Feier seyn. Die Kultur wird Kultus werden.“<sup>86</sup> In der saint-simonistischen Apologie der industriellen Arbeit dagegen erscheint der christliche und männliche Charakter der Arbeit als verkehrt. In der Forderung nach der „Rehabilitation des Fleisches“, so die nationalkonservative Argumentation, tritt

<sup>85</sup> HSA XXIV, S. 339f.

<sup>86</sup> [Ernst Wilhelm Hengstenberg]: Über die Rehabilitation des Fleisches. In: *Politische Avantgarde 1830-1840*, (Anm. 3), hier Bd. I, S. 198.

der usurpatorische Anspruch der dämonischen Industriekräfte offen zutage. Saint-simonistischer Einfluss, so die Argumentation im folgenreichen Artikel der *Evangelischen Kirchenzeitung*, würde die herrschaftssichernde christlich-männlich-sittliche Sozialordnung der Arbeit in eine heidnisch-weibliche Ordnung verkehren, die in der modernen „industriellen Revolution“<sup>87</sup> ohnehin schon zur Macht drängt:

Die Industrie mit ihren großen Hebeln, mit ihren Eisenbahnen und Dampfmaschinen ist die Liebe, das Gespräch, der Traum und das Werk dieser Zeit. Sie wird von der Zeit bewundert als eine hohe Zauberin, die auf Eisenbahnen sausend durch die Länder fliegt, die am Ruder der Dampfschiffe feiernd schwebt, und Lords und Ladys, und alle Gentlemen und das ganze gentile, geistreiche Geschlecht feenhaft versetzt in das neue romantische Land und Leben. So ist sie eine holde, lichte Zauberin, warum nicht eine Göttin? Sie ist die Poesie dieser Zeit, wie beinahe denn ihre Religion!<sup>88</sup>

Johann Peter Lange kämpft auf verlorenem Posten. 1835 ist die Industrialisierung auch in Deutschland verhältnismäßig weit fortgeschritten. Wulf Wülfing verweist zu Recht auf die „Faszination“, die offensichtlich auch für den Verfasser der *Rehabilitation des Fleisches* „von den neuen Dampfmedien ausgeht [...]“; seine Sprache bekommt angesichts der Bewegungsmaschinen, die in die von Stillstand gezeichnete Restaurationszeit einbrechen, gleichsam Flügel [...].<sup>89</sup> Nicht nur die obsessive Beschäftigung mit der saint-simonistischen Vision des heidnisch-weiblichen *industrialisme* deutet auf eine heimliche Verwandtschaft der nationaldeutschen Sittlichkeitsdoktrin mit saint-simonistischen Sakralisierung der Arbeit. Beide zielen auf die Kontrolle der sozialen Organisation von Arbeit, Sittlichkeit und Eigentum, die im Reproduktionskreislauf des Kapitals beständigen Erschütterungen ausgesetzt ist; beide erliegen dem Bedrohungsphantasma entfesselter Naturkräfte der Arbeit, die die erträumte Harmonie der assoziierten Industrie womöglich zu vernichten imstande ist. Als – in der Sicht der Restaurationsallianz – ideologische

<sup>87</sup> Vgl. Anm. 11.

<sup>88</sup> [Ernst Wilhelm Hengstenberg]: Über die Rehabilitation des Fleisches. In: *Politische Avantgarde 1830-1840*. (Anm. 3), Bd. I, S. 198.

<sup>89</sup> Wulf Wülfing: „Das europäische Panorama“ findet nicht statt. Bemerkungen zu einem diskursiven Streit um Öffentlichkeit im Vormärz. In: *Vormärzliteratur in europäischer Perspektive I. Öffentlichkeit und nationale Identität*. Hrsg. von Helmut Koopmann und Martina Lauster. Bielefeld 1996. S. 41-53, hier S. 48.

Agenten der europäischen Kapitalisierung übernehmen die Saint-Simonisten erneut den Part des französischen Aggressors, gegen den die nationalchristlich restaurative Spielart der ideologischen Herrschaftssicherung in Schutz genommen werden soll. Aber das ist kaum mehr als bloße Spiegelfechterei.



Martin Hundt (Potsdam)

## Junghegelianer in Paris

Unter den nicht zu zählenden Versuchen, auf politischem, wirtschaftlichem oder geistig-kulturellem Gebiet zu einer Allianz zwischen Frankreich und Deutschland zu gelangen, gehören die *Deutsch-Französischen Jahrbücher*<sup>1</sup> zu den anspruchsvollsten – und am raschesten gescheiterten. Nachdem im Februar 1844 ein einziges Doppelheft erschienen war, zog sich nicht nur der Verleger zurück, sondern entzweiten sich auch die beiden Herausgeber, die bis zu ihrem Tode ein erbittertes, polemisches Verhältnis zueinander hegten. Dies betraf aber keineswegs ihr ursprüngliches Streben nach einer Alliance franco-allemande (der sie, jeder auf seine Art, bis zu ihrem Tode anhängen), sondern das nun deutliche und hinfort nicht mehr zu überdeckende Aufbrechen des bis dahin relativ einheitlichen Lagers der deutschen Vormärz-Opposition in einen liberalen und einen sozialistischen Flügel. Und obgleich die zeitgenössische Situation in Frankreich damit nicht unmittelbar zu tun hatte, wirkte sie doch als ein Katalysator, dem man sich unmöglich entziehen konnte. Angesichts der fortgeschrittenen sozialen, politischen und theoretischen Verhältnisse in Paris mußte die gedankenschwere nach-hegelsche deutsche Philosophie, die in Ruge und Marx' Person zum Zwecke einer Allianz nach Paris gekommen war, in einem für sie ungewohnten Tempo eine welthistorische Entscheidung treffen.

Das haben die beiden Herausgeber auch getan. Arnold Ruge entschied sich für das bürgerliche Lager, für gesetzliche Opposition, für den Idealismus, Karl Marx für die Arbeiterklasse, für die Revolution, für den Materialismus. Diese Begriffe sind jedoch damals zwischen den beiden Beteiligten mit Gewißheit nicht gefallen, ja es ist nicht einmal sicher, ob der von der Grunddifferenz abgeleitete Streit über den Charakter der junghegelianischen Bewegung und ihrer Erneuerung thematisiert worden ist. Wir kennen Marx' Absagebrief an Ruge vom 26. März 1844 nicht, aber daß er, in welchen Worten auch immer, den grundsätzlichen Bruch aussprach, ist sicher. Nachdem dies geschehen war, konnte man nicht

---

<sup>1</sup> Eine neue Textausgabe war: *Deutsch-Französische Jahrbücher* herausgegeben von Arnold Ruge und Karl Marx 1844. Einleitung und Anmerkungen von Joachim Höppner. Leipzig 1973. 2., überarb. Aufl. Leipzig 1981.

mehr gemeinsam eine Zeitschrift redigieren. Gescheitert ist nicht eine persönliche Freundschaft (oder ein Zweckbündnis), sondern der (vielleicht schon unrealistische) Versuch einer gemeinsamen zeitgemäßen Erneuerung des Junghegelianismus.

Während aber nun die Entscheidung von Marx in einer unübersehbaren Literatur seit Jahrzehnten kommentiert wird und sein erster Aufenthalt in Paris bis ins einzelne erforscht ist<sup>2</sup>, kam Ruge weit stiefmütterlicher davon.<sup>3</sup> Geht man jedoch auch seinen einzelnen Schritten nach, werden die Umstände und Hintergründe des Geschehens von Herbst 1843 bis Frühjahr 1844 mit seinen welthistorischen Folgen deutlicher. Dabei spielen Briefe, die bisher oft zu wenig herangezogen bzw. noch nicht publiziert wurden<sup>4</sup>, eine große Rolle. In vielen Fällen sind sie die einzige Quelle.

Ruges Aufenthalt in Paris ist auch deshalb für die geistesgeschichtliche Forschung relevant, weil er die Peripetie in der Entwicklungskurve seiner politischer Radikalität bildet. Schon nach einem halben Jahr der Zusammenarbeit fand er Marx' Redaktion der *Deutsch-Französischen Jahrbücher* unpassend und überwarf sich mit allen seinen „kommunistischen“ Freunden. Die Folge waren öffentliche kritische Bemerkungen Ewerbecks und Heß<sup>5</sup>, Marx' polemische Auseinandersetzung mit ihm über den Charakter des Schlesischen Weberaufstands<sup>5</sup> und Heines Persiflie-

<sup>2</sup> Auguste Cornu: *Karl Marx und Friedrich Engels. Leben und Werk*. Erster Band. Berlin 1954. S. 441-533; Jacques Grandjonc: Zu Marx' Aufenthalt in Paris: 12. Oktober 1843-1. Februar 1845. In: *Studien zu Marx' erstem Paris-Aufenthalt und zur Entstehung der Deutschen Ideologie*. Trier 1990. S. 163-212 (Schriften aus dem Karl-Marx-Haus. Nr. 43.).

<sup>3</sup> Siehe Beatrix Mesmer-Strupp: *Arnold Ruges Plan einer Alliance intellectuelle zwischen Deutschen und Franzosen*. Bern 1963; Peter Wende: *Radikalismus im Vormärz. Untersuchungen zur politischen Theorie der frühen deutschen Demokratie*. Wiesbaden 1975; Stephan Walter: *Demokratisches Denken zwischen Hegel und Marx. Die politische Philosophie Arnold Ruges. Eine Studie zur Geschichte der Demokratie in Deutschland*. [Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien. 104]. Düsseldorf 1995. Bes. S. 269ff, 276-288.

<sup>4</sup> Benutzt werden hier Ruges Briefe an Otto Wigand von Anfang Juli 1843, an Zacharias Löwenthal vom 29. Februar 1844 und an Hermann Köchly vom 24. März 1844, alle in Rossijskij gosudarstvennij archiv sozial'no-politiceskoj istorii. (RGA) Moskau, f. 172, op. 1, d. 42, 48 und 47.

<sup>5</sup> Karl Marx: Kritische Randglossen zu dem Artikel „Der König von Preußen und die Sozialreform. Von einem Preußen“. In: *MEGA I/2*. S. 445-463.

rung Ruges als „Tendenzbär“. Aber auch von Ruge selbst liegen Briefe und andere Äußerungen zu diesem einschneidenden Vorgang vor.

Eigentlich sollte sich eine nachträgliche Darstellung dieses Pariser Aufenthalts erübrigen, hat Ruge ihn doch selbst unmittelbar danach in einem Buch<sup>6</sup> ausführlich geschildert. Aber er hat darin keineswegs alles gesagt, und er hat nicht alles, was er erzählte, richtig erzählt.<sup>7</sup> Dafür gab es mindestens zwei gewichtige Gründe: Das Buch erschien unter Zensurverhältnissen, und es hatte 1844 einen scharfen Bruch in Ruges politischer Überzeugung gegeben. Der Ruge des Paris-Buches ist nicht mehr der Ruge von 1843. Selbst faktische Einzelheiten kamen nicht richtig ins Bild. So verschwieg er im Buch z.B., daß er *zweimal* nach Paris reiste und von Oktober bis Dezember 1843 nicht dort war. Von Sommer bis Oktober 1844 und im Winter 1844/45 machte er Reisen von einigen Wochen nach Süddeutschland und in die Schweiz. Von *zwei Jahren* in Paris konnte also keine Rede sein.

Ruges zweibändiges Werk *Zwei Jahre in Paris* hat darüber hinaus erhebliche gestalterische Mängel. Angelegt als eine Schilderung seiner Erlebnisse an einen in der Heimat zurückgebliebenen Freund (Bd. I) bzw. als philosophiehistorische Darlegung für einen französischen Freund<sup>8</sup> (Bd. II) wird dieses fiktive Genre kaum durchgehalten, sondern es überwiegen sprunghafte politische und philosophische Gedanken und ein oft unerträgliches Räsonnieren. Keines der angerissenen Themen wird ge-

<sup>6</sup> Arnold Ruge: *Zwei Jahre in Paris. Studien und Erinnerungen*. 2 Bde. Leipzig 1846 (Reprint: Leipzig 1975).

<sup>7</sup> Siehe Moses Heß: Dottore Graziano's Werke. Zwei Jahre in Paris, Studien und Erinnerungen von A. Ruge. In: *Deutsche-Brüsseler-Zeitung*, 5. und 7. August 1847 (Wiederabdr. in: Moses Heß. *Philosophische und sozialistische Schriften 1837-1850*. Hrsg. von Wolfgang Mönke. Berlin 1980. S. 406-424.); [Hermann Ewerbeck:] Vorwort des Uebersetzers. In: Etienne Cabet. *Reise nach Ikarien*. Paris 1848 [Faksimile-Nachdruck Berlin 1979]. S. VI/VII; Inge Taubert: Zur Mitarbeit von Moses Heß an der „Deutschen Ideologie“ – die Auseinandersetzung mit Arnold Ruges Werk „Zwei Jahre in Paris. Studien und Erinnerungen“, Leipzig 1846. In: *Beiträge zur Marx-Engels-Forschung*. H. 26. Berlin 1989. S. 146-170.

<sup>8</sup> Das betrifft ein Drittel dieses Bandes unter der auf Louis Blanc anspielenden Überschrift „Unsre letzten zehn Jahre. Ueber die neueste deutsche Philosophie an einen Franzosen“. Tatsächlich handelt es sich um einen Aufsatz für die *Revue indépendante*, wie auch aus Ruges Brief an seine Frau Agnes vom 17. August 1843 hervorgeht.

geschlossen abgehandelt, sondern stets nur im Feuilleton-Stil gestreift. Was wohl französische stilistische Leichtigkeit vorstellen sollte, ist gedankliche Undiszipliniertheit. Man spürt, daß der Ruhm von Heines *Reisebildern* ihn anregte, diese aber nirgends auch nur annähernd erreicht werden, während die Darstellung im Faktischen hinter dem gleichzeitigen Werk *Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreich* Lorenz von Steins meilenweit zurückbleibt. Beide Bände sind ein Sammelsurium, um (mit schmalem Satzspiegel und viel Zeilendurchschuß) auf je 28 Bogen zu kommen. Diesem Eindruck entspricht die Buchbinder-Synthese des Inhalts. In Bd. II folgen auf die philosophische Zeitgeschichte sog. „Briefe“, d.h. bereits publizierte Zuschriften Ruges zu verschiedenen Themen an verschiedene Zeitungen und Zeitschriften, darauf die Abhandlung *Der Patriotismus* aus 28 Einzeltexten und schließlich noch einige *Aphorismen*<sup>9</sup>. In seiner (1846 ursprünglich als Beitrag zur *Deutschen Ideologie* verfaßten, 1847 gesondert veröffentlichten) Polemik *Dottore Graziani's Werke...* hat Heß als Zeitzeuge der Vorgänge von 1843/44 in Paris bereits eine sehr kritische Würdigung dieses Buches gegeben.

Seither sind mehr als anderthalb Jahrhunderte vergangen, es sind manche zeitgenössischen Quellen gedruckt<sup>10</sup> bzw. erschlossen worden, und es ergibt sich darüber hinaus aus einer fortgeschrittenen Zeit ein anderer Blick auf die damaligen Bestrebungen zur Herstellung einer Allianz der progressivsten Geister Deutschlands und Frankreichs – ein großes gei-

<sup>9</sup> Sie waren, wie Heß später mitteilte, von Ruge ursprünglich für die *Deutsch-Französischen Jahrbücher* bestimmt. Möglicherweise hat Marx sie gestrichen?

<sup>10</sup> *Arnold Ruges Briefwechsel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1825-1880*. Hrsg. von Paul Nerrlich; Bd. 1: 1835-1847. Berlin 1886; zahlreiche die *Deutsch-Französischen Jahrbücher* betreffende Materialien in: *MEGA I/2* und *III/1*; *Die Hegelsche Linke. Dokumente zu Philosophie und Politik im deutschen Vormärz*. Hrsg. von Heinz u. Ingrid Pepperle. Leipzig 1985; Ludwig Feuerbach. *Gesammelte Werke*. Hrsg. von Werner Schuffenhauer. Bd. 18. *Briefwechsel II: 1840-1844*. Berlin 1988; Martin Hundt: Am Vorabend einer Entscheidung vom Herbst 1841. Drei Briefe Hermann Ewerbecks an Arnold Ruge. In: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*. Berlin 2001. H. 2. S. 84-100; ders.: Zum Briefwechsel der „Deutschen Jahrbücher“ und der „Deutsch-Französischen Jahrbücher“ mit politischen Emigranten. Das Beispiel Venedey–Ruge. In: *Politische Netzwerke durch Briefkommunikation. Briefkultur der politischen Oppositionsbewegungen und der frühen Arbeiterbewegungen im 19. Jahrhundert*. Hrsg. von Jürgen Herren und Manfred Neuhaus. Berlin 2002. S. 275-302 (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Berichte u. Abhandlungen. Sonderbd. 8).



stesgeschichtliches Thema, dem auch aktuelle Bedeutung nicht abzusprechen ist.

Der – in erster Linie von Ruge und Marx initiierte – Plan *Deutsch-Französischer Jahrbücher* war insofern bedeutend, als die hegelsche, inzwischen junghegelianisch-atheistische deutsche Philosophie mit der französischen revolutionären Politik verbunden werden sollte. Diese Vermittlung, der sich Heine schon lange verschrieben hatte, war ein „Prinzip“ (Marx). Ruge meinte: „Selbst unsere Philosophie, worin wir jetzt einen Schritt voraus sind, wird nicht eher zur Macht werden, als bis sie in Paris und mit französischem Geiste auftritt.“<sup>11</sup> Im Grunde war das aber dieselbe Philosophie, die Heine rund ein Jahrzehnt zuvor als *die* Revolution charakterisiert hatte.<sup>12</sup>

Der Gedanke, während Marx' Besuch bei Ruge in Dresden Mitte Mai 1843 ausführlich erörtert, war sowohl naheliegend als kühn, er war weitreichend, aber schwer zu verwirklichen. Beide Seiten waren nicht wirklich praktisch bereit für diesen Schritt; es gab keine Organisationen, die diesen Plan tragen konnten, der Junghegelianismus steckte in einer tiefen Krise, die Linke in Frankreich in voller Gärung. Bis auf George Sand, Flora Tristan, Marx und Engels waren kaum Spitzenautoren greifbar, die sofort in der angedachten Linie Neues schreiben konnten. Insofern hatte Ruge recht, als er nachträglich Autorenmangel für das rasche Ende der Zeitschrift verantwortlich machte.

Aber der Geld- und Autorenmangel war nicht der eigentliche Grund, sondern – neben den unvermeidlichen Schwierigkeiten einer exponierten Zeitschriftengründung in einem doch fremden Land – der Zwist zwischen Marx und Ruge, der alles andere als ein persönlicher war. Die Trennung<sup>13</sup> zwischen liberaler und sozialistischer Opposition lag seit dem Hambacher Fest (1832) in der Luft, hatte bereits die Spaltung des Bundes der Geächteten und damit die Herausbildung des Bundes der Gerechten mitbewirkt<sup>14</sup>, nun, ein Jahrzehnt später, unter ökonomisch entwickelteren und politisch zugespitzteren Verhältnissen konnte sie

<sup>11</sup> Ruge: *Zwei Jahre in Paris*. (Anm. 6), Bd. 1, S. 59.

<sup>12</sup> Siehe Friedrich Engels: *Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie*. In: MEW. Bd. 21. S. 265-271; Jean Pierre Lefebvre: *Der gute Trommler. Heines Beziehung zu Hegel*. Hamburg 1986. S. 186ff.

<sup>13</sup> Genauer: der *Beginn* der Trennung, denn diese selbst war ein Prozeß von Jahrzehnten.

<sup>14</sup> Siehe Martin Hundt: *Geschichte des Bundes der Kommunisten 1836-1852*. Frankfurt a. Main u.a. 1993. S. 34-87.

nicht mehr hinausgezögert werden. Die Frage, welche Art von Opposition gemacht werden sollte, erhob sich bei jedem Artikel für die Zeitschrift erneut.

Als Ruge sich voller Zorn über das endgültige Verbot der *Deutschen Jahrbücher*, das ihn auch pekuniär traf, seit Frühjahr 1843 auf die Reise nach Paris vorbereitete, stürzte er sich in ein erstes Studium des Sozialismus und Kommunismus, wobei er jedoch vor allem ein interessierter Beobachter blieb, wie er selbst in *Zwei Jahre* betonte. Aber er kam durchaus nicht unvorbereitet nach Paris. Schon seine (pseudonyme) ausführliche Einleitung in die deutsche Übersetzung von Louis Blancs *Geschichte der zehn Jahre* (1843) enthält die wichtigsten Prinzipien der *Deutsch-Französischen Jahrbücher*. Ob er damals schon Fourier gelesen hatte, wie er in *Zwei Jahre* andeutete und was Heß bestritt, ist schwer zu entscheiden. Vielleicht schon in Dresden, spätestens aber nach seiner Ankunft in Paris las er Eugène Burets *De la misère des classes laborieuses en Angleterre et en France* (Bruxelles 1843) – ein Werk, das wohl auch Marx um diese Zeit studierte und aus dem er Anfang 1845 in Brüssel seine Exzerpte fortsetzte.<sup>15</sup>

Eine unmittelbare zeitgenössische Quelle ist Ruges Brief an Otto Wigand von etwa Anfang Juli 1844:

[...] in spätestens 14 Tagen reis' ich über Bruckberg u Cöln nach Paris. Ich treibe nur französisch u habe nothwendig einige von den Gelehrten Sachen tractiren müssen. [...] Ich bleibe bis Ende September u will Lamartine u die Autoren der Revue independente kennen lernen. Leider ist die Sand nach dem Orient veris't.<sup>16</sup> [...] Sie wissen, daß ich mit Marx die Jahrbücher fortsetzen werde, natürlich unter freier Presse. Ich bedaure es immer von neuem, daß Sie Sich von den Fleischtöpfen Ägyptens nicht losmachen u Leipzig nicht aufgeben können, denn ich schätze die Kraft u das Talent, womit Sie progressistische Bücher u Journale zu poussiren wissen. Doch in Leipzig ist es damit aus, der Liberalismus stirbt in seinem eigenen Fett. Man quasselt u existirt.

(Außerdem bat er um Steins Adresse, den er aber in Paris nicht getroffen zu haben scheint.)

<sup>15</sup> Siehe *MEGA* IV/3. S. 141-156, 653/654.

<sup>16</sup> Sie war tatsächlich auf ihrem Landgut in Nohan. Grandjonec vermutete (Anm. 2, S. 167) ein Mißverständnis Ruges aufgrund seiner schlechten Französisch-Kenntnisse. Dies ist aber wenig wahrscheinlich, da Ruge bereits vor Antritt seiner Reise, im Brief an Wigand, von einer Orientreise Sands schrieb.

Schon im Januar 1843 hatte er sich in seinem letzten Artikel für die *Deutschen Jahrbücher* vom „blauen Dunst“ des Liberalismus verabschiedet und wiederholte das nun im Enthusiasmus der bevorstehenden Abreise in anderen Worten. Aber in der Tat ist Ruge stets ein Liberaler geblieben, wenn auch ein revolutionär-demokratischer. Damit ist in keiner Weise Unehrlichkeit unterstellt. Ruges Problem lag darin, daß er im Jahre 1843 durch verschiedene Anlässe etwas von der ihm gemäßen Bahn nach links abgetrieben wurde, was er bis Mitte 1844 wieder korrigierte.

Ruge beschäftigte sich auch mit Weitlings Kommunismus. Am 19. Juli 1843 schrieb er an seinen Bruder Ludwig:

Die Zürcher Pietisten haben große Lust, in den Weitlingschen Proceß [...] alle philosophischen Schriftsteller in Deutschland mit zu verwickeln. Natürlich wird das unmöglich sein, da der Communismus nicht aus der Philosophie entsprungen ist und vielmehr mit der Entwicklung der Julirevolution zusammenhängt als mit der deutschen Metaphysik und Theologie, die nun der Teufel holen mag, sobald er will. [...] Ohne Zweifel ist diese Schule, wie sie jetzt steht, wirksamer als die Hegelsche. Aber man kann zugeben, daß erst eine Combination das wahre Lebenswasser erzeugen konnte; nun, wir werden ja sehn!<sup>17</sup>

Unmittelbar vor seiner ersten Abreise nach Paris wollte Ruge also den (weitlingschen? französischen?) Kommunismus mit der Hegelschen Schule kombinieren! Den von Beginn an verfolgten und teilweise auch realisierten Plan des Zusammenwohnens („Menage“) der Familien Ruge, Herwegh und Marx in Paris sah er als „ein Stück Communismus“ an.<sup>18</sup>

Ruge reiste am 19. Juli in Dresden ab, war vom 21. bis 23. Juli bei Feuerbach und in Nürnberg (wo ihm auch Daumer vorgestellt wurde), fuhr dann über Würzburg und Frankfurt nach Kreuznach, wo er am 25. Juli das frischvermählte Ehepaar Marx sprach. Spätestens am 1. August war er in Köln, wo er Moses Heß als Mitreisenden fand, mit dem er über Brüssel und Ostende nach Paris reiste.

Als Ruge am 9. August 1843 erstmals nach Paris kam, stand er auf dem Gipfelpunkt seiner politischen Radikalität. Der revolutionäre Burschenschaftler, der sechs Jahre Haft verbüßt hatte, der als Herausgeber der *Hallischen* (später: *Deutschen*) *Jahrbücher* seit 1838, gedrängt von den Zensurverhältnissen in einer Zeit zunehmender Reaktion in Preußen,

<sup>17</sup> *Arnold Ruges Briefwechsel* (Anm. 10), S. 315/316.

<sup>18</sup> Ruge an Marx, 22. September 1843; (*MEGA* III/1. S. 412).

rasch zu revolutionär-demokratischen und republikanischen Überzeugungen fortgeschritten und dessen Zeitschrift nun seit Januar 1843 verboten war, sah in Paris die Hauptstadt der Revolution, und er trug keine Bedenken, sich dort mit den avanciertesten, darunter auch kommunistischen Geistern zu verbünden. Die angestrebte Allianz sollte sich in *Deutsch-Französischen Jahrbüchern* manifestieren, deren Zweck nichts anderes als die geistige Vorbereitung einer europäischen Revolution sein konnte.

Ruge kam gemeinsam mit dem „Kommunistenrabbi“ Moses Heß nach Paris, hatte dort Umgang mit den Leitern des geheimen Bundes der Gerechten Friedrich Wilhelm (German) Mäurer<sup>19</sup> und Hermann Ewerbeck (und nur diesen Bundeskontakten einschließlich Heß verdankte er den raschen Zutritt zu den französischen Persönlichkeiten), erwartete die Ankunft von Karl Marx zwecks gemeinsamer Herausgabe der geplanten Zeitschrift, zu der auch Friedrich Engels und Karl Bernays Beiträge lieferten, sprach mit Etienne Cabet, Théodore Dézamy, Victor Considérant, Heinrich Heine, Hermann Venedey, Julius Fröbel, Georg Herwegh, Louis Blanc, Flora Tristan und anderen, korrespondierte mit Michail Bakunin. Ein noch kompromittierlicherer Umgang war nicht denkbar, und er ist daher auch im Auftrage der preußischen Regierung von Spitzeln überwacht worden.<sup>20</sup> Ruge wußte, daß er in einer großen, bis wenigstens 1789 und Georg Forster zurückreichenden Tradition stand, die er relativ gut kannte. Bereits in seinen *Deutschen Jahrbüchern* hatte er die Französische Revolution und den Republikanismus verteidigt.

Der radikale Aufbruch zu neuen Ufern, der mit einem zeitweiligen sympathischen Interesse für den Sozialismus verbunden war, resultierte auch daraus, daß Ruge, entgegen den Ratschlägen vieler Freunde, die Zelte in Deutschland hinter sich abgebrochen hatte und ein Weitererscheinen der Zeitschrift nur im Ausland möglich schien, d.h. nach dem schnellen Wegfall Straßburgs und Zürichs in Paris. Es kam jedoch hinzu, für Ruge sicher überraschend, daß in Deutschland nicht nur die Druckmöglichkeiten abhanden gekommen waren, sondern weitgehend auch die Autoren. Die junghegelsche Bewegung war Anfang 1843 infolge innerer Konflikte sowie des Wegfalls der bis dahin einenden Zeitung zusammengebrochen; David Friedrich Strauß hatte sich schon länger auf ande-

<sup>19</sup> Vgl. Ingo Fellrath: Friedrich Wilhelm Mäurers Beziehungen zu Georg Herwegh und Heinrich Heine. In: *Heine-Jahrbuch* 28. 1989. S. 198-210.

<sup>20</sup> Vgl. Julius Campe an Heinrich Heine, 4. Februar 1844 (*HS A XXVI*. S. 93).

re Publikationsmöglichkeiten orientiert, Bruno Bauer war mit den Berliner „Freien“ auf Gegenposition gegangen, Feuerbach zögerte. Es war klar, daß vor einem neuen Start in Paris die Zahl der deutschen Autoren erweitert werden mußte. Am 10. November schrieb er einen ausführlichen Brief an Hoffmann von Fallersleben.<sup>21</sup> Aus seinem Brief an Marx vom 1. Dezember 1843 ist zu ersehen, daß Ruge vor seiner zweiten Abreise nach Paris Ende November eine „Autorenkonferenz“ in Leipzig organisierte, an der neben ihm auch aus Berlin Nauwerck, Brüggemann und ein Dr. Mayer (der Schwiegervater von Ruges Bruder), aus Halle Duncker, Prutz, Schwarz und andere teilnahmen. Das erstaunliche, aber eindeutige Ergebnis dieser Beratung war es, daß lediglich Nauwerck und Brüggemann sich für den deutsch-französischen Publikationsplan erwärmten.

Nachträglich gesehen wäre es besser gewesen, unter allen Umständen in Deutschland zu bleiben. Ohne die Zeitschrift war es mit der Bewegung des Junghegelianismus nun tatsächlich zu Ende. Durch das Verbot kam es aber auch nicht zu einer offenen Debatte darüber, welchen Charakter die Bewegung nehmen sollte. Sie wäre in Deutschland selbst, bei Weiterführung der *Jahrbücher*, langwieriger und gründlicher geführt worden, als in den wenigen Gesprächen zwischen Ruge und Marx in Paris im März 1844, über die wir zudem kaum etwas wissen, aber die Entscheidung fiel nun wesentlich rascher.

Inzwischen in Paris eingetroffen und nach einem erstem Gespräch mit Cabet schrieb Ruge am 11./13. August an seine Frau:

Die Communisten sind nichts als Humanisten, nur daß sie, um den Menschen zum Menschen zu machen [...] verschiedene Versuche und Systeme machen und gemacht haben. Die Dummheit einer gleichen Güterverteilung, die man gewöhnlich darunter versteht, fällt indessen den Systematikern nicht ein.<sup>22</sup>

Ruge, der unbesehen den (nach einem einzigen Gespräch natürlich nicht völlig verstandenen) Standpunkt Cabets für den *der* Kommunisten betrachtete, sah aber doch – entgegen seinen eigentlichen Intentionen – schnell ein, daß sich vorwiegend nur auf „kommunistischer“ Seite Anknüpfungspunkte für das geplante Journal ergaben. Diese Erkenntnis bedeutete für ihn ein bedeutendes Dilemma, denn er war zu keinem

<sup>21</sup> Vgl. Cornu: *Karl Marx und Friedrich Engels* (Anm. 2), S. 446/447.

<sup>22</sup> *Arnold Ruges Briefwechsel* (Anm. 10), S. 319.

Zeitpunkt bereit, sich auf den Standpunkt der Gütergemeinschaft zu stellen. In seinem Buch schrieb er:

Schwieriger ist es für uns, den Franzosen genießbar zu werden; und es könnte sich wohl ereignen, daß wir nur mit dem alleräußersten Extreme zu einer Verständigung gelangten; nur die Communisten sind dem totalen Humanismus, welcher die sittliche Welt wie von allem Übermenschlichen so von allem Untermenschlichen reinigt, zugänglich. Bei alledem sind es nicht die Communisten, die ich hier suche, sie können keine Schriftsteller in dem Journal, welches wir projectiren, abgeben, und ich meines Theils habe es noch nicht zu dem Glauben an die allein und alles seligmachende Gütergemeinschaft bringen können.<sup>23</sup>

Schon in den zwei Monaten von Anfang August bis Anfang Oktober 1843, als Marx noch in Kreuznach war, nahm Ruge die meisten Kontakte auf, gründete die Buchhandlung und das Journal. Das kurze Gespräch zwischen Ruge und Marx in Kreuznach war zwar schon ein Beginn realer Redaktionsarbeit (zu diesem Zeitpunkt aber notwendig noch relativ unkonkret). So hat Marx auch noch vor seiner Abreise nach Paris an Feuerbach geschrieben und ihm vorgeschlagen, einen Artikel gegen Schelling zu liefern<sup>24</sup>, am 4. September beklagte sich Ruge jedoch bei seiner Mutter, Marx habe seine Briefe nicht beantwortet.<sup>25</sup> Von konkreten Manuskripten und einem vorläufigen Inhaltsverzeichnis ist zu diesem Zeitpunkt aber noch nicht die Rede.

Vor allem aber war die Stafettenübergabe in Paris miserabel organisiert: Am 10. oder 11. Oktober<sup>26</sup> reiste Ruge (der seine Familie aus Dresden holen wollte) von Paris ab (von Havre über Hamburg und Magdeburg, am 17. Oktober war er wieder in Dresden), am 12. Oktober kam Marx in Paris an. Es ist nicht bekannt, ob Ruge schriftliche Notizen über die konkrete Vorbereitung der Zeitschrift für Marx hinterließ oder diesen durch Dritte (Heß, nur bis etwa 20. Oktober Fröbel, Mäurer, das Ehepaar Herwegh) informieren ließ. Auf jeden Fall hat es einen Informationsverlust gegeben. Ursprünglich (im August 1843) war vorgesehen, daß Ruge im Oktober bei der nochmaligen Rückkehr nach Dresden über

<sup>23</sup> Ruge: *Zwei Jahre in Paris* (Anm. 6), Bd. 1. S. 63.

<sup>24</sup> Marx an Feuerbach, 3. Oktober 1843; (*MEGA* III/1. S. 58-60).

<sup>25</sup> *Arnold Ruges Briefwechsel* (Anm. 10), S. 332.

<sup>26</sup> Nach Grandjonn: *Zu Marx' Aufenthalt in Paris* (Anm. 2), S. 164: schon am 5. Oktober.

Köln reist und sich dort mit Marx trifft<sup>27</sup>, aber dies wurde bald aufgegeben zugunsten Straßburgs, wo man bis September hoffte, die Zeitschrift drucken zu können. (Diese Unklarheit ob Straßburg oder Paris hinderte Marx wohl auch, etwas früher nach Paris aufzubrechen).

Ruge erfuhr von Marx' Ankunft in Paris durch einen Brief Emma Herweghs am 20. Oktober<sup>28</sup>. Da der Postweg Paris–Dresden damals 7-8 Tage dauerte, muß sie unmittelbar nach Marx' Ankunft geschrieben haben. Ruge wollte noch am 20. an Marx schreiben, der also wohl vor Ende Oktober nichts Schriftliches von Ruge in den Händen hatte, das ihn befähigte, an dessen Vorarbeit anzuknüpfen.

Es muß einen weiteren Briefwechsel Marx-Ruge-Fröbel gegeben haben, denn am 11. November wußte Ruge, daß sich die Zeitschrift wohl bis Januar verzögern werde. Erst am 21. November erhielt Marx aus Zürich eine zerfledderte Sendung mit weitgehend nicht mehr brauchbaren Manuskripten. Am 1. Dezember fragte Ruge bei Marx an, ob er an Proudhon geschrieben habe; falls von diesem nichts käme, müsse man eben ohne die Franzosen beginnen oder sich nur auf „die Weiber“ (Sand und Tristan) orientieren. Das alles bedeutet aber, daß Ruge nicht wußte, was Marx in den sechs Wochen von Mitte Oktober bis Ende November konkret für die Zeitschrift getan hatte. Alles das war nur im direkten Gespräch, in unmittelbarer Zusammenarbeit zu vermitteln. Während Ruge in Dresden seine Familie reisefertig machte, saß Marx allein in Paris. Erst frühestens Mitte Dezember kam Ruge zurück.

Über die nun folgende Zusammenarbeit von Ruge und Marx an der Zeitschrift bis zum Erscheinen Ende Februar 1844 gibt es keine wirklichen Quellen. Das waren mehr als zwei Monate, während denen beide im selben Hause (38, Rue Vanneau) wohnten und von Streit noch keine Rede war. Doch könnte es Ruge gekränkt haben, aus der innigen Geistesverwandtschaft Heine-Marx, aus ihrem heiteren Lachen über die „Verkehrtheit der Welt“<sup>29</sup> schon vom Naturell her ausgeschlossen zu sein. Marx hatte sich überdies in ein nächtelanges Studium der Geschichte des Konvents vergraben und sich zugleich erstmals systematisch

<sup>27</sup> Vgl. Ruge an Fröbel, 18. August 1843; (*Arnold Ruges Briefwechsel*; [Anm. 10], S. 327).

<sup>28</sup> Vgl. Ruge an Fröbel, 20. Oktober 1843; (*Marx-Engels-Jahrbuch*. Bd. 1. Berlin 1978. S. 380).

<sup>29</sup> Vgl. Hans-Joachim Helmich: Wirklichkeitskonstitution durch Spiegelung der „verkehrten Welt“. Heine und Marx in Paris 1843/44. In: *Heine-Jahrbuch* 21. 1982. S. 50-77.

in die Probleme der politischen Ökonomie vertieft, wird daher also kein besonders dringendes Bedürfnis nach längeren Gesprächen mit Ruge gehabt haben. Für offenen Streit gab es keinen Anlaß, für Marx keine Zeit. Auch eine kurzfristige Erkrankung Ruges (die nachträgliche Nachricht davon taucht aber erst im Brief an die Mutter vom 28. März auf, der erstmals den Bruch mit Marx meldet!), kann kaum als Grund für die spätere Distanzierung Ruges vom Inhalt des einzig erschienenen Doppelhefts gewertet werden. Tatsache bleibt, daß er der – vielleicht von dem 16 Jahre jüngeren Marx sehr energisch und sehr selbstsicher vorgebrachten – endgültigen Gestaltung der Zeitschrift keinen sichtbaren Widerstand entgegengesetzt hat.

Ist zwar das Fehlen von Briefen zwischen Ruge und Marx im Januar und Februar 1844 völlig natürlich, fällt doch auf, daß außer dem Brief Ruges an Feuerbach vom 5. Februar keinerlei weitere Briefe aus diesem Zeitraum überliefert sind, in dem doch eine intensive Korrespondenz von der Sache her erforderlich war und ja auch in Ruges sonstigem Verhalten lag. Erst am 29. Februar, dem Tag des Erscheinens der Zeitschrift, schrieb Ruge an Zacharias Löwenthal in Frankfurt a.M., dem er nach Fröbels Ausscheiden den Verlag der Zeitschrift anbot. Vom ersten (Doppel-)Heft waren 3000 Ex. gedruckt worden, von denen 2300 nach Deutschland geschmuggelt werden sollten.

Am 29. Februar war von einem Ende der Zeitschrift nicht die Rede. Vielmehr schrieb Ruge ausdrücklich: „Wir werden nun zunächst ohne Weiteres fortfahren, die nächsten Hefte zu drucken [...]“, und zwar als „Nemesis über den deutschen Despotismus u sein Material, die Philister [...]“

Über das erschienene Heft meinte er, verbunden mit einer Empfehlung von Marx: „Einiges ist positiv sehr stark, anderes als Doktrin sehr radikal – dennoch scheint es mir, ist Deutschland in der Lage, diese Sprache schätzen zu müssen.“ Nahezu dieselbe Einschätzung findet sich noch fast einen Monat später, im Brief an Köchly vom 24. März: „Sie werden sich schon überzeugen, daß wir in dem ersten Heft mehr Revolution machen, als man in Deutschland in 10 Jahren machen könnte, u daß Dinge darin stehn, die die gute Augsb. [*Allgemeine Zeitung*] u alle Altdeutschen nie verdauen werden [...]“

Alles in allem ergibt sich der Befund: Noch zwei Tage vor Marx' Absage fand Ruge das erschienene Doppelheft gut, wollte die Zeitschrift, für deren Fortgang sich Heine sehr einsetze, unbedingt fortsetzen und hoffte auch weiterhin auf französische Autoren: „Wir sind mit den Fran-



zosen *nicht* zerfallen“, schrieb er an Köchly. „Es handelt sich nur darum, mit ihnen zusammen zu kommen, sich zu verständigen.“

Traf ihn Marx' Brief wie ein Blitz aus heiterem Himmel?<sup>30</sup> Ruge hat später behauptet, Marx sei unpraktisch gewesen, habe zu sehr dem Kommunismus zugeneigt und das erschienene Doppelheft allein in seinem Sinne gestaltet. Dies ist jedoch nachträgliche Apologie. Am 19. Dezember 1843 hatte Ruge an Fröbel geschrieben, es gäbe gute Manuskripte für H. 1, und auch noch Anfang Februar 1844, als der Inhalt im wesentlichen feststand, gab es völlige Zustimmung Ruges. Am 7. März, in einem Brief an Venedey, berief er sich noch auf „die Aufsätze von Marx“ als wesentlich für das Programm der Zeitschrift, am 23. März fand ein großes internationales Festessen statt, an dem auch Ruge und Marx teilnahmen, und sogar noch am 24. März, im Brief an Köchly, spricht sich Ruge *für* Marx und für die Revolution aus, verteidigt die Zeitschrift in toto.<sup>31</sup> Und vier Tage später, im Brief an die Mutter, kommt die Nachricht, er habe sich mit Marx überworfen. Was war um den 25. März 1844 passiert? Da gab es noch keinen schlesischen Weberaufstand. Der Streit mit Jakob Venedey, der wenige Tage vorher mit der Trennung beendet worden war, kann von seiner inhaltlichen Problematik her keinen Einfluß gehabt haben. Jedoch reiste gerade in diesen Tagen Heß nach Köln zurück, mit Ruge gänzlich zerfallen.

Die Trennung ging von Marx aus, und zwar mit einem Brief an Ruge vom 26. März.<sup>32</sup> Es ist natürlich ungewöhnlich, an jemanden zu schrei-

<sup>30</sup> Absurd ist die These, der Bruch der Mehrheit der Junghegelianer mit den Berliner „Freien“ und der Bruch zwischen Marx und Ruge seien identisch (siehe Helmut Reinalter: Arnold Ruge (1802-1880). Vom radikalen Burschenschafter zum achtundvierziger Demokraten. In: *Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution von 1848/49*. Hg. von Helmut Bleiber, Walter Schmidt, Susanne Schötz. Berlin 2003, S. 572f.). Beim Bruch mit den „Freien“, der sich 1842 ereignete, standen Ruge und Marx noch einträchtig zusammen. Auch Reinalters Hinweis in diesem Zusammenhang auf Ruges Brief an Adolf Stahr vom 8. September 1841 suggeriert einen nicht existenten historischen Zusammenhang.

<sup>31</sup> Sogar in seiner Antwort an Börnstein vom 6. Juli 1844 berief sich Ruge noch, wie Heß schon 1847 anmerkte, auf Marx' Artikel in den *Jahrbüchern*.

<sup>32</sup> Der wichtige Brief ist leider nicht überliefert. Diese Mitteilung fehlt jedoch im „Verzeichnis nicht überlieferter Briefe von Karl Marx“ in *MEGA* III/1. S. 892. (Ebd., S. 891, wird ein nicht überlieferter Brief von Marx, geschrieben zwischen 3. und 25. Oktober 1843, als an Ruge gerichtet bezeichnet, während es tatsächlich ein Brief an Feuerbach war).

ben, mit dem man im selben Hause wohnt. Der Bruch sollte also dokumentiert werden. Da der wohlinformierte Heß noch nach zwei Jahren das genaue Datum wußte, sind wohl Abschriften zirkuliert oder ist jedenfalls mit dem Brief als Dokument gearbeitet worden.

Der Vorgang war so ungewöhnlich, daß die beiden Hauptbeteiligten, sonst kaum ums Wort verlegen, nicht gleich die besten Formulierungen fanden. Es kam aber wohl auch eine gewisse Erleichterung hinzu, aus einer Bindung befreit zu sein, die zunehmend als beengend und perspektivlos empfunden worden war. Später folgten Apologie und Polemik.

Die Schuld am raschen Ende der Zeitschrift suchte Ruge in der zu starken Orientierung auf kommunistische Ideen, also Marx, anzulasten.

[...] gelang es uns selber nicht, die allgemeine Haltung einer formell freien und nicht unmittelbar in das französische Parteiwesen verwickelten Publication anzunehmen und zu behaupten. Gleich die ersten Hefte fielen in den entschiedensten Communismus, also in die Richtung einer Sekte, die in Frankreich sehr speciell abgegrenzt und von bedeutenden Talenten fast gar nicht unterstützt ist, in Deutschland dagegen eine ziemlich unmotivirte Erscheinung bildet und höchstens von einer kleinen Handwerkerpropaganda getragen wird. Als nun der Faden abriß – die Verlags-handlung ließ uns im Stich –, war es vornehmlich wegen dieses Inhalts nicht möglich ihn wieder anzuknüpfen. Die vorliegenden Hefte schreckten die Buchhändler ab. Dazu überzeugte ich mich sehr bald, daß unter den zunächst erreichbaren Mitarbeitern auf andere, als craß socialistische Schriftsteller, die noch dazu nur unpopulären Ausführungen über längst bekannte communistische Themata brachten, nicht zu rechnen war. Dennoch bemühte ich mich in Hoffnung auf eine Entwicklung aus dieser Gährung, die mit dem Fortarbeiten selbst eintreten würde, nach zwei ablehnenden Antworten von eingeschüchterten Verlegern, um einen dritten, als plötzlich mein Mitredacteur, ein auflösendes, sophistisches Naturell, dessen praktische Talente ich sehr überschätzt hatte, mir erklärte, er könne mit mir, da ich nur Politiker, er aber Communist sei, nicht weiter gemeinschaftlich arbeiten. Vom September 1843 bis zum März 1844 hatte er diesen Fortschritt zum ‚crassen Socialismus‘ zurückgelegt, gegen den er noch in seinem Briefe (Jahrbb. S. 37) sich sehr vernünftig ausließ.<sup>33</sup>

<sup>33</sup> Ruge: *Zwei Jahre in Paris* (Anm. 6), Bd. I. S. 138f.

Solche Äußerungen resultierten nicht nur aus persönlicher Verärgerung über Marx, sondern waren auch Ausdruck einer schwierigen Umorientierung von Ruge selbst. Denn während des zurückliegenden Jahres hatte er sich, in gewissen Grenzen, sozialistischen Denkweisen genähert (in seiner damals verfaßten Schrift über den Patriotismus sprach er z.B. ausführlich von den Problemen der *Gesellschaft*, während er sonst stets nur die Probleme des *Staates* thematisierte<sup>34</sup>), und es dauerte nun eine Weile, bis er alle Elemente der Sozialismus-nahen Phase in seinem Denken wieder überwand. Wie wenig der Bruch mit Marx persönlich motiviert war, zeigt sich auch darin, wie Ruge 1846 ohne böse Worte gegen Marx nochmals auf die *Jahrbücher* zurückkam, wo er Hegel und Fourier sehr eng zusammenrückte und deren Fortschreibung (kritische Philosophie und Sozialismus) in ihrer Verbindung wünschte.<sup>35</sup>

Heß gab eine ganz andere Darstellung: „Marx, der sich bald von der totalen Unwissenheit und Unfähigkeit seines Mitredakteurs überzeugte, einer Zeitschrift vorzustehen, die etwas mehr Talent und Gelehrsamkeit erheischte als ein philosophisches Organ [...] erklärte ihm am 26. März 1844 brieflich, er wolle nichts mehr mit ihm zu thun haben.“<sup>36</sup>

In der bisherigen Literatur ist der Streit um den Charakter des Weberaufstandes als Ursache für den Bruch zwischen Marx und Ruge in den Vordergrund gerückt worden. Aber der Weberaufstand war Anfang Juni, der Bruch zwischen Marx und Ruge bereits Ende März! Der Streit um den Aufstand war nur Ausdruck für eine schon einige Wochen vorher eingetretene tiefe Entfremdung, die sich in Ruges Unzufriedenheit über Marx' Endredaktion der *Deutsch-Französischen Jahrbücher* ausdrückte. Zwar wird sich nach so langer Zeit und bei einer im Grunde doch spärlichen Quellenlage kaum noch in allen Einzelheiten festmachen lassen, was Ruge monierte, aber eine tiefgehende Differenz in der Einschätzung des Junghegelianismus ist doch unübersehbar. Wenn man aber so eng mit dieser Bewegung verbunden war wie Ruge und im Grunde auch Marx, wenn man gemeinsam verabredet hatte, sie unter veränderten Bedingungen in Paris fortzusetzen und sich dann nach kurzer Zeit wesentliche Differenzen über ihre Geschichte und ihr Wesen herausstellen, ist dies wohl ein triftiger Grund, sich zu trennen.

<sup>34</sup> Siehe Peter Wende: *Radikalismus im Vormärz. Untersuchungen zur politischen Theorie der frühen deutschen Demokratie*. [Frankfurter Historische Abhandlungen. Bd. 11.] Wiesbaden 1975, S. 67.

<sup>35</sup> Ruge: *Zwei Jahre in Paris* (Anm. 6), Bd. II. S. 91ff.

<sup>36</sup> Heß: *Dottore Grazzinani's Werke* (Anm. 7), S. 415/416.

In einem der programmatischen „Briefe“ zur Begründung der Zeitschrift hatte Ruge um Mitte August 1843 an Marx geschrieben: „Wir können unsere Vergangenheit nicht anders fortführen, als durch entschiedenen Bruch mit ihr. Die Jahrbücher sind untergegangen, die hegelische Philosophie hört der Vergangenheit an. Wir wollen hier in Paris ein Organ gründen [...]“. Das klang nach radikalem Neubeginn, der in Marx' Verständnis auch eine philosophische Neuorientierung einschloß.

Marx hatte in seinem Artikel *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung* die junghegelianische Bewegung als „die *theoretische*, von der Philosophie her datirende politische Partei“ bezeichnet („theoretisch“ gegenüber der „*praktischen* politischen Parthei in Deutschland“, nämlich der gegen die feudalen Zustände ökonomisch opponierenden Bourgeoisie, die ein praktisch-Werden „ihrer“ Philosophie forderte) und über die Junghegel-Partei kritisch geschrieben,

sie erblickte in dem jetzigen Kampf *nur* den *kritischen Kampf der Philosophie mit der deutschen Welt*, sie bedachte nicht, daß die *seitherige Philosophie* selbst zu dieser Welt gehört und ihre, wenn auch ideelle *Ergänzung* ist. Kritisch gegen ihren Widerpart verhielt sie sich unkritisch zu sich selbst, indem sie von den Voraussetzungen der Philosophie ausging, und bei ihren gegebenen Resultaten entweder stehen blieb oder anderweitig hergeholte Forderungen und Resultate für unmittelbare Forderungen und Resultate der Philosophie ausgab, obgleich dieselben – ihre Berechtigung vorausgesetzt – im Gegentheile nur durch die Negation der seitherigen Philosophie, der Philosophie als Philosophie, zu erhalten sind.<sup>37</sup>

Mit anderen Worten: Notwendig ist ein Übergang von idealistischen zu materialistischen Positionen.<sup>38</sup>

Er druckte das in einer gemeinsam mit Ruge herausgegebenen Zeitschrift und kündigte einen ausführlichen Artikel über den Junghegelianismus an. („Eine näher eingehende Schilderung dieser Parthei behalten wir uns vor.“) Es ist klar, daß Ruge, der darüber – wie in *Zwei Jahre* nachzulesen – ganz andere Ansichten vertrat, die Zeitschrift, die die Fortsetzung des junghegelianischen „Zentralorgans“ auf französischem Boden war, nicht gemeinsam weiterführen konnte.

<sup>37</sup> MEGA I/2. S. 176.

<sup>38</sup> In MEGA I/2, S. 668, wurde bereits darauf hingewiesen, daß in den programmatischen Gründungsdokumenten der *Deutsch-Französischen Jahrbücher* die Frage nach dem Verhältnis von Philosophie und politisch-sozialer Wirklichkeit unbeantwortet geblieben war.

Marx verstand, damals schon, die Junghegelianer als „Partei“, und zwar als ideologischen Ausdruck der bourgeoisen Oppositionsbewegung. Das ist im Wesen dieselbe Einschätzung, wie er sie 1859 in der *New-York Tribune* gab:

In keiner früheren Periode war die philosophische Kritik so kühn, so machtvoll und so populär wie in den ersten acht Jahren der Herrschaft Friedrich Wilhelms IV. [1840-1848] [...] Die Philosophie verdankte ihre Macht während dieser Periode ausschließlich der praktischen Schwäche der Bourgeoisie; da die Bourgeoisie die veralteten Institutionen nicht in Wirklichkeit zu stürmen vermochten, mußten sie den kühnen Idealisten, die auf dem Gebiet des Gedankens dagegen anstürmten, den Vorrang überlassen.<sup>39</sup>

Zu solch einer materialistischen Sicht hätte sich der Idealist Ruge niemals herabgelassen. Er war aufgrund seiner ganzen Einstellung gar nicht in der Lage, „seine“ junghegelsche Partei als Fahne der ökonomischen und politischen Interessen der Bourgeoisie zu begreifen, vor allem aber war er nicht gewillt, von dieser Sichtweise her eine prinzipielle Kritik am bisherigen Junghegelianismus vorzunehmen. Ruge interessierte sich als Förderer Feuerbachs zwar indirekt für den Materialismus, wobei er aber wohl hinter dessen Religionskritik die philosophische Kernfrage nur ungenügend wahrnahm.

Schon unmittelbar nach seiner Ankunft in Paris hatte Ruge für die *Revue indépendante* von Leroux „einen Abriß der letzten philosophischen Bewegungen in Deutschland“<sup>40</sup> verfaßt. Das ist der Text, den er dann in Bd. II seiner *Zwei Jahre* noch einmal in deutscher Fassung drucken ließ. Inhaltlich war das eine vorweggenommene Antwort auf Marx. Ruge gab eine kurze Geschichte der deutschen Philosophie seit Schelling und entwickelt von daher seine Erklärung des Junghegelianismus. In seiner Charakterisierung dieser Bewegung von 1835 bis 1843 erscheint nicht einmal andeutungsweise der eigentliche, historische „Auftraggeber“, die Bourgeoisie. Ruge bleibt betont im „Reiche des Geistes“, sieht alles als inner-philosophischen Streit und als Kampf mit der preußischen Zensur. Es obwaltet ein abstraktes Ringen um „Geistesfreiheit“. Ruge wollte oder konnte sich nie eingestehen, daß die von ihm so wesentlich geförderte Bewegung objektiv, indirekt, vermittelt von der ökonomischen

<sup>39</sup> Karl Marx: *Die Lage in Preußen*. In: MEW. Bd. 12. S. 684.

<sup>40</sup> Ruge an Agnes Ruge, 17. August 1843; (*Arnold Ruges Briefwechsel* [Anm. 10], S. 323).

Opposition der bürgerlichen Klasse getragen war, daß der von ihr bewirkte Aufschwung von Industrie und Naturforschung eine wesentliche Grundlage für das Fortschreiten der philosophischen Opposition in Gestalt des Junghegelianismus war. Im Sich-Fernhalten von diesem materialistischen Gedanken ging Ruge so weit, die Bewegung des Junghegelianismus an keiner Stelle als solche zu charakterisieren, sondern einzig von *einzelnen* Personen und Vorgängen zu schreiben.

Man sollte allerdings auch sagen, daß es schwer war, diesen Zusammenhang zu erkennen, weil es eigentlich vor 1847 die bourgeoise Opposition äußerlich sichtbar gar nicht gab. (Wenn und wo praktische Opposition sichtbar wurde, so bei Jacobys *Vier Fragen*, wurde das von Ruge und den *Deutschen Jahrbüchern* sofort unterstützt.) Die Junghegelianer waren Vorkämpfer einer „unterirdischen“ gesellschaftlich-ökonomischen Bewegung. Marx hat das gewußt; daher schrieb er 1859, der Junghegelianismus habe seinen Aufschwung gerade der politischen *Schwäche* der Bourgeoisie verdankt.

Wenn das Verhältnis zwischen Bourgeoisie und den Junghegelianern auch kompliziert war, so hat es dennoch auf vielfältige Weise existiert. Wer daher feststellt: „Von der Partei der Junghegelianer führte kein Weg zu den Lebenserfahrungen der politischen Elite des Bürgertums, die in den Vereinen des Vormärz zum politischen Selbstbewußtsein herangewachsen war“<sup>41</sup>, hat sich wohl nicht gefragt, was denn in diesen „Vereinen“ wohl gelesen und debattiert worden ist?

Im Dissens über den Charakter der gemeinsamen Bewegung, einer Kernfrage ihres zeitweiligen Bündnisses, war schon im Januar oder Februar 1844 der Bruch vorprogrammiert, und nicht wesentlich festzumachen an so nebelhaften Dingen wie einem, tatsächlich stattgefundenen, Streit zwischen Ruge und Marx um Herweghs Charakter.

Es ist schon oft darüber gestritten worden, wann der Endpunkt des Junghegelianismus zu setzen ist<sup>42</sup>, aber es spricht vieles dafür, ihn hierher, d.h. in das Frühjahr 1844, zu legen und mit den *inneren* Ursachen des Scheiterns der *Deutsch-Französischen Jahrbücher* zu verbinden. Das hat Cornu in kurzen Worten vor bereits fast einem halben Jahrhundert getan.<sup>43</sup>

<sup>41</sup> Dieter Langewiesche: Die deutsche Revolution von 1848/49 und die vorrevolutionäre Gesellschaft: Forschungsstand und Forschungsperspektive, Teil II. In: *Archiv für Sozialgeschichte*. Bd. XXXI. Bonn 1991. S. 365.

<sup>42</sup> Siehe Martin Hundt: Was war der Junghegelianismus? In: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät*. Bd. Berlin 2000. H. 5. S. 13.

<sup>43</sup> Cornu: *Karl Marx und Friedrich Engels* (Anm. 2), S. 528.

Offenbar waren Marx und Ruge im März 1844 nicht daran interessiert oder nicht in der Lage, diese Frage gemeinsam sachlich zu erörtern. Nebendinge brachten die „Explosion“ hervor.

1. Marx behagte keineswegs seine finanzielle Abhängigkeit von Ruge. Sie stachelte ihn vielleicht zusätzlich an, seine intellektuelle und auch herausgeberische Überlegenheit besonders zu betonen. Der finanziell keineswegs schlecht gestellte Ruge zahlte Marx das Honorar für seine Beiträge in der Zeitschrift nicht in bar, sondern in Exemplaren der *Jahrbücher* aus! In Paris waren aber 700 Ex. auf Lager, wie sollte Marx da etwas verkaufen?

2. Der Streit um Herwegh. Ruge war etwas in Emma verliebt. Ihn ärgerte daher, daß Herwegh ein Verhältnis zur Gräfin d'Agoult unterhielt. Marx, den dies nicht berührte, konnte sich viel objektiver zu Herwegh stellen.

Der historisch notwendige und daher unabweisliche Bruch war eingetreten. Dennoch spürt der engagierte Historiker ein gewisses Bedauern, daß einige der damals ebenfalls vorhandenen günstigen Bedingungen für eine deutsch-französische Allianz, verwirklicht in *Deutsch-Französischen Jahrbüchern*, dadurch nicht zum Tragen kamen. Mit Heine, gegen den die *Hallischen Jahrbücher* oft polemisiert, und den Ruge Ende August 1843 in Paris persönlich kennengelernt hatte, war nun die Mitarbeit hergestellt.<sup>44</sup> Es gab die Freundschaft mit Herwegh. Feuerbach hätte sich wohl bald zur Mitarbeit überreden lassen. Mit George Sand und Flora Tristan, Louis Blanc und Dézamy, Heine und Herwegh, Feuerbach und Ruge, Marx und Engels war die für eine explosive Wirkung nötige „kritische Masse“ an Autorschaft eigentlich schon überschritten.

Vor allem aber war durch Ewerbeck u.a. die Verbindung zum Bund der Gerechten vorhanden, der nun beschloß, Feuerbach zu studieren (und dies in seinen Gemeinden von Paris und London in den kommenden Monaten auch tat), d.h., der Junghegelianismus besaß erstmals „eine Armee zum Schlagen“. Innerhalb des Bundes aber war u.a. durch die enge Verbindung mit den Problemen um die *Deutsch-Französischen Jahrbücher* der Weitlingianismus weiter zurückgedrängt und damit eine der Voraussetzungen geschaffen worden, die nur drei Jahre später zum Bund der Kommunisten und zum *Manifest* führten.

<sup>44</sup> Aber es blieb stets eine tiefe Antipathie Ruges gegenüber dem Dichter, dem er u.a. sein Buch über Börne nicht verzeihen konnte.





Philippe Régnier (Paris)

## Références et interférences allemandes à l'intérieur du saint-simonisme avant 1848

Dans un carton des archives saint-simoniennes, qui plus est consacré au „dogme“, figure le manuscrit d'un compte rendu de l'essai publié en 1834, à Leipzig, par Moritz Veit, sous le titre ainsi traduit: *Saint-Simon et le saint-simonisme. Alliance générale des peuples et paix éternelle*<sup>1</sup>. Bien avant la prétendue révélation faite par Leroux en 1842 („Il faudra bien qu'un jour, on sache que la métaphysique de M. Enfantin est positivement celle de Hegel et que c'est à la suite de Hegel que l'école saint-simonienne s'est égarée“<sup>2</sup>), c'est là, sauf erreur, la toute première trace en français d'une rumeur accréditée en Allemagne par Carové dès 1831. Quelles que soient l'origine et la destination de ce curieux texte (il y a lieu de le croire traduit de l'allemand ou rédigé par un Allemand de Paris), sa présence atteste que les intéressés n'ignorèrent pas les soupçons d'allogénéité suscités en France et en Allemagne par l'étrangeté de leur doctrine. L'auteur, en effet, s'appuie sur la présentation hégélianisante du saint-simonisme par Veit pour trouver confirmation de sa propre intuition, formée, dit-il, bien

---

<sup>1</sup> Titre cité, brouillon anonyme, Fonds Enfantin, Bibliothèque de l'Arsenal (Paris), Ms. 7825/11, 4 fol. Un autre compte rendu du même ouvrage figure dans la *Revue Encyclopédique*, devenue, sous la direction du triumvirat Hippolyte Carnot, Pierre Leroux et Jean Reynaud, l'organe de la scission républicaine du saint-simonisme. Imputable à Carnot, qui recense ensuite la traduction des *Reisebilder* de Heine, il rappelle les précédents de Raumer, Leo et Carové, et utilise Veit à son tour comme une preuve supplémentaire du sérieux reconnu au saint-simonisme en Allemagne: figure classique de la preuve par l'étranger. Mais, tout en traduisant lui aussi l'appel à une „alliance“, Carnot met en avant deux reproches qui revendiquent au contraire la francité de l'objet intellectuel en cause: Veit méconnaîtrait la fidélité de Saint-Simon au XVIII<sup>e</sup> siècle (sous-entendu: à la tradition révolutionnaire française) et surestimerait l'apport allemand („Nous reprocherons également à M. Veit l'amour-propre national qui lui fait voir dans la philosophie allemande la source de presque toutes les idées du Saint-Simonisme“, t. LX, oct.-déc.1833, p. 171).

<sup>2</sup> „Du cours de philosophie de Schelling: aperçu de la situation philosophique en Allemagne“, *Revue indépendante*, t. III, 1842, p. 332-333.

antérieurement, que la „clé“ de toutes ces bizarreries idéologiques françaises serait „une ressemblance décidée avec la philosophie de Hegel“<sup>3</sup>.

Pour autant, le recenseur inconnu de Veit se garde, comme lui, de parler d'emprunt ou de plagiat. Il ne méconnaît pas non plus, bien au contraire, l'in vraisemblance *a priori* d'un lien de filiation entre une philosophie qui, en Allemagne, servait plutôt, croyait-on, à justifier l'ordre existant, et une utopie qui, en France, s'y opposait „en perçant dans la masse et en prenant une tendance révolutionnaire“ jusqu'à élever Saint-Simon au rang d'un nouveau Christ et à „faire chercher un nouveau messie dans une femme dont le sexe est si peu propre à une spéculation profonde et à des révolutions scientifiques et religieuses“. „Comment, se demandait-il donc, la philosophie et la non philosophie en deçà et au delà du Rhin peuvent[t-elles] faire une alliance aussi singulière et la continuer avec tant de constance“<sup>4</sup>

Par-delà les anecdotes et les énigmes philologiques de cette sorte qui ont d'entrée de jeu marqué son investigation, la question du rapport des saint-simoniens à la philosophie allemande kantienne et post-kantienne mérite d'être reprise en raison non seulement des problèmes de méthode exemplaires qu'elle soulève pour la théorie des transferts culturels, mais en raison aussi de son importance quant à la continuité des contacts que la philosophie française en général entretint hors Université pendant toute la première moitié du XIX<sup>e</sup> siècle avec les divers systèmes philosophiques fondés en Allemagne.

Je voudrais y contribuer ici en faisant le point des connaissances apportées par les sources saint-simoniennes.<sup>5</sup>

<sup>3</sup> *Op. cit.*, f° 1 r°. Mon impression d'avoir affaire à une traduction ou à un auteur allemand se fonde sur l'unilatéralité du point de vue et sur des faits de langue.

<sup>4</sup> Ms. cité, f° 1 v°.

<sup>5</sup> Cet article constitue une mise à jour corrigée et augmentée de résultats que j'ai initialement publiés sous le titre „Les saint-simoniens et la philosophie allemande ou la première alliance intellectuelle franco-allemande“ (*Revue de Synthèse*: IV<sup>e</sup> s., n° 2, avril-juin 1988, p. 245). Des observations concordantes ont été développées par Michel Espagne à partir de son propre champ de recherche sur le panthéisme („Le saint-simonisme est-il jeune-hégélien?“, dans J.-R. Derré dir., *Regards sur le Saint-Simonisme et les Saint-Simoniens*. Lyon, Presses universitaires de Lyon 1986, p. 45-69).

## Philosophie positive et métaphysique allemande

Il [A. Mendelssohn] me fit connaître *die Erziehung der Menschheit* de Lessing, que je rapportai à Paris et communiquai plus tard aux saint-simoniens, ainsi que *die Idee zu einer allgemeinen Geschichte* de Kant. J'eus quelques conversations avec Hegel, auquel je remis la *Politique positive* de Comte. Il aimait beaucoup l'esprit pratique des Français. Il l'était fort peu lui-même [sic].

G. d'Eichthal<sup>6</sup>

Un élément capital du projet saint-simonien réside dans son ambition, bien relevée par Veit comme un facteur de „parenté intérieure avec l'esprit de la spéculation allemande“<sup>7</sup>, de transcender les sciences sans divaguer, de se proposer – pour user du syntagme paradoxal créé par Comte et adopté par *Le Producteur* – comme une *philosophie positive*.

C'est en ce point crucial qu'intervient l'Allemagne. D'ordinaire, chez Saint-Simon, le débat des idées paraît surtout refléter le couple antinomique des deux grandes puissances européennes de l'époque, l'Angleterre et la France. Mais, à y regarder de plus près, sa stratégie intellectuelle prend en compte un troisième partenaire. Au lendemain de la paix d'Amiens, il serait en effet allé „parcourir une partie de l'Allemagne“. Il en aurait rapporté „la certitude que la science générale était encore dans l'enfance dans ce pays, puisqu'elle y est encore fondée sur des principes mystiques“. Mais il en aurait aussi „conçu de l'espérance pour les progrès de la science générale [soit de la philosophie] en voyant la nation allemande tout entière passionnée dans cette orientation scientifique“<sup>8</sup>. Désormais, pour lui, la ligne de partage passe entre la „secte allemande“ et la „secte anglo-française“. Vous avez raison, dit-il aux Allemands, de prétendre „que c'est seulement sous son rapport philosophique que la science est directement utile à la société“. La part faite à la stratégie, n'exagérons pourtant pas la portée de ce qui est aussi une simple tactique en supputant des connaissances approfondies: il n'en existe pas la moindre indication vérifiable. De plus, aux yeux de Saint-Simon, la voie allemande est une impasse. Alors que, écrit-il en 1815, „l'Angleterre et la

<sup>6</sup> Fonds d'Eichthal de l'Arsenal, Ms. 14408/10.

<sup>7</sup> Même référence que *supra* n. 4.

<sup>8</sup> Saint-Simon : *Histoire de ma vie* (1808), dans *Œuvres*. Paris, Anthropos 1966, t. 1, p. 70.

France se sont élevées [i. e. par la pensée] et ont élevé leurs gouvernements jusqu'à elles“, „l'Allemagne s'est élancée hors de son état social, et l'a laissé au-dessous d'elle“<sup>9</sup>. Or c'est déjà ce constat d'une sorte de chiasme paradoxal entre les situations philosophiques et politiques respectives de la France et de l'Allemagne qui l'avait amené à prendre ses distances avec Villers, l'introducteur de Kant en France, et à critiquer son penchant pour le luthéranisme.<sup>10</sup> Même attirance et même condescendance marquent son testament spirituel, le *Nouveau Christianisme* (1825), dont on peut néanmoins se demander s'il n'est pas inspiré par un vif désir inavoué de répéter l'opération de refondation évangélique réussie par le réformateur allemand.

C'est à partir de ces positions ambiguës qu'Auguste Comte et Gustave d'Eichthal s'efforcent de gagner l'Allemagne à la „philosophie positive“ et d'en détourner de l'eau pour leur moulin. La situation du premier à cette date est bien connue grâce aux travaux d'Henri Gouhier. Mais il faut tirer de l'ombre le second, alors seul et unique disciple de Comte, mais bientôt l'un des dirigeants du saint-simonisme, et premier lien en date du mouvement avec l'Allemagne.<sup>11</sup> Son rôle met en évidence la fonction de relais culturel exercée par le milieu juif franco-allemand auquel il appartient. C'est à son hôte à Berlin qu'Eichthal se dit redevable de son initiation: Abraham Mendelssohn, un ami de sa famille, le père du compositeur Félix Mendelssohn et le fils de Moses Mendelssohn, ce grand réformateur du judaïsme et un intime de Lessing.<sup>12</sup> Et c'est à Comte qu'il confie la primeur de ses informations, dans une série de lettres échelonnées de mars 1824 à janvier 1825.<sup>13</sup> Le destinataire de ces rapports veut être renseigné „surtout sur les penseurs les plus rapprochés de [sa] tendance“. Averti par on ne sait quel canal de la subdivision selon lui méconnue de l'École allemande „en École métaphysique et École historique“, Comte estime que c'est la seconde fraction, où il nomme Herder, Buchholz, Heeren, Savigny et Meyer, qui pourra lui fournir

<sup>9</sup> *Travail sur la gravitation* (1813), *ibid.*, t. V, p. 299-300, et *Réorganisation de la société européenne* (1814), *ibid.*, t. I, p. 241.

<sup>10</sup> *Introduction aux travaux scientifiques du 19<sup>e</sup> siècle* (1808), *ibid.*, t. VI, p. 205, n. 1.

<sup>11</sup> Voir *supra* n. 4.

<sup>12</sup> Voir Barrie M. Ratcliffe, „Saint-Simonism and Messianism: The Case of Gustave d'Eichthal“, *French Historical Studies*, t. 9, 3, 1976, p. 484-502.

<sup>13</sup> Lettres publiées dans la *Revue occidentale*, 1896, p. 186-276, 345, 388. Larges extraits dans les Notes de la *Correspondance générale et Confessions* d'Auguste Comte. Paris, Mouton 1973, t. I (désormais cité comme *Corr. générale*).

„l'appui le plus fort, sinon le plus immédiat“. Aussi presse-t-il son correspondant de lui apporter confirmation de cette intéressante dualité<sup>14</sup>, si analogue à la discussion sans cesse renaissante en France des matérialistes et des spiritualistes. Telle est de fait la ligne adoptée par Eichthal au début de son exploration. Luden, le préfacier des *Idées sur une histoire philosophique du genre humain*, ne note-t-il pas, relève Eichthal, que chez Herder „l'Esprit n'est point présupposé, mais [...] semble se produire d'abord par l'organisation de la Matière“? Quant à Buchholz, „on peut dire qu'il a tout le système positif dans la tête; mais il n'y est pas seul [...] la métaphysique coexiste“<sup>15</sup>. En fait, l'élève de Comte se concentre vite sur Kant et sur Hegel, quitte à tâcher de convaincre son maître „que l'école historique dérive de Kant tout aussi bien que l'autre“. Quant à celle-ci – l'école philosophique –, son „vrai fondateur“ ne serait autre que... Rousseau: „C'est le seul de nos philosophes dont les Allemands tiennent encore compte, et c'est une chose très connue que c'est Rousseau qui a développé Kant.“ De plus, le sage de Königsberg „est infiniment moins métaphysicien dans ses œuvres détachées que dans ses grands ouvrages“<sup>16</sup>. Eichthal traduit donc l'*Idée d'une histoire universelle du point de vue cosmopolitique*. Et Comte convient que l'auteur est „le métaphysicien le plus rapproché de la philosophie positive“, ajoutant que si Condorcet, sa suprême référence, „avait eu connaissance de cet écrit, ce qu'il ne croi[t] pas, il lui resterait bien peu de mérite“<sup>17</sup>.

C'est à propos de Hegel que le décalage entre les deux hommes se fait le plus sensible. Eichthal travaille à persuader Comte de l'identité de sa philosophie de l'Histoire avec celle du penseur allemand dans les „résultats“ sinon dans les principes, c'est-à-dire dans leur commune hostilité aux libéraux et aux apologistes du sentiment.<sup>18</sup> S'ensuivent quelques contacts personnels, plus diplomatiques qu'intellectuels, de juin à novembre 1824. Hegel lit l'essai de Comte, en apprécie la partie théorique, et reconnaît aux „Français en général [...] un coup d'œil pénétrant dans le présent des choses, faculté tout à fait étrangère aux Allemands“. Mais il prouve derechef sa dernière assertion en déclinant les offres transmises. Il aurait en effet déclaré, rapporte l'intermédiaire, „qu'il voyait peu à

<sup>14</sup> *Corr. générale*, t. I, p. 80, 106-107.

<sup>15</sup> *Ibid.*, p. 386, 383.

<sup>16</sup> *Ibid.*, p.135, 143, 389.

<sup>17</sup> *Ibid.*, p.143.

<sup>18</sup> *Ibid.*, p.391, 393.

faire pour le côté pratique de l'entreprise; que dès qu'on passait à ce chapitre, tout devenait mesquin<sup>19</sup>. Quant au représentant de Comte, il concède à son tour à Hegel „un esprit positif dans les détails“, mais le situe bien au-dessous de Kant, et se refuse à confondre son Esprit si „singulier“ avec le concept d’„esprit humain“ tel qu’il l’a lui-même reçu de Condorcet *via* Saint-Simon.<sup>20</sup> Tout cela ne doit point faire illusion. Hégélien, Eichthal? Il a lu, sans „les comprendre totalement, faute d’être initié à la langue métaphysique“, des „esquisses de la Philosophie de l’Histoire“ disséminée par Hegel dans ses ouvrages déjà publiés. Seul commentaire: Hegel a le „mérite d’avoir senti bien mieux que Herder l’enchaînement des phénomènes“. Il signale toutefois, à propos du „docteur Gans, qui se rendra bientôt à Paris“, qu’il „a écrit une histoire du droit d’héritage en établissant sa relation à chaque époque avec l’organisation sociale d’après les principes de la philosophie de Hegel“. Encore Eichthal ne paraît-il pas être allé au-delà de „l’introduction, qui est bien“<sup>21</sup>. Il convient probablement de mettre cette information en rapport avec la théorie historique du droit de propriété développée dans *l’Exposition de la doctrine saint-simonienne* et qui en est un point fort. Mais le bilan dressé le 12 janvier 1825 est désabusé: au total, Eichthal pense n’avoir recueilli qu’un „très petit nombre de données“; il n’a pas pris goût à „une activité philosophique [...] sans aucun rapport avec la vie pratique“<sup>22</sup>. C’est constater, comme Saint-Simon, que la philosophie allemande ne peut guère *servir* aux combats politiques français.

À plus long terme, dans des notes de 1863, Eichthal consigne la „grande sensation“ produite dans le „monde saint-simonien“ par sa traduction de l’opuscule de Kant.<sup>23</sup> Ce n’est pas un hasard si, en 1825, dans *Le Producteur*, Comte est le premier, bientôt relayé par Enfantin, à user du concept d’„antagonisme“<sup>24</sup>. Il est vrai que l’origine allemande de l’idée est vite oubliée. À tel point que Buchez n’en découvre le contexte kantien qu’en 1828, au plus tôt.<sup>25</sup> Il faut se reporter à *l’Exposition* pour

<sup>19</sup> *Revue occidentale*, 1896, p.228, 257-258, 271.

<sup>20</sup> *Corr. générale*, t.I, p.144.

<sup>21</sup> *Revue occidentale*, 1896, p.228, 260.

<sup>22</sup> *Corr. générale*, p. 396.

<sup>23</sup> Fonds Eichthal de l’Arsenal, Ms. 14406/4.

<sup>24</sup> Voir éd. Bouglé et Halévy de *l’Exposition*... Paris, Marcel Rivière 1924, n. 93.

<sup>25</sup> *Introduction à la Science de l’Histoire ou science du développement de l’humanité* (1833), p. 94-98. Bien que Saint-Simon n’use pas du mot d’*antagonisme*, Buchez sup-

observer le plein effet des rapports d'Eichthal. La seconde séance nomme officiellement Kant, Herder et Lessing parmi les ancêtres de „la doctrine“. La quatrième décrit le procès contradictoire et progressif de l'Histoire sous le concept d'„antagonisme“ dans la perspective d'une „association universelle“. Mais de Hegel, point question. En revanche, l'admiration d'Eichthal pour l'*Éducation du genre humain* conduit les saint-simoniens à en publier la première traduction française, établie par Eugène Rodrigues, avec un appréciable succès.<sup>26</sup> Précisons toutefois que rien n'autorise à prêter à cet apôtre, mort à vingt-deux ans, une quelconque familiarité de pensée avec Hegel: on sait seulement qu'il a traduit en 1824, pour Comte, des passages d'un ouvrage de Buchholz envoyé par Eichthal.<sup>27</sup> Quant à ce dernier, il paraît avoir connu une longue éclipse dans son intérêt pour la philosophie allemande.<sup>28</sup>

## L'afflux des déçus de l'éclectisme

Allons un peu à cette Allemagne qui prêta sans le savoir l'autorité de son nom à cette déception métaphysique.

E. Lerminier, 1833<sup>29</sup>

Fin 1828 début 1829, quelques-uns des plus brillants fervents de Victor Cousin et de Guizot reprennent ce flambeau: Jules Lechevalier, Eugène Lerminier, Henri Lagarmitte. Comme leur ardeur ne pouvait se satisfaire de la modération de leurs aînés, ils cherchent chez les maîtres allemands de leurs maîtres français une vigueur originelle, avant que de reconnaître dans le saint-simonisme la synthèse radicale propre à combler leurs aspirations.

---

pose qu'il a lu une traduction de Kant parue dans *Le Conservateur* en 1801. Le concept et le mot ont fait florès chez Proudhon.

<sup>26</sup> Trois éditions se succédèrent.

<sup>27</sup> *Corr. générale*, t. 1, p. 96.

<sup>28</sup> Sur la rentrée tardive d'Eichthal sur la scène franco-allemande, sous le Second Empire, voir M. Espagne, „Gustave d'Eichthal et l'Allemagne. Critique biblique ou géopolitique“, dans Ph. Régner dir., *Études saint-simoniennes*. Lyon, Presses universitaires de Lyon 2001, p. 153-175.

<sup>29</sup> *De l'influence de la Philosophie du XVIII<sup>e</sup> siècle sur la législation et la sociabilité du XIX<sup>e</sup> siècle*, p. 309 (à propos, bien sûr, de l'école éclectique).

Le premier a voyagé deux ans durant en Allemagne, vers 1827-1828, avec le projet particulier de „s’assimiler Hegel“<sup>30</sup>. À son retour, il prend place dans le petit cercle des proches d’Enfantin. Ce sont ces derniers qui attestent et dénoncent cette prédilection. Ils la considèrent, en effet, non pas comme une voie de passage vers leur doctrine, mais bel et bien comme un obstacle idéologique majeur. Aussi bien Enfantin triomphe-t-il en avril 1830 en procédant, au propre et au figuré, à un renversement *positif* de Hegel qui n’est pas sans annoncer le renversement *matérialiste* plus tard opéré par Marx:

La métaphysique de Lechevalier est décidément enfoncée, nous avons l’autre jour, Bazard et moi, retourné le portrait d’Hegel qui était dans sa chambre, et écrit sur le dos

SAINT-SIMON

RELIGION

SCIENCE      INDUSTRIE.<sup>31</sup>

Mais deux mois plus tard, Eichthal, dont on peut ici mesurer l’évolution, déplore encore l’inaccomplissement de la rupture. Lechevalier, moucharde-t-il auprès d’Enfantin, viendrait de se fourvoyer dans une discussion „métaphysique“ digne de Hegel et des „sectes philosophiques“, mais non d’un apôtre brûlant de foi. L’hégélianisme, insiste-t-il, ressortit à la „critique“<sup>32</sup>. Autrement dit, il est à la fois trop métaphysique – grief repris de Comte –, et trop rationnel, trop philosophique, pas assez religieux – grief inédit, déduit de la mutation fidéiste du saint-simonisme. On se rappelle de plus par le témoignage bien connu de Gans, doublé par une archive saint-simoniennne, que Lechevalier entretint au moins jusqu’à l’automne 1830 son projet de travailler à l’importation de Hegel.<sup>33</sup>

<sup>30</sup> Fonds Enfantin, Ms. 7 804/2. Sur Lechevalier, voir Claude Pannetier dir., *Dictionnaire biographique du mouvement ouvrier, Le Maître*. Paris, Office central de documentation 1997 [CD-Rom révisé et augmenté du dictionnaire-livre connu sous le même titre].

<sup>31</sup> *Correspondance inédite d’Enfantin*, in *Œuvres de Saint-Simon et d’Enfantin*. Paris 1872, t. VII, p. 102. L’inscription citée est la formule rituelle du dogme trinitaire du saint-simonisme.

<sup>32</sup> Fonds Alfred Péreire, Bibliothèque nationale de France, Mss., N.A.fr. 24609, f° 479.

<sup>33</sup> Voir, dans les *Rückblicke auf Personen und Zustände* (Berlin, 1836, p. 94), l’évocation par Gans de son repas au „Rocher de Cancale“ avec Lechevalier et Lerminier. Un manuscrit saint-simonien date l’événement gastronomico-philosophique d’octobre 1830 (Arsenal, Fonds Enfantin, ms. 7675/4).



À lire le brillant compte rendu qu'il consacre, en 1833, dans *L'Europe littéraire*, aux *Mélanges* de Jouffroy, il se confirme enfin qu'il a utilisé son savoir hégélien et néo-hégélien pour démarquer „la doctrine“ de Saint-Simon de celle des „doctrinaires“ de la Restauration. Il y accorde certes le label germanique à Cousin, dont il détaille les emprunts à Berlin. Mais c'est pour mieux rappeler le jugement motivé de Hegel sur l'éclectisme: „philosophie tout à fait vide (*ganz leere*).“ À l'inverse, Lechevalier souligne le caractère „progressif“ de la dialectique hégélienne, dont il donne une analyse puisée à la source: „Le système qui représente la catégorie inférieure est conservé, absorbé (*aufgehoben*), assimilé et reproduit par le système supérieur, jusqu'à ce que l'esprit humain arrive à s'identifier avec la vérité absolue“<sup>34</sup>. Pour mesurer l'apport de Lechevalier, il n'est qu'à lire sa leçon publique du 20 janvier 1831. Titre: „Prolégomènes généraux.“ Sujet: la philosophie de l'Histoire. Thèse: „L'humanité, comme tout être vivant, a sa loi: Vico, Montesquieu, Kant, Lessing, Herder, Condorcet, Turgot, Hegel, l'ont cherchée, SAINT-SIMON l'a trouvée.“ Et de développer l'idée que „deux principes“, la matière et l'esprit, constituent et dirigent la vie, que ces principes ont toujours exercé leur hégémonie en opposition l'un à l'autre, et alternativement, mais que le saint-simonisme va enfin les faire accéder à un état d'harmonie définitif.<sup>35</sup> Or ce schéma ternaire et ascensionnel, qui, à la différence de l'„aplatissement“ pratiqué par Cousin<sup>36</sup>, introduit en France le ressort le plus neuf, le plus dynamique et le plus subversif de la rationalité hégélienne, constitue la trame de la philosophie de l'Histoire propagée par les saint-simoniens jusqu'à leur renoncement à des changements révolutionnaires, soit jusqu'au schisme de Bazard, en novembre 1831.

Un autre mérite de Lechevalier est d'avoir „beaucoup contribué à la venue de Lherminier [*sic*] par le lien commun de l'Allemagne“<sup>37</sup>. Mistrasbourgeois, mi-parisien, Eugène Lerminier avait rapporté d'un séjour auprès de Savigny une thèse sur le droit de propriété. Les relations de cet universitaire avec le mouvement saint-simonien sont méconnues. Il est pourtant le premier des républicains du *Globe* de Dubois à le rejoindre,

<sup>34</sup> Art. cité, oct.-nov. 1833, p. 125, 127.

<sup>35</sup> *L'Organisateur*, 2<sup>e</sup> année, n<sup>o</sup> 24, 1830, p. 189.

<sup>36</sup> Compte rendu anonyme déjà cité de l'essai de Veit, même référence que *supra* n. 4.

<sup>37</sup> Fonds Enfantin, Ms. 7 804/2 (notice sur „Jules“). Voir Richard Bonnin, *Eugène Lerminier (1803-1857, Ein Beitrag zum deutschen Kultureinfluß in Frankreich*. Frankfurt am Main, Peter Lang 1989, 420 p.

en 1830, avant même Leroux. Sa fuite précipitée dès le 13 novembre de la même année ne rompt pas les liens idéologiques. Car Lerminier ne se pose guère qu'en s'opposant à ses anciens amis – par exemple sur la question de la Propriété –, et ses idées les plus audacieuses sont aussi les leurs: l'émancipation des femmes, la nécessité d'un ressourcement en Orient, la prophétie d'"un révélateur intelligent et intelligible"<sup>38</sup>. Son *Introduction générale à l'histoire du Droit* (1829) traite en réalité de la philosophie de cette discipline, et s'appuie surtout sur les auteurs allemands. Y sont analysés les écrits et le rôle de Savigny, mais aussi ceux de Hegel et de Gans, et, avec plus d'insistance, la tradition directement issue de Kant. Lerminier néglige cependant le thème cosmopolite et pacifiste, et préfère souligner, à la suite de Cousin, que le criticisme interdit radicalement toute ontologie et toute morale. Le patronage éclectique est toutefois jeté aux orties en même temps que le costume saint-simonien dans la *Philosophie du droit* (1831). Lerminier s'y félicite d'avoir „le premier en France prononcé le nom et fait connaître quelques idées de Hegel, mais [précision perfide visant Cousin] en lui en renvoyant la gloire“. Le jeune professeur n'en attaque pas moins rudement le maître de Berlin: son système ne serait „qu'une logique hérissée de formules“, sa dialectique serait „sans bornes et sans rivages“, sa proposition sur l'identité du réel et du rationnel nierait toute liberté. En bref, le premier exposé en France du „panthéisme scolastique“ en est un éreintement. Selon Lerminier, Hegel méconnaît la force émancipatrice du spiritualisme chrétien, prêche la résignation devant „le pouvoir“, „le despotisme“, „les maux de l'humanité“, et, pour finir, „blâme jusqu'aux efforts que fait un peuple dans le cercle de la loi pour réformer sa constitution“<sup>39</sup> – autant dire qu'il aurait été un adversaire de la révolution de Juillet. C'est anticiper, au négatif, sur le discours néo-catholique et révolutionnaire des buchéziens (voir *infra*). Trouvent grâce en revanche Lessing, qui a su résumer „ce qui a été dit dans le XVII<sup>e</sup> siècle de plus profond et de plus net sur la religion et le christianisme“, Kant, qui a montré la religion „d'accord avec la raison“ en morale, et s'est intéressé à la Révolution française; le „généreux Fichte“, auteur du *Droit naturel*, qui, ayant atteint la pointe extrême de l'idéalisme – l'homme sans Dieu et sans le Monde –, est revenu au „réa-

<sup>38</sup> *Au-delà du Rhin*. Paris, 1835, t. II, p. 271-272; „De la propriété“, *Revue des deux mondes*, 2e sem. 1831, repris dans *Lettres philosophiques adressées à un Berlinois*, Paris 1832, p. 477.

<sup>39</sup> *Op. cit.*, t. I, p. XLVII, 199, 201, 204, 214 et 216.

lisme“; Schelling, enfin, qui pêche par abstraction, mais qui, d'accord avec Gœthe, a su montrer dans la poésie et le symbole les voies de la révélation divine.<sup>40</sup>

Une révision du procès de Hegel s'opère cependant dans *Au-delà du Rhin* (1835). Si le „logicien du panthéisme moderne“ (on note le changement d'épithète) est toujours accusé de n'avoir pas „senti“ que „l'idée du droit est mobile“, son œuvre n'apparaît plus comme une impasse, mais comme la synthèse de toute la philosophie passée, et le point de départ possible de „développements nouveaux et féconds“<sup>41</sup>. Ce revirement ne s'explique pas seulement par des contacts précoces avec Gans, le destinataire putatif des *Lettres philosophiques adressées à un Berlinois* (1832). Il s'inscrit dans une perspective cyclique, l'hypothèse que, „comme l'idéalisme grec a préparé le christianisme, l'idéalisme germanique prépare la religion qui succédera au christianisme“<sup>42</sup>: d'où l'importance accordée à Novalis et à Baader. Trois ans plus tôt, comme pour mettre en garde son Berlinois contre la tentation de reconnaître le saint-simonisme dans cet après-christianisme, Lermnier insistait sur sa conviction que „depuis Jésus-Christ, le panthéisme n'est plus socialement possible“, et il accablait sa foi reniée sous les reproches de „contemplation oisive“, de mépris matérialiste de la liberté et de l'individualité.<sup>43</sup> Mais qu'avait-il au juste dans sa ligne de mire? le saint-simonisme, ou la philosophie allemande? ou encore l'intérêt des hégéliens d'après Hegel pour le saint-simonisme d'après Saint-Simon? Sans doute les trois objectifs à la fois, visés en enfilade ou par ricochets. La notoriété de Lermnier, ses liens avec Leroux, le rayonnement de la *Revue des deux mondes*, dont il est devenu un rédacteur en vue, donnent en tout cas à ses positions un poids certain dans l'intelligentsia qui gravite autour du saint-simonisme dans les années 1830.

Henri Lagarmitte<sup>44</sup> est lui aussi un représentant de l'interculturalité strasbourgeoise. Initié à la jurisprudence allemande par son parent Mittermaier (un tenant de l'école historique, professeur à Heidelberg), déçu

<sup>40</sup> *Ibid.*, t. II, chap. VIII et IX, *passim*.

<sup>41</sup> *Op. cit.*, p. 105, 138, 139, 137-138.

<sup>42</sup> *Au-delà du Rhin*, *op. cit. supra* n. 33, t. 11, p. 147.

<sup>43</sup> *Revue des deux mondes*, t. VII, 1832, p. 476-477, 481.

<sup>44</sup> Sur Lagarmitte, voir Ph. Régner, „Une germanistique pré-universitaire: les premières „Revue germaniques“ (1826-1865)“, dans M. Espagne et M. Werner dir., *Les Études germaniques en France (1900-1970)*. Paris 1994 (CNRS Éditions), en part. p. 72.

par la politique de ses idoles doctrinaires, mais enthousiasmé par l'*Exposition de la doctrine saint-simonienne*, il monte à Paris en juin 1831 et prend en charge les nouvelles de l'Allemagne dans *Le Globe* à partir, au plus tard, de janvier 1832, jusqu'à la fin du journal, à la mi-avril. Pressenti pour appartenir au „corps apostolique“ de Ménilmontant, il se dérobe, puis écrit dans le journal modéré *Le Temps* et dans la *Revue encyclopédique* de Leroux, toujours sur l'Allemagne. Par ses origines, sa formation et ses projets, Lagarmitte fait figure d'un second Lerminier. La vision de la philosophie allemande qu'il exprime dans *Le Globe* ne se signale ni par l'ampleur ni par l'originalité. De Kant, il mentionne dans une note, sans plus, l'opuscule pour une „histoire universelle“. En une phase où le saint-simonisme, sous l'impulsion d'Enfantin, prône une politique de „conciliation“ non sans analogie avec le juste-milieu, Lagarmitte, jouant les éclaireurs de ce rapprochement, trouve sans doute plus actuel d'évoquer „l'illustre Hegel“ comme „l'inspirateur des principales conceptions de l'école éclectique“. Tout en faisant grief aux doctrinaires d'avoir voulu arrêter le mouvement de l'Histoire à la Charte de 1814, et de s'être ainsi malencontreusement liés au sort de la Restauration, il leur tresse, en effet, des couronnes pour avoir eu la sagesse, par rapport aux purs libéraux, de redescendre „des hauteurs nébuleuses de l'utopie sur le terrain fécond de la réalité“, suivant en cela le célèbre précepte de l'Introduction au *Naturrecht*, „*seine Zeit im Gedanken zu erfassen*“. L'école de Savigny lui paraît d'ailleurs prôner le même pragmatisme, ce que prouverait l'égal intérêt du gouvernement prussien pour les deux factions rivales.<sup>45</sup> Un doute toutefois tenaille Lagarmitte: Hegel n'aurait-il pas, „par sa fameuse devise: „tout ce qui existe est raisonnable“ [*sic*, au lieu de la traduction, sans doute plus fidèle, de *rationnel*], paralysé d'une manière mortelle le sentiment du progrès, le dévouement qui inspire les hommes à se sacrifier pour une noble cause“? n'aurait-il pas „fait fi de la liberté, de l'individualité“<sup>46</sup>? Le propos est évidemment emprunté à la topique de Lerminier. Aussi bien Lagarmitte, dans une lettre à Enfantin du 6 octobre 1831, s'ouvrait-il déjà de la perplexité où l'avait plongé l'enseignement de Lerminier quant au *socialisme* saint-simonien – le néologisme ne va pas tarder à apparaître, en mauvaise part, dans *Le Globe*.<sup>47</sup> L'impressionne, en effet, cette „observation“, selon lui empruntée à l'Allemagne,

<sup>45</sup> *Le Globe*, 29 janvier et 7 avril 1832.

<sup>46</sup> *Ibid.*, 7 avril 1832.

<sup>47</sup> *Ibid.*, 13 février 1832.

que, depuis l'origine de l'humanité, deux principes se sont disputé l'organisation sociale, le principe de la sociabilité et celui de l'individualité, qui, sous d'autres manifestations, ont produit le dualisme qu'on a remarqué entre la liberté et la fatalité, entre la volonté et l'intelligence, entre le monde subjectif et objectif [sic].<sup>48</sup>

Il n'est pas difficile de reconnaître dans cette problématique, outre Fichte vulgarisé par Cousin, le Kant de l'opuscule sur „l'Histoire universelle“ susmentionné, et sa formule de l'„*unsittliche Sittlichkeit*“. Tant il est vrai qu'en matière de logique, Lagarmitte en est encore, comme beaucoup alors, aux antinomies kantienne.

### Identité nationale et philosophie de l'identité absolue

Le temps approche où il n'y aura plus une ou plusieurs philosophies allemandes, une ou plusieurs philosophies françaises, mais où il n'y aura plus qu'une philosophie, qui sera en même temps une religion.

Pierre Leroux, 1842.

C'est à l'avenir de décider quelle tendance prévaudra, de la tendance allemande ou de la tendance française. Ce sera l'une ou l'autre, mais certainement pas toutes les deux.

Auguste Ott, 1844<sup>49</sup>

*Le Globe*, pris en main par Michel Chevalier en novembre 1830, observe un silence pesant jusqu'en mars 1831, mois à compter duquel Gœthe, Lessing, Kant et Hegel y sont fréquemment mentionnés parmi les prophètes d'une nouvelle ère religieuse. Il est tentant de rapporter cette espèce de censure à la ligne radicale suivie par Bazard et Enfantin jusqu'au début de l'hiver de 1831. Mais il faut aussi prendre en compte la défection de Lermnier. En septembre et en octobre 1830, en effet, celui-ci, pressé par les saint-simoniens de „[s']associer à leurs efforts pour travailler [lui]-même au but qu'[il] se proposait“<sup>50</sup>, donne plusieurs arti-

<sup>48</sup> Fonds Alfred Péreire, Bibliothèque nationale de France, Mss., N.A.fr. 24610, f<sup>os</sup> 57-59.

<sup>49</sup> Conclusion de l'article sur le „Cours de philosophie de Schelling“, *Revue indépendante*, mai 1842, p. 348; A. Ott, *Hegel et la philosophie allemande*. Paris 1844, p. VII.

<sup>50</sup> *Philosophie du Droit*. Paris 1831, p. XXV.

cles dans lesquels il semble adopter pour lui-même et ses amis le projet de son maître Cousin d'intégrer la philosophie allemande à une philosophie nouvelle et spécifiquement française. Se posant en médiateur entre „les successeurs de Kant“ et les adeptes de l'école historique, il propose de les prendre indistinctement „pour notre point de départ“, à nous Français, afin de „marcher à quelque chose d'indigène et de national“<sup>51</sup>. Cette tâche nationale, en vérité, sert ses ambitions, à l'intérieur, puis à l'extérieur du groupe saint-simonien. La germanophilie de Lerminier plagie le plagiat par lui dénoncé de Cousin tout en s'en distinguant. Elle s'accompagne donc d'un patriotisme agressif, d'une exaltation compensatoire du XVIII<sup>e</sup> siècle, c'est-à-dire de la philosophie au sens français du mot. C'est ainsi qu'en 1833, passé à la *Revue des deux mondes*, il y établit un parallèle inattendu entre la *Critique de la Raison pure* et le *Traité des sensations* de Condillac, expression, selon lui, d'„un idéalisme sensitif“. Il y vante aussi le panthéisme populaire de Diderot au détriment du panthéisme aristocratique de Hegel.<sup>52</sup>

L'effacement de toute polémique nationale, sinon de tout complexe de supériorité, caractérise au contraire la ligne du *Globe* enfantinien, en conformité avec la ligne pacifique promue par le Père suprême et traduite le 3 juin 1831 par Chevalier. Ce dernier reprend à son compte la division internationale du travail naguère proposée par Cousin entre France, Angleterre et Allemagne (associer les peuples, les initier à l'industrie, leur distribuer la science), et il avoue sa préférence, „au sein de l'Allemagne“, pour la Prusse. Du coup, Lagarmitte se démarque des germanistes jacobins de la *Revue des deux mondes*, notamment d'Edgar Quinet et de sa violente dénonciation de l'impérialisme prussien. Il incite, lui, les saint-simoniens à réactiver la pratique des échanges intellectuels franco-allemands en vigueur dans le *Globe* libéral – un „héritage“ qui, „depuis dix-huit mois“, „menaça[it] de tomber en déshérence“. Car ils ne risquent pas de se laisser aller comme leurs prédécesseurs à des „idées de fusion, d'abdication de l'individualité nationale“, et d'encourir, comme eux, le „reproche [...] de prétendre imposer à la France la science allemande, comme la France, sous Napoléon, aurait imposé à l'Allemagne ses codes et ses administrateurs“: ils sont les „disciples d'une doctrine sortie des entrailles

<sup>51</sup> Article sur l'*Histoire du Droit romain* de Savigny, 6 sept. 1830 (même idée le 14 oct. à propos de Ballanche).

<sup>52</sup> *De l'influence de la philosophie du XVIII<sup>e</sup> siècle sur la législation et la sociabilité du XIX<sup>e</sup> siècle*. Paris 1833, p. 97-99, 72-73.

de l'individualité française, puisqu'elle est le dernier point de la ligne droite qui a été parcourue par Descartes, Voltaire, Condorcet<sup>53</sup>. C'est en possession de ce précieux dépôt qu'ils se présentent face „aux hommes de la ligne droite allemande, de cette ligne dans laquelle ont marché Luther, Leibniz, Kant et Hegel<sup>54</sup>. Or ces deux lignes en sont, selon Lagarmitte, à un tel „point de rapprochement“ qu'il est désormais possible d'œuvrer à „la grande association“ prophétisée par Saint-Simon.<sup>55</sup> Aussi Lagarmitte s'emploie-t-il, à l'intention de ses lecteurs allemands, à contrebattre la réputation d'utopie révolutionnaire acquise par le saint-simonisme, en même temps qu'il fait miroiter à ses lecteurs français le caractère organique et religieux de la philosophie de Hegel, et s'efforce d'en compenser l'image fataliste et autoritaire, prussienne, pour dire le mot, par le tableau de l'agitation libérale en Rhénanie.<sup>54</sup> Ces analyses ne sont cependant guère suivies. Son expédition d'Égypte marque, en effet, pour Enfantin, un retour à des préoccupations essentiellement industrialistes. Ni le contenu de l'essai de Heine sur l'Allemagne, ni la flatteuse et fameuse dédicace qui lui en est faite, ne le convainquent de relancer l'alliance intellectuelle franco-allemande. Bien au contraire. Dans sa réponse à Heine, il déclare que „tous les grands noms philosophiques de l'Allemagne“ sont désormais à ses yeux „du passé [...], une histoire“. Il exprime, en conséquence, le vœu que Heine abandonne le terrain philosophique pour étudier „la situation politique, morale, artistique et industrielle de l'Allemagne“, et travailler à rapprocher les jeunes générations des deux pays sur ces terrains-là. Enfantin, en d'autres termes, recommande, contrairement à Heine, que l'on cesse de „montrer [...] la communion de doctrines du nord de l'Allemagne avec la France“, et de „faire sentir [...] la communauté d'intérêts des États du Rhin et de la France“. Et il préconise à l'inverse de se tourner vers... l'Autriche, en tant qu'elle représente l'„âme“ et la tradition germaniques.<sup>55</sup>

Lechevalier lui-même pousse la mauvaise foi, en 1832, jusqu'à prétendre n'avoir jamais nourri d'illusions sur la philosophie allemande. Dans *Le Phalanstère*, il déclare s'être rendu en Allemagne „pour vérifier“, „malgré la trop grande importance attachée par l'éclectisme aux travaux des Allemands“, „que le véritable mouvement des idées était en France et s'opérerait en continuant, à un point de vue plus élevé et en ordre in-

<sup>53</sup> *Le Globe*, 16 janvier 1832.

<sup>54</sup> *Ibid.*, 7 avril 1832.

<sup>55</sup> Heine, *De l'Allemagne*, Paris, Charles Duguet, s. d., p. 5, 6-7, 11-13.

verse, les travaux du XVIII<sup>e</sup> siècle“. S’il y a bien outre-Rhin „d’immenses matériaux accumulés“, le „principe“ d’organisation manque absolument, et la Révolution française a creusé un écart décisif.<sup>56</sup> Au surplus, Lechevalier suggère *a contrario* l’allogénéité et la nature éclectique du saint-simoniisme en se vantant d’avoir „le premier [...] parmi les saint-simoniens“ perçu le „caractère autochtone, homogène, sans alliage“ de la doctrine de Fourier, comparée à „l’espèce de doctrine d’alluvion“, à „la vraie tentative de syncrétisme de notre siècle“ qu’est, selon lui, la doctrine „agglutinée et agglomérée sous le nom de Saint-Simon“<sup>57</sup>.

Tout aussi ambivalent est le jeu de Pierre Leroux. Il faut remarquer que ses positions des années 1840, dans une conjoncture marquée par l’activité des jeunes-hégéliens et les coquetteries de Proudhon avec Marx, ont été préparées par les efforts déployés par Ahrens dans la *Revue encyclopédique*, dix ans plus tôt, pour montrer qu’entre Hegel et Schelling, il y a Krause, soit un panthéisme qui ferait place à l’idée de personnalité de Dieu et pourrait bien par ce biais être la chance qu’aurait „l’école de Berlin“, selon Leroux, de ne pas s’enfermer finalement dans le „doctrinarisme prussien“<sup>58</sup>. C’est avec la mémoire de cette troisième voie plus acceptable dans le contexte français que Leroux prend position, en vérité, bien plus qu’il ne témoigne, lorsque, explicitant tardivement les allusions de Lechevalier, il s’avise de rééditer contre Enfantin la manœuvre de Lerminier contre Cousin : dénonciation d’un plagiat de Hegel, imputation à l’influence prussienne d’un inflexible conservateur, puis récupération à son profit du label germanique. Cette dernière opération se décompose elle-même en trois temps. Leroux, pour commencer, applique à Hegel le topos créé par les saint-simoniens pour le XVIII<sup>e</sup> siècle, estimant que, „comme la philosophie de Voltaire“, sa métaphysique est une „critique“, contenant donc, sous forme négative, „une portion de vérité“. Second temps : il assure que la „moralité“ de son œuvre serait réductible à „l’esprit qui anima Condorcet et Saint-Simon“. Mieux, „la philosophie de Schelling et de Hegel“, ne serait rien de plus que „l’analyse de la philosophie française et contemporaine“ – entendons ce que Leroux lui-même extrapole du XVIII<sup>e</sup> siècle et de naturalistes comme

<sup>56</sup> *Le Phalanstère*, 26 juillet 1832.

<sup>57</sup> Même référence que *supra* n. 33.

<sup>58</sup> Ahrens, dans la *Revue encyclopédique*, 1831, t. LII, p. 686 et suiv., 1832, t. LIV, p. 134 et suiv., et Leroux, *ibid.*, 1833, t. LVIII, note 1 p. 381.



Geoffroy Saint-Hilaire.<sup>59</sup> Par ses manipulations herméneutiques, Leroux cherche trop évidemment à donner à son système une légitimité nationale et révolutionnaire tout en s'ouvrant la possibilité de faire à son tour, mais en grand et publiquement, ce qui a si bien réussi à Cousin et à Enfantin: un croisement culturel. D'une rencontre intellectuelle entre France et Allemagne, il attend la base de la „Nouvelle Alliance de l'Humanité“. Aussi voit-il une chance providentielle dans le retour de Schelling, remonté sur la scène philosophique pour réfuter Hegel, se démarquer de l'athéisme jeune-hégélien et, du même coup, croit-il comprendre, enterrer ce panthéisme berlinois qui serait la clé de voûte du dogme enfantinien de la „loi vivante“, c'est-à-dire de la concentration de tous les pouvoirs entre les mains d'un Père suprême, à l'image de l'incarnation de l'infini dans le fini. Pour Leroux, en somme, „Schelling croit à un nouveau christianisme“<sup>60</sup>. Le mot est lâché: le patriarche de la philosophie allemande est un saint-simonien, ou un leroussien, qui s'ignore. Ce „syncrétisme“ déclaré ressemble fort au saint-simonisme tel que le rêvait Lerminier en 1830, tel que le décrivait Lechevalier en 1831, et tel enfin, si on excepte l'ingrédient fouriériste, qu'en 1846, l'analyse Leroux lui-même, mimant la dialectique germanique: un „syncrétisme“ réunissant „les idées saines de Saint-Simon et les idées malsaines de Fourier, au moyen d'un troisième terme, la métaphysique à moitié vraie, à moitié fausse de Hegel“<sup>61</sup>.

Il n'est qu'une exception à cette germanophilie équivoque, si prégnante et au fond honteuse. Ce sont Buchez et les buchéziens, pour qui l'individualisme protestant ne saurait se concilier avec le „point de vue social“, car catholique, des Français. Pour eux, comme l'assure, à propos de Hegel en particulier, le porte-parole du groupe en ce domaine, Ott, le „panthéisme“ débouche sur le fatalisme, et, partant, sur le conservatisme.<sup>62</sup> Comme tel, il est à rejeter sans discussion. Mais il est clair que cette opinion tranchée ramène en arrière, sur un terrain confessionnel dont aurait sans doute tort d'oublier la permanence, les efforts des uns et des autres pour entrer en dialogue avec l'Allemagne.

---

<sup>59</sup> *Revue indépendante*, t. III, 1842, p. 324-325.

<sup>60</sup> *Ibid.*, p. 21 et 334. Allusion codée, bien sûr, au titre du dernier ouvrage de Saint-Simon.

<sup>61</sup> *Revue sociale*, 1846, p. 145.

<sup>62</sup> A. Ott, *op. cit.*, p. VII et *passim* (cf. son article contre les germanismes philosophiques de Proudhon, *Revue nationale*, juin 1847).

On mesure, au terme de l'examen, combien la réception saint-simonienne de la philosophie allemande s'opère non seulement en fonction d'un rendement théorique escompté, mais aussi, dans la compétition ouverte en France après la révolution de 1830 pour refonder tout ensemble la philosophie et la religion, en fonction du rendement symbolique attendu d'une participation au fonds d'idées le plus riche et le plus prestigieux du continent.

Or s'interpose le précédent de Victor Cousin, passé en peu de temps, *via* Berlin et Hegel, d'un libéralisme d'opposition sous la Restauration au service d'un libéralisme bourgeois sous la monarchie de Juillet. L'expérience, sévèrement jugée à gauche, pèse d'un poids déterminant aussi bien sur la compréhension proprement philosophique de l'idéalisme hégélien par les Français que sur sa valeur symbolique dans le champ politique. C'est ainsi qu'après une courte période créatrice où la référence à Hegel fait partie intégrante de l'horizon du *progrès* et produit des mutations rationnelles dont témoigne l'*Exposition de la doctrine de Saint-Simon*, les polémiques internes au saint-simonisme, calquées sur le combat idéologique mené à l'extérieur contre Cousin, finissent par brouiller la représentation d'une philosophie secrètement subversive que Gans était parvenu à accréditer à Paris. Ni la fuite en avant d'Enfantin vers une utopie socialiste d'allure théocratique, ni le ralliement de Lerminier au camp gouvernemental ne sont susceptibles de corriger le ressentiment contre Hegel conçu par ceux qui persistent à faire de la philosophie française critique et militante du XVIII<sup>e</sup> siècle le modèle de la philosophie européenne à fonder pour le XIX<sup>e</sup> siècle. Sans négliger la querelle territoriale récurrente autour de la rive gauche du Rhin, ainsi s'explique dans le champ intellectuel, avec les réminiscences de la théologie catholique et l'écho donné par réaction à Krause et au second Schelling, le fait que la constellation saint-simonienne se soit globalement figée dans une certaine méfiance à l'encontre de la Jeune Allemagne.

En somme, la proposition d'alliance avancée par Ruge et Marx dans les années 1840 paraît avoir été à la fois préparée et faussée par l'échec de l'alliance un temps acceptée et pratiquée par le saint-simonisme dans les années 1830.

II.  
Weitere Beiträge



Bernd Füllner (Düsseldorf)

Mund: *gewöhnlich*, Gesichtsfarbe: *gesund*. –  
Zwei Reisepässe Georg Weerths in Moskau

Bei einer Durchsicht der Bestände des Georg-Weerth-Nachlasses im Russischen Staatlichen Archiv für Sozial- und Politikgeschichte, Moskau (RGA)<sup>1</sup> fanden sich im Dezember vergangenen Jahres zwei Reisepässe, ein Heft mit 24 Visastempeln sowie eine Pass-Schatulle.<sup>2</sup>

Damals wie heute benötigte man für Auslandsreisen von den jeweiligen Staatsregierungen ausgestellte Ausweispapiere. So war es für den Schriftsteller, Journalisten und weitgereisten Kaufmann Georg Weerth (1822-1856) unabdingbar, für seine zahlreichen Geschäftsreisen durch Deutschland und Europa gültige Pässe zu besitzen, die zwischendurch – etwa alle drei Jahre – immer wieder im Herkunftsland verlängert werden mußten. Reichte für die Europareisen durch England, Frankreich, Belgien und die Niederlande ein einfacher von der fürstlich lippischen Regierung ausgestellter Reisepass aus, so empfahl der spanische Gesandte in London im September 1852 Weerth dringend, sich für seine geplante Überseereise zur Westindischen Inselgruppe, nach Süd- und Mittelamerika und Mexiko einen Pass zu besorgen, dem zumindest auch eine beglaubigte französische Übersetzung beigelegt ist. In einem Brief vom 12. Oktober 1852 aus Bradford berichtet Weerth seiner Mutter von den Vorbereitungen zu seiner ersten Überseereise, die ihn zwischen dem 2. Dezember 1852 und dem 15. Juni 1855 nach St. Thomas, Puerto Rico,

---

<sup>1</sup> Fond 171. Im RGA befinden sich die Bestände des ehemaligen Marx-Engels-Instituts, Moskau. Für die vielfältige Hilfe bei der Einsichtnahme des Nachlasses und die freundliche Aufnahme sei ganz herzlich Frau Dr. Galina Golovina (RGA) gedankt.

<sup>2</sup> Rolf Hecker wies in einer Anmerkung seines Beitrags über den Moskauer Nachlass von Georg Weerth darauf hin, dass sich Weerths Pässe im Nachlass befunden haben. Ein Notizblock mit Aufzeichnungen aus dem Jahr 1851 und Karikaturen mit Randnotizen Weerths, die sich ursprünglich im Detmolder Familiennachlass befanden, müssen dagegen als verschollen gelten (vgl. Rolf Hecker: Neues über die Überlieferungsgeschichte des Nachlasses von Georg Weerth. In: Grabbe Jahrbuch. 17/18. 1998/99, S. 256-264, hier S. 259f. und S. 264).

zur Dominikanischen Republik, nach Cuba, Venezuela, Guayana, Angostura, Kolumbien, Mexiko und Panama führte:

Ich schrieb Dir zuletzt gleich nach meiner Ankunft in London, wo ich ca. 2 Wochen blieb und genug mit meinen Empfehlungsbriefen, mit meinem Paß usw. zu tun hatte.

Der spanische Gesandte, der mir das Visum für Puerto Rico geben sollte, riet mir nämlich, lieber einen Paß zu nehmen, der wenigstens mit französischen Buchstaben geschrieben sei, weil ich sonst viel Schererei haben würde. Ich fragte daher Mr. Klingemann [...] um Rat, und K. adressierte mich an die preußische Gesandtschaft, wo mein vaterländisches Dokument gegen ein französisch und deutsch ausgefertigtes Ungeheuer ausgetauscht wurde. Ich erhielt dann die Visas von den Spaniern, Mexikanern und Brasilianern und war froh, als ich endlich mit allen diesen Formalitäten fertig war (SB II, S. 693f.).

Um zusätzlich zu seinem im Sommer 1852 verlängerten Pass einen zweisprachigen Pass zu erlangen, befolgte Weerth den Rat Klingemanns und wandte sich an Christian Carl Josias Bunsen (1791-1860), den Preußischen Gesandten in London, der ihm am 23. September 1852 den erforderlichen Pass mit französischer Übersetzung ausfertigte. Der dabei verwendete Vordruck, ein auf dünne Leinwand aufgezogener Foliobogen, hat in der Tat ungewöhnliche Ausmaße (47 x 37,5 cm), zumal wenn man bedenkt, dass es sich hierbei um ein „vaterländisches Dokument“ handelt, das der Reisende immer mit sich zu führen hat. Der Pass hat die Nummer 72 und ist drei Jahre, also bis zum Herbst 1855, gültig. Mehrfach zusammengefaltet hat Weerth ihn in einer speziellen Schatulle aus blauem Leder mit goldener Namensprägung<sup>3</sup> bei seinen Reisen immer bei sich getragen. Mit diesem Pass werden „Sämtliche Civil und Militär-Behörden“ ersucht, den Kaufmann Georg Weerth,

welcher seinen letzten Wohnsitz in London gehabt hat, und durch England nach West-Indien, Mexico und Brasilien gehet, frei und ungehindert reisen, ihm nöthigen Falls jeden möglichen Schutz angedeihen zu lassen. Der gegenwärtige Paß muß aber nicht bloß von der ersten Königlich Preußischen Paß-Polizei-Behörde an der Grenze, sondern auch ohne Unterschied zwischen Stadt und dem platten Land, von der Paß-Polizei-Behörde

<sup>3</sup> Hergestellt bei J. Lex 440. West Strand London.

eines jeden Ortes an welchem der Inhaber länger als 24 Stunden sich aufhält, visirt und ihr zu dem Ende vorgelegt werden.

Gegeben London den 23. September 1800 und zwei und fünfzig

Gültig für drei Jahre

In der französischen Version gibt es einige kleine Abweichungen bzw. Präzisierungen.<sup>4</sup> Daß Weerth mit einem in London ausgestellten Pass natürlich durch England reisen muß, wird hier nicht gesondert erwähnt, das Reiseziel jedoch wird anders umrissen: „à St. Thomas, Havana, Puertorique, Mexique et en Brésil.“ Der Pass enthält eine genaue „Bezeichnung des Paß-Inhabers“, der in der Form stark an einen polizeilichen Steckbrief erinnert, nach dieser „Bezeichnung“ war Weerth mit „6 Fuß 2 Zoll“ („6 pieds 2 pucés“; d.h. etwa 1,92 m) ausgesprochen groß. Auf der Vorderseite befinden sich zwei Visastempel der französischen und belgischen Gesandtschaft in London vom 30. Juli 1855 für eine Reise in die entsprechenden Länder, die Weerth im Oktober gemeinsam mit seinem Bruder unternahm. Die Reise dauerte schließlich zwei Wochen und hatte einen Besuch der Pariser Weltausstellung zum Ziel. Auf der Rückseite des Passes befinden sich die von Weerth bereits in London eingeholten Visen der Gesandten von Cuba und Puerto Rico vom 24. September 1852 und des Botschafter von Venezuela vom 28. September 1852. Um eine verlässliche Möglichkeit zu eröffnen, den Pass auch in den weiteren bereisten Ländern visitieren zu lassen, war an die Rückseite zusätzlich ein kleines Visaheft (78 x 118 mm) geklebt. Die Titelseite dieses Hefts enthält das ebenfalls schon in London ausgestellte Visum des brasilianischen Gesandten vom 24. September 1852. Die folgenden Seiten dokumentieren mit 23 weiteren Visen ausführlich die beiden Überseereisen der Jahre 1853-1856 bis zum letzten Visum vom 9. Juli 1856, Weerth hat also möglicherweise für seine zweite Reise den bereits ungültigen Pass weiter benutzt, zumindest aber das Visaheft.

Dies war jedoch nur deshalb möglich, weil er im Herbst 1855 einen aktuell gültigen ‚Heimatpass‘ der fürstlich-lippischen Regierung besaß. Auch dieser Pass ist im Moskauer Weerth-Nachlass erhalten, er wurde am 25. September 1855 für den in der Residenzstadt Detmold gebürtigen „Kaufmann Georg Weerth“ ausgestellt, ist versehen mit der Nummer 28

---

<sup>4</sup> Am Ende des Dokuments wird die wehrhafte Unterstützung des Reisenden noch einmal hervorgehoben: „En foi de quoi Nous avons signé le présent passeport, valable pour la durée de trois ans et l'avons muni de Nos armes.“

und drei Jahre gültig.<sup>5</sup> Ähnlich wie der zweisprachige Pass der preußischen Gesandtschaft in London enthält der für Auslandsreisen vorgesehene Detmolder Pass die Angabe der geplanten Reiseziele. Auch hier werden alle „Civil- und Militair-Behörden“ ersucht, den Kaufmann Georg Weerth „durch Deutschland, Frankreich und England nach Westindien und Mexiko frei und ungehindert reisen, und zurückreisen“ zu lassen und ihm „auch nöthigenfalls jeden Schutz zu gewähren.“ Er ist zugleich Weerth letzter Ausweis, er benutzte ihn für seine zweite Überseereise, die er am 17. November 1855 begann, und die ihn nach St. Thomas, in die Dominikanische Republik, nach Haïti, Puerto Rico, Venezuela, Trinidad und schließlich nach Havanna auf Cuba führte, wo er am 30. Juli 1856 an Malaria starb.

---

<sup>5</sup> Seit 1843 finden sich in Weerths Briefen in dreijährigem Abstand immer wieder Bitten an die Familie in Detmold, ihm doch ja seinen Pass verlängern zu lassen. Aus einem Briefe an die Mutter vom 23. März 1846 geht hervor, daß es für Auslandsreisen wohl besser war, zwei Ausweise, einen sog. „Heimatschein“ und einen Pass für das jeweilige Ausland, vorweisen zu können: „Einliegend findest Du einen Brief an Herrn Runnenberg, in dem ich um einen Paß ersuche. Ich erhalte zwar auch einen englischen Paß – es ist aber besser, daß man auch einen Heimat-Schein hat, da man in Frankreich und Belgien mit dergleichen Sachen streng ist“ (Georg Weerth: Sämtliche Briefe. Hrsg. von Jürgen-Wolfgang Goette unter Mitwirkung von Jan Gielkens. Frankfurt a.M./ New York 1989, Bd. I, S. 355f.).





Abbildung: Reisepass der fürstlich-lippischen Regierung vom 25. September 1855 (Original RGA Moskau)



### III. Rezensionen



Maria Porrmann (Köln)

## Uraufführung von Grabbes *Cid* als Stegreifoper aus der Jukebox

Nebst vorläufigen Anmerkungen zu virtuellen *Cid*-Aufführungen

Absurd war es ja schon: Um sich dorthin versetzen zu lassen, wo sich Grabbe in seinen letzten Lebensjahren am liebsten befand, in eine imaginäre Detmolder Kneipe, wo er mit den zufälligen Mitzechern den *Cid* spielt, dazu musste man im Sommer 2002 nicht nach Detmold reisen, sondern in die bayerische Provinz. Und nach kurzweiligen 75 Minuten musste man sich als Grabbe-erfahrene Zuschauerin fragen, wieso diese von den Herausgebern und Grabbephilologen halbwegs totgeschwiegene „große Oper in 2 – 5 Akten“ seit 1835 ihrer Uraufführung harrete, als unaufführbar galt und zudem als unkomponierbar, was Michael Röhrls Musik aus der Jukebox widerlegte. Die Texteinrichtung Peter Kleinschmidts und die wie aus dem Stegreif leicht-sinnig, wie improvisiert ausgestattete und gespielte Inszenierung (Regie: Peter und Wiebke Kleinschmidt) bestätigten: Natürlich ist *Der Cid* aufführbar. Aber vielleicht auch nur so, als beim Wort genommener Grabbe.

Doch eins nach dem anderen. Stimmt überhaupt die nie ernsthaft in Frage gestellte Hypothese – sofern man über den *Cid* überhaupt ernsthaft reden und forschen kann – Norbert Burgmüller habe die Komposition nie begonnen und weder Schaf noch Elefantenrüssel noch die zu Pferden mutierten Statisten hätten je das Licht der Bühne gesehen? Seit den erst 2001 veröffentlichten Archivfunden durch Klaus Zehnder-Tischendorf (*Grabbe-Jahrbuch 2000/2001*, S. 140ff.) anlässlich seiner Recherchen zu Norberts ebenfalls komponierendem Bruder Friedrich Burgmüller in Paris wissen wir: Es hat beides gegeben, die Komposition und die Uraufführung zum Karneval, genauer am 26. Februar 1836. Friedrich Burgmüllers von Zehnder-Tischendorf nun publizierte Erinnerungen an den Eklat, der zum Abbruch der Aufführung führte, finden sich in der Mappe „Norberts grosse Oper/ Düsseldorf 1835 und 1836“. Hier bestätigt sich, dass es sich beim *Cid* tatsächlich um eine Zusammenarbeit der beiden Künstler handelte, entstanden „in der Schenke beim Stang“. Libretto und Komposition entstanden also parallel. Bei der Ur-

aufführung selbst, musikalisch ambitioniert mit zwei Orchestern, einem von Burgmüller geleiteten und einem von Rietz geleiteten „verborgenen“, der Komponist nannte es ein „entferntes“ Orchester, geriet das vor allem an Burgmüller interessierte prominente Publikum, darunter auch Grabbe und seine Clique aus dem „Drachenfels“, bald in Unruhe, weil „die große Menge des Publikums [...] schon bald den Faden“ verlor. „Nach zunächst vereinzelt Rufen der Missbilligung“ verließ als erster Louis Spohr, der Kompositionslehrer Burgmüllers, während der „Schaf-Szene“ den Saal. Die zunehmende Unruhe der Zuschauer irritierte die Musiker und führte zu Unstimmigkeiten, so dass die beiden Orchester nicht mehr wie vorgesehen im Wechsel, sondern gegeneinander spielten, und das auch noch falsch. Friedrich Burgmüllers Einschätzung des als störend und provozierend charakterisierten Verhaltens Grabbes und seiner Kumpane im weiteren Verlauf der aus den Fugen geratenden Aufführung weist freilich darauf hin, dass Friedrich Burgmüller Grabbes und Norberts Textbuch doch nur oberflächlich gelesen haben kann. Denn eines zeigt die missbilligende Beschreibung des Agierens Grabbes eindeutig: Vom Parkett aus spielte dieser – dem Textbuch entsprechend – die Rolle des störenden Publikums, des „vielköpfigen Mannweibs“, und die des Inspizienten, der zu Chimenes Regenbogen das begleitende Gewitter vergessen hat, „um mit ohrenbetäubendem Geschrei, und unter Abbrennen von Feuerwerk sowie dem Betätigen von unklaren Geräuscherzeugern das charivari auf die Spitze zu treiben“. Mit anderen Worten: Diese Aufführung entsprach dem avantgardistisch auf Interaktion zielenden Text und war in damals noch nicht bekanntem Maße werktreu inszeniert. Kein Wunder also, dass die meisten der nur Gewohntes gewohnten Zuschauer das Ganze als „Durchfall“, ja als „Fiasko“ erlebten. Eine Auffassung, die sich später, so Friedrich Burgmüller, auch Norbert Burgmüller zu eigen machte und ihn dazu veranlasste, die Partitur zu vernichten. Der frühe, überraschende Tod Norberts, der vielleicht ursächlich mit diesem Skandal zu tun haben mag, bewog die um Pietät und Nachruhm des Musikers besorgten Zeugen, Stillschweigen zu vereinbaren. Es zeugt für die Freundschaft von Dichter und Komponist, dass sogar der nicht gerade für Diskretion bekannte Grabbe sich an diese Vereinbarung hielt. Und letztlich auch Zehnder-Tischendorf, indem er zwar Friedrich Burgmüllers Erinnerungen veröffentlichte, nicht aber das verschwiegene Pariser Archiv nennt, in dem er die Akte – angeblich – gefunden hat. Mit anderen Worten: eine höchst

vergnüglich zu lesende Parodie auf eine Aufführung von 1836, wie sie so hätte stattfinden können.

Da also die Uraufführung des *Cid* auch 2001 noch immer ausstand, schrieb die Grabbe-Gesellschaft anlässlich des 200. Geburtstags Grabbes einen *Cid*-Kompositions-Wettbewerb aus, auf dass der Text zu dem werde, was er vorgibt zu sein: das Libretto für eine Oper. Den ersten Preis teilten sich letztlich zwei Opernkompositionen, und zwar die von Jens-Uwe Günther, Kapellmeister des Schauspiels Leipzig, und die Oper *Rodrigo – Der Cid* von Charles Robin Broad aus Saarbrücken. Über beide Konzeptionen lassen sich keine Informationen der Detmolder Presse entnehmen, die statt dessen nur über den Ablauf der Preisverleihungsfeier berichtet, zu der anscheinend musikalische Kostproben der Kompositionen von Günther und Broad nicht gehörten. Über Charles Robin Broad's Oper und seine Konzeption sind dagegen Hinweise einer Kritik der *Saarbrücker Zeitung* vom 14.01.02 zu entnehmen. Demnach hat Broad beim „sperrigen“ Text „mancherlei Straffungen und Reduzierungen – allein schon wegen der übertrieben vielen Gesangspartien“ vorgenommen (eine für einen Opernkomponisten erstaunliche Charakterisierung!). „Ich habe das so umgeschrieben“, so Broad, „dass es nicht eine Aufführung, sondern eine Generalprobe in unserer Zeit ist – allerdings drei verschiedene Epochen einbeziehend: die Zeit von Grabbe, die Zeit der spanischen Renaissance und unsere Zeit“. Die Musik als anachronistischer Stilmix, Gregorianik mit Jazzelementen z.B. für einen „zahlreichen“ Chor im „modernen Jeans-Outfit“ und „Elvis-Klone“, mit Burgmüller in „Biedermeier-Montur“ als Dirigent und Grabbe als Librettist und Regisseur, der seine originalen Regieanweisungen erteilt. Ob eine Aufführung tatsächlich die von Broad intendierte „Gaudi“ brächte, ob es Sinn macht, Grabbes Text zusätzlich zu ironisieren und „Grabbes Witz musikalisch die Krone auf[zusetzen]“, dazu bedürfte es eben dieser Aufführung. Daher ist es unerklärlich, dass bei der Ausschreibung versäumt wurde, den Preis definitiv davon abhängig zu machen, dass der Musik das „Stück“, dem „die Handlung fehlt“ als im Wesentlichen nicht zu veränderndes Libretto zugrunde liegen müsse und dass die längst überfällige Uraufführung der eigentliche dem *Cid* gemäße Preis wäre. Dem war aber nicht so, wie eine Nachfrage beim nächstliegenden, dem Detmolder Theater, ergab. Eine Aufführung ist zumindest dort nicht geplant. Müsste, wäre – es konnte und sollte nicht sein, dass ausgerechnet Detmold, das sich unablässig seines großen Sohnes

rühmt, zur Uraufführungsstätte dieses absurden Theater- und Opernsportes berufen war.

Statt in der provinziellsten aller Metropolen ging, wie gesagt, *Der Cid* am 19. Juli 2002 erstmals in bayerischer Provinz nahe der Metropole München in einem ehemaligen Schweinestall über die Bretter bzw. die zur Minibühne aufgebauten Europaletten, gestiftet von der Fa. Wolfbauer in Isen. (Das Programmheft nennt auch die Gasthöfe, die Tische und Stühle zur Verfügung stellten, womit bereits die wesentlichsten Requisiten für Throne, Chimenes Diwan oder Cids Zelt genannt sind.) Also statt zu einem ehemaligen Hoftheater ging es zu „Hofkunst Loipfing“, benannt nach dem nicht mehr bäuerlich genutzten Hof, in dem Peter und Wiebke Kleinschmidt leben.

Allerdings, bevor die Kleinschmidts ihre „Hofkünstler“ für Peter Kleinschmidts „Einrichtung“ des *Cid* gewinnen konnten, hat auch diese viele Jahre ihrer Realisation harren müssen. Ursprünglich, als Kleinschmidt noch Chefdramaturg bei Hansgünther Heyme in Köln und Stuttgart war, entdeckte er für sich den *Cid*, ursprünglich wohl für eine Aufführung in einer Kneipe. Aus dieser Zeit mag noch die Rolle des Zwerges stammen, zugehört einem kleinwüchsigen Mitglied des damaligen Ensembles. Kleinschmidt selbst kann die Genese seiner *Cid*-Konzeption nicht mehr genau rekonstruieren. Die Phasen der dramaturgischen Konzeption während der Heyme-Ära lassen sich anhand der bei einer Podiumsdiskussion im Detmolder Grabbe-Haus zum Thema „Grabbe aufs Theater! – Grabbe aufs Theater?“ geäußerten Bemerkungen Heymes zum *Cid* rekonstruieren. Demnach habe er „diesen *Cid* [...] immer schon inszenieren“ wollen, die Konkretisierung als „Projekt“ fällt dagegen eindeutig in die Stuttgarter Zeit. Seine die Zuhörer damals erheiternden freien Assoziationen („Da kommen 7000 von rechts und 7000 von links, da tut sich ein Loch auf, und dann kommt ein Elefant, und die Giraffe beißt ihn in den Schwanz“ *Grabbe-Jahrbuch 1993*, S. 74) signalisieren freilich nicht nur, dass „es nicht so einfach [ist], das zu inszenieren“, sondern auch, dass er den Grabbetext so genau nicht (mehr?) kannte, wohl aber die Bearbeitungsabsichten seines damaligen Dramaturgen Kleinschmidt. Denn der seinerzeit das Auditorium verblüffende Hinweis Heymes „das kann man vielleicht auch mit zweien [Schauspielern] machen“ verdankt sich eindeutig Kleinschmidts Besezungsvorschlag: „Für einen oder sechs Schauspieler, je nach dem Grad der Verzweiflung.“ Auch ein weiterer Plan Kleinschmidts – nun als Regisseur –



scheiterte. Dies wohl während seiner Zeit als Direktor der Münchner Otto-Falckenberg-Schule 1983 bis 1986. Am „Little Theatre“, dem Universitätstheater in Kapstadt, eine der für die Theater- und Filmszene innovativsten Bühnen Südafrikas, einem der sehr wenigen Freiräume, wo weder für Publikum noch für Darsteller die rassistischen Apartheitsgesetze galten, sollte nach einem realisierten Jarry-Projekt die Inszenierung von Grabbes absurdem Operntext folgen. Von vornherein war und blieb konstitutiv, Grabbe mit Jarryscher Phantasie zu lesen, ein Ansatz, dem sich ja auch Raschko Pexbergs „Grabbeske in drei Akten“ *Das As* von 1986 (seinerzeit erschienen im Aisthesis Verlag) verdankt.

Auch bei der imaginären Detmolder Kneipe als Handlungsort ist es geblieben. Da in dieser Kneipe nichts anderes als Grabbes *Cid* gespielt wird (der Text selbst also nicht verändert wird), muss etwas anderes das Besondere dieser wörtlich zu verstehenden „Einrichtung“ ausmachen.

Das Besondere der Kleinschmidtschen „Bearbeitung“ ist der ingeniiöse Einfall, den schwer besoffenen Grabbe einzuführen, ihn in seinen zuletzt bevorzugten Lebensraum, eine Kneipe (mit zeitgemäßer Jukebox) zu versetzen, ihn und seine zunächst uninteressierten stummen Mitzecher: einen Transvestiten, die beiden Lipper Zobelfisch und Knirlmeier und zwei Aufgeregte, genannt Zwerg und Papagei. In dieser Kneipe beendet Grabbe seinen *Cid* und beginnt den Anfang der ersten Szene zu rezitieren, zunächst mit schriller Stimme alle Rollen übernehmend, die anderen animierend mitzuspielen. Black out: Alle spielen mit, das Spiel beginnt. Dies ist eine Situierung, die wie ein Katalysator wirkt: Die große Oper wird zur szenischen Improvisation an unpassendem Ort, mit zufälligen Darstellern und mit zufällig vorhandenen Requisiten, was Kneipen und Dachböden so hergeben. Auch die dem *Leser* des (unveröffentlichten) Typoskripts überflüssig anmutende Zuordnung der vielen, vielen Rollen zu den einzelnen im gesprochenen und gespielten Text ja namenlos bleibenden Mitzechern erweist sich für den *Zuschauer* als strukturierendes Element, um den Witz der abrupten Rollenwechsel der immer Gleichen erlebbar zu machen. Mit dieser Situierung erübrigt sich die Frage, ob denn dieser „Unsinn, der nichts anderes sein wollte als Unsinn“, so Immermann, aufführbar oder eigentlich unaufführbar ist, und die Frage, was hier eigentlich parodiert werden soll – die große Oper der Zeit mit ihren immer gleichen Stoffen, weshalb die des *Cid* nicht noch einmal erzählt werden muss, mit ihrem immensen Ausstattungsaufwand, weshalb unser Held zuletzt den besseren Dekorationen erliegt; oder allgemein der Opern- und Theaterbetrieb der Zeit, der nicht selten fast

autistisch mit sich selbst beschäftigt war (weshalb die Rezensenten, Dichter oder das Publikum eher mit sich selbst beschäftigt sind und das Stück eher stören als fördern oder gar sinnvoll kommentieren); oder, substantieller, der selbstgewisse Anspruch des Theaters Sinn stiftendes bzw. vermittelndes Medium zu sein, dem sich dieser Text verweigert. Eine historische Theatersituation heute szenisch zu rekonstruieren, um sie dann zu parodieren, wäre ein ziemlich witzloses Unterfangen. Ebenso verhielte es sich, würden alle die in Grabbes Text genannten und heute kaum noch bekannten Komponisten, Kritiker oder Dichter als Karikaturen vorgeführt, als ob sie in Grabbes Text personal identifizierbar wären, oder wenn man sie gar durch aktualisierende Anspielungen ersetzen würde, als wohne dem Text tatsächlich mit seinen pseudokritischen und -poetologischen Diskursen eine „tiefere Bedeutung“ inne.

Worum geht es dann? Um nichts als den spiel- und sprachwitzigen Text selbst. Auch die Besetzung der immer Gleichen in all den blödsinnigen Rollen, auch dies, bezogen auf Szene zu Szene, ist beim Wort genommener Grabbe: „Wenn die Bühne alle Rollen nicht besetzen kann, nehme sie überall von den in dieser Darstellung nicht beschäftigten die Schauspieler“ (Regieanmerkung im 8. Bild). Und es bedeutet zudem Spielen für Zuschauer, wie sie Grabbe in seinen Stücken implizit stets konzipiert hat: den in seiner Phantasie mitinszenierenden, das szenische Geschehen komplettierenden Zuschauer, auf den sich Grabbe-Regisseurer allzu selten verlassen.

Obendrein wird in dieser Konzeption die Kneipe nicht nur zum angemessenen unangemessenen Ort, den *Cid* aus dem Stegreif zu spielen, sondern mit der Jukebox als optischem und quäkendem Tonträger als das, was er vorgibt zu sein, als große Oper. Ihr entspricht Michael Röhrls pasticcioartige Musik zwischen Zwölfton, Weill, Jazz, Rock, historischen Musikzitataten, Geräusch und zwitteriger Balance zwischen gesungener und rhythmisch gesprochener Sprache. Darüber hinaus firmiert die Jukebox, vom „Zwerg“ in der (hinzugefügten) Rolle als „Ansager“, zu dessen Part auch Grabbes Regieanweisungen gehören, wie kurzschlüssig an- bzw. abgestellt, als optische und akustische Markierung von Szenenanfang und -ende.

Das ist das Verblüffende an dieser Einrichtung für sechs Darsteller mit 41 Rollen einschließlich so ziemlich aller Kollektivfiguren (wie dem einen und dem anderen Teil des kastilischen Heeres, dem einen und anderen Teil des morabitischen Heeres, zwei Mohrenkönigen oder dem Publikum als vielköpfigem Mannweib etc.): Mit einfachsten Dekoratio-

nen, Requisiten und Kostümandeutungen, ist Grabbes *Cid* höchst vergnüglich wie aus dem Stegreif zu spielen und zu singen mit all seinen Absurditäten, furchtbar klappernden Reimen, abgebrochenen Handlungen, blödsinnigen Ab- und Umwegen und pseudokritischen poetologischen Diskursen.

Die Kneipe bzw. der umgebaute Schweinestall in Loipfing wird zum spirituoson Raum für die alles andere als laienhaft, vielmehr höchst professionell und vor allem absolut textsicher agierenden Spieler der vielen kaum als Rollen zu bezeichnenden Rollensplitter und dem kaum als diskursiven dramatischen Text zu bezeichnenden Grabbeschen Unsinn. Obendrein zeigt sich, dass dessen szenischer Witz – sei er unmittelbar in Spiel umgesetzt, sei er als vorzustellender genannt (die Statisten, die versuchen, sich in Pferde zu verwandeln) – im Stück z.T. von all den als Referenzen namentlich Genannten (Rellstab, Gubitz, Platen etc.) eher verdeckt als freigesetzt wird. Mutiert zum Kritiker, dem es im größten szenischen Chaos an Handlung fehlt, der doziert, bei wem was abgeschrieben wurde und der seine Rezension bereits in der 4. Szene schreibt, oder wenn aus Platen der eine oder der andere deutsche Dichter wird, dann provozieren sie mit ihren unpassenden Kommentaren oder ihrer ellenlangen Schlafmütze eine Komik, die sich allein dem Sprach- und Spielwitz verdankt. Auf diese dem Text eigene Komik vertraut die „Bearbeitung“. Diesem „Grabbe pur“ werden nur insgesamt 12 Zeilen geopfert, deren kalauernder Witz heute kaum noch nachvollziehbar ist, seien dies die über die Szene wandelnden Hohenstaufen oder Anmerkungen wie „Gubitz, Gruppe, und Albini entfernen sich auch aus der Gesellschaft, bleiben indes untereinander Gesellschafter“, die witzig zu finden literarhistorischen Experten vorbehalten sind. Ansonsten werden, weil es um absurden Nonsense und nicht um „tiefere Bedeutung“ geht, alle sprachlichen und szenischen Um- und Abwege gespielt und gesprochen oder – selten – variiert, z.B. wenn statt Spontini Beethoven, akkordiert vom sattsam bekannten Ta-Ta-Tam, über die Szene geht.

Die Kneipe mit Jukebox als optischem Tonträger wird zum die Art des Spiels und der Musik bestimmenden Ort. Passend zu Kneipe und Jukebox auch der Krepel, der sich wie zufällig dort findet und zum unerschöpflichen Requisitenreservoir wird: ein graues krummes Etwas wird zum Rüssel des ansonsten hinter der Szene beschäftigten Elefanten, ein blaues Tuch zum Strom, über dessen Brucken es für die Feinde des Prinzen Eugenius kein Rucken gibt, ein zum Umhang geknotetes Tisch-tuch verwandelt Limo Lechners Grabbe in Rodrigo bzw. in *Cid*, ein wie

ins Oval verbogener Lampenschirm mit Pferdekopf als Krinoline umgürtet wird zu Cids geliebtem wiehernden, schnaubenden, trappelnden Schlachtross Babieca (dem Michael Röhrls ganze musikalische Liebe gilt) und verwandelt ihn in einen Reiter oder ein auf allen Vieren daher krabbelnder Flokati mit Schafskopf in den Reiter eines Kampfschafs, das die feindlichen Heerscharen frisst, in dem es Luftballons zerplatzt, mit Krückstock wird er zum grimmen Raumer, dem sowieso nichts recht ist, eine Maske macht ihn zum kastilischen Heer, eine unter das Kinn gehaltene Taschenlampe lässt Cid zu seinem Geist transzendieren usw. Auch der Einfall, die zickige Operndiva Chimene mit einem Transvestit (Max Hupfer) zu besetzen, erweist sich als erheiternd *anzüglich* und der von Grabbe merkwürdig zwitterhaft angelegten „Rolle“ gemäß, bzw. *auszüglich*, z.B. in der 9. Szene, dem von Grabbe angedeuteten Striptease. („*Chimene*: Ich bin die glücklichste der Frauen,/ Halb nackt laß ich vom Volke mich beschauen,/ Ich bin die häßlichste nicht. ... Sich auszukleiden,/ An sich selbst zu weiden,/ Delikat!/ Welch ein Busen! ...“). Chimene als Transvestit – das ahnt nicht nur der ihr in zwangsverordneter Liebe verbundene Cid, ist sie doch „eigentlich nicht hübscher als 3,00000000 andere“, und Raumer weiß es bereits in der 5. Szene: „Ich laufe weg, das Weib ist ein Kerl!“

Es wäre der Kurzweil unangemessen, alle 41 Rollen der Akteure (neben den bereits Genannten agieren Christian Theis in der Rolle als Knirlmeier (u.a. als Komponist), Guido Neumann als Zobelfisch (u.a. als Kritiker), Martina Eschbauer als Zwerg (u.a. als Ansager) und Martina Nicolai als Papagei (u.a. als Publikum) auseinander zu dividieren. Wo anfangen, wo aufhören? Mit den zwei Rittern als kastilisches Heer und ihren seitlich auf- und zuklappbaren Weinkartons als Helme mit Visier? Mit den fehlenden Statisten, so dass Cid, imaginäre Statisten schreiend auf und hinter die Szene beordert, wo sie sich in Pferde verwandeln sollen, und der ansonsten allein seine Schlacht siegreich beendet? Mit den beiden Juden, deren Schacherkunst der nicht pfändbaren Opernkunst unterliegt? Mit dem Jungen, der zum Mädchen wird (wozu gibt es Lippenstifte!)? Mit den dämlich-gemütlichen (Lippisches Platt sprechenden!) zum Leichenfleddern bereiten Totengräbern, die sich zu leichenfleddernden Bauernjungen wandeln: „Es ist die höchste der Ideen,/ Kann man auf so ein Schlachtfeld gehen,/ und findet nicht nur die Leute tot,/ Nein auch was fürs täglich Brot.“ Oder sollte noch der Mozart singende König erwähnt werden mit seiner prächtigen Krone, die ziemliche Ähnlichkeit mit einem bodenlosen Brotkorb aus Peddigrohr hatte;

oder die aus zwei Mann bestehenden maurischen Heerscharen, kenntlich durch ihre karnevalserprobten Türkenfeze; oder der Rezensent, der ja nicht nur mit Chimene plänckelt, dem nicht nur im größten Tohuwabohu die Handlung fehlt, sondern auch noch hört, dass die erste Violine falsch spielt. Nein, alles aufzuzählen wäre nicht nur der Kurzweil unangemessen, sondern auch den vielen Rollen und komischen Situationen, die zu schildern den Rahmen einer Rezension sprengen würde.

Der Schluss dieses Charivaris vereint alle Darsteller samt den verbal beschworenen Elefanten, Ungeheuern, Possenfeuern, dummen Statisten und mündet in den furchtbar schrecklichen finalen Sprechgesang: „Laßt uns furchtbar schrecklich dazu singen,/ Damit den Beifall wir erringen“, und blendet, den Beifall verzögernd, abrupt aus, um zur Anfangssituation zurückzukehren: Im Hintergrund wieder die stummen Mitzecher und am Tisch der wieder sehr betrunkene Grabbe, lallend nur einen Satz, den einzigen, der nicht aus dem *Cid* stammt, wohl aber von Grabbe (aus einem Brief an Immermann): „Ich war ganz anders, hatte aber nie Zeit dazu, wissen Sie, die Provinz.“

Ja, die Provinz! Dieses wie improvisierende Spielen und Singen mit Rollen und Requisiten, inklusive der Regieangaben, das konnte nur so absurd, witzig und kurzweilig von Peter und Wiebke Kleinschmidt inszeniert werden, weil es sich bei den Loipfinger „Hofkünstlern“ nicht um Normal-Theater erfahrene professionelle Darsteller handelt, sondern um ambitionierte, auch anderweitig in der freien Szene, bzw. in früheren Inszenierungen der Kleinschmidts „in der Pampa“ semiprofessionell Agierende, für die Spielen nicht zum Beruf geworden ist. Eines wird auch deutlich: Soviel Spielwitz, dieses wie ad hoc improvisiert wirkende absurde szenische Chaos wurden natürlich nur möglich, weil ihnen jeden Normaltheater-Betrieb sprengende intensive und lange Proben vorausgingen, um für die immer wieder abgebrochenen Handlungen und die abstrusen Verkippungen der Handlungsebenen den richtigen Rhythmus und das leicht-sinnige Tempo zu finden. Analoges gilt für die Ausstattung, die Requisiten und Masken (Angelika Bruch und Christa Walde), die, bevor sie „gefunden“ werden konnten, erst „erfunden“ werden mussten. Dies gilt vor allem auch für die Musik. In Computer-Zeiten der Simulierbarkeit orchestraler Opulenz der großen Oper lautete die Frage statt dessen: „Wie in aller Welt klingen schäbige Musikautomaten in einer Detmolder Kneipe?“ Wie klingt „Musik der Welt“ aus der Jukebox? (so Michael Röhl im Programmheft).

Das Ergebnis der offensichtlich mit viel Freude eingegangenen Mühlen: Ein szenischer Spaß, dessen Urheber nur und ausschließlich Grabbe zu sein scheint. Gespielt wurde bis auf die von Kleinschmidt penibel gezählten zwölf gestrichenen Zeilen der gesamte nach karnevalistischen Prinzipien organisierte Text, so dass erlebbar wurde – er ist eine Vorausnahme absurden Theaters, wirkte, als ob nicht nur *Scherz*, *Satire*, *Ironie und tiefere Bedeutung*, sondern auch *Der Cid* bei Jarys *Ubu roi* Pate gestanden hat.

Kurz, die Reise in tiefste bayerische Provinz, um in einem umgebauten Schweinestall in eine Detmolder Kneipe versetzt zu werden, sie hat sich gelohnt. Die emphatischen Kritiken, u.a. im Münchner, Erdinger und Dorferer Lokalteil der *Süddeutschen Zeitung*, verdankten sich zum wenigsten bayerischem Lokalenthusiasmus (dazu liegt das Kulturangebot der Metropole zu erreichbar nah), sondern einer Inszenierung, die nicht zufällig, obwohl die Zahl der Aufführungen und die der Stühle im Zuschauerraum aufgestockt wurden, stets restlos ausverkauft war. Falls es zu einer Wiederaufnahme kommen sollte (was bei einer nur temporär zusammenarbeitenden Truppe anders als beim Stadttheater sehr unwahrscheinlich ist), sollten vielleicht auch die offiziellen Repräsentanten der Detmolder Grabbe-Gesellschaft, von denen, obwohl über die anstehende Uraufführung informiert, keiner den Weg nach Bayern fand, aus der Provinz in die Provinz reisen, um eine alles andere als provinzielle Aufführung zu erleben: Grabbe pur, ein Grabbe freilich, der ganz anders war, aber nie die Zeit dazu hatte...

Mittlerweile liegt der „Film zum Theaterstück“, filmisch umgesetzt von Hermann Schwarzmüller, vor, eine gelungene Dokumentation der Aufführung. Die VHS-Kassette kann über den Urheberrechtsinhaber Hermann Schwarzmüller, Göttnerstr. 8, 84424 Isen bezogen werden.



2. Szene: Cid zu Pferd befehligt das kastilische Heer (Foto: Claus Haller)



3. Szene: „Unendlich ist der Liebe Macht“ (Duett Cid-Chimene)  
(Foto: Klaus Brenninger)



5. Szene: Raumer im Vordergrund, Chimene und der Kritiker im Hintergrund.  
„Ich laufe weg, das Weib ist ein Kerl!“ (Foto: Claus Haller)



8. Szene: Das durch Ohrfeigen gestörte Liebesduett Cid-Chimene  
(Foto: Klaus Brenninger)





Szene 8.b oder bäh wegen der Schafe: Das Feinde fressende Schaf während Cid (im Vordergrund) die „Stieglitze“ beschimpft. (Foto: Claus Haller)



Szene 9 Cids Geist (Arie) „Bei Xerxes wars, wo meine Größe, sich zeigt' in ihrer ganzen Blöße!“ (Foto: Klaus Brenninger)



9. Szene: „Laßt uns furchtbar schrecklich dazu singen,/ Damit den Beifall wir erzwingen“ Schlusschor des Gesamtensembles in den Rollen, von lks., Komponist, Cid, Ansager, Publikum, Chimene, Kritiker (Foto: Claus Haller)



9. Szene: Ausschnitt aus dem Schlusschor des Sextetts mit Ansager, Publikum, Chimene. (Foto: Klaus Brenninger)

**Annette von Droste-Hülshoff: Historisch-kritische Ausgabe. Werke Briefwechsel.** Herausgegeben von Winfried Woesler. Tübingen: Max Niemeyer Verlag. Bde. X,2 (1996), XI,2 (1996), IX,2 (1997), I,2 (1997), I,3 (1998), II,2 (1998), VII (1998), VIII,2 (1999), VI,2 (2000), XII,2 (2000)

Wie kann sich ein Rezensent verhalten, der die gewichtigen letzten zehn Bände einer monumental wirkenden insgesamt 28bändigen Droste-Ausgabe zu bewerten versucht? Soll er kleinlich nach Fehllesungen und -datierungen suchen oder die hohen Bandpreise von historisch-kritischen Ausgaben bemängeln, die derartige Editionen von vorneherein auf eine Bibliotheks-Auflage und Lesesaal- oder Kopien-Rezeption reduzieren? Soll er das bei Ausgaben dieses Typs stets problematische Verhältnis von Text und Apparat thematisieren, wie es die Gutachter der Deutschen Forschungsgemeinschaft meistens tun? Oder soll er Genugtuung darüber äußern, daß diese grandiose Werk- und Briefedition nun alle Studien- und Leseausgaben übertrifft?

Weder das Herumkritteln an einzelnen Fehllesungen noch die immer erneut aufbrechenden Grundsatzdiskussionen zum Wert von historisch-kritischen Gesamtausgaben, die neuerdings häufig in die Empfehlung münden, die Erkenntnisse ins Internet zu stellen, führen weiter. In diesen Ausgaben steckt jahrzehntelange Sammel- und Forschungsarbeit, eine Sysphosarbeit, die bei Erstellung einer Internetversion nicht zu verkürzen wäre. (Die Vorteile einer elektronischen Fassung sollen damit nicht gelegnet werden, doch ist die Umsetzung von einem zum anderen Medium schon heute kein großes Problem mehr und die auch bei konventionellen Printmedien erstellten elektronischen Manuskripte können leicht in CD-ROMs verwandelt werden.) Die aufwendige Erschließungsarbeit einer HKA ist die eigentliche, die epochale Leistung, die im Falle der Droste-Ausgabe allen Respekt verdient. Glück vielleicht, daß das Œuvre der Droste doch vergleichsweise schmal ist und der Umfang des Werkes – wie bei Kleist, Novalis oder Hölderlin – in einer Generationsspanne zu bewältigen war. Bei anderen Autoren – wie Arnim und Brentano – ergeben sich bei Einbeziehung genetischer Varianten wesentlich umfangreichere Datenmengen.

Die Droste allerdings ist extrem schwer lesbar, sie verknäult ihre Worte, schreibt sie in winziger, enger Schrift übereinander, so daß erfahrene Experten bei der Entzifferung und Darstellung der Varianz benötigt werden, und auch der Weg über eine Abbildung der Manuskripte nicht weiterhelfen würde. Der Hauptherausgeber, Winfried Woesler, ist nicht

nur ein vielfach ausgewiesener Droste- und Editions-Fachmann, sondern hat zugleich alle Hürden eines solchen Langfristprojekts mit Ausdauer, Gründlichkeit, organisatorischem und diplomatischem Geschick überwunden (man betrachte nur die langen Listen der Förderer bei jedem Band!) und einen hervorragenden Stamm von Editoren herangebildet, die jeweils für einzelne Bände verantwortlich sind. Dabei hat Woessler sich nicht gescheut, auch den Markt an Studien- und Leseausgaben zufriedenzustellen und der abschließenden Datierung und Texterstellung der HKA vorzugreifen (vgl. meine Rezensionen in *Arbitrium* 1988, S. 200-206 und besonders 1997, S. 232-236).

Der krönende Abschluß des großen Projekts ist nun zuallererst ein Grund zur Freude und Genugtuung darüber, daß es in überschaubarem Zeitrahmen möglich war, das Werk der wohl bedeutendsten deutschen Lyrikerin so mustergültig zu erschließen. Selbstverständlich übertrifft diese Ausgabe alle vorher oder parallel (z.T. von den gleichen Herausgebern) publizierten Studien- und Leseausgaben. Während man in neueren Bänden anderer, im selben Verlag erschienener Editionen gleichen Typs polemisch-kuriose Diskussionen über Fehler und Nachlässigkeiten von Reclam- oder Eichborn-Ausgaben findet, hält sich die Kommentierung der Droste-Ausgabe mit Recht vornehm zurück. Was hier publiziert wird, ist nicht in Stein gemeißelt und muß nicht unbedingt in allen Einzelheiten Maßstab für Jahrhunderte bleiben – dieser Anspruch der HKAs wurde nie eingelöst und bei der nahezu hundertjährigen Eichendorff-Edition finden wir bereits revidierte Bände, die (im Falle von „Ahnung und Gegenwart“) bereits einer weiteren Revision bedürftig! –, aber die Bände der Droste-HKA repräsentierten selbstverständlich den letzten Stand der Droste-Forschung und bieten gerade wegen der neutralen Gründlichkeit Material für jedwede Interpretation und kritische Weiterverarbeitung in abgeleiteten Ausgaben. So funktionieren historisch-kritische Editionen, und wenn sie sich auf die Ebene polemisch-aktueller Diskussionen begeben und mit Seitenhieben auf Kollegen prunken – solche Elemente finden sich neuerdings nicht nur in den aus Polemik geborenen Projekten –, so dienen sie eher der Eitelkeit der Herausgeber als der Sache. Lese- und Studienausgaben, die dabei von übereifrigen Editionspositivisten angegriffen werden, sind notwendig und sie sind notwendig oft provisorisch und vorläufig, weil sie die Zeit bis zur Fertigstellung der Großeditionen überbrücken, das Interesse an den Autoren wachhalten und in die Breite wirken (das „Intermezzo“ einer Edition des

Arnim-Brentano-Briefwechsels erreichte etwa 100 mal so viele Leser wie die HKAs zu den beiden Autoren!)

Den Rezensenten einer Droste-Ausgabe interessiert zu allererst das bislang nicht oder nur versteckt Veröffentlichte der Autorin. Er stöbert in Notizen, Listen, Exzerpten der Droste (Band VII, bearbeitet von Ortrun Niethammer, 1998). Die Motivlisten ergeben erstaunliche Befunde. Glaubt man zunächst Bruchstücke von Sudelbüchern vor sich zu haben, in denen wichtige Motive wahllos aufgelistet sind, wie sie beispielsweise in der *Judenbuche* verarbeitet werden, so stellt sich heraus, daß diese mit aller Sorgfalt zusammengestellten Motivlisten zum Teil erst nach den ersten Werkniederschriften entstanden sind und demnach allenfalls Zwischenstadien dieses Werkes bilden. Die Droste „anonymisiert“ ihre Motive immer wieder, wodurch die Datierung der meisten Listen offen bleibt (vgl. VII, S. 264, 271, 273). Auch handelt es sich nicht um spontane, flüchtig skizzierte Ideen, sondern um Motivvarianten, aus denen wenige herausgelöst in ganz anderem Kontext wieder erscheinen.

So variiert das Motivblatt A überraschende Wendungen und Entdeckungen, die jede – für sich genommen – Kern oder Eingangssituation einer Novelle ausmachen könnten. Die Reihe beginnt: „es kommt jemand nach Hause, sie finden ein Zeichen daß dieweil Jemand angekommen ist, den sie sehr lieben oder auch fürchten, sie finden z. b. seine Pfeife auf dem Tisch, oder sehn schon von Weitem Licht in sonst unbewohntem Zimmer | [...] | Jemand hat enthusiastisch eine Veränderung (politisch oder häuslich) gewünscht, sie ist eingetreten und es geht ihm elend, er will es aber nicht gestehn, z. b. an Einen der ihn, nach einiger Abwesenheit, in dieser kümmerlichen Lage wieder findet | Einer der früher taub gewesen ist, aber jetzt schon ganz ans Hören gewöhnt, hat jedoch noch nie das Echo gehört, er kömmt von seiner Gesellschaft ab, und das Echo macht ihn verwirrt | eine lächerliche Scene, ein Erwachsener hat Naschereyen gestohlen, [...] | und einer der gestohlen hat und es läugnet wird auf lächerliche Art verrathen, z. b. sein Ermel ist voller Fett, oder Flachs, oder es läuft ihm zu den Taschen heraus, oder es ist etwas was den Geruch verräth | [...] Apostrophe eines Unglücklichen Mißhandelten an ein getreues Thier einen Hund oder Reh, oder überhaupt an die schuldlosen Thiere, daß nur ihretwegen die Welt noch fortdaure und die Sonne scheine | Einer hat Etwas so er gestohlen unvorsichtig an einem hohen Ort versteckt, es fällt herunter und verletzt ihn schwer | [...] Jemand erkundigt sich, auf eine unvorsichtige Weise, nach

dem Fortgang einer Sache, und macht sie dadurch rückgängig | Es hat jemand eine Spieluhr gestohlen, er weiß nicht daß sie spielt, hat sie sorgfältig versteckt und das Schlagwerk angehalten, während man in seinem Hause gesucht, fängt sie an zu spielen“.

Nur zwei aus der Reihe der aufgelisteten Motive, die mit Kleists Anekdoten verwandt scheinen, tauchen in der *Judenbuche* auf (vgl. VII, S. 263), die anderen sind Keimzellen für weitere ungeschriebene Droste-Texte. Die Kommentierung dieser Motivlisten in der HKA ist bewußt sparsam, und es bleibt dem Interpreten überlassen, nach möglichen Quellen zu suchen, eine Verwandtschaft mit Anekdoten Kleists festzustellen oder Überlegungen zur Schaffensweise der Dichterin anzustellen. So bleibt das Material inspirierend: eine Fundgrube für den Interpreten.

Viel Stoff zum Nachdenken bieten auch die im selben Band publizierten Dichter- und Besitzlisten der Droste. Im Vergleich zu den biedermeierlichen Sammelstücken an Münzen (allein 183 Kupfermünzen), Versteinerungen (300), Miniaturen, Schmuckstücken und „48 Quinquerslitschen“ fällt die geringe Zahl der Bücher – 192 – auf (vgl. Listen T und U; VII, S. 725f.). Vergleicht man diesen Bestand mit den umfangreichen – Tausende von Bänden umfassenden – Bibliotheken eines Clemens Brentano oder Achim von Arnim, so wird deutlich, daß Annette von Droste-Hülshoff – obwohl sie die Leihbibliothek frequentierte – nicht zu den Poeten gehört, die tradierte Literatur wie einen Steinbruch für ihre Werke benutzen und damit „Literatur aus Literatur“ schaffen. Sie nimmt einzelne Anregungen von Freunden auf – wie den Hinweis auf Bettine von Arnims Goethe-Publikation oder eine Bibelstelle –, um sich dann ganz eigenständig, detailliert und auf ihre Weise präzise-beherrlich mit einem Problem dichterisch auseinanderzusetzen. Auch die Motivlisten beruhen offensichtlich auf Imagination, stellen keine Lesefrüchte dar.

Rätsel geben die zum Teil erstmalig publizierten Künstlerlisten auf. Die Liste G (VII, S. 669) enthält 15 Künstlerpaare von Arnim und Bettina über Varnhagen von Ense und Rahel, Clemens Brentano und Sophie Mereau, Levin Schücking und Louise von Gall bis „Mahler Veit und seine Frau“, wie es heißt. Weiß der Himmel, wie die Droste zu einer solchen Auswahl gekommen sein mag und welchem Zweck dieses Listing auf der Rückseite eines Briefes von Werner von Droste-Hülshoff aus dem November 1845 diene.

In anderen Listen stellt sie Rangordnungen her, nennt unter den Schriftstellerinnen Elise v. Hohenhausen „bekannt“, Johanna Schopenhauer und Therese Struve „berühmt“ und Bettina nur in der 2. Kolumne

(Liste F, S. 668). Liste D umfaßt ausschließlich adlige Schriftsteller beiderlei Geschlechts, wobei in der ersten Spalte Annette von Droste selbst und Bettina von Arnim einander an zweiter und dritter Stelle folgen. Das macht schon mehr Sinn (und entspricht zumindest der Ordnung der DM-Geldscheine).

Liste C ist überschrieben „Berühmte Leute kennen gelernt“ und enthält lediglich 17 Bekannte aus der Meersburger Zeit (S. 660), Liste B steht unter der Überschrift „gestorben seit meiner Erinnerung“ und ist vermutlich kurz nach Brentanos Tod (28. Juli 1842) entstanden, und die umfangreichste (Liste A) unterscheidet Schriftsteller (nach Geschlecht getrennt), Gelehrte (nur männlich), „Mahler“ (darunter wenige Frauen), „Componisten“ (ohne einen einzigen der bekannten Komponisten aus Klassik und Romantik), „Militair“ (wie Blücher und Wrangel), „Geistlich“ (Bischöffe) und endet mit der eigenwilligen Kategorie „Assonanzen“, das sind u.a.: Freiligrath, Gutzkow, Bettina, Immermann, Uhland, Schwab und Schadow.

Die Erläuterungen verzichten auf jegliche Spekulationen zu den Auswahlkriterien der Dichterin und zu Sinn und Zweck der Auflistung, bieten stattdessen ein nützliches Spezialregister sämtlicher genannten Persönlichkeiten, das zum Spekulieren anregt. Die naheliegende Vermutung, die Droste habe bevorzugt Künstler mit katholischer Tendenz gewählt, scheint sich durch Nennungen aus dem Umfeld der Münchner Spätromantik und der Nazarener zu bestätigen. Eine andere Gruppe erklärt sich aus den Beziehungen zur Grimm-Familie und zu den Volkslied- und Märchensammlern. Interessant ist jedoch, wer unter den zweifellos berühmten Dichtern gar nicht genannt wird. Daß die Droste Heinrich Heine und Heinrich von Kleist ignoriert, mag politische und konfessionelle Gründe haben und/oder sich aus der ironischen und wenig „positiven“ Grundtendenz der beiden „Kollegen“ erklären, doch daß sie einen so berühmten Dichter wie Joseph von Eichendorff nicht ein einziges Mal erwähnt, obwohl seine konservativ-katholische Tendenz ihr entsprechen müßte, ist interpretationsbedürftig. Sollte sie tatsächlich wahrgenommen haben, daß dieser Dichter trotz Übereinstimmung in grundsätzlichen Fragen der Religion und Politik in seiner Lyrik völlig andere Wege wählt als sie selbst? Denn stets versuchte Eichendorff den großen Bogen über Täler weit und Höhen zu spannen. Die Schilderung des Besonderen, Winzigen, Detaillierten, wie wir sie aus den großartigen Gedichten der Droste kennen, interessiert ihn nicht. Er beschwört den Wald als ein magisch-archetypisches Traumbild, während die Droste

einzelne Zweige, Blätter, Käfer und Spinnen beobachtet und lyrisch „verarbeitet“. Und während der berühmte Kollege ohne erkennbare Anfechtung auf seinem christlich-katholischen Fundament verharret, das ihm zu einem überschaubaren Arsenal an symbolischen Bildern und „Formeln“ verhilft, ringt die Droste in jedem Text erneut um ihren Glauben und kommt damit zu höchst originellen Bildern. Von den Differenzen in den metrisch-rhythmischen Formen, die damit einhergehen, ganz zu schweigen.

Weitere aufschlußreiche Texte des Bandes bieten Lektürenotizen und Exzerpte der Droste. Die historisch-kritische Eichendorff-Ausgabe etwa hat sich derlei Materialien bislang noch nicht angenommen, obwohl Eichendorffs umfangreiches – im Frankfurter Freien Deutschen Hochstift seit Jahren aufbewahrtes – Konvolut an Exzerpten aus Literaturgeschichten unmittelbar in Entwürfe zu seiner eigenen Literaturgeschichte übergeht und damit direkte Vorstufen eines bedeutenden Werkkomplexes bildet (vgl. Joseph von Eichendorff: *Geschichte der Poesie. Schriften zur Literaturgeschichte*, hg. v. Hartwig Schultz, Band 6 der Edition des Deutschen Klassiker Verlags, Frankfurt 1990, S. 1091-1107), offenbar schreckt die Menge des Materials ab.

So unmittelbar wie bei Eichendorff gehen die Notizen der Droste nicht in ihre eigenen Arbeiten ein, doch werden die Exzerpte mit gutem Grund als Werke verstanden und vollständig in der HKA publiziert. Denn es handelt sich um lesenswerte Essays. Entschieden urteilt die Dichterin: „Göthes Wanderjahre, erster Theil, schön und mitunter große Wahrheiten drin, aber sonst so unnatürlich, überspannt und märchenhaft, daß ich geneigt bin Alles für Allegorie zu halten [...] viele Künstlerstädte, für jede Kunst Eine, vorzüglich singt und dichtet das ganze Land, wenn Meister zufällig ein Lied anstimmt, fallen ganze Chöre ein [...] eben so musikalisch ist eine Gesellschaft, fast wie Freymaurer, die er überall zerstreut findet, und die sich so auffallend beträgt, daß, wäre es wahr, man es keiner Polizey verdenken könnte, wenn sie sie überall bei den Ohren nähme“ (VII, S. 340). Hier schlägt denn doch das Law-and-order-Bewußtsein einer konservativ-katholischen Residenzstadt Westfalens durch, das die Freimaurer verteufelt und im Zweifel nach der Ordnungsmacht ruft. Oder ist es das zeitgenössische Vorurteil gegen den „Heiden“ Goethe, das diese Wertungen mitbestimmt? Die Kommentierung der Droste-Ausgabe verzichtet auch hier – mit Recht! – auf jegliche Interpretation und weist lediglich darauf hin, daß „Allegorie“ von den Autorin „negativ gemeint“ sei „wie auch bei der Charakterisierung von



Ludwig Tiecks (1773-1853) „Phantasmus“ und daß eine „mögliche Deutung“ im Jahrbuch der Droste-Gesellschaft zu finden sei. Aufgeführt werden lediglich die Abschnitte von Goethes Roman, auf die der kritische Essay der Droste eingeht (VII, S. 343).

Mit gutem Grund geht Ortrun Niethammer bei den Besitzlisten anders vor. Denn kein Leser könnte verstehen, welche Briefe oder Autographen die Droste „schmeichelhaft“ nennt (vgl. S. 731-733). Gemeint sind offenbar (z.T. erhaltene) zustimmende Briefe zu ihrem zweiten Gedichtband oder Bitten um Mitwirkung an verschiedenen literarischen Projekten (VII, S. 741). Schon dies empfand die bescheidene Dichterin als Schmeichelei!

In einem der letzten beiden Bände der Ausgabe (XII,2, bearbeitet von Stefan Thürmer, 2000) ist der Kommentar zu den Briefen an die Droste (1841-1848) veröffentlicht. Die Droste-Edition hat Briefe und Gegenbriefe getrennt publiziert und kommentiert. Sie verfährt auch in dieser Hinsicht konventionell und versucht nicht das „Kunstwerk der Geselligkeit“, das sich nach den Theorien der Romantik einstellen könnte, durch ein „Ineinander“ der Korrespondenzen nachzubilden. So kann man Briefe und Gegenbriefe, Texte und Kommentare nebeneinanderlegen, und beim Lesen und Vergleichen ergeben sich viele mögliche Beziehungsgeflechte (ein Verfahren, das übrigens auch bei elektronischen Medien – trotz geteilten Bildschirms – nicht so schön funktioniert wie beim Nebeneinanderlegen von konventionellen Büchern!). Strikt beschränkt sich auch Stefan Thürmer in seinem Kommentarband darauf, sämtliche Anspielungen aufzuklären, ohne dabei den Leser als Interpreten zu entmündigen.

Ein weiterer Band des Abschluß-Jahres 2000 bietet die „Dokumentation“ (so werden die Apparatbände der Droste-Ausgabe bezeichnet) zu den Dramatischen Versuchen (VI,2, bearbeitet von Elisabeth Blakert). Angesichts der zahlreichen Anspielungen auf das unmittelbare Umfeld der Droste in Texten wie „Perdu! oder Dichter, Verleger, und Blaustrümpfe“ oder „Scenen aus Hülshoff“ ist die Lektüre der kundigen Erläuterungen für Interpreten unerlässlich. Ob man freilich als Kommentator einleitend von der „insgesamt niedrigen Qualität der ‚Dramatischen Versuche‘“ sprechen sollte (VI,2, S. 263), ist fraglich. Immerhin kann die Herausgeberin darauf hinweisen, daß der geringe Wert mit dem „geringe[n] Interesse der Droste an der Gattung im allgemeinen“ korrespondiert. Doch sollte der Editor den kommentierten Werken – auch gegen das Votum der Urheber – stets die positiven Seiten abgewinnen

und Werturteile meiden. Schließlich belegen die genannten Werke eine versteckte humoristische Begabung der Autorin, die sich in ihrer Lyrik und Epik kaum entfaltet, und die Beschränkung des Dramatischen auf das persönlich durchlebte Genre-Bild gehört zur Droste wie das Sammeln von „Quinquerlitschen“. Informativ ist die Einführung des Bandes mit einem Abschnitt zu den Theatererfahrungen der Droste (VI,2, S. 263-270) und der abschließenden Bemerkung zur „Priorität des Musiktheaters“ (VI,2, S. 274 f.) dennoch.

Was die Droste selbst – weitgehend in Übereinstimmung mit der allgemeinen literarischen Wertung – als besonders gewichtig in ihrem eigenen Werk einschätzte, verrät wiederum eine der in Band VII publizierten Listen: „*In die Rubrik Sehr gute ordnete die Droste ein: sechs Pyrenäengedichte und die Golems [...] Zu den sehr guten Stücken zählt die Droste die sechs Gedichte [...]: CARPE DIEM!; Unter der Linde; Zwey Legenden: I Das verlorne Paradies, II Gethsemane; Gastrecht und Auch ein Beruf*“ (VII, S. 737 und 739). Für unbedeutend dagegen hält sie ein Gedicht an ihre Mutter (VII, S. 740).

Wie die Editoren der HKA mit dem zentralen lyrischen Werk der Droste im einzelnen verfahren, soll in der Fortsetzung dieser Rezension untersucht werden, die im nächsten Jahrbuch erscheinen wird.

*Hartwig Schultz (Frankfurt am Main)*

**Friedrich Rückert, Werke, Historisch-kritische Ausgabe, „Schweinfurter Edition“.** Hrsg. v. Hans Wollschläger und Rudolf Kreutner, Göttingen: Wallstein-Verlag, bisher vier Bände: 1998 (2), 2000 und 2001.

**1817/18 Gedichte von Rom und andere Texte** (hrsg. v. Claudia Wiener), 748S., 2000;

**1835/36 Die Weisheit des Brahmanen.** Ein Lebrgedicht in Bruchstücken (in zwei Bänden), 1115S., 1998;

**1846/47 Liedertagebuch.** 1. Band, 443S., 2001; (2-4 jeweils von den Haupt-herausgebern).

Friedrich Rückert, der im zentralen Diskurs der Germanistik nie große Berücksichtigung fand, hat unter der Art der Rezeption, die er fand, für sein dauerndes Ansehen zusätzlichen Schaden genommen.<sup>1</sup> Die vier

<sup>1</sup> Vgl. etwa: Günter Häntzschel, Die deutschsprachigen Lyrikanthologien des 19. Jahrhunderts; Chancen oder Barrieren für die Popularisierung Friedrich Rückerts? In: *Rückert-Studien*, Bd.XIII, 2000/2001. S. 39-52.

stattlichen Bände, die jetzt von einer unauffällig begonnenen Publikation seines Gesamtwerks als germanistisches Riesenunternehmen vorliegen, könnten allerdings einen neuen Diskurs eröffnen. Sie dokumentieren jetzt bereits die unterschiedlichen Lebensphasen des Autors, enthalten nach knapper, aber gut belegter chronologischer Darstellung der Lebensumstände die Werke nach Entstehungsjahren, mit Betonung des jeweiligen Hauptwerks im Titel, das Verzeichnis der Manuskripte und Drucke, verzeichnen Varianten, deren Bedeutung freilich eher gering ist, und Hinweise und Literaturangaben als „editorischen Bericht“, dem zur Rezeption in den einzelnen Bänden unterschiedlich ausführliche Informationen angefügt sind wie ein alphabetisches Verzeichnis der Gedichte. Der Band 1835/36 enthält einstweilen nur die „Weisheit des Brahmanen“, die anderen beiden Bände enthalten auch Rückerts Briefe der entsprechenden Jahre, der Band mit den Rom-Gedichten 1817/18 auch ein aufschlussreiches Register zu Personen und Orten. Zu den Bänden 1835/36 und 1846/47 dürfte in den zu erwartenden Fortsetzungsbänden Ergänzendes noch folgen. Die Ausgabe hat (noch) keine Gesamtübersicht zu Werk und Sekundärliteratur, wie man sie in der großen Münchner (Taschenbuch-)Fontane-Ausgabe kennt, die auch beim Einzelnen aufs Ganze verweist. Manuskripte, Drucke und Sekundärliteratur sind jeweils nur auf den einzelnen Band bezogen. Zusammen ergeben die vier Bände jedoch eine gute Vorschau auf das, was bei Vollendung der Edition zu erwarten sein wird.

Hans Wollschläger, essayistischer Schriftsteller, Übersetzer und Herausgeber von Englischem, einst Initiator einer gewaltigen Ausgabe aller Veröffentlichungen von Karl May, hat sich als Vorsitzender der in Schweinfurt ansässigen Rückert-Gesellschaft, als der er bereits auf manches Vollendete wie Briefedition, Tagungen, Sammelbände und dreizehn Jahresbände zurückblicken kann, mit seinem Geschäftsführer, dem Archiv-Angestellten Rudolf Kreutner, zusammengetan, um noch einmal etwas fast Unmögliches zu versuchen. Die Stadt Schweinfurt hat die erreichbaren Handschriften mit sehr viel Unveröffentlichtem erworben, wobei als wichtigsten Teil Rüdiger Rückert den in seiner Familie bewahrten Nachlaß zur Verfügung stellte. Den riesig über dem Marktplatz thronenden Sohn der Stadt mit einer sein Werk umfassend dokumentierenden Ausgabe zu ehren und für Forscher und Liebhaber mit seinem vollständigen Werk greifbar zu machen, hat die Stadt jetzt offenbar als Aufgabe akzeptiert neben den vielen anderen Museumsprojekten, die dort verwirklicht werden. Die Oberbürgermeisterin nahm persönlich am

14.11.2001 die Gelegenheit wahr, den vierten Band der „Schweinfurter Edition“ mit weitgehend unveröffentlichten Texten aus dem Archiv der Stadt zusammen mit einem ein Schweinfurter Symposion dokumentierenden 13. Jahresband der Rückert-Gesellschaft vorzustellen.

Die Schweinfurter Edition will Rückerts Werk in chronologisch angeordneten Zweijahresbänden präsentieren. Einige dürften so nur als Doppelband denkbar sein, wie das für die „Weisheit des Brahmanen“ bereits der Fall ist. Der Werkumfang wird erheblich sein, erinnert als Projekt an andere riesige Ausgaben wie die Werke Martin Heideggers oder, aus verwandterem Feld und Zeitalter, an die soeben fertiggestellte Nestroy-Ausgabe mit den 38 Bänden der einzelnen Stücke. Auch wenn mit der neuen Ausgabe nicht der bedeutendste lyrische Dichter Bayerns dargestellt wird, so sicherlich doch der weitaus produktivste und ein souveräner Meister seines Handwerks. Unaufhörlich schrieb er in Verse Gefasstes. Ob dabei das entstanden ist, was die beiden Hauptherausgeber in Vor- und Nachworten zu erkennen glauben, einmalige Werke insbesondere in den Weisheitslehren des Dorfpoeten und in den poetischen Tages- und Jahreshften aus seinem Alltag, das müsste die Forschung erst erweisen. Aber sie ist dazu jetzt auch aufgerufen, durch all das, was Hans Wollschläger und Rudolf Kreutner mit der jungen Philologin Claudia Wiener ihr nun zu bieten begonnen haben. Es zeichnen sich Konturen ab eines Autors aus der bayerischen Provinz der Biedermeierzeit, der Erlanger Professor war, Bürger in Coburg, an dessen Rand er aus dem Erbe der Schwiegereltern ein Landgut in Neuses erwarb und als halber Landmann und besinnlicher Wanderer um das von ihm dort auf dem „Goldberg“ erbaute Waldhaus von stifterscher oder texanisch-sealsfieldscher Qualität lebte, und bei mustergültig bürgerlicher Familienexistenz auch – freilich dort wenig glücklich – einige Jahre ein Zwischenspiel beim romantischen Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV., Alexander von Humboldt und dem Kultusminister Eichhorn in Berlin gab, wo der Übersetzungen und einige erstklassige Schüler – wie den Poetensohn Max Müller als weltberühmten englischen Indologen – produzierende Orientalist vergebens das Theater zu erobern suchte.

Die umfassendste Ausgabe seiner „Poetischen Werke“ in zwölf Bänden stammt von 1868/69 aus dem Frankfurter Sauerländer-Verlag, der neben Rückerts Gedichten Karl Gutzkows *Phönix* betreute. Gedichte gibt es aus dem Nachlaß vom Sohn Heinrich (1867), „Nachgelassene Gedichte“ vom Biographen (aus dem Todesjahr 1866) Conrad Beyer (Wien: Braumüller, 1877), ein „Poetisches Tagebuch“, das die Tochter

Marie auswählte (1888), dann eine Weimarer „Nachlese“ von Leopold Hirschberg 1910 und die üblichen Klassiker-Auswahlausgaben etwa bei Bong (mit 55seitigem Lebensbild von Edgar Groß und Werkeinleitungen von Elsa Hertzner) und auch schon 1897 bei Reclam/Leipzig (in sechs Bänden von je ca. 350 Seiten von Philipp Stein) und eine weitere Stuttgarter Ausgabe von 1896. Im Antiquariatshandel sind Auswahlausgaben leicht zu finden. Was alles Rückert in seinen Lebensjahren schrieb, ist darin allerdings nur unzureichend repräsentiert, und was anderen mit ähnlicher Lebensleistung recht war, sollte auch ihm billig werden, eine Übersicht darüber, wie das aussieht, was er in einem langen Leben produzierte und wie und wo es einst veröffentlicht wurde. Letzteres ist insofern eher eine dramatische Geschichte, als es kaum Vergleichbares geben dürfte. Es ist für die Zeit nach Goethe und nach den deutschen Romantikern aufschlussreich wie für den in ihr zu den viel gedruckten Dichtern gehörenden Autor. „Die Weisheit des Brahmanen“ z.B. des damals fast Fünfzigjährigen, der mit frühen Kriegssonetten und „Liebesfrühling“, den auch Schumann vertonte, bekannt geworden war, wurde erst einmal in ganz kleinen Dosen auf viele Organe verteilt und findet sich im wichtigen *Deutschen Musenalmanach*, Leipzig, in der elitären bayerischen *Charitas*, Regensburg, im jungdeutschen *Phönix*, Frankfurt, wie in der ähnlichen Leipziger *Zeitschrift für die elegante Welt* (von Heinrich Laube) und mit einem Text auch im Bad-Almanach Stuttgart-Canstatt usw. Man kann jetzt bei Wollschläger-Kreutner nachsehen, wenn man diese Vorveröffentlichungen überblicken möchte, oder auch – was die Almanache angeht – in Rudolf Kreutners Auflistung von Erstveröffentlichungen in ihnen im „Jahrbuch der Rückert-Gesellschaft“ (XII 1998/99; Würzburg: Ergon), wo sie auf über 100 Seiten zusammengetragen sind. (S. 31-138) Publikationsgewohnheiten der Biedermeierzeit, finanzielle Aspekte und frühe Werbetechniken zu poetischer Literatur wie Rolle und Möglichkeiten eines Mode-Schriftstellers mit lyrischen und lyrisch-epischen Gedichten lassen sich untersuchen wie auch die geistige Welt eines Autors, der unaufhörlich tätig gewesen sein muß, um sein beachtliches Übersetzungswerk aus vielen orientalischen Sprachen vorzustellen und daneben eine selten abreißende Kette von Poetischem zu produzieren. Die heute fernen Regionen der Psychologie und Kunst, die Rückert und sein Werk eröffnen, erlauben vielleicht, aus dem Abstand den Stellenwert manches Gegenwärtigen deutlicher zu erkennen. Rückert bietet dazu auswertbar eine aufregende und reich belegte Druck-, wenn auch eine nur mäßig interessante Manuskriptgeschichte trotz der großen Zahl gut erhaltener

Hand- und Reinschriften. Seine Energie wendete er weit weniger der Be- und Verarbeitung des einmal Produzierten zu als der Vermarktung des Vorhandenen, das immer schnell entstand.<sup>2</sup> Er wurde außerordentlich bekannt, zumal er sich Trends schnell anpasste. Friedrich Sengle integrierte ihn nicht in den dritten, den Dichterband, seiner „Biedermeierzeit“; denn nach Friedrich Sengles Verständnis konnten für die Literaturgeschichte bedeutende Dichter nur in langer Auseinandersetzung mit der eigenen Produktion und deren Inhalten entstehen, durch und mit Bedenklichkeit und Perfektionsbedürfnis, nicht durch Werbung und Verbreitung eines schnell fertigen Werkes, zumal wenn auch dieses nicht etwa aus dem prosaischen Drauflosschreiben eines erregten Gemüts oder Verstandes entstanden war, sondern nur in An- und Einpassung in konventionelle Formen, die leicht gehandhabt schnell fertige Worte boten.<sup>3</sup> Rückert, dem auch Albrecht Webers „Handbuch der Literatur in Bayern“ 1987 nur ein gemeinsames Kapitel mit seinem Schüler August von Platen zugestand<sup>4</sup>, hat selbst seine orientalisches-indischen Formen zwar im Anschluß an Goethes Hinwendung zu Fernöstlichem entwickelt, ragt aber doch mindestens in zwei Punkten über die Landschaft einer schlichten epigonalen Schriftstellerei hinaus: Einmal als auffälliger Repräsentant der Lebenshaltung der Zeit, die er jenseits seiner orientalistischen Fachwissenschaft darstellt, womit dann eine aus der Auseinandersetzung mit Erfahrenem hervorgehende Fähigkeit erwächst, Weis- und Wahrheit wie Lebenswelt seines Zeitalters in Verse zu fassen, die ihm zwar immer wichtiger sind als Grammatik und semantische Einpassung ins Vorgegebene, aber die gerade so ihre Bedeutung zeigen. Man könnte ihn in diesem Punkt ein besonders typisches Kind seiner Zeit nennen und das biedermeierliche Unternehmen einer flexiblen und vom

<sup>2</sup> In einem Fall findet sich die Anmerkung: „Dieses frostige Sprichwort ist 6-7 mal umgeschmolzen worden und hat einen ganzen Vormittag verdorben.“ (Liedertagebuch, S. 102) Unter dem Entstehungsdatum 15.12.1846 stehen aber trotzdem vier weitere Gedichte mit insgesamt 56 Versen.

<sup>3</sup> Friedrich Sengle *Biedermeierzeit*, Stuttgart: Metzler, 1971, 1972 und 1980, bot im dritten Band „Die Dichter“. Rückert fand hier keinen Platz, im Unterschied zu Platen. Natürlich gibt es Hinweise auf Rückert in den vorangehenden Bänden, die Weltanschauung, Sprache und – im großangelegten zweiten Band – „Formenwelt“ der Zeit darstellen.

<sup>4</sup> Regensburg (Pustet): Walter Schmitz, *Vom Patriotismus zur Weltversöhnung: Friedrich Rückerts ‚Der Mittelpunkt‘ und August von Platens ‚Das Grab im Busento‘*, S. 263-274.

Musikalischen bestimmten freien Poesiesprache bei dem mit Desinvolture die Sache angehenden Übersetzer und Sprachenkenner sogar als eine Art frühen Globalisierungsversuch in deutscher Sprache und bewusste Nachfolge des Weltliteratur-Goethe sehen.<sup>5</sup> Gegen allen Anschein war Rückert, wie heute z.B. seine Briefe erweisen, eine ungewöhnlich nachdrücklich seine Richtung und seine Ziele fest ins Auge fassende Persönlichkeit, obwohl oder gerade weil vom Leben und Streben her typisch für sein (progressives) Zeitalter:

Glücklich bist du, wenn auf Folgrungen und Schlüssen  
Das Beste so du weißt, du nicht hast gründen müssen.

So brauchst du gegen die dich auch nicht zu ereifern,  
Die mit unreifem Witz bekämpfen deinen reifern.

Schwank ist Gedankenbau, und nur die Überzeugung,  
Die auf sich selber ruht, befürchtet keine Beugung.  
(Weisheit, XIV. Teil, Nr. 66, S. 699)

\*

2500 einzeln bezifferte Gedichte enthält die von den Schweinfurter Herausgebern als Hauptwerk angesehene „Weisheit des Brahmanen“ in ihren 20 Teilen. Es sind zweizeilige Strophen in der alten Barockform des Angelus Silesius Scheffler – zwei bis zehn jeweils und ab und zu darüber –, die als ein wichtiger Nachweis für Barockes in der Metternichschen Restaurationsepoche gelten können mit der ungeheuren Zahl ihrer an französische Klassik erinnernden Alexandriner. Das Strukturelement der barockklassischen Dramen wird zum Strukturelement einer antithetisch (hegelianisch) erfassten Weltweisheit, durch deren Form man sich an die einst ähnlich alexandrienerbegeisterten Gottsched oder auch Voltaire aus dem 18. Jahrhundert erinnern fühlen könnte, deren Intellektualismus Rückert trotz seines Lobs der Intuition und in der Gutsbesitzerexistenz auch als voltairianische Alltagswirklichkeit – etwa wie Wieland – verkörpert. Nicht deutlich wird bei den allzu einheitlich

<sup>5</sup> Claudia Wiener, *Gedichte von Rom*, S. 597, sieht schon in der Dissertation 1811 ein „Programm der Universalsprache und -literatur“ (dazu ihre Dissertation: Friedrich Rückerts „De idea philologiae“ als dichtungstheoretische Schrift und Lebensprogramm, Schweinfurt 1994) (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt 10 = phil. Diss. Würzburg 1994).

formatierten Lehren allerdings die im Gesamtwerk Rückerts ansonsten sehr anschaulich fassbare Einsicht, daß Poesie Ausdrucksweisen lehren kann, aber nicht Weisheiten.

Als Evangelium sind die Verse des „Brahmanen“ freilich auch nicht gedacht, der sich selbst weder als indogermanischer Urvater noch als asketisch zu etwas ganz Besonderem gereifter Eremit vorkommt, sondern unaufdringlich seiner sonstigen Rollen als Familienvater und Wissenschaftler eingedenk reimt und rhythmisiert. In den beiden Bänden des Göttinger Wallstein-Verlags, die einen Schutzumschlag in kultiviertem Altrosa haben und das schöne dunkle Rot des Einbands zunächst verbergen, kann man die in ihrem Umfang und ihrer Form ungeheuerliche Unternehmung Rückerts nun en bloc überschauen in einem mild unaufdringlichen Druck für gute Augen. Man kann die vielen Facetten der Überlegungen Rückerts bewundern; denn dazu geben die meist Anlaß. Nicht entstanden ist bei einem Autor, der sich erst langsam vom „Dorfweisen“ zum verkäuflicheren Brahmanen hinaufstilisierte, eine Vorform zu Nietzsches „Zarathustra“, sondern eine Parallelaktion zu Biedermeiersprüchen von Leopold Schefer (Laienbrevier 1831-35) oder gar vom jüngeren Friedrich Sallet (Laienevangelium, 1842), die trotz der großartigen Titel ihre Grenzen kannten. Wenn nicht Indien als Ganzes – aus dessen frühen Zeiten Rückert auch Kriegerisches und Heldisches übersetzt, – so indiziert doch die mit dem „Brahmanen“ angedeutete indische Religiosität eine friedvolle Weltbetrachtung in Gemütlichkeitsabsicht. Inwieweit philosophisch Schopenhauer zur Idee eines inoffensiven Lebens in und mit der Natur die Voraussetzungen lieferte, müsste ebenso untersucht werden wie andere Aspekte der didaktischen Reime, deren ideologische Zusammenhänge aufzuklären lehrreich wäre. Daß Brahmanen als Leute verstanden wurden, die keine fundamentalistischen Ansprüche eigener religiöser Wahrheiten zwecks Beseitigung anderer Ansprüche vertraten, daß sie nicht Abgrenzung, Kampf und Durchsetzung lehrten, ist nicht nur bei Rückert Hintergrund der Figur. Im „Zarathustra“ kann man spüren, meine ich, wie die folgende „Neu-Romantik“ um 1900 nicht nur gegen bürgerlichen Realismus, sondern bei Nietzsche insbesondere auch aus tiefem Veränderungsbedürfnis gegen die bei Rückert in gewaltige Raumdimensionen wachsende spätrömantisch-biedermeierliche Friedlichkeit programmiert wird, die nicht nur altersmäßig dem Pastor und Prinzessinnenerzieher Nietzsche senior nahegestanden haben dürfte, gegen den der Sohn sich als einen der vielen „Bildungsphilister“ nach eigenen Kindheitsversuchen im Genre des Vaters aggressiv



absetzte. Rückerts vorsichtig auch bei zehntausenden von Versen weiterhin „Lehrgedicht in Bruchstücken“ genanntes Werk nimmt auf seinen vielen Seiten zu allem Möglichen Stellung, wobei es dann manchmal durchaus elektrisieren kann. Radikalität ist ihm selbst im Blick auf „Wahrheit“ freilich ganz fern. Die meisten von den Sprüchen des Brahmanen gehen als alltäglich aus dem Alltag hervor und könnten volkstümlich kleinen Leuten klarmachen, daß ihre eigenen unformulierten Gedanken zur Praxis neben dem von anderen Aufgeschriebenen ihren Sinn haben. Freilich dürften in den Jahren nach seiner Entstehung das aufwendig-umfangreiche Buch kaum einfache Leute haben kaufen können. Rückert bedroht jedenfalls den Leser nicht mit geistiger Überlegenheit, wie Philosophen meist beliebt und wie nach ihm insbesondere Nietzsche es tun wird oder wie sie auch bürgerliche Ordnung darzustellen beanspruchte.

Die Form, in der Rückerts „Weisheit“ jetzt vorliegt, dürfte ihr angemessen sein. Hintergründe werden hier und da mitgeliefert und zu genauem Hinsehen kann man veranlasst werden wie zu dem Wunsch, zum Einzelnen dem als Fragment sich gebenden Ganzen forschende Aufmerksamkeit zu schenken. Daß auch die neue Ausgabe am Sachkommentar eher gespart hat, scheint mir insofern nicht glücklich, als wissenschaftliche Anfänger nicht auf die zahlreich vorhandenen Fährten gelockt werden. Auch ein Orientalist wäre wünschenswert gewesen, um all das an- und auszudeuten, was – und es dürfte schon nach bisherigen Erkenntnissen nicht wenig sein – aus Fernöstlichem in dieses Buch gekommen ist. Zudem hätte das leicht sein müssen, da einer der Herausgeber der Rückert-Studien, Wolfdietrich Fischer, Orientalist ist. Zeitgemäß und aufregend wäre, darüber nachzudenken – um moderne Metaphorik noch einmal zu gebrauchen –, ob und welche Globalisierung hier bereits im Liberalismus des romantischen Zeitalters in Gang war trotz mancher nationaler Töne beim Verfasser Rückert. Für ihn selbst gab es keinen Gegensatz zwischen östlicher Weisheit und seinem einfachen Leben in Dorf und Natur. Wir könnten und sollten – meine ich – heute der Sache einmal nachgehen, wobei Erkenntnisse über gegenwärtige Ideologien anfallen könnten. Dabei wäre immer noch en passant manche philologische Arbeit zu leisten trotz des reichen Materials, das in Wollschläger-Kreutners „Brahmanen“ vorgelegt ist. Ich würde auch innerhalb ihrer Edition einen dritten Band, der Kommentare, Briefe, Register enthalten sollte, wie er ja möglicherweise auch geplant ist, zusätzlich für sehr wünschenswert halten.

\*

Eindeutiger und inzwischen auch etwas reicher kommentiert stellt sich jetzt – drei Jahre nach dem „Brahmanen“ – der vierte Band der Ausgabe im Jahr 2001 dar: Das „Liedertagebuch“ mit den Werken der Jahre 1846/47, in denen Rückert sich trotz ihrer Nähe zu seinen früheren „Haus- und Jahrliedern“ und der didaktischen Dichtungen, die von ihm einst veröffentlicht wurden, nach seiner Vor- und Darstellung von Öffentlichkeit und Veröffentlichung abgewandt hat.

Den vom 1.1.1846 bis zum 31.12.1847 in den beiden Jahrgängen jeweils durchnummerierten Gedichten sind bei Wollschläger/Kreutner etwa siebzig Seiten Briefe dieser Jahre hinzugesetzt (wofür in den Bänden mit der „Weisheit des Brahmanen“ noch kein Platz war). Die Chronologie verdeutlicht einen Hintergrund von Krankheit, privater Geselligkeit um Gold- und Silberhochzeiten, Weihnachten und Geburtstage, Ablehnung von allem Öffentlichen, Hinwendung zum einfachen Landleben mit dem Datum der Fertigstellung des Waldhauses im Sommer 1846, mit dem beginnenden Ende der Berliner Tätigkeit als eine Pensionierung vorbereitende Krankheitsgeschichte und dem erstaunlichen Verständnis, das ein Berliner Kultusminister einem Poeten und Sprachkundigen für seine sehr häufigen oberflächlichen Entschuldigungen entgegenbrachte. Nicht nur waren Rückerts Berliner Vorlesungspflichten auf den Winter reduziert, so entlarvt dieser Band, sondern auch seine mit genauen Herstellungsdaten versehenen Gedichte 1846 und 1847 sparten den Sommer aus. Rückert hat der Erweiterung und baulichen Verbesserung wie der Bewirtschaftung seines Grundbesitzes größte Bedeutung beigemessen, wie parallel zur gleichen Zeit der ein paar Jahre jüngere Amerikaner Charles Sealsfield seinem Aktienbesitz. Zwei Söhne Rückerts studierten Landwirtschaft, einer mindestens praktizierte sie auch (neben einem Historiker und Gelehrten). Der Gedanke des poetischen Tagebuchs stammt vom 30.11.1846, zwischen dem 9.6. und 4.10. ist es 1847 unterbrochen. Gerade weil man bei Rückert an den späten Eckernförder Poeten Wilhelm Lehmann mit seiner Naturpoesie denken könnte, zeigt sich der Unterschied zur modernen Naturpoesie bei gelegentlichen flüchtigen Ähnlichkeiten als ganz wesentlich. Rückert genießt Natur immer als menschliches Leben reflektierend und kommt meist zu didaktischen Ergebnissen angesichts der Natur, auch da, wo er sie nicht mehr publizieren will. Lehmann unternimmt es einhundert Jahre später im Ernst, Natur möglichst von innen her zu beschreiben, selbst wenn er sie mythischen Gestalten zuordnet. Des modernen

Eckernförder Lehmann Naturpoesie folgt einem prosaischen Naturtagebuch. In der Menschenwelt fühlt sich dagegen der aus ihr gern flüchtende Rückert mehr zuhause als der moderne Provinzstudienrat, der seinem „grünen Gott“ mit einer Ernsthaftigkeit huldigt, von welcher der Poet Rückert weit entfernt ist. Die Verse an Personen und zu Festanlässen sind bei Rückert schon ebenso häufig wie bei Fontane. Seine Betrachtungen zum Alltag sind ungeschminkt, nach moderner und romantischer Manier mit Betonung der Vorzüge der Jugendvitalität selbst für Geistiges. Sie spiegeln Menschenalltag:

Einst auf unscheinbaren Schnitzeln  
 Mit unleserlichem Kritzeln  
 Bald mit Witz und bald mit Witzeln  
 Schrieb ich Vers' und Verschen hin,  
 Die mir besser doch gefielen  
 Als was nun mit feinsten Kielen  
 Auf den glättsten Blätterdielen  
 Ich im Stand zu schreiben bin.

Die Häuslichkeit macht sich bemerkbar bis zum Reimwort „Blätterdielen“. Flott geht's auch in Rückerts Alter. Es folgen gleich drei Gedichte, 53 Zeilen, unter gleichem Datum. Rückert, der als literarischer und wissenschaftlicher Pensionär noch fast zwanzig Jahre weiterleben wird, bekennt sich zu einer Art Pantheismus, der auch im traurigen November an die Sonne gebunden wird:

Deinem Schooß entfall' ich nicht,  
 Deinem Band entwall' ich nicht;  
 Sollt' im ew'gen All ich nicht  
 Ewig mit Dir bleiben! (Zitate: S. 50 u. 52)

Diese Verse des Sprachkünstlers waren, wie die meisten des „Liedertagebuchs“, unveröffentlicht. Die gegen den angestregten Esoteriker Platen zu vermerkende leichte Kunst des komplizierten und schweren Reims, in welcher der Übersetzer einfach alltäglich lebte und die andererseits auf die späteren Altersgedichte Fontanesweisenden echten Töne aus ungeschöntem Alltagsleben schienen mir jedenfalls diese endlich erreichte Edition längst verdient zu haben, auch wenn es Seiten gibt, an deren Publikationswürdigkeit man zweifeln muß. Die Verse bereichern den Leser sprachlich, lassen ihn Reim und Wort als schlichten Lebensausdruck empfinden, leiten – meine ich – im Inhalt auch zu Widerspruch und Kontrastprogrammen an. Auf solchem Hintergrund mag man etwa

einen widersprechenden Nietzsche sehen, während die Riege der realistischen Antinietzscheaner, zu denen Fontane gehörte, näher bei Rückerts Lebensweisheiten bleibt. Das Schlusszeichen des obigen Zitats belegt die entschiedene Sicherheit, in der man in diesem Umkreis lebte. Fragezeichen sind – vor allem gemessen am Umfang der Äußerungen – bei Rückert eher selten, rhetorische Fragen an Leser weithin überflüssig. Man ist sich einig, nachdem die Sache klar dargelegt ist.

Der abschließende „Editorische Bericht“ des neuen Bandes mit den folgenden Angaben zu Entstehungs- und Druckgeschichte der einzelnen Werke, hat es besonders mit den Schweinfurter Manuskripten zu tun, zu denen i. a. wenig mehr als ihr Standort und die Tatsache des Unveröffentlichtseins beizutragen sind, wobei man nach meiner Meinung durch abkürzende Zeichen eine Menge Platz hätte sparen und etwa für Erklärungen gewinnen können. Vor allem im Anschluß an die verdienstvolle dreibändige Ausgabe der Briefe durch Rüdiger Rückert (Schweinfurt 1977-1982) schöpfen die Herausgeber nun allerdings auch aus einer Personen- und Ortskenntnis, die Rückerts Welt vielfältig beleuchtet und im einzelnen die in diesem Tagebuch sehr saloppe Poesie bemerkenswert machen kann, ob vom Abschied von Berlin oder vom Leben in Neuses die Rede ist. Für den alltäglichen Leser ist das Erlebnis von den Veränderungen, die unser Leben inzwischen an vielen Punkten mit anderen Problemen behaftet haben, indem sie manche Rückertschen Sorgen weithin ausschließen, andere als unvergänglich zeigen, ein immer wieder auffälliges Phänomen. Für historische Einsicht ließe sich nutzbar machen, daß und wie sich (spät)romantische Weltsicht vertrug mit den damals gewonnen Erkenntnissen Justus Liebig's und neuer Medizin und Naturwissenschaft, von denen hier häufiger die Chemie in Vers und Prosa in Rede steht, weil Rückert sie mit den Söhnen (u.a. in Briefen) diskutiert und im poetischen Tagebuch in Reimen sich in die Zusammenhänge um die neuen Wissenschaften zu versetzen bemüht. Hungersnot und Armut spielen noch eine erhebliche Rolle, während sich ihre Überwindbarkeit andeutet, und sie – innerhalb des hier diskutierten Rahmens im Vergleich mit dem Band von Rückerts Werk aus 1817/18 – mit neuer Ackerbaukunst – „Ökonomie“ – schon erheblich minimiert sind.

\*

Liedchen vom und zum Tage notierte freilich keineswegs – wie man in der Schweinfurter Edition feststellen kann – erst der sich alt dünkende Rückert. Interessant wie die „Tageslieder“ – wie Rückert sie 1847 nennt

– ist auch im Blick auf das Alltagsleben der Band mit den Werken des knapp Dreißigjährigen, die als „Gedichte von Rom und andere Texte“ von Frau Claudia Wiener herausgegeben worden sind. Hungersnöte und Erntelieder spielen hier 1817 in eine neue Zeit aufbrechenden Stuttgart, wo Rückert in Cottas Nähe lebte, eine erhebliche Rolle wie der Hinweis auf den natürlichen Reichtum Schwabens und auf die Möglichkeiten seiner klugen Bewohner. „Die Hungerjahre“ sind Thema der „Vermischten Gedichte I“. In „Aprillflocken“ ist es eine unzeitige Liebe, die Reflexion darüber auslöst, ob durch ihre Darstellung „Unsterblichkeit noch wäre zu erringen,/ Wie sie Petrarck errang durch süßes Stöhnen.“ (Nr. 20, S. 80) Der Kaiser Barbarossa gar wird angerufen, um zu bestätigen, daß vorübergehendes Eintauchen in alltägliche Liebe hat erlaubt sein müssen (er hat es angeblich mit der Erbauung der Pfalz Gelnhausen auch getan), selbst wenn das große Epos über ihn so nicht gefördert worden war. Wie sehr Rückert sein Leben planend in der Hand hat, verdient mehr als Erstaunen über ein Kuriosum.

Der Band Frau Wieners aus seiner Frühzeit, der vor allem neben den seiner zweiten und dritten Phase zugehörigen Bänden der Edition auch literarisch spannend ist, enthält außer den viertausend Versen der „Gedichte von Rom“ Bruchstücke aus zwei Prosatagebüchern aus Italien, einen bedeutenden römischen Festbeitrag in Versen, einige italienischsprachige Gedichte und frei fortdichtende Übersetzungen aus namenloser italienischer Volkspoesie wie auch „Vermischte Gedichte I und II“ und die schon genannten „Aprillflocken“. So stellt der Band nicht nur Rückerts Sprachbegabung ein erstklassiges Zeugnis aus (die etwa gegen den dreißig Jahre später in Italien reisenden Germanisten Hoffmann von Fallersleben auffällig ist) und demonstriert nicht nur Sinn für italienische Gegebenheiten und Kunstschatze, sondern auch Anschluß an eine vom Mittelalter romantisch ausgehende Deutung Roms und Italiens und schließlich ganz besonders in seiner Berufssuche und -entscheidung eine bemerkenswerte Entwicklung, die ins Jahrhundert und Zeitalter paßt. Nicht übersetzt und sprachlich kommentiert ist freilich in dieser Ausgabe, was sie in italienischer Sprache enthält, beides wäre für germanistische Benutzer sicher wünschenswert. Auch hätte man zu den „Gedichten von Rom“ gern mehr als die hier knapp bleibenden Informationen.<sup>6</sup>

<sup>6</sup> Außerordentlich umfangreich ist dagegen der Kommentar zum Tagebuch der Rückreise, worin sich allerdings der im Unterschied zu den „Gedichten von Rom“ erhebliche Anteil an Detailbeschreibungen widerspiegelt.

Aber: Bisher ergab es sich meist, daß man Rückert in Rom vor allem in altdeutscher Tracht auf einem Oktoberfest am Termin der „Völkerschlacht“ bei Leipzig sieht oder beim Abschiedsfest des bayerischen Kronprinzen Ludwig, zu dem der berichtende Text dann der Schilderung in den Reiseerinnerungen des Schweden Per Daniel Atterbom – mit dem Rückert im Herbst darauf zurückreist – entnommen wird, während Rückerts Umgang in Rom z.B. mit Wilhelm Müller vor allem aus dessen Perspektive beleuchtet wird. Das alles zwingt uns nun, den Band von Frau Wiener, ein wenig anders anzusehen. Das Verhältnis zu Künstlern aller Arten, vielfältige Kunstbeschreibungen und eigenständige Auffassung sind auffällig, vergleicht man etwa mit Hoffmann (von Fallerleben) oder sogar Fontane in Italien. Für die „Kunstreisen nach Italien 1600-1900“ war Rückert im Katalog des Marbacher Literaturmuseums zur Ausstellung „Auch ich in Arcadien“ 1966 keineswegs vergessen worden, aber angemessen zur Kenntnis genommen und gewürdigt wurde er doch nicht. Er repräsentiert eine leicht übersehene Richtung im Italien- und Rombild: die Erforschung ihres Mittelalters, das nach den Spuren deutscher Kaiser und den südlichen Beiträgen zur Ritter- und Poesiewelt vor dem Beginn der Neuzeit (und nach der Antike) sucht. Rückerts „Gedichte von Rom“, die diesem Band als Hauptwerk seinen Titel geben, waren kaum bekannt und die Festbeschreibung, die mit ihnen und in ihrem Kontext als interessante Reflexion auf Sinn und Form von Künsten und der Stellung der Poesie über ihnen sich darstellt, lassen nun in Zusammenhang mit anderen Produktionen dieser Zeit und im Zusammenhang des Lebens erkennbar werden, wie ernst Rückerts Auseinandersetzung mit der Poesie, mit seiner „Muse“ und „Freundin“ während seiner Reise tatsächlich war. Wie der den Band chronologisch und gleichzeitig sinnbildlich abschließende Brief an den damaligen Orientalistenpapst Hammer-Purgstall eine wesentliche Entscheidung Rückerts enthält für den Osten auf dem Hintergrund seiner Italienerfahrung – die dem italienischen Erlebnis Fontanes als Grundlage von dessen Berlin-Märkischer Romanproduktion außerordentlich ähnlich abläuft – kann man erst jetzt verstehen.<sup>7</sup> Das Barbarossa-Epos wird nicht fertig, nach

<sup>7</sup> Versucht habe ich, wenn auch ohne nennenswerte Wirkung, Fontanes Sinn für Symbolik im Alltäglichen und Prosaischen, durch den seine Romane erst für ihn möglich wurden, aus seinem Italienerlebnis zu beschreiben: Vgl. Franz Schüppen, Von Goethes Italien- und Sealsfields Amerikaerlebnis zum preußischen Alltag, Schriftenreihe der Charles-Sealsfield-Gesellschaft Bd. V, 1991.

Frau Wiener, weil der Heimkehrer ein gewandeltes Klima vorfindet, in dem Freiheitskrieg und Reichsidee keine bedeutende Rolle mehr spielten. Rückert, so fällt aber auf, hatte in der Zwischenzeit in dem kleinen Ort Ariccia gelebt, in den zu feierlich benannten „Gedichten von Rom“ sich immer wieder mit Alltäglichem auseinandergesetzt und kommt gerade bei Besichtigung von Bildern und Bauwerken in Italien weit von seiner bisherigen geschichtsphilosophisch ausgerichteten Sehweise ab. Rückert findet Beruf und Produktionsgrundlage im Erlebnis der sprachlich-geistigen Vielfalt, die er an und in Italien lebendig erlebt, doch begnügt er sich jetzt mit Sprache als Spiegel des Lebens. Privilegien fallen. Die „Gedichte von Rom“ halten fest:

Denn allen Sprachen tief im Grunde  
Liegt ein gemeinschaftliches Band;  
Und wie verschieden in dem Munde,  
Sind sie im Grunde doch verwandt.<sup>8</sup>

Zuwendung zu Orientalischem erfolgt vor dem Hintergrund des Interesses an Volkspoesie, der Rückert in Italien intensiv nachgeht in Sicilianen wie in toskaner Ritorneilen, die ihrerseits mit den Terzinen des von Rückert in Italien noch als gewaltiges Vorbild angesehenen Dante Verwandtschaft zeigen.<sup>9</sup> Die geistige Grundlage verändert sich beim älterwerden des Rückert. Ein Mann hochromantischer Herkunft, der ein Barbarossa-Epos zu schreiben und in Italien das wahre und ganze kaiserliche Mittelalter erfahren will, kommt. Den ghibellinischen Dante und seine Terzinen möchte er verinnerlichen. Dem großen Gedicht strebt er selbst in „Gedichte von Rom“ prinzipiell noch nach. Dann aber beschäftigt er sich Tag für Tag mit dem Reisealltag und einzelnen Reisezielen. Nicht das deutsche Reich und seine Kaiser (und Könige), denen Rückert immer wieder meint, eine auf die Zukunft zielende politische Zustimmung verschaffen zu sollen, bestimmen ihn wirklich, sondern einerseits noch

---

<sup>8</sup> Gedichte von Rom, Z. 1076-1080, S. 174. Zurückgegriffen wird auf eine unveröffentlichte „kalligraphische Reinschrift“, welche nach der Herausgeberin die (einstige) Wertschätzung des Autors inzwischen verloren hatte. (A.a.O., S. 632).

<sup>9</sup> „Er, der mir weit als erster gilt“ wird 1817 in den „Gedichten von Rom“ (Z. 304, a.a.O., S. 153) gesagt. In einem italienischen Sonett, das Rückert selbst übersetzte, wird auch in Florenz Dantes gedacht. (a.a.O., S. 280) Das Tagebuch der Rückreise enthält fünf Hinweise, die aber nur Interesse an Dante-Ausgaben spiegeln.

eine Poesie, die Geschichte und Religion enthält in ihren weiterlebenden Formen und in ihren schlichten Lebensordnung stiftenden Themen, andererseits aber immer wieder und immer mehr das Alltagsleben des Individuums, das in dieser Poesie nur die Formen findet, in denen es beschrieben werden kann, um dauerhaft zu werden. Der Übergang aus einem langsam im Positivismus und Immanentismus schwächer werdenden Christentum, welches das Mittelalter als Leitfigur nahm und vor allem in Italien sichtbar in Bildern sich nazarenisch und später prärafaellitisch noch einmal lebendig darstellen sollte, vollzieht sich bei Rückert zu Interesse an wenig konkreten fernerer Ländern und Zeiten, mit unabsehbaren Hintergründen. Sein neues Berufsleben beginnt nach dem Italienjahr. Das hat auch innere Logik im spätrömantischen Klima. Der entschiedene Protestant Rückert – der später nicht nur hier und da ein Kirchenlied verfassen, literarische Freundschaften mit pietistischen Stuttgartern wie Albert Knapp zu würdigen weiß, sondern auch eine poetische Evangelienerzählung verfassen wird – beschreibt dreißigjährig bei der ersten Annäherung Rom als Stadt des Papstes und der Christenheit, interessiert sich mit dem Freiherrn Cotta für Petri Stuhlfeier von Papst und Kardinälen, aber bei der Rückreise wird im Umkreis von Florenz „Aufklärung“ ein Thema. Das Rückreisetagebuch bringt auf den letzten erhaltenen Blättern viele italienische Zitate, zu erheblichem Teil aus Vasaris Künstlerbeschreibungen. Details zu Bildern sind jetzt besonders häufig. „Philosophie“ tritt zurück, Beschreibung des Verschiedenen wird als möglicher Gegenstand praktisch entdeckt. Florenz, Ferrara, Venedig inspirieren zu eigenen Deskriptionen an einzelnen speziellen Gegenständen.

Der Italienband der Rückert-Edition ist insgesamt als Spiegelung einer Entwicklung und der vielfältigen Möglichkeiten eines freien jungen Mannes damals höchst interessant. Nach Italien kam Fontane spät, Hoffmann an der Hand eines frühen Unternehmers und als Vertrieber, Goethe zur künstlerischen Auffrischung und Vertiefung des bereits Konzipierten: Rückert kommt planmäßig zur Fortsetzung seiner Studien und seines Programms, will für einen konkreten Zweck Material sammeln, aber dabei wird ihm das bisherige Ziel sinnlos, und er kann völlig neu beginnen und tut es. Die „italienischen Gedichte“, die mit einem Griechenlied aus dem Umkreis des Griechenlieder-Müller enden, enthalten Rückerts berühmtestes Gedicht mit dem „Schwalbenlied“ „Aus der Jugendzeit“ (a.a.O., S. 342f.) vor den Gedichten aus Neapel. Der



Gesamtband beginnt mit Volkssagen, unter denen die Parallele zu Chamisso's „Riesenspielzeug“ auffällt:

Wenn nicht das Volk der Zwerge schafft mit dem Pflug im Thal,  
So darben auf dem Berge die Riesen bei dem Mahl. (a.a.O., S.20)

In Chamisso's Fassung wurde das sorgfältig entfaltete Werk zu einem Riesenerfolg, wie er bei Rückert für das Einzelne immer selten geblieben ist. Wie vieles zu schnell gemacht ist und wie vieles eine Verdichtung benötigt hätte, zeigt sich jedenfalls schon in und an dem Band aus seinen Stuttgarter und römischen Tagen, z.B. wenn man hier mit dem Berliner Chamisso vergleicht.

\*

Größe und Grenze Rückerts lassen die vier ersten Bände der Schweinfurter Werkausgabe deutlich erkennen. Mühevoll bleibt – der ungeheuren Fülle wegen – jede genaue und sorgfältige Lektüre. Sie belohnt ebenso wie im französisch vergleichbaren Fall der unendlich vielen Verse des großen Victor Hugo. Das Bild des ganzen Rückert wird für die Forschung manches Neue bringen. Dringend würde ich – insbesondere aus Schweinfurt stammenden – Germanistikstudenten Forschungen zu Rückert und seinen Handschriften jedenfalls empfehlen. Wenn nicht der, so ist doch selbst nach Friedrich Sengle hier noch ein höchst typischer Versdichter der Biedermeierzeit ganz neu zu entdecken auch trotz des schönen Buches von Helmut Prang<sup>10</sup> und vielen Einzelstudien und Katalogen, wie allerspätestens der Blick auf die vollständigen Sammlungen aus den sechs Schaffensjahren zeigt, die bisher die Schweinfurter Edition vorstellt, und wie sich in den letzten Jahrzehnten dank der zusammenfassenden und publizierenden Arbeit der Rückert-Gesellschaft schon immer deutlicher abzeichnete. Begegnung mit Vers, Rhythmus und Reim wird auf eine ungewohnte Weise in enormer quantitativer Fülle und Vergleichbarkeit geboten.

Ob das alles erlaubt, die begonnene Edition in absehbarer Zeit zu vervollständigen und zu beenden, muß man abwarten. Auch wenn manche neue germanistische Edition Beispiele für einen gründlicheren Ansatz bietet – wobei ich etwa an Heine-, Droste- und an Stifter- und Eichendorff-Ausgaben denke – und wenn auch selbst in einzelnen Textausgaben und Anthologien in Nachweisen hier und da noch gründlicher

<sup>10</sup> F.R., *Geist und Form der Sprache*, Stadt Schweinfurt 1963 (Wiesbaden: Harrassowitz).

und philologischer verfahren worden ist, so ist das hier angesichts einer gewaltigen, aber sehr ungleichen poetischen Berglandschaft begonnene Unternehmen ganz besonders zu loben, an das man wohl kaum anders als auf die faktisch praktizierte Weise hätte herangehen können. Die Entscheidung für die „editiones principes“ mutig gegen die von Rückert selten noch ernsthaft angesehenen Fassungen letzter Hand gesetzt, hat Mensch und Autor Rückert wirklich sichtbar gemacht.<sup>11</sup> Die mutigen Männer und Frauen, die gewagt haben, zu beginnen, Rückerts Dichtung in ihrem ganzen Ausmaß zu vermessen und bekannt zu machen, verdienen Anerkennung und Unterstützung. Auch für Rückert gilt, daß nur ein Blick auf das ganze literarische Feld verhindern kann, daß sich Ideologie und Beliebigkeit unter dem Namen der Literaturwissenschaft etablieren können. Es war eine literaturgeschichtlich wichtiges Unternehmen, doch noch den ganzen Rückert vorstellen zu wollen.

Franz Schüppen (Herne)

## Heine und die Folgen

Ein Streifzug durch Tagungsbände aus dem Jubiläumsjahr 1997

**„Dichter unbekannt“.** *Heine lesen heute.* Internationales Symposium. Bonn, Mai 1997. Hrsg. v. Dolf Oehler und Karin Hempel-Soos. Bonn: Bouvier, 1998.

**Differenz und Identität.** *Heinrich Heine (1797-1856). Europäische Perspektiven im 19. Jahrhundert.* Tagungsakten des internationalen Kolloquiums zum Heine-Gedenkjahr. Lissabon, 4.-5. Dezember 1997. Hrsg. v. Alfred Opietz. Trier: Wissenschaftlicher Verlag, 1998.

**„Die Emanzipation des Volkes war die große Aufgabe unseres Lebens“.** *Beiträge zur Heinrich-Heine-Forschung anlässlich seines zweihundertsten Geburtstags 1997.* Hrsg. v. Wolfgang Beutin, Thomas Büton, Johann Dvořák, Ludwig Fischer. Hamburg: von Bockel, 2000.

**Heine und die Weltliteratur.** Edited by Terence James Reed and Alexander Stillmark. Oxford: Legenda, 2000.

---

<sup>11</sup> Claudia Wiener hat die Bedeutung der Erstausgaben während ihrer Arbeit an den Texten immer deutlicher gesehen. (Vgl. „Ein Redakteur verstreuter Blätter“ in: Rückert-Studien XII, 1998/99, S. 7-29). Für den frühen Rückert wird dabei eine Komposition der Sammlungen nachgewiesen und dargestellt, die sogar „zyklische Strukturen“ entstehen läßt.

**Heinrich Heine und die Religion, ein kritischer Rückblick.** *Ein Symposium der Evangelischen Landeskirche im Rheinland vom 27.-30. Oktober 1997.* Hrsg. v. Ferdinand Schlingensiepen und Manfred Windfuhr. Düsseldorf: Archiv der Evangelischen Kirche im Rheinland, 1998.

**Das Jerusalemer Heine-Symposium. Gedächtnis, Mythos, Modernität.** Hrsg. v. Klaus Briegleb und Itta Shedletzky. Hamburg: Dölling und Galitz, 2001.

„Ja, Madame, dort bin ich geboren, und ich bemerke dieses ausdrücklich für den Fall, daß etwa, nach meinem Tode, sieben Städte – Schilda, Krähwinkel, Polkwitz, Bockum, Dülken, Göttingen und Schöppenstädt – sich um die Ehre streiten, meine Vaterstadt zu seyn.“ (DHA VI, 181) Was Heinrich Heine 1826 der Erzähler-Persona der „Ideen. Das Buch Le Grand“ in den Mund legt, liest sich fast wie eine prophetische Schau auf das Jubiläumsjahr 1997, in dem sein 200. Geburtstag vielfältig und allerorts begangen wurde. Das Vorrecht der Vaterstadt hat unbestritten Düsseldorf, und hier fand im Mai 1997 die größte der Gedenkveranstaltungen statt, der Kongreß „Aufklärung und Skepsis“, dessen über 60 Beiträge seit 1999 in dem gleichnamigen Tagungsband vorliegen (Vgl. die Rezension im Jahrbuch FVF 5/1999, S. 417-421). Mehr als sieben weitere Städte, von Berkeley („Heinrich Heine’s Contested Identities“, vgl. die Rezension im Jahrbuch FVF 6/2000, S. 319-324) über Sofia bis Peking, waren Schauplatz weiterer Tagungen im Gedenkjahr. Die inzwischen vorliegenden Tagungsakten von sechs Veranstaltungen im In- und Ausland ermöglichen einen Überblick über die im Jubiläumsjahr manchmal bis zum Heiß- oder Leerlaufen rotierende Heine-Philologie.

Zeitlich und räumlich dicht an dem großen Düsseldorfer Schaulaufen lag das gemeinsam vom Bonner Haus der Sprache und Literatur und der Abteilung für Vergleichende Literaturwissenschaft am Germanistischen Seminar der Universität Bonn im Mai 1997 ausgerichtete Symposium „Dichter unbekannt“. Daß Albrecht Betz und Leo Kreutzer dort jeweils ein Kapitel ihrer jüngsten Heine-Monographien vortrugen, mochte für das Symposium Sinn machen, der Abdruck im Tagungsband schwemmt die Bibliographie zum Jubeljahr ebenso unnötig auf wie der verständliche Hang mancher vielgefragter Referenten, auf mehreren Veranstaltungen dieselben Gedanken vorzutragen. Gegen Kreutzers Beitrag läßt sich zudem ein terminologischer Einwand erheben: An Heines Umgang mit der Kyffhäuser-Sage in „Deutschland. Ein Wintermärchen“ entwickelt Kreutzer ein quasi-messianisches Konzept der „rechten Rettungstunde“ (S. 37), dem er, analog zum Begriff der Utopie, die Bezeichnung

„Uchronie“ (S. 41) gibt. Das ist in der Sache nicht uninteressant, sollte aber jedem, der in der Griechischstunde einigermaßen aufgemerkt hat, die Haare zu Berge stehen lassen: χρόνος bezeichnet die Zeit als *Zeitdauer*, worauf es Heine (und mit ihm Kreuzer) ankommt, ist jedoch der *Zeitpunkt*, der rechte Moment zur revolutionären Erhebung: „Schlag’ los, du alter Geselle“ (DHA IV, 125) – und folglich das, was nicht nur das neutestamentliche Griechisch als καιρός bezeichnet. *Ukairia* statt „Uchronia“ (S. 28) wäre also das, was Kreuzer vorschwebt. Neben Beiträgen von Paul Peters und Dolf Oehler zu Heine und Baudelaire sind vor allem die Ausführungen von Bodo Morawe hervorzuheben, die den Pariser Juni-Aufstand von 1832 als Angelpunkt der „Französischen Zustände“ herausstellen und sich in Morawes Folge von Studien zu Heines politischen Standpunkten in den ersten Pariser Jahren einfügen. Leider konnte gerade dieser Beitrag auf dem Symposium, da der Referent verhindert war, gar nicht zum Vortrag gebracht werden. Ein wichtiges Seitenstück zu Manfred Windfuhrs Vortrag zum Abschluß der Düsseldorfer Heine-Ausgabe auf dem dortigen Kongreß ist Renate Franckes „Werkstattbericht aus der Heine-Säkularausgabe“, der Eigenwert und Berechtigung des noch immer nicht abgeschlossenen Unternehmens prägnant zusammenfaßt.

Während Dolf Oehler in Bonn ausgewiesene Heine-Kenner aus aller Welt zusammenbrachte, scheinen sich die Beiträger zu der von Alfred Opitz organisierten Lissabonner Tagung, „Differenz und Identität“, *cum grano salis* in zwei Kategorien einteilen zu lassen: In eine kleinere, aus Düsseldorf angereiste Gruppe (Karin Füllner, Volkmar Hansen, Joseph A. Kruse) und in eine größere von Germanisten aus Portugal und Spanien. Auch hier finden sich Beiträge, die das an anderen Stellen publizierte variieren, Susanne Zantop zu Heine, Humboldt und Columbus, Anne Maximiliane Jäger zum „Rabbi von Bacherach“, Ernst-Ullrich Pinkert zur Rheinsymbolik und Joseph A. Kruse zum Umgang des späten Heine mit der Frage nach Lebenssinn und Tod. Neben Volkmar Hansens Hinweis auf die bislang nicht hinreichend als Quelle für Heines „Tanzpoem“ gewürdigten Faust-Illustrationen von Moritz Retzsch sind an der Lissabonner Tagung vor allem einige Beiträge bemerkenswert, die aus ungewöhnlichem Einfallswinkel neue Lichter auf Heine werfen. Dazu gehören António Sousa Ribeiros offenkundig Frankfurter-Schule-gesättigte Anmerkungen zu Heine und Karl Kraus ebenso wie Mónica Dias’ Versuch, Ernst Blochs Utopie-Begriff auf Heine zu applizieren, oder Cristina Vasconcelos Rodrigues’ „Lutezia“-Lektüre vor der Folie von Peter Slo-

terdijks Zynismus-Konzeption. Wie so oft gehören auch im Lissabonner Band die Beiträge zur nationalen Rezeptionsgeschichte nicht unbedingt zu den aufregendsten Texten, aus Maria Manuelea Gouveia Delilles Abriß der portugiesischen Heine-Rezeption nimmt der Leser immerhin mit Interesse zur Kenntnis, daß während des Zweiten Weltkriegs, als im Deutschen Reich der Name Heines verpönt war, auch in der 1944 erschienenen „Antologia de Poesia Alemã“ der Dichter ausgeschlossen blieb – einer der Herausgeber jener Sammlung war Wolfgang Kayser.

Die Beiträge gleich dreier Tagungen dokumentiert der von Wolfgang Beutin und anderen herausgegebene Band „Die Emanzipation des Volkes war die große Aufgabe unseres Lebens“: eines Symposiums im Oktober 1997 in Wien, einer Tagung der Evangelischen Akademie Nordelbien in November 1997 in Bad Segeberg und einer der Friedrich-Naumann-Stiftung im Dezember des Jubiläumsjahres in Lauenburg. Die letzteren beiden Veranstaltungen wandten sich eher an eine interessierte Öffentlichkeit, so daß der Untertitel des Tagungsbandes, „Beiträge zur Heinrich-Heine-Forschung“, nicht allen Beiträgen gerecht wird, die aber oft genug zumindest den Stand der Forschung übersichtlich wiedergeben. Die wohl wichtigsten Beiträge des Bandes sind die von Wolfgang Beutin, neben denen zu den drei Veranstaltungen ein weiterer, in dem ausgehend von Gotthold Ephraim Lessing ein Begriff in die Diskussion um Heine eingebracht wird, den Beutin in den anderen Texten entfaltet. Es geht um die von Ernst Troeltsch in den theologischen Diskurs eingebrachte Kategorie des Neuprottestantismus als den, so zitiert Beutin aus einer theologischen Arbeit, „durch die Aufklärung, durch den Idealismus und den Historismus bestimmte[n] Protestantismus der Neuzeit“ (S. 333), der, im Anschluss an Luther, die geistliche Mündigkeit des Einzelnen begründe und Tradition und Lehrautorität in Frage stelle. Popularisiert wurde diese Wende in der Theologie des 18. Jahrhunderts nicht zuletzt durch Lessing. Die von Heine selbst gezogene Linie Luther-Lessing-Heine bekommt unter diesem Aspekt eine ganz neue Bedeutungsdimension, die mit Beutins Beiträgen noch nicht ausgeschöpft ist.

„Heine und die Weltliteratur“ war die von den Universitäten London und Oxford ausgerichtete Londoner Tagung im April 1997. Im Gegensatz zu den bisher besprochenen Tagungsbänden markiert hier der Titel eine thematische Geschlossenheit, die vor allem in der ersten Sektion die Wahrnehmung auf einen Aspekt fokussiert, der in der Heine-Philologie der letzten Jahre durchaus Konjunktur hat: „Heine’s Intertextual Muse“ sind fast die Hälfte der Beiträge auf der Spur. Vor allem Nigel Reeves’

Ausführungen zur immer noch wenig beachteten „Almansor“-Tragödie sind bemerkenswert. Neben Byron führt er als bedeutende Quelle des Dramas A. M. Sanés Übersetzung von Pérez de Hita's Geschichte der Mauren in Spanien an, die Heine 1820 aus der Göttinger Universitätsbibliothek entlieh. Deren Einleitung habe Heine, so Reeves, die für ihn so grundlegende Opposition eines lebenszerstörenden Christentums einerseits und einer sinnlichen, vitalen und den Künsten zugewandten Religion der Lebensfreude bereitgestellt, noch bevor er in Berlin mit der Fortschrittsphilosophie Hegels und, später, mit den Utopien der Saint-Simonisten bekannt wurde: „I would claim, therefore, that Heine's research into the Moorish Islamic civilization of fifteenth-century Spain predisposed him to the Hegelian dialectical explanation of historical change [...]. [T]he french translator of Pérez de Hita's history of the Spanish Moors, A. M. Sané, had already provides Heine with the essential nucleus of his vision of life beyond sin (or of paradise!) by 1820.“ (S. 38) Die zweite Sektion, „Heine's Jewishness“, umfaßt nur einen einzigen Beitrag, von Hartmut Steinecke zu „Jehuda ben Halevy“ – eines der im Heine-Jahr am intensivsten bearbeiteten Themenfelder war damit in London auffallend unterrepräsentiert. Als sicherlich auch einem Fall von jüdischem Selbsthaß geschuldet, gehört das Verhältnis von Karl Kraus zu Heine in gewisser Weise ebenfalls zum Themenkomplex rund um Heines Verhältnis zur jüdischen Kultur und Religion. In der Sektion „Heine and After“ gewinnt Edward Timms dieser Frage neue Aspekte ab, indem er aufzeigt, was Kraus bei aller Heine-Kritik in seiner eigenen satirischen Lyrik formal und inhaltlich Heine verdankt. „Heine' Modernity“ ist die vierte und letzte Sektion betitelt, zu der Terence James Reed einen geistreichen Text über „Heines Körperteile“ beisteuert, dessen Titel nicht zufällig an seinen älteren Aufsatz „Heines Appetit“ anklängt. Anthony Phelan schließlich sucht nach Heine-Erben in der zeitgenössischen Lyrik – und hinterläßt den Eindruck, sein „Tribe of Harry“ bestünde letztlich eigentlich nur aus Peter Rühmkorf, der in einem solchen Stamm allerdings tatsächlich zugleich die Rollen des Hauptlings, Mediziners und kampfesmutigen Kriegers würdevoll auszufüllen versteht. Daß Phelan Biermann und Kunert eher links liegen läßt, ist zu verstehen, aber wenigstens Robert Gernhardt scheint sich doch seit einiger Zeit redlich um Aufnahme in den Stamm mit dem Totentier Harry Heine zu bemühen.

Zumindest die evangelische Kirche zeigte sich im Gedenkjahr bemüht, sich mit dem Religionskritiker Heine auseinanderzusetzen. Mehr

noch als die erwähnte Akademietagung in Bad Segeberg ist hier das Symposium der Evangelischen Landeskirche im Rheinland im Oktober 1997 hervorzuheben, „Heinrich Heine und die Religion, ein kritischer Rückblick“. Wie bei der Bonner Tagung fassen zahlreiche Beiträge zusammen, was die Referenten in Monographien zum Thema gesagt haben. Das gilt für Peter Guttenhöfer über Heine und die Bibel, für Edith Lutz' Untersuchungen zum Berliner „Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden“, für Beate Wirth-Ortmanns Darlegungen zu Heines Christus-Bild und schließlich für Hubert Wolfs und Wolfgang Schopfs Studie zum Umgang der römischen Index-Kongregation mit den französischen Ausgaben von Heines Schriften. Immerhin hat man hier das Wesentliche in knapper Form versammelt, und mit den erstmals veröffentlichten Akten zu Heines Taufe aus dem Archiv der St. Martins-Gemeinde in Heiligenstadt steuert Ferdinand Schlingensiepen zu dem Band Zeugnisse bei, die für das Verständnis von Heines Verhältnis zum Christentum und speziell zum Protestantismus bedeutend sind. Für Schlingensiepen ist Heine nach dem Zeugnis dieser Quellen ein „Denkgläubiger, der Glauben als Auseinandersetzung, als Triebkraft in einem permanenten Kampf versteht“ (S. 106) – eine Zuschreibung, die (was noch genauer zu untersuchen wäre) an Wolfgang Beutins Zuordnung Heines in die Denkströmung des Neuprottestantismus anschließbar sein könnte.

Den zeitlichen Abschluß des Tagungsreigens im Heine-Jahr bildete das Jerusalemer Heine-Symposium, ausgerichtet vom Franz Rosenzweig Forschungszentrum für deutsch-jüdische Literatur und Kulturgeschichte an der Hebräischen Universität Jerusalem vom 28. Dezember 1997 bis zum 1. Januar 1998. Nicht einmal im Heine-Jahr, so die Herausgeber in ihrem Nachwort, sei es in Deutschland möglich „relativ unbefangen über das Judesein des deutschen Schriftstellers H. Heine nachzudenken.“ (S. 202) Dem suchte die Tagung, zu der Wissenschaftler aus Deutschland, Israel und der Schweiz beitrugen, wenn nicht gegenzusteuern, so doch wenigstens „einmal zu entkommen.“ (Ebd.) Das Spektrum der Beiträge ist weit: Joseph A. Kruse berichtet anekdotenreich von Heines Vor- und Nachfahren, Norbert Oellers untersucht (wie Hartmut Steinecke in Düsseldorf und London) „Jehuda ben Halevy“, Itta Shedletzky den jüdischen Subtext der „Ideen. Das Buch Le Grand“. Sigrid Weigel unternimmt, was in der Heine-Philologie ausgesprochen selten versucht wird, nämlich dem literarischen Gegenstand mit jüngerem literaturtheoretischen Werkzeug auf den Leib zu rücken, hier mit Derridas Theorie

der Sendung, wie er sie in „Card Postale“ entwickelt hat. Ein inspiriertes und inspirierendes Kabinettstückchen ist Wolfram Groddecks Interpretation des vermutlich letzten Heine-Gedichts, „Es träumte mir von einer Sommernacht“. Nicht weniger anregend ist Jakob Hessings Interpretation der „Belsazar“-Ballade als biblisch fundierte Auseinandersetzung mit der Angst vor dem Gottesverlust. Angemerkt sei beiläufig, daß es sich ohne die Möglichkeit einer Mißdeutung nicht gut von Belsazar und den „ihm untergeordneten Knechten“ (S. 75) reden läßt, da Heine den Begriff natürlich in der schon seinerzeit antiquierten Bedeutung von, so Lexers mittelhochdeutsches Wörterbuch, „krieger, held“, also analog zum englischen „knight“ benutzt: „Die Knechte saßen in schimmernden Reih'n“ (DHA I, 93). Eine gleichermaßen unbedeutende Ergänzung im Detail läßt sich auch an einer Passage in Klaus Brieglebs Ausführungen zum „Nordsee“-Gedicht „Die Nacht am Strande“ anbringen. Dort nennt Briegleb die Verse 55-70 des Gedichts eine „Berufung auf Zeus“ (S. 176) und Ausdruck einer „Olympierliebe“ (S. 179), um dem dann im weiteren Verlauf seiner Argumentation („Athen“ und „Jerusalem“) biblische Akzente gegenüberzustellen. Doch der Passus zitiert nicht nur den „Kern der Alkmene-Sage“ (Ebd.), sondern ist in sich bereits aus griechischer und biblischer Mythologie montiert: Zumindest die Verse 57-59 („Die alte Zeit, wo die Götter des Himmels / Niederstiegen zu Töchtern der Menschen, / Und die Töchter der Menschen umarmten“) spielen auf Gen 6, 1-2 an: „Als sich die Menschen über die Erde hin zu vermehren begannen und ihnen Töchter geboren wurden, sahen die Göttersöhne, wie schön die Menschentöchter waren, und sie nahmen sich von ihnen Frauen, wie es ihnen gefiel.“ – Der Plural markiert den Bezug auf diese Bibelstelle (bei den Griechen kommt stets *ein* Gott zu *einer* Menschentochter), erst die Folgeverse bei Heine mit ihrem Verweis auf „Königsgeschlechter“ und „Helden“ schlagen den Bogen zurück zu Herkules oder den Ätiologien der Herrscherhäuser. Schwer nachvollziehbar wird Brieglebs Argumentationsgang, wenn kabbalistisch dem Zahlen- oder Lautwert der Heineschen Verse nachgespürt wird: „Das Vier-Wort-Verszeichen löst sich aus der Zeitpunkt-Monade (Sprachlosigkeit) und ist im Begriffe, hinauszugleiten ins Offne der folgenden Rede. Dieses Zugleich von Festigkeit und Gleitung verschmilzt die konsonantische und vokalische Funktion der Elemente des Verses zu *einem* ‚organischen‘ Zeichen.“ (S. 180) Das ist so esoterisch und methodisch wie inhaltlich unzugänglich wie der Hinweis im Nachwort der Herausgeber auf Heines „Intuitions-Genie“, das sich die gelehrten Traditionen seiner jüdischen Vorfah-



ren aus einer „subversiv-kabbalistischen Mündlichkeit“ angeeignet habe (S. 207). Der erkenntnisthungrige und lernwillige Leser fühlt sich allein gelassen und wünscht sich Hilfe: „Ich stehe jetzt vor dem großen Brey-napf, aber es fehlt mir der Löffel.“ (DHA XV,56)

Robert Steegers (Bonn)

**Christian Liedtke (Hg.): Heinrich Heine. Neue Wege der Forschung.** Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2000.

**Ina Brendel-Perpina: Heinrich Heine und das Pariser Theater zur Zeit der Julimonarchie.** Bielefeld: Aisthesis, 2000.

In einer Zeit, in der die Heineforschung ihre eigene Unübersichtlichkeit beklagt, sind Bilanzierungen und Durchsichten besonders wichtig – für das Herauspräparieren von Tendenzen, für das Aufdecken von bisher Vernachlässigtem oder für die Einschätzung der Produktivität neuer Interpretationsansätze. Sie sind aber auch besonders schwierig, gerade weil die Fülle des Materials eine wie auch immer getroffene Auswahl von vornherein mit dem Makel der Selektivität beschwert. Christian Liedtke hat trotz alledem und im Anschluß an den 1975 von Helmut Koopmann herausgegebenen Band zum Stand der Heineforschung ein solches Unternehmen gewagt und sich für eine ausgewogene Reihe durchaus wichtiger und interessanter Beiträge entschieden. Die Akzente waren dabei freilich anders zu setzen als noch in den siebziger Jahren. So umstritten wie damals ist Heine längst nicht mehr – die scharfen Frontlinien, die lange Zeit die Rezeption seiner Werke bestimmten und strukturierten, sind verschwunden und die Kontroversen um seinen Rang in der deutschen Literaturgeschichte längst historisch. Geblieben ist ein „Klassiker“, eingebettet in ein schon rein quantitativ nicht mehr zu bewältigendes Feld der verschiedenartigsten und vielfältigsten Interpretationen. Aus diesem Areal hat Liedtke nun vierzehn Aufsätze herausgezogen, die ungefähr gleichmäßig den bearbeiteten Zeitraum zwischen 1975 und 1999 abdecken, „die überwiegend übergreifenden Aspekten gewidmet sind und durch die Behandlung ihres Themas auch das Verständnis von Autor und Werk insgesamt im Blick haben“ und die annäherungsweise „die große Vielfalt literaturwissenschaftlicher Methoden“, die in der Heineforschung bisher zur Anwendung gekommen sind, repräsentieren sollen (10). Die chronologisch angeordneten Beiträge sind dabei um fünf Schwerpunkte gruppiert. Der erste erinnert noch einmal an die „ästheti-

sche Wende“, die wohl vor allem von Wolfgang Preisendanz' Arbeiten zur spezifischen Ästhetizität der Heineschen Texte initiiert worden ist. Gleichmaßen gegen einen unreflektierten Biographismus und – innerhalb der Diskussionen um das Verhältnis zwischen Kunstautonomie und politisch-gesellschaftlichem Engagement – gegen die Aburteilung so mancher Prosastücke als unkünstlerischen „Journalismus“ gerichtet, verlangte sie von der Interpretation eine geschärfte Sensibilität für die Artifizialität der Textstrukturen des gesamten Heineschen Werkes. Michael Werners in diesem Zusammenhang sehr wichtig gewordener Aufsatz *Rollenspiel oder Ichbezogenheit. Zum Problem der Selbstdarstellung bei Heinrich Heine* von 1979 hat zeigen können, daß Heines nachdrücklich ausgestellte Subjektivität nicht als biographisches Substrat anschreibbar ist, sondern als ein modernes künstlerisches Konstrukt gelesen werden muß. Ganz ähnlich verwies Robert C. Holub 1981 in *Heine's Sexual Assaults. Towards a Theory of the Total Polemic* auf den ästhetischen Charakter und die binnenliterarische Funktion der bis dahin bevorzugt unter moralisierenden Vorzeichen beurteilten Künstlerpolemiken – vor allem natürlich der Auseinandersetzung mit Platen. Und Norbert Altenhofers viel beachtete Untersuchung *Ästhetik des Arrangements. Zu Heines Buch der Lieder* kümmerte sich 1982 gleichfalls statt um die „realen“ Referenten des Gedichtzyklus um dessen ästhetische Kompositionsprinzipien. Ein zweiter Schwerpunkt kreist um das komplexe Spannungsverhältnis, in dem sich Heine zeit seines Lebens gegenüber Deutschland befunden hat. 1994 hat Walter Hinck in *Land der Rätsel und der Schmerzen. Heinrich Heines Deutschlandbild* die Komplikationen, die sich für Heine aus dieser Beziehung ergaben, auf Identitätskonflikte zurückgeführt, die deutsche Juden generell im 19. Jahrhundert auszutragen hatten. Jürgen Habermas' Arbeit *Heinrich Heine und die Rolle des Intellektuellen in Deutschland* hat 1987 die Problematik dieses Verhältnisses und die Frage, warum Heine als politischer Schriftsteller in Deutschland nicht traditionsbildend wirkte, in Orientierung an der Figur des Intellektuellen gestellt. Als Vertreter universalistischer Werte, der seine Autorität jenseits professionalisierter Spezialdiskurse gewinnt, ist der Intellektuelle an einen öffentlichen Resonanzraum verwiesen, der in Deutschland, das politische Engagement als Sache von Spezialisten (und nicht von Dilettanten) ansah, auch noch lange nach Heine nicht zustande kam. Der dritte Komplex der Sammlung ist dem Spätwerk gewidmet – einem Problemfeld also, das erst in letzter Zeit und vor allem dort, wo Heine als Initiator oder Vorposten einer ästhetischen Moderne in Anspruch genommen wird, zunehmend

Interesse gefunden hat. Dolf Oehler ist bereits Ende der achtziger Jahre einer der wenigen gewesen, die sich intensiv um das Spätwerk und seine Verflechtungen mit dem französischen Modernismus gekümmert haben. Sein hier abgedruckter Aufsatz *Letzte Worte – Lektionen aus der Matratzen-gruft* kombiniert diese Einflußgeschichte mit der Erfahrung des Scheiterns der Revolutionen von 1848/49. René Anglades exemplarische Analyse des Gedichtes *Vermächtnis*, das lange Zeit in seiner drastischen Realistik als gewissermaßen selbstevidenter Ausdruck persönlichen Leidens der Interpretation erst gar nicht für wert befunden wurde – ein Schicksal, das viele Gedichte des Spätwerks teilen – hat gleichfalls Ende der achtziger Jahre Neues und Grundlegendes zur anti-idealistischen Ästhetik und zu den intertextuellen Verfahren solcher nur auf den ersten Blick biographisch motivierten Lyrik entwickelt (*Heines zweifache Kontrafaktur: „Vermächtnis“: Versuch einer Interpretation*). Und Christian Liedtke arbeitete erst jüngst in seinem Beitrag „*Ich kann ertragen kaum den Duft der Sieger*“. *Zur politischen Dichtung Heinrich Heines nach 1848* die Position des Besiegten als eine für das Spätwerk typische Haltung des lyrischen Subjekts heraus, das zwar die Niederlage erkennt, aber nicht anerkennt, indem es sie schonungslos und jenseits teleologisch ausgerichteter Fortschrittshoffnungen protestierend darstellt. Die Frage nach Bruch oder Kontinuität zwischen Vormärz und Nachmärz – eine der wichtigsten Vorgaben der einschlägigen Forschung – hat er dabei für Heine mit der These von der inhaltlichen und formalen Kontinuität beantwortet. Der vierte Komplex berücksichtigt Arbeiten zum Problemkreis Religion, Philosophie und Geschichtsschreibung. Daß Heine kein Philosoph (und auch kein Theologe oder Geschichtsschreiber), sondern eben nur ein unsystematisch denkender Dichter sei, ist ein Mißverständnis, das ausgeräumt zu haben eines der wichtigsten Verdienste der jüngeren Forschungen ist. So hat Klaus Briegleb 1991 in *Abgesang auf die Geschichte? Heines jüdisch-poetische Hegelrezeption* zeigen können, daß Heines kritische Poetik als ein Produkt der Auseinandersetzung mit zwei verschiedenen Einflußgrößen zu lesen ist: einerseits mit der am eigenen Leibe erlebten Realität jüdischer Geschichtserfahrung und andererseits mit Hegelscher Geschichtsphilosophie. Sigrid Weigel perspektiviert in ihrem Beitrag von 1998 „*Das Wort wird Fleisch und das Fleisch blutet*“. *Heines Reflexion der Menschenrechte im Buch Gottes und in der Weltgeschichte* Heines Geschichtsdanken gleichfalls relational: als Versuch einer Vermittlung von positivem und göttlich-mythischem Recht und von teleologischer Ereignis- und zyklischer Naturgeschichte. Auch sie kann zeigen, daß ein heiliger Text – das

„Buch Gottes“ – für ein solches Vermittlungsprojekt eine entscheidende Referenz liefert. Ortwin Lämke hat Heines Geschichtsbegriff am Beispiel der *Französischen Zustände* untersucht (Heines „*Geschichtsschreibung der Gegenwart*“, 1998) und dabei nachgewiesen, daß der Autor einen eigenen, dem Hegelschen Ansatz verpflichteten, diesen aber kritisch befragenden Geschichtsbegriff entwickelt und daß die Besonderheit von Heines Geschichtsdenken gerade im nicht-diskursiven, auf schriftstellerischer Bildarbeit basierenden Charakter eben dieser Auseinandersetzung basiert. Eine Phänomenologie theologischer Problemstellungen in Heines Texten liefert Joseph A. Kruse in dem Aufsatz *Die wichtigste Frage der Menschheit. Heine als Theologe* (1990) und öffnet damit – jenseits des noch immer schwelenden Streitens um die Motivation der späten „Konversion“ – den Blick auf die Vielfalt der für Heine möglichen Positionen. Der fünfte und letzte Schwerpunkt konzentriert sich auf ein „Leitmotiv, das die neuen Wege der Forschung im Grunde durchgängig verfolgen“: dem „Nachweis von Heines herausragender Bedeutung für die ästhetische Moderne“ (13). Gerhard Höhn hat hier jüngst (1997) jenseits von rezeptionsgeschichtlichen Interessen die – gewissermaßen ungleichzeitige – Konvergenz zweier voneinander unabhängiger, genuin moderner Denkweisen festgestellt (*Farceur und Fanatiker des Ausdrucks. Nietzsche, Heineaner malgré lui?*). Und Jürgen Fohrmann sieht Heines Modernität in einem spezifischen Umgang mit dem „Marmor“ der Tradition begründet, in der bereits Geformtes ironisch überformt und in ein – bodenloses – Netz aufeinander verweisender Bedeutungen überführt wird (*Heines Marmor* (1999)). Insgesamt bietet der Band, so läßt sich zusammenfassen, einen informativen Ausschnitt aus der Heineforschung der letzten 25 Jahre. Der Herausgeber hat mit seiner „Bilanz in Beispielen“ (9) also nicht nur eine glückliche Hand sondern auch Kompetenz bewiesen. Daß dabei auch ein wenig „Forschungspolitik“ betrieben wird, liegt in der Natur der Sache und ist, was beispielsweise die Wahl der Arbeiten von Briegleb und Weigel betrifft, zudem als ein Verdienst anzurechnen. Denn deren Umgang mit Heines Geschichtsdenken hat bisher eine nur spärliche Resonanz erfahren. Das mag daran liegen, daß hier das „Jüdische“ an Heine nicht als biographisch oder motivgeschichtlich verhandelbar, sondern als ein genuiner Bestandteil von Heines Art zu schreiben und zu denken selbst berücksichtigt wird. Hier scheint für die übrige Forschung eine Art Vermeidungsstrategie wirksam zu sein, die deutlich macht, daß das *laissez faire* der gegenwärtigen Heinephilologie nicht so (ideologisch)

indifferent ist, wie es auf den ersten, sich der Vielfalt freuenden Blick zunächst scheint.

Es bleibt die Frage, welche Forschungsfelder in Zukunft zu bearbeiten sind. Mit Heines Kommunikationsstrategien, den Briefen, der Biographie oder der Rezeption in der ehemaligen DDR hat Liedtke selbst einige von möglichen vielversprechenden Problemkomplexen benannt. Mir scheint eine weitere Neuorientierung geboten: die stärkere Einbettung des Heineschen Werkes in die spezifische historische Konstellation des „Experimentierfeldes Vormärz“.<sup>1</sup> Das würde es erlauben, die vielfach konstatierte „Widersprüchlichkeit“ und „Inkonsistenz“ von Heines Texten nicht mehr nur vor dem (latent präsent bleibenden) Hintergrund von Philosophie und Ästhetik der „Kunstperiode“ als kritischen Verzicht auf Versöhnung zu lesen und dabei bei wenig analytischen Zuschreibungen wie „Ambivalenz“, „Subjektivität“ oder „Zerrissenheit“ stehenzubleiben, sondern sie in ihrer Eigenlogik in den Blick zu nehmen. In Anwendung einer diskursanalytischen Perspektive, die nicht mehr danach fragt, *was* Heine denn nun ist – ob Dichter, Schriftsteller oder Wissenschaftler, Poet oder Philosoph, ob er die Tradition nun ablehnt oder nicht oder sie vielleicht dialektisch „aufhebt“ und welchen Grad an Artifizialität seine Texte besitzen – sollte es einer künftigen Forschung stärker darum gehen, *wie* die Texte bestimmte Problemkomplexe diskursivieren, um so hinter ihr historisches a priori und zu den Bedingungen der Möglichkeit ihres So-Seins zu kommen.<sup>2</sup> Daß hier mit einem breiten Spektrum an Möglichkeiten zu rechnen ist, läßt sich dann nicht mehr so einfach auf ein Subjekt zurückführen, das in seiner „Zerrissenheit“ auf Krisenerfahrungen der Moderne reagiert oder „poetisch“ vieldeutig schreibt, sondern auf die spezifische epistemische (und deshalb nicht beliebige) Offenheit der Konstellation „Vormärz“, die gleichermaßen für Heines Zeitgenossen – ob nun konservativ oder liberal – gilt.

---

<sup>1</sup> Begriff und Konzept wurden vor allem entwickelt von Frank, Gustav: *Romane als Journal: System- und Umweltreferenzen als Voraussetzung der Entdifferenzierung und Ausdifferenzierung von ‚Literatur‘ im Vormärz*. In: Rosenberg, Rainer; Kopp, Detlev (Red.): *Journalliteratur im Vormärz*. Bielefeld 1996, S. 15-47. – Ders.: *Krise und Experiment. Komplexe Erzähltexte im literarischen Umbruch des 19. Jahrhunderts*. Wiesbaden 1998.

<sup>2</sup> Ich habe das jüngst für die ästhetische Programmatik der dreißiger Jahre zu leisten versucht. Vgl.: Podewski, Madleen: *Kunsttheorie als Experiment. Untersuchungen zu Heinrich Heines ästhetischem Diskurs*. Frankfurt am Main 2002.

Wie sehr die Orientierung an den hergebrachten Dualismen „Kunst und Leben“, „Autonomie und Engagement“ oder „poetischer und wissenschaftlicher Stil“ den Blick auf die Vielfalt an Lösungsmöglichkeiten verstellt, die Heine für eine ganze Reihe von Problemen nach dem Ende der „Kunstperiode“ entwickelt hat, zeigt die Arbeit von Ina Brendel-Perpina. Sie setzt sich zum Ziel, die von der Forschung bisher eher vernachlässigten Theaterreflexionen Heines in „ihren äußeren Rahmen, den kulturhistorischen Kontext der Julimonarchie, einzubetten und sie auf dieser Grundlage in allen ihren Komponenten zu erfassen und in ihrer Intentionalität zu differenzieren“ und vor diesem Hintergrund danach zu fragen, inwiefern „Heines theaterkritische Stellungnahmen der französischen Kritik verpflichtet sind“ (13). Dafür hat sie umfangreiches Material aus mehreren Jahrgängen dreier französischer Theaterrevuen herangezogen (*L'Artiste*, *Le Courrier des Théâtres*, *Le Monde dramatique*) und sich auf Heines Beschreibungen und Wertungen des Pariser Theaters konzentriert. Die Berücksichtigung der französischen Kunstkritik versucht eine schmerzhaft Lücke zu schließen, die nach wie vor für einschlägige Forschungen besteht – der „französische“ Hintergrund wird nur selten und nur punktuell einbezogen, wenn es um die Analyse von Heines ästhetischen Konzepten geht. Allerdings liefert auch Brendel-Perpinas Darbietung der französischen Kritiken nicht viel mehr als zusätzliche Informationen über ansonsten weniger bekannte Quellen. Ihre Gegenüberstellungen kommen über die bloße Feststellung von „Anleihen“ und der Anpassung an die „Tendenz der eigenen Ausführungen“ (195) nicht hinaus und orientieren sich in diesem Zusammenhang weitgehend an der bereits in den siebziger Jahren entstandenen Arbeit von Michael Mann.<sup>3</sup> Die Arbeit, die ihre Untersuchungsobjekte über weite Strecken weniger analysiert denn paraphrasiert, bleibt auch, was die Musikkritiken Heines betrifft, gänzlich schematischen Deutungsmustern verhaftet. Auch hier wird – wie in einer bestimmten Richtung der Forschung seit langem üblich – die Differenz zwischen Objekt- und Metasprache ignoriert, um auf Eigenheiten der Heineschen Schreibart zu verweisen: Sie praktiziert die vielfach von Heine geforderte Öffnung der Kunst gegenüber der Lebenswirklichkeit gleich selbst und werde so zu einem gelungen Beispiel politisch-sozial engagierter Kunstkritik. Auch Brendel-Perpina verschiebt den Konflikt zwischen Kunst und Engagement teilweise auf eine Form-Inhalt-Beziehung. Heines Kunstkritiken funktionieren für sie

<sup>3</sup> Mann, Michael: *Heinrich Heines Musikkritiken*. Hamburg 1971.

unter zwei Parametern: „Es ist die Frage nach einer progressiv verstandenen Anpassung des Theaters an die Gegenwart und andererseits die Bewahrung eines eigenkünstlerischen Wertes des Kunstwerkes selbst.“ (229) Ihre Interpretation der Musikkritiken verbleibt damit gänzlich in den bekannten Deutungsschemata. Geradezu leichtfertig werden etablierte Schlagworte der Heineforschung aber dann auf die Texte appliziert, wenn es darum geht, Gegensätze oder Positionswechsel einzuschätzen. So etwa, wenn die Kopplung von wertgeschätzter Poesie und (zum Untergang verurteiltem) Adel im letzten Brief aus *Über die französische Bühne* als „Spannung“ aufgefaßt wird, die „Heine in seinen Berichten ungelöst stehen [läßt], denn sie sind ein wesentlicher Bestandteil seiner geistigen Haltung, seiner oft evozierten Zerrissenheit und gleichzeitig ein Spiegel der Zerrissenheit der gesamten Epoche.“ (176) An solch grobe Zuweisung sind nun einige weitere bisher für die Heineforschung relevant gewordenen Problemkomplexe anschließbar: die „Dialektik von Fortschritt und Verlust“ ebenso wie das „Verständnis der Gegenwart“ und die Aufmerksamkeit auf deren „Unabgeschlossenheit und Relativität“ (176). Ähnliches gilt, wenn die „doppeldeutige“ Schilderung des Schauspielers Lemaître einfach unter „Heines Ansicht des Komischen und zugleich Tragischen“ verrechnet und hier ein Beispiel der „Kontrastverbindung“ verkörpert gesehen wird (153), wenn oxymorale Verknüpfungen schlicht als „kunstvoll“ bezeichnet (164) und nicht weiter analysierte „Doppelbödigkeiten“ einfach wirkungsästhetisch als Provokation des Lesers ausgegeben werden (102). Die eindimensionalen Kontrastschemata riskieren nicht nur hier, ihren Analysegegenstand, nämlich die Texte in ihrer je spezifischen Eigenart, aus den Augen zu verlieren. Brendel-Perpinas Arbeit ist damit einem Zweig der Heineforschung zuzurechnen, der mit einer begrenzten Anzahl von Schlagworten und Grundmustern gewissermaßen deduktiv auf Heines Werk zugreift, die Schlagworte selbst und die aus ihnen abgeleiteten Kategorien aber nicht mehr selbst in Frage stellen kann. Dabei wäre beispielsweise ein Text wie *Über die französische Bühne* geradezu exemplarisch geeignet, zweistellige Kontrastierungen nicht nur wie üblich als *Reaktion* auf die Krise nach der „Kunstperiode“ zu begreifen, sondern sie als ein *Problem* lesbar zu machen, für das Heine mehrere, verschiedene Lösungen findet. Denn in diesem Text variieren sowohl die Relationstypen (vom Komplementär-, über einen graduellen bis hin zu einem echten Gegensatz), sondern auch die Einschätzungen von Gegensätzlichkeit überhaupt. Daß Kontraste nicht nur Krisenanzeiger, sondern auch wichtige ordnungsstiftende

Funktionen übernehmen, mit denen Heine Problemen der Konkurrenz aus dem Wege geht<sup>4</sup>, zeigt ein kurzer Blick auf die Ablehnung chaotischer oder nivellierter Massenerscheinungen – auch ein Thema in *Über die französische Bühne*. Auch im Hinblick auf Heines Theaterkritiken wäre also ein erneuter, und, wie oben bereits erläutert, diskursanalytisch orientierter Blick auf das einzufordern, was in solchen Arbeiten wie der von Brendel-Perpina vollständig vernachlässigt zu werden droht: die Reglements einer *histoire* der Texte, wie sie unter den Bedingungen des „Experimentierfeldes Vormärz“ erzählt wird.

Madleen Podewski (Berlin)

**Barbara Becker-Cantarino: *Schriftstellerinnen der Romantik. Epoche – Werk – Wirkung*. München: Beck, 2000.**

Die Aufmerksamkeit, die weiblichen Autoren seit der Herausbildung einer geschlechterspezifischen Philologie geschenkt wird, hat für die romantische Dichtung eine besondere Tragweite. Entsteht sie doch in einem Kontext, in dem die Bedeutung des Weiblichen unbestritten ist, Weiblichkeit zum stilistischen Topos wird und Frauen in der Rolle der Muse echte Hochachtung genossen. Doch diese Glorifizierung besitzt zugleich eine verhängnisvolle Kehrseite, denn sie verhinderte lange Zeit, dass Frauen als Autorinnen ernst genommen wurden.

Die Gender Studies sind dabei, diese Sicht einer älteren Germanistik aufzuweichen. Ihre Fragen und Methoden hat Becker-Cantarino für die vorliegende Studie fruchtbar gemacht, erschienen in der vom Beck-Verlag herausgegebenen Reihe „Epoche-Werk-Wirkung“. Dieser Erscheinungsort wird dem Buch seinen künftigen Platz als Standard- und Nachschlagewerk sichern. Denn dem Anspruch der Reihe gemäß liefert auch diese Studie gebündelte Informationen und stellt zugleich neue Forschungsergebnisse vor. So ist die Publikation als ein Signal zu werten, dass Literatur von Frauen in den Kanon jener Werke der Romantik tritt, welche die germanistische Forschung für betrachtenswert hält.

Den Fragen der Gender Studies entsprechend fokussiert Becker-Cantarino die Themen Liebe, Freundschaft und Patriarchat. Dieser Ansatz

---

<sup>4</sup> Vgl. dazu Podewski, Madleen: *Das Subjekt zwischen zwei Nationen. Konfigurationen von Interkulturalität in Heinrich Heines „Über die französische Bühne“*. (In diesem Band, S. 141-158).



überzeugt, denn zumindest die ersten beiden analytischen Kategorien sind auch Kernthemen der jungen, sich um 1800 ausbildenden romantischen Literatur und bestimmen insofern sinnvolle Blicke auf sie. Die Verfasserin geht dabei aber über die Analyse von Werken dieser Epochenwende hinaus, denn sie faßt den Romantikbegriff wesentlich weiter. Der lange Arm der Romantik reicht, vertreten durch Bettina von Arnim, in dieser Darstellung bis in den Vormärz. Entsprechend präsentiert die im Anhang angefügte Zeitleiste die Jahre 1762 (Geburtsjahr Fichtes) und 1840 (Todesjahr Bettina von Arnims) als Eckdaten.

Der analytische Aufbau der Studie überzeugt davon, dass die Wahl eines derartig weiten Rahmens sinnvoll ist. Zunächst beleuchtet die Verfasserin die Bedingungen weiblichen Schreibens um 1800 in einem erhellenden Vergleich mit den vorhergehenden Jahrzehnten. Das erstaunliche Ergebnis: Die männliche Kontrolle über weibliche Literaturproduktion „scheint sich mit [...] dem Heranwachsen der jungen Romantikergeneration erst richtig ausgebildet zu haben“ (S. 59). Wie diese männliche „Geschlechtzensur“ theoretisch gerechtfertigt wurde, zeigt Becker-Cantarino anhand nur wenig beachteter Schriften Wilhelm von Humboldts und Gottlieb Fichtes.

Doch Literatur von Frauen war immer auch persönliche Auseinandersetzung mit diesen männlich geschaffenen, aber sozial anerkannten Festlegungen der Geschlechterrollen. Becker-Cantarino zeigt das an Therese Hubers Roman „Die Familie Seldorf“ und an Dorothea Veit-Schlegels „Florentin“. Damit werden zwei Autorinnen neu präsentiert, von denen die erste gemeinhin als „Broterwerbsschriftstellerin“ betrachtet wird, die zweite als Muse und Weggefährtin eines erfolgreichen Mannes, in dessen Schatten ihr eigenes literarisches Werk zu verschwinden droht.

Das Prinzip der Reihe, jedem Kapitel eine kommentierte Bibliographie anzufügen, erweist sich im Fall der vergessenen Autorin Therese Huber als besonders hilfreich. Überflüssig erscheint dagegen das zuzeiten allzu didaktische Verfahren der Verfasserin. Es ist beispielsweise nicht recht einsichtig, warum der Terminus *Synekdoche* erklärt wird, jener der *Metonymie* aber nicht (vgl. S. 256). Wichtig und verdienstvoll sind dagegen Becker-Cantarinos stete Hinweise auf Forschungslücken und aktuelle Editionsprojekte. Etwa zum Frauenbrief, als einen zentralen Platz weiblicher Literaturproduktion.

Weit über die Briefliteratur hinaus wiesen aber nur die Werke Karoline von Günderrodes und Bettina von Arnims. Ihnen, als den produktivsten Autorinnen der Romantik, wird am Ende der Analyse mit zwei Haupt-

kapiteln ein breiter Raum eingeräumt. Becker-Cantarino kehrt damit letztlich doch wieder zum bekannten Kanon zurück. Sie selbst hält im Schlußkapitel fest, dass diese Autorinnen in der Erinnerung des 20. Jahrhunderts am meisten präsent geblieben sind.

Dass sich diese Würdigungen zumeist in Büchern weiblicher Autoren findet, während sie in den gängigen Nachschlagewerken fehlen, macht nachdenklich. Und es ist angemessen Becker-Cantarinos Studie vor diesem Hintergrund zu beurteilen. Sie muss als Schritt auf einem richtigen Weg erscheinen. Die oft einseitig und verengend wirkende Pointierung weiblicher Autorschaft schafft zwar einen literargeschichtlichen Sonderraum, sie erscheint aber leider immer noch allzu notwendig: Gilt es doch, den Blick für eine zu Unrecht missachtete Literatur zu weiten.

*Susanne Kiewitz (Regensburg)*

**Ulrike Landfester: *Selbstsorge als Staatskunst. Bettine von Arnims politisches Werk.* Würzburg: Königshausen & Neumann, 2000. (Stiftung für Romantikforschung. Band VIII)**

Ulrike Landfesters Münchner Habilitationsschrift will nicht so sehr, wie der Titel zunächst vermuten läßt, die politischen ‚Anteile‘ von Bettine von Arnims Werk beleuchten, sie führt vielmehr de facto den Nachweis, daß jenes Werk insgesamt durch und durch politisch ist, wenn auch die bisherige Bettine-Rezeption, auch die wissenschaftliche, diese Auffassung nicht teilt. Ohne diesen Anspruch explizit zu markieren, wird Landfesters Buch so zur Gesamtdarstellung zum Œuvre Bettines, und vorneweg darf ohne Einschränkung darauf hingewiesen werden, daß hier eine exzellente, auch durch andere Publikationen vielfach ausgewiesene Kennerin jenes Œuvres ihre Forschungsergebnisse präsentiert. Neben den vor allem in der Ausgabe des Deutschen Klassiker Verlages – an der Ulrike Landfester beteiligt ist – wieder greifbaren schon zu Lebzeiten erschienenen Texten bezieht die Autorin auch die weitverzweigte und bis heute nicht vollständig edierte Korrespondenz Bettines in ihre Monographie ein. Insbesondere Entstehungsgeschichte und Wirkungsabsichten der im vierten Teil („Staatskunst und Öffentlichkeitsarbeit“, S. 284-363) behandelten Texte, die politische Tagesereignisse betreffen, ebenso aber auch die ausführliche Geschichte der Bettine-Forschung (S. 17-56) und die der frühen ‚politischen‘ Bettine-Rezeption (S. 254-283) – die aber von „tatsächlichen zeitkritischen Einlagerungen“ (S. 267) ideologi-

sierend abzulenken mußte –, luzide und materialreiche Darstellungen, machen den Band zu einem Standardwerk, ja zu einem Handbuch für jeden, der sich über die aktuelle Forschung zu Bettine von Arnim orientieren will. Da offenbar 170 Jahre Bettine-Rezeption vor allem das „Weibliche“ und damit von vornherein Apolitische sehen wollten, schreibt Landfester zu einem Großteil dezidiert gegen diese Rezeptionsgeschichte zumindest bis in die 1980er Jahre hinein an.

Dem Buch zugrunde liegt die Doppelthese von einer „politische[n] Theorie“ Bettines, die immer wieder als „Ästhetik der Existenz“, als „Aktualisierung der platonischen Konzeption der Selbstsorge“ angesprochen wird und die zur Zeit des Vormärz – womit hier offenbar die Zeit nach 1830 gemeint ist – „zum politischen Programm“ (S. 14) entwickelt worden sei, freilich ohne ausformuliert zu werden. Eine erste tentative Umschreibung dieses Programms lautet, Bettine habe mit der Absicht gesellschaftlicher Integration „schöpferische politische Kommunikation“ (S. 14) praktiziert, das politische Handeln liegt in der dialogischen Rede selbst, im Salongespräch, der gerichtlichen Auseinandersetzung, dem Briefwechsel und der – mehrfach aus fikionalisierten Briefwechseln hervorgegangenen – Publikation; demnach ist, was Landfester leider nur ansatzweise weiter verfolgt (vgl. S. 71), aus pragmatischer Sicht dies politische Handeln mitunter an der Schwelle zwischen Privatem und Öffentlichem angesiedelt, wie übrigens schon Herman Grimm im Rückblick auf das Wirken seiner Schwiegermutter von vormärzlicher „privater Öffentlichkeit“ sprechen konnte.<sup>1</sup>

Landfesters integrales Stichwort auf ‚Inhaltsebene‘, nämlich die „Selbstsorge“, auch: „das Ideal der standes- und geschlechtsübergreifend konstruktiven Sorge um die Gemeinschaft“ (S. 367), ist dem Spätwerk Michel Foucaults entnommen und bleibt begrifflich unscharf, ja: scheint als Passepartout der Monographie Homogenität verleihen zu sollen – unnötigerweise, da die drei zentralen Kapitel für sich Kohärenz besitzen und gleichwohl aufeinander abgestimmt sind. Selbstsorge meint den im sokratischen, also maieutischen, pädagogischen Gespräch ausgebildeten politischen Dialog, der selbst eine Art Vorschein einer politischen Kommunikation ist, „die die Technologien der zur überindividuellen Verbindlichkeit drängenden bürgerlichen Gesellschaftsmacht durch das Prinzip eigenverantwortlich auszubildender ethischer Individualität abzulösen vorschlägt.“ (S. 70) Gemeint sein könnte also etwa die eigen-

<sup>1</sup> Vgl. Herman Grimm: Bettine von Arnim. In: *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft* 1 (1880), S. 1-16, hier S. 9.

ständig und im Dialog entwickelte Subjektivität des mündigen Bürgers, wobei der Dialog selbst ästhetische Qualität erkennen läßt. Indem ihre Texte weiblichem Schreiben zugehören, bringt Bettine von Arnim zwei wichtige gender-relevante und zeittypische Voraussetzungen ein: formal die Orientierung an Brief- und Gesprächskultur, damit aber an dialogischer Rede, daneben – mit Blick auf Judith Butler – eine Favorisierung prozessualen statt teleologischen Erzählens. (Vgl. S. 85ff.)

Foucault selbst hatte sich mit seinem letzten Buch *Die Sorge um sich* auf die ‚Technologien des Selbst‘ in der griechischen Antike berufen; auffällig in Foucaults Rekonstruktion ist die Verschränkung von privater und öffentlicher Sphäre durch jenes Ideal, das ‚Tugendhaftigkeit und Mäßigung in den sexuellen Praktiken wie im politischen ‚Spiel‘ favorisierte. Foucault geht es dabei um die Korrelation von ‚Körper‘ und ‚Diskurs‘.<sup>2</sup> Die Frage der transhistorischen Gültigkeit moralischer Urteile und damit der Aktualisierbarkeit der griechischen Techniken der ‚Selbstsorge‘ müßte dabei, wie auch in der Foucault-Rezeption eingefordert, sorgfältig erwogen werden.<sup>3</sup> Landfester transponiert nun Foucaults Begriff aus der griechischen Antike über den Umweg der Gegenwart zurück ins 19. Jahrhundert. Dies erweist sich als machbar, wenn man ‚Selbstsorge‘ mit der Ausbildung des modernen Subjekts, mit dem Konzept der Aufklärungsanthropologie vom ‚ganzen Menschen‘ etwa, verbindet (S. 115); parallel zu einer Reaktualisierung von zweckgerichteten Ästhetiken des 18. Jahrhunderts im Vormärz könnte man auch im Hinblick auf Bettines politisches Konzept Verbindungslinien suchen, die über die Romantik hinaus weiter zurück reichen. Ob man Wurzeln der ‚Selbstsorge‘ geradezu im frühromantischen Fragment suchen darf (vgl. S. 81), bleibe dahingestellt; nach anderer Lesart wird die frühromantische Version der Autonomieästhetik, die zu einer Einebnung der „Grenze zwischen Kunst und Leben“ nur approximativ und potentiell unendlich tendiert, sich nicht so leicht in eine politische Ethik fassen lassen. Dennoch: Ohne ins Ideengeschichtliche abgleiten zu müssen, hätte die Studie Berührungspunkte mit Konzepten der ‚Politischen Romantik‘<sup>4</sup> und von Ver-

<sup>2</sup> Vgl. Michel Foucault: *Die Sorge um sich*. Frankfurt am Main 1986. (= Sexualität und Wahrheit 3.)

<sup>3</sup> Vgl. etwa neuerdings, mit einer Kritik der Aktualisierung von Foucaults Spätwerk auf das 19. Jahrhundert: Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914*. Frankfurt am Main 2001, S. 452-465.

<sup>4</sup> Vgl. den knappen Hinweis auf Adam Müller bei Gelegenheit von Bettines Salongeselligkeit: S. 288ff. – Relativ isoliert auch das ja romantiktypische Or-

tretern der durch Bettine doch immer wieder gestützten Autoren des Vormärz systematischer herausarbeiten können. Zwar wird zurecht die aufklärerische Praxis der Fürstenerziehung – damals übrigens dem Bürger vorbehalten! – als Folie von Bettines politischer Pädagogik erläutert (S. 91ff.), doch fällt die Engführung der Begriffe ‚Selbstsorge‘, ‚Politik‘ und ‚Bildung‘ im Kontext der Frühromantik zu sorglos aus – es war Friedrich Schlegel, der den für Landfesters Fragestellung eigentlich unverzichtbaren, aber fehlenden Begriff der „Politischen Bildung“ prägte.<sup>5</sup>

Bettines politische Pädagogik – ihr ist der erste von drei Hauptteilen gewidmet (S. 91-169) – geht dann doch vom romantischen Konzept ‚Kindheit‘/ ‚Jugend‘ aus, das in *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde* entwickelt wird: Im Dialog mit dem Mentor und im Rekurs auf den Freiraum des Kindes kann der pädagogische Eros der ‚Selbstsorge‘ einstudiert werden, bis sich die Hierarchie zugunsten des ‚Kindes‘ umkehren kann. Das *Günderode*-Buch soll bereits selbst der Pädagogisierung des ‚Jungen Deutschland‘ dienen zum Zweck der Ausbildung einer politisch konstruktiven Demagogie. (Vgl. S. 131) In mehreren Briefwechseln werden deutsche Fürsten zum Objekt von Bettines ‚Fürstenerziehung‘, die um das Ideal eines abürokratischen ‚Volkskönigtums‘ kreist, in dem auch der Fürst ‚Demagoge‘ geworden ist.

Ein zweiter Teil behandelt einen immer auch politischen Fragekomplex, nämlich die Konzeptualisierung von ‚Weiblichkeit‘. (S. 170-253) Es galt mit der Selbstinszenierung als Mignon im Goethebuch zunächst einmal, dem kurrenten Weiblichkeitsdiskurs zu entkommen, dann aber, mittels eines auf die „transvestische Maske“ des ‚Naturkindes‘ zugeschnittenen ‚Liebesdiskurses‘ eine „Revolte gegen die Eingeschränktheit weiblicher Existenz“ in Szene zu setzen, die „neue, unreglementierte Spielformen erotischer Verständigung eröffnen“ sollte. (S. 188) Abgelehnt werden die von der Günderode verfolgte Strategie einer Anpassung an männliches Ordnungsbegehren wie auch die Erziehungsversuche Bettines durch den Bruder Clemens, wie sie den *Frühlingskeranz* kennzeichnen. An die Stelle schädlicher Einflüsse tritt ein genealogisches, d.h. ‚mütterliches‘ Verhältnis zu den jungdeutschen ‚Musensöhnen‘, ebenso eine mütterliche Haltung in der Fürstenerziehung, wobei das Erzählen von Märchen als spezifisch weibliche oder mütterliche

---

ganizismusmodell, das der Theorie eines natürlichen Kräfteaustauschs zwischen Volk und Fürst entspringt (Vgl. S. 155) oder der Hinweis auf die Abqualifizierung des Staats als „Regierungsmaschine“ in der *Günderode* (S. 158).

<sup>5</sup> In dem 1796 erschienenen Text *Versuch über den Begriff des Republikanismus*.

Form poetischer Rede erscheint: Die ‚Mutter‘ Bettine will die Aufmerksamkeit des preußischen Königs auf das Proletariat lenken.

Schließlich werden Bettines politisch-publizistische Aktivitäten im engeren Sinne analysiert (S. 284-363). Ziel war die Überschreitung des kommunikativen Binnenraumes ‚Salon‘ auf das ‚Volk‘ hin, gerade auch als Solidarität mit dem vierten Stand. Die Vereinbarkeit des Adelsstandes mit publizistischer Tätigkeit – für Kleist noch ein Problem – stellt sich als Chance dar: Gerade die Adelige kann es sich erlauben, den Fürsten mahnend anzusprechen. Im Vorfeld dazu sind „Agitationsversuche“ zu situieren, die Bettine brieflich unternimmt, also wiederum an der Grenze zwischen ‚öffentlich‘ und ‚privat‘ – was aber gerade für diese Autorin einschließt, daß ‚politische‘ Briefwechsel fiktionalisierend überarbeitet und veröffentlicht werden, dabei dann wiederum ein aktualisierender politischer Subtext eingeblendet wird. Im Umgang mit dem preußischen König Friedrich Wilhelm IV. zeichnet sich – auf die Wirksamkeit ihrer Aktivitäten bezogen – das Mißlingen von Bettines politischer Arbeit ab; ihre Versuche, „die beiden Sphären privater und öffentlicher Kommunikation aufeinander durchlässig zu machen“ (S. 303), scheitern am Widerwillen des Königs, die lancierte Auseinandersetzung in der Öffentlichkeit auszutragen. Landfester weist nach, wie sich Bettines Utopieverlust im Laufe der vierziger Jahre und das Bewußtsein des Endes ihrer politischen Pädagogik in einem späten Text wie *Gespräche mit Dämonen* widerspiegeln. Am Ende der Monographie steht das Fazit der Verfasserin, Bettines Projekt „schöpferischer Selbstsorge“ habe die politische Praxis verfehlt und bleibe „auf die Spielräume der poetischen als der uneigentlichen Rede jenseits des politischen Diskurses ihrer Zeit verwiesen“. (S. 364)

Damit statuiert Landfester implizit eine strikte Opposition bzw. Unterscheidbarkeit von ‚politischem‘ vs. ‚ästhetischem‘ Raum; wenn Politizität sich erst an öffentlicher Wirkung jenseits des Kunstsystems messen läßt, dann mag man allerdings von einem Scheitern sprechen. Man tut dies im Grunde aber dann in einem Atemzug mit den Ansprüchen der bisherigen Bettine-Rezipienten, die in ‚Frauenliteratur‘ nichts Politisches zu finden vermochten, dabei von einem engen Politikbegriff ausgingen, der einen hohen öffentlichen Wirkungsgrad literarischer und publizistischer Texte im politischen Tagesgeschäft voraussetzt.

Ohne daß ein trennscharfer Begriff des Politischen zur Zeit des Vormärz diskutiert wird, expliziert Landfester die von der deutschen idealistischen Philosophie ausgehende Scheidung von ‚Politik‘ und ‚Ästhetik‘,

die erst im 20. Jahrhundert, etwa durch Benjamin und Adorno, wirksam aufgehoben worden sei. Bettines Werk jedoch transzendiere diesen Gegensatz bereits ebenso, wie ihre Texte traditionellen Gattungsgrenzen nicht standhielten; Landfester erkennt diesem Œuvre demnach einen Grad an innovatorischem Potential zu, der die im 19. Jahrhundert üblichen Dimensionen sprengen müßte. Es muß sich allerdings erst erweisen, ob jene vor allem aus Kant und Hegel abgeleitete theoretische Ausgrenzung des Politischen aus der Kunst, die eine geistesgeschichtliche Lesart bis weit ins 20. Jahrhundert hinein als den Anfang vom Übel (oder auch: Segen) des „unpolitischen Deutschen“ qualifiziert hatte, zu Bettines Zeit tatsächlich gang und gäbe war; aus der Sicht der Vormärz-Forschung, das muß kaum näher belegt werden, dürfte diese Vorannahme kaum zu halten sein, begann sich doch spätestens um 1830 ein Wandel von der Autonomie- zu einer neuen Zweckästhetik durchzusetzen, und auch die Romantik wird heute niemand mehr in Carl Schmitts Sinn des „politischen Occasionalismus“ überführen wollen.<sup>6</sup> Wenn die Bettine von Arnim-Forschung bis vor kurzem noch auf jenem Stand war, dann bedeutet dies, daß sie es lange Zeit versäumt hat, ihren Gegenstand ernsthaft im Kontext zweckästhetischer Schreibweisen des ‚Vormärz‘ zu situieren. Aus dieser Perspektive verwundert das Legitimations- und Erklärungsbedürfnis, das anscheinend hinsichtlich der Verschränkung von ‚Poesie‘ und ‚Politik‘ bei einer Vormärz-Autorin besteht. Zudem: Über einen traditionell enggefaßten Begriff der „politischen Dichtung“ hinaus wird seit längerem, nicht nur in der Romantik-Forschung, Ritual-, Symbol- und Mythenanalyse in Lektüren literarischer wie ‚theoretischer‘ Texte betrieben, und natürlich beschränkt sich gerade die ‚Politische Romantik‘ nicht auf tagesaktuelle Einlassungen; Literatur war und ist Experimentierfeld für politische Mythen.<sup>7</sup> Das bestätigt Landfesters Arbeit, insofern sich etwa romantische Organizismus-Metaphorik auch bei Bettine findet. Beschränkte man sich nicht auf einen pragmatischen, also handlungsbezogenen Politikbegriff, wie es das schwerpunktmäßige Interesse an politischem ‚Wirken‘ wie an ‚Selbstsorge‘ bedeutet, dann ließe sich Bettines politisches Credo auch gewiß in die literarische Landschaft zwischen ‚Romantik‘ und ‚Vormärz‘ einordnen. Daß die Bettine-

<sup>6</sup> Carl Schmitt: *Politische Romantik*. Berlin 1919.

<sup>7</sup> Vgl. zu romantischen „Um-Schreibungen des Körpers“: Ethel Matala de Mazza: *Der verfaßte Körper. Zum Projekt einer organischen Gemeinschaft in der Politischen Romantik*. Freiburg i. Br. 1999. (= Litterae 68)

Forschung in politicis so weit ausholen muß, dürfte der Notwendigkeit eines grundlegenden Traditionsbruches geschuldet sein, der nunmehr Ulrike Landfester zu verdanken ist.

*Jochen Strobel (Weimar)*

**Roger Jones/Martina Lauster (Hgg.): Karl Gutzkow. Liberalismus – Europäertum – Modernität. Vormärz-Studien 6 = Gutzkow-Studien, Bd. 2. Bielefeld: Aisthesis, 2000.**

Ist Gutzkow „ein verkanntes modernes Genie, das im europäischen Vergleich durchaus bestehen kann“ (S. 15)? Um diese Frage, die eine Revision von Gutzkows literaturgeschichtlichem Platz in Aussicht stellt, kreist der vorliegende Band. Führt man sich Umfang und thematische Breite seines Œuvres sowie die unzähligen brieflichen und persönlichen Kontakte vor Augen, dann war Karl Gutzkow, dem ein maßgebliches Nachschlagewerk für die Selbstsicht des 19. Jahrhunderts noch einen „Anspruch auf Unsterblichkeit“<sup>1</sup> versicherte, in der Tat ein über die Maßen vernachlässigter Autor. Das wird schon darin deutlich, daß sich sowohl der Sammelband als auch die vorausgegangene Tagung in Keele/Großbritannien (1997) als erste ihrer Art allein mit diesem Autor befassen. Der Band vermeidet jedoch von der ersten Seite an geflissentlich das heikle Wegbereiter-Pathos, das aus dieser Ausgangslage erwachsen könnte. Das Hauptinteresse liegt nicht vorrangig in einer Korrektur des wirkungsgeschichtlich dominanten Verdikts von Gutzkows literarischer und theoretischer „Unzulänglichkeit“<sup>2</sup>, auf das etliche Beiträge gleichwohl rekurrieren. Vielmehr zieht der Band die Bilanz einer seit den neunziger Jahren stetig wachsenden Beschäftigung mit diesem Autor, die die Koordinaten des Werks überhaupt erst einmal ausmißt, die bisherige Rezeption evaluiert und neue Forschungsakzente setzt. Im übrigen: Wie rege diese Beschäftigung ist, zeigt sich am letzten Beitrag des Bandes: Er ist bereits überholt, denn das digitale *Editionsprojekt Karl Gutzkow*, zu dem

<sup>1</sup> Johann Samuel Ersch, Johann Georg Gruber (Hg.): *Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste*, Sect. 1, Th. 98, Leipzig 1880, S. 262.

<sup>2</sup> Vgl. Volkmar Hansen: „Freiheit! Freiheit! Freiheit!“. Das Bild Karl Gutzkows in der Forschung; mit einem Ausblick auf Ludolf Wienbarg, in: Alberto Martini (Hg.), *Literatur in der sozialen Bewegung*, Tübingen 1977, S. 489.



Gert Vonhoff dort erste Überlegungen anstellt, ist bereits zu einer Internetpräsentation ([www.gutzkow.de](http://www.gutzkow.de)) gediehen.

Es ist gewiß nicht üblich, eine solche Publikation an ihrem Register zu messen: Das Register dieses Bandes ist aber nicht nur vorbildlich; es spiegelt auch im kleinen, was den Band im ganzen auszeichnet: seinen erschließenden Charakter. Schon die Eröffnung mit Wolfgang Raschs „bibliographische[n] Kreuz- und Querzüge[n]“ (S. 41) entpuppt sich als Glücksfall. Rasch, der mit seiner formidablen Bibliographie der wissenschaftlichen Erforschung dieses Autors einen entscheidenden Impuls und eine unerläßliche Grundlage gab, konzentriert sich auf *Unbekanntes, wenig Bekanntes und Verschollenes*: insbesondere auf unselbständige Publikationen wie Zeitungs- und Zeitschriftenbeiträge, die – mitunter anonym veröffentlicht – in keine spätere Ausgabe aufgenommen wurden. Das macht die beträchtliche editionsphilologische Herausforderung offenkundig, die dieses Werk darstellt. Facettenartig läßt Rasch aber auch das publizistische Profil Gutzkows hervortreten und darin die herausragende Bedeutung dieses Autors für die Erforschung des 19. Jahrhundert erkennen: Gutzkow sitzt im Schnittpunkt wichtiger zeitgenössischer Diskurse, die er eigenständig aufeinander bezieht und deren Tendenzen er in den Horizont des politischen und ästhetischen Fortschritts stellt. Raschs Werkstattbericht veranschaulicht, was schon Houben über Gutzkows Werk befand: Es ist „ein Tagebuch der Geschichte seiner Zeit“.<sup>3</sup> Berichte aus dem Alltags- und Kulturleben, Literatur- und Theaterkritiken, Bemerkungen zur Situation des freien Schriftstellers und zum Verlagsrecht, politische Kommentare, Anmerkungen zur Technikgeschichte oder einfach nur Klatsch: All dies zeigt Gutzkows weitgespanntes Interesse. Raschs Beitrag ist charakteristisch für den ganzen Band. Hier feiert nicht das mehr oder minder geniale Autorsubjekt fröhliche Urstände. Obgleich der personale Fokus einer Reindividualisierung der Literaturgeschichte Vorschub zu leisten scheint, liegt ein Hauptakzent doch zuallererst auf den sich durch diesen Autor eröffnenden Chancen, die Debatte des 19. Jahrhunderts in hoher Komplexität und aus einer neuen Perspektive in den Blick zu bekommen. Das markiert auch den wissenschaftsgeschichtlichen Platz dieser Publikation: Mit dem „Ende der Vormärz-Biedermeier-Debatte“<sup>4</sup> und der Betonung einer „experimentelle[n]

---

<sup>3</sup> Heinrich Hubert Houben: *Gutzkow-Funde. Beiträge zur Literatur- und Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Hildesheim 1977, S. VII.

<sup>4</sup> So Walter Erhart in seiner Greifswalder Antrittsvorlesung 1998.

Grundkonstellation“<sup>5</sup> der Epoche im Angesicht der aktuellen gesellschaftlichen und kulturellen Herausforderungen der Jahrtausendwende verlieren die Zäsur von 1848 und das ‚jungdeutsche Jahr‘ 1835 ihre schier knebelnde Wirkung auf die Gutzkow-Rezeption. Aus dem Prokrustesbett der Unzulänglichkeit und des 1848-Bezugs befreit, gibt dieser umtriebige Autor im Gegenzug den Kontinuitäten und Brüchen jener experimentellen Grundkonstellation prägnante Konturen – ohne daß zentrale Themen der Zeit wie Politik, Engagement oder sozialer Fortschritt dabei verlustig gehen.

Unerschlossenem, Vernachlässigtem und Herabgesetztem widmen sich auch die eher gattungsgeschichtlich orientierten Beiträge von Tilman Spreckelsen, Roger Jones und Peter Hasubek. Jones und Spreckelsen beschäftigen sich mit dem dramatischen Werk, über das – immerhin 33 zumeist zwischen 1839 und 1848 geschriebene Stücke –, wenn es überhaupt Interesse auf sich zog, zumeist vernichtende Urteile gefällt wurden. Spreckelsen stellt Gutzkows gänzlich unbekanntes Stück *Anonym/Die Adjutanten* vor, dessen Fassungen (1845/1851) einen „erhellenden Kommentar zur Publizistik seiner Zeit, zu den Bedingungen öffentlichen Arbeitens“ (S. 69) geben, indem sie die deutschen Zustände mit der parlamentarischen Demokratie Englands konfrontieren. Da sich Spreckelsen aber auf die Fassung von 1851 konzentriert, bleibt gerade die vor diesem thematischen Hintergrund wichtige Frage nach dem eventuellen Einfluß der Erfahrungen von 1848 auf die Überarbeitung noch zu klären. Jones erweitert die Perspektive auf das gesamte dramatische Schaffen, das er nach innovativen Aspekten befragt. Sein Urteil fällt ambivalent aus: „[A]n der dramatischen Struktur von Gutzkows Dramen“ gebe es „kaum etwas Revolutionäres zu entdecken“ (S. 184). Ein Grund mag in der Intention des erfolgreichen Kritikers und Journalisten liegen, sich mit dieser strengen Meistergattung auch den entbehrten Ruf eines form-sicheren Dichters zu sichern. Dennoch findet Jones auch neue Ansätze: solche zu einem „Drama des Nebeneinander“ (S. 196) in *Wullenweber* etwa, die auf die Erzähl-Poetik verweisen. Die eigentliche Innovation aber finde sich im Feld der Sprache: Gutzkow mache die Grenze zwischen Journalismus und Theater (z.B. in *Richard Savage*) nicht nur zum Thema, er öffne die Bühne auch selbst „für eine Sprache, die traditionell

<sup>5</sup> Gustav Frank: Romane als Journal. System- und Umweltreferenzen als Voraussetzung der Entdifferenzierung und Ausdifferenzierung von ‚Literatur‘ im Vormärz, in: *Jahrbuch Forum Vormärz/Forschung 1995*, Bielefeld 1995, S. 35.

[...] auf die rezensierenden Journalseiten gehört“ (S. 187). Auch wenn Gutzkow – seine „journalistische Öffentlichkeitsarbeit als Dramatiker“ (S. 183) fortsetzend – hier neue Wege „bei der Eroberung der Bühne für die Sprache und die dialektische Denkweise der Kritik“ (S. 16) einschlägt: Der Begriff der Innovation ist – anders als der des Experiments – hier erst sinnvoll, wenn er auf realisierte wie unterlassene Anschlußhandlungen bezogen wird.

Zu einem ähnlich ambivalenten Befund kommt Hasubek: Gutzkow sei gewiß „kein großer Novellist des 19. Jahrhunderts“ (S. 214). Doch seinen von der Literaturwissenschaft größtenteils ignorierten Erzählungen werde man erst gerecht, wenn man sie nicht auf die Formel des „Ideenschmuggels“ reduziert oder allein an den Maßstäben von Biedermeier oder Realismus mißt. Stattdessen entwickelt Hasubek die Eigenständigkeit dieses Erzählkonzepts aus seiner Nähe zum biographischen und kulturkritischen Essay. Obgleich Richard Kavanagh auch das erzählerische Werk zum Gegenstand nimmt, fragt er in seinem Beitrag *Gutzkow und die Schauerromantik* nicht unter gattungsgeschichtlichen, sondern unter funktionalen Gesichtspunkten nach dem Stellenwert, den „das Exotische, das Zufällige, das Mysteriöse“ (S. 166) dort hat. Die Tatsache, daß Versatzstücke der *Gothic novel* die Erzählintention oftmals unterlaufen, zeigt einen materialen Kern des Unzulänglichkeits-Verdikts und darüber hinaus, daß dieses zwangsläufig Referenzpunkt der Gutzkow-Forschung bleiben wird – so auch in David Horrocks Überlegungen zu *Wally, die Zweiflerin*, die sich indes weder am gängigen Vorwurf erzählerischen Unvermögens noch an der hinlänglich bekannten Wirkungsgeschichte abarbeiten, sondern am Text selbst. Bislang gescholtene oder übersehene Passagen rücken gleichsam eo ipso in ein Erzählkonzept ein, dessen „unerhörte Modernität“ (S. 152) Horrocks aus gendertheoretischer Perspektive freilegt: Der Roman porträtiert „eine maskuline Herrschaftsstrategie“ (S. 159), einen „narrativen Eroberungskrieg“ (S. 158), mit dem es Cäsar gelingt, Wally zugleich zu emanzipieren und an sich zu binden.

Der Verdacht, die unter den drei Aspekten des Band-Untertitels als Schlüsselbegriff hervortretende *Modernität* diene vor allem als Vehikel einer literaturgeschichtlichen Aufwertung Gutzkows, wird durch die Beiträge von Wulf Wülfing, Gert Vonhoff, Kurt Jauslin und Martina Lauster endgültig ausgeräumt. Wülfings Beitrag zu *Gutzkows ‚Abnungen‘ von einem Medium der Moderne*, vom Telegraphen nämlich, bettet Gutzkows seismographisches Gespür für die Tendenzen des Zeitalters technik-

medien- und wahrnehmungsgeschichtlich ein – und verfolgt seine „Telegraphenphantasie[n]“ von der Einführung dieses Kommunikationsmediums 1832 bis in die Nachmärz-Zeit. Bereits in Gutzkows erstem Roman *Briefe eines Narren* werde der Telegraph „zum Symbol einer grenzenlosen Gesellschaft“ (S. 94), das auch für die neuen Möglichkeiten des Wissens- und Ideentransfers steht. Als eine „Maschine der *Gleichzeitigkeit*“ (S. 89) beeinflusst dieses Medium Gutzkows Poetik des Nebeneinander, deren Entfaltung in dem großen Roman *Die Ritter vom Geiste* Jauslin und Vonhoff behandeln. Diese einander glänzend ergänzenden Beiträge werfen unisono die literarhistorische Placierung des Romans und die überkommenen Interpretationsansätze – wie bspw. die Fokussierung auf die Handlung oder die Werte des Geheimbundes. Dagegen plädieren sie wie schon Horrocks für eine eigene ästhetische Qualität der Poetologie Gutzkows. So analysiert Vonhoff die „Erkenntnis- und Wertungsbedingungen“ (S. 112) – vor dem Hintergrund der eindimensionalen Erzählweise von Gutzkows *Ein Mädchen aus dem Volke* und in Rekurs auf die Panorama-Malerei des 19. Jahrhundert. Obgleich in der Handlung nicht bahnbrechend, seien die *Ritter* ein Roman, der „die Bedingungen einer nicht mehr eindimensional erfaßbaren Moderne erzählgeschichtlich innovativ“ (S. 111) umsetzt und mit einer „ästhetische[n] Formung der Vielheit“ (S. 120) „[g]eschichtliche Erfahrung authentisch in literarische Form“ überführt. Gutzkows „vom Individualroman sich absetzende Konzeption“ (S. 113) versuche keine idealistische Synthese, die Lösungen „herbeiführt, welche sich historisch vom Individuum aus nicht mehr denken ließen“ (S. 117), sie produziere vielmehr eine „Daguerreotypie der Nachmärzgesellschaft“, deren gesellschaftsanalytischer Gehalt präziser sei als „so manche sozialgeschichtliche Darstellung noch unserer Tage“ (S. 119). Auch Jauslins *Lesarten des Panoramatistischen* laborieren an der Frage, „wie der Roman als Porträt einer Gesellschaft zu definieren sei“ (S. 137). Die Poetik des Nebeneinander wird dabei kenntlich nicht als Antithese zum Nacheinander der Chronologie, sondern als eigenständige Einlösung der Hegelschen Totalitätsforderung. Wiederum vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Ästhetik des Panoramas erweist sich diese Totalität als eine, in der Figuren, Orte und Ideen durch das Rezeptionskonzept der „Wahlfreiheit des Blicks“ (S. 144) in ständig neue Korrelationen treten können. Indem Jauslin den Interpretationshorizont zudem über die deutschsprachige Literaturlandschaft hinaustreibt (Bulwer-Lytton, Dickens), verortet er Gutzkows Poetologie „auf der Höhe der englischen Panorama-Romane der Jahrhundertmitte“ (S. 147). Im

europäischen Zusammenhang steht Gutzkow auch in einem der beiden, den Band gleichsam rahmenden Beiträge Lausters. Seine Entwicklung zum modernen Schriftsteller, in der sich Journalismus und Literatur verquicken, erhellt Lauster an einer Textsorte, die Gutzkow aus dem französischen Kontext (Balzac) adaptierte und die er insbesondere in den *Rittern vom Geiste* nutzen sollte, um den deutschen Roman „auf zeitgenössisches europäisches Format zu bringen“ (S. 219). Gemeint ist eine französische Ausprägung der *Skizze*, die *Physiologie*, in deren gesellschaftsanalytischem, die Oberfläche der Phänomene durchstoßendem Anspruch sich Literaturgeschichte und frühe Soziologie überlagern. Lausters Interesse richtet sich neben der ‚Geburt‘ des Gutzkowschen Gesellschaftsroman aus dem Geist der europäischen journalistischen Revolution um 1830 auf ein nationales und politisches Einsatzfeld der Physiologie: Die Imagination jener „hauptstädtische[n] Perspektive“ (S. 236), an der es den Deutschen im Vergleich zu England und Frankreich ermangelt und die diese multiperspektivisch die Komplexität moderner Metropolen erfassende Kleingattung unterstützt. Lausters zweiter, programmatischer Beitrag behandelt *Gutzkows Modernebegriff als Grundlage seines institutionenkritischen Liberalismus* und zielt darauf ab, Gutzkows Schaffen in seiner Einheit von Politik, Kritik und Literatur in den Blick zu bekommen (vgl. S. 52). Gutzkow sei schon früh „nahe daran, ‚die Moderne‘ in einem unerhört ‚modernen‘ Sinn aufzufassen, nämlich als eine Summe sich ständig beschleunigender, einander überholender Moden“ (S. 53). Auf der Basis einer „Entzifferung des [...] Offenen, Entwicklungsfähigen in den Formen der Gegenwart“ (S. 55) unternehme er eine „kritische Revision aller überkommenen Institutionen“ (S. 59), die die Zukunft verhindern. Alles in allem wird man kaum zu hoch greifen, wenn man diesen Sammelband ob seiner vielen Entdeckungen und Anstöße als einen Meilenstein in der literaturwissenschaftlichen Erschließung des 19. Jahrhunderts bezeichnet.

Thomas Schmidt (Göttingen)

**Gustav Frank/Detlev Kopp (Hgg.): Gutzkow lesen! Beiträge zur Internationalen Konferenz des Forum Vormärz Forschung vom 18. bis 20. September 2000 in Berlin.** (= *Vormärz-Studien VIII*) Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2001.

Der von Gustav Frank und Detlev Kopp herausgegebene Band sammelt die Beiträge der ersten internationalen Konferenz zu Karl

Gutzkow auf deutschem Boden, die vom Forum Vormärz Forschung ausgerichtet wurde und vom 18. bis 20. September 2000 in Berlin stattfand. Ein Ziel der Tagung war es – so Frank in seinen ‚Einleitenden Bemerkungen‘ – einer „deutlich bekundete[n] Leseunlust der universitären Germanistik“ (S. 9) am Werk dieses Autors entgegenzuwirken und durch die Vielfalt der Beiträge zu zeigen, warum man Gutzkow jetzt lesen und zur Lektüre nicht nur für Spezialisten empfehlen kann. Ein neues „Interesse von Publizisten, Verlegern und der großen Feuilletons“ ist in den letzten Jahren um den lange Zeit „fast verschollenen Autor“ entstanden. Jene „an verschiedenen Orten unabhängig voneinander entstandenen Bemühungen“ zusammenzuführen und „wissenschaftlich zu fundieren“ (S. 7) gehörte ebenfalls zu den Zielen der Konferenz.

Die im Titel ausgesprochene Anregung zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit Gutzkow wird in Franks Beitrag durch zwei weitere Aufforderungen ergänzt, die als Leitfaden der Diskussion dienen und dem daraus entstandenen Buch Einheit verleihen: ‚*Gutzkow edieren!* – ‚*Gutzkow liest!*‘. Den Sinn dieser zusätzlichen Anregungen erklärt Frank folgendermaßen: „Wer Gutzkow lesen will, bedarf einfach greifbarer, ‚guter‘ Texte und Kommentare, die auch die Spuren von Gutzkow als Leser und Kenner einer breiten zeitgenössischen wissenschaftlichen und Literaturproduktion erkennbar machen“ (S. 17). Die erste Anregung bezieht sich auf das Desiderat einer vollständigen und philologisch zuverlässigen Ausgabe von Gutzkows Werk, das die 1999 begonnene digitale Edition der Werke Gutzkows nun zu beheben beabsichtigt. Wolfgang Rasch leistet mit den hier veröffentlichten Auszügen aus dem Briefwechsel zwischen Gutzkow und Ludwig Wühl (S. 123-169) einen Beitrag dazu, die Quellen zu Gutzkows Leben und Werk zusammenzuführen, deren Verstreutheit insbesondere die Edition der Briefe überaus kompliziert macht. Daß die Auseinandersetzung des Autors mit der Literatur seiner Zeit vorrangig in Betracht zu ziehen ist, geht deutlich aus dem ganzen Band hervor, kann sogar als eine Art roter Faden der Untersuchung betrachtet werden. Die Methodik der Analysen, die daraus hervorgehen, ist repräsentativ für die ganze Sammlung. Gert Vonhoff geht in seinem Beitrag (S. 19-50) z.B. davon aus, daß Gutzkows Roman *Wally* (1835) „voll von Lektüredarstellungen und Anspielungen auf andere Texte [ist, und daß] in allen diesen Fällen [...] die Lektüren als kontrastive dazu [dienen], das gerade Dargestellte zu präzisieren, historisch einzuordnen oder auch kritisch zu beleuchten“ (S. 19). Was Vonhoff leistet, beschränkt sich aber nicht auf die Rekonstruktion von Belegen, die

Gutzkows Vertrautheit mit der Literatur seiner Zeit und mit den Mechanismen des literarischen Marktes aufscheinen lassen. Er zeigt zudem, wie sehr die erkannte Intertextualität zu den Konstruktionsfaktoren des Romans gehört und wie der Verfremdungseffekt, der mit den literarischen Anspielungen in den Gesprächen der Figuren verbunden ist, das Rätselhafte, den Zweifel und das Fehlen einer eindeutigen Wahrheit als poetologischen Grundsatz der Erzählung erkennbar werden läßt. Auf ähnliche Weise wird die Neigung der Figuren in Gutzkows Drama *Patkul* (1841), ihre Meinung und Wünsche durch den chiffrierten Verweis auf andere Texte auszudrücken, bei Hans Kraus (S. 161-187) zum Anlaß, sich mit dem ‚Medienwechsel‘ zwischen Schrift/Erzähltext und Bühne/Aufführung auseinanderzusetzen, den Gutzkow im Drama vollzieht und der sein literarisches Experimentieren in jenen Jahren prägt. Eine an sich dokumentarische Frage wie die nach Gutzkows Vorbildern bzw. kontrastiven Mustern bei der Abfassung seiner Werke wird im vorliegenden Band also zur Anregung, den umfassenderen Sensibilitätswandel zwischen Biedermeier und Realismus und die damit verbundene Medien Diskussion zu exemplifizieren.

Methodisch ähnlich angelegt befassen sich die Autoren mit der Struktur von Gutzkows Romanen aus den dreißiger bis zu den sechziger Jahren. Die inhaltliche und strukturelle Diskontinuität der Erzählung in Gutzkows *Seraphine* (1837), die Hypertrophie des Reflexiven und die enge Beziehung zwischen Autor und Erzähler, die Gutzkow in der Widmung von 1837 ausdrücklich betonte, in der zweiten Fassung (1843) dennoch als unzeitgemäß verwarf, untersucht Wolfgang Lukas (S. 65-97) als Beispiele der nicht immer linearen Experimentierfreudigkeit, die zu jener Zeit zur Entstehung neuer Romantypologien führte. Die Technik des ‚Nebeneinanders‘ insbesondere – die hier u.a. Wolfgang Jauslin an Gutzkows *Neuen Serapionsbrüdern* aufzeigt (S. 363-384) – war nach Gustav Frank zwar eine wichtige, neue Ausdrucksmöglichkeit, sie diente aber in Gutzkows *Hobenschwangau* (1867/68) (S. 325-361) eher als Mittel zum gegenläufigen Versuch des Autors, in der Zeit des jeden Kontrast in geordnete Darstellungsweisen einbindenden Realismus immer noch (oder vielleicht nur schon wieder) das auszudrücken, „was Grabbe, Büchner, [...] Alexis erstmals fasziniert von ihren Schrecken enthüllten: die katastrophische, Sinn negierende Kontingenz der Geschichte“ (S. 349).

Aus den Textanalysen läßt sich erschließen, wie maßgeblich Gutzkow an der Entstehung des Systems ‚Realismus‘ beteiligt war, wie wenig sich sein literarisches Schaffen dennoch dort ohne weiteres einordnen läßt.

Auch seine Einstellung zur zeitgenössischen Geschichte des Ich beweist dies, wie Peter Hasubek (S. 299-324) und Marianne Wunsch (S. 189-205) in ihren Beiträgen zeigen. Gutzkow verdeutlicht in seinen Werken „wie kaum ein anderer, welchen Preis das Subjekt zu zahlen hat, will es dem Werte- und Normensystem des Realismus entsprechen“ – so Stephan Landshuter (S. 261).

Weitere Beiträge befassen sich schließlich mit den Themen aus dem sozialen und politischen Leben, die im Hintergrund von Gutzkows Werk stehen – u.a. mit den Problemen der Journalistik in den dreißiger Jahren, mit der zeitgenössischen Pädagogik, die Gutzkow nur in Verbindung mit einer sozialen und politischen Reform für wirksam hielt, und mit Ängsten und Schwierigkeiten der modernen Stadterfahrung, die hier vorwiegend am Beispiel Berlin gezeigt werden.

Durch ihre Untersuchung des „ganz[e]n Gutzkow“ (S. 7) erreichen die Autoren das Ziel, das sie sich vorgenommen hatten: Am Schluß der Lektüre bleibt Gutzkows Bild als das eines Autors, der seismographisch und nie ohne Spannung den kulturellen Umbruch seiner Zeit wahrnahm und verarbeitete, fest im Gedächtnis. Literarhistorische Kategorien wie ‚Vormärz‘ und ‚Realismus‘ gewinnen auch durch die Entscheidung der Referenten, bei ihrer Darstellung rigoros von der Textanalyse auszugehen, konkrete Bedeutung und scharf konturierte Züge: Bei dem vorwiegenden Mangel an neueren umfassenden Studien über die Wandlungen jener Zeit – wenn man von Hasubeks *Vom Biedermeier zum Vormärz* (1996) und von den ebenfalls bei Aisthesis erschienenen Bänden 5 und 6 der Vormärz-Studien absieht (*Vormärz-Nachmärz. Bruch oder Kontinuität?; Karl Gutzkow. Liberalismus – Europäertum – Modernität*, beide 2000) – eine Bereicherung und eine verdienstvolle Leistung.

Laura Benzi (Pisa)

**Rosemarie Schuder: Hochverrat oder: Seltsame Wege zu Ferdinand Freiligrath.** Zürich: Edition 8, 2001.

Der prägende Titel dieses historischen Romans stellt zu Lebensweg oder literarischem Werk des Dichters Ferdinand Freiligrath zunächst einen nur mittelbaren Bezug her. Denn nicht der in Düsseldorf 1848 gegen den Autor des berühmten Gedichts „Die Toten an die Lebenden“ geführte Prozeß ist hier gemeint, sondern der Hochverratsprozeß, der 1872 in Leipzig stattfand. Verdächtigt der Vorbereitung dieses schweren



Verbrechens und deshalb angeklagt waren die bekannten Sozialdemokraten Wilhelm Liebknecht, August Bebel und Adolf Hepner. Sie hatten zwar keineswegs Hochverrat vorbereitet oder gar begangen, dennoch wurden Liebknecht und Bebel für schuldig befunden und mit Festungshaft bestraft, denn sie hatten die gegen die Interessen des deutschen Volkes geführte Raubpolitik der Herrschenden öffentlich verurteilt, die der Friedensvertrag nach dem deutsch-französischen Krieges 1870/71 sanktionierte. Außerdem hatten die kompetenten Sprecher der damaligen Sozialdemokratie ihre Sympathie für die Pariser Kommune bekundet.

Freiligrath saß nicht auf der Anklagebank. Doch gegenwärtig war er durch einige seiner Gedichte aus dem „Glaubensbekenntnis“ der Vormärzzeit und vor allem den Revolutionsjahren. Hatte er doch sogar 1851, als noch nicht alle Hoffnungen auf Veränderung der politischen Verhältnisse erloschen waren, neue Revolutionserwartungen in bewegende Verse gemünzt. Auch die enthielt die Anklageschrift, denn im „Volksstaat“, dem sozialdemokratischen Parteiorgan, waren sie erneut abgedruckt worden. Verständlich also, daß die deutsche Justiz, Staatsanwälte und Richter wie auch die Mehrzahl der handverlesenen Geschworenen den Dichter ebenfalls gern als Angeklagten auf der Sünderbank gesehen hätten. Und deshalb sollte belastendes Material auch gegen ihn aufgespürt werden. Diesem Bemühen ist der Hauptteil des Romans gewidmet, der somit dennoch ein Buch über Ferdinand Freiligrath darstellt.

Die Hauptaufgabe bei derartiger Materialbeschaffung übernimmt der Sohn eines der Geschworenen, der eigens aus diesem Grunde nach London gesandt wird. Am einstigen Exilhaftort des Dichters hofft man fündig zu werden auf der Suche nach belastenden Spuren. Sein Bemühen muß scheitern, da sein Ziel auf ebenso schwachen Füßen steht wie im Grunde genommen der ganze Leipziger Prozeß, der weder Gedichte Freiligraths noch Handlungen der Angeklagten als Hochverrat zu bewerten imstande ist. Und der junge Mann auf Detektivreise muß heimgekehrt schließlich bekennen, „er schämt sich für seinen Vater“, der ihn „aus Hass auf die Denkweise eines anderen Menschen als Sammler von Beweisstücken benutzen“ wollte (S. 180). Indes dient im Roman sein Londonaufenthalt der Autorin zu einem opulenten Exkurs in die biedermeierlich-vormärzliche deutsche Literaturlandschaft.

Im Mittelpunkt der Gespräche, die den „seltsamen“ Weg zu Freiligrath veranschaulichen und entschlüsseln, steht Mary Eastman, die Verlobte des Dichtersohnes Wolfgang. Sympathie wird bekundet für Niko-

laus Lenau, Adelbert von Chamisso, Pierre Jean de Béranger oder Berthold Auerbach und nicht zuletzt für Heinrich Heine. Um den „Streit um Heines Bild in Chamissos Musen-Almanach“ (S. 187) geht es und um Antisemitismus, denn es gab damals schon „viele Leute . . ., die versteinerte graue Gesichter bekommen, wenn einer nur Heines Namen nennt“ (S. 88). Und die Gespräche führen zugespitzt letztendlich zu der Frage: Wer war Ferdinand Freiligrath? War er der Dichter der „Wüsten- und Löwenpoesie“, des „Glaubensbekenntnisses“, „Trompeter der Revolution“ oder des „Hurrah Germania“? Im Roman wird die Antwort auf diese Grundfrage, „wem das lebende und liebende Herz des Ferdinand Freiligrath“ gehört, symbolisch in „jenem Himmel“ beantwortet, „der den Dichtern vorbehalten ist“. (S. 197) Aber die Autorin läßt keinen Zweifel über ihr eindeutiges irdisches Urteil aufkommen: „... viele seiner Mühen waren Umwege auf der Suche nach Wahrhaftigkeit“. Sein Herz schlug für Fortschritt, für Gleichheitsanspruch aller Menschen gemäß dem „in seine Sprache gebrachten“ Bekenntnis des schottischen Dichters Robert Burns „Trotz alledem!“ (S. 200).

Es handelt sich, wie explizit dem Titel nachgeordnet betont wird, um einen historischen Roman. Sein Gegenstand allerdings ist durchaus aktuell. Und interessant für die Gegenwart ist er nicht nur deshalb, weil bis heute eine umfassende, ausgewogene Freiligrath-Biographie noch nicht geschrieben wurde. Der neue Roman der in diesem Genre besonders erfolgreichen Schriftstellerin Rosemarie Schuder wird sicher viele Leser ansprechen, die für historische und literarische Themen aufgeschlossen sind. Doch er verdient auch Aufmerksamkeit zu finden bei Historikern und Germanisten vom Fach.

*Wolfgang Büttner (Petershagen bei Berlin)*

***Jürgen Lodemann: Lortzing. Leben und Werk des dichtenden, komponierenden und singenden Publikumsliebblings, Familienvaters und komisch tragischen Spielopernweltmeisters aus Berlin.*** Göttingen: Steidl, 2000.

Lodemann meets Lortzing: Zum 200. Geburtstag 2001 widmet der Germanist, Schriftsteller und Journalist dem „Gaukler und Musiker“ – so der Untertitel des Buchs auf dem Umschlag – eine Biographie, zugleich eine Hommage. Der Dichter-Komponist ist, das spürt man, sein Le-

bensthema, sich wahlverwandt, dessen Musiksprache Subtext, Inspirationsquelle des eigenen Ausdruckswollens.

Eine liebende Erinnerung an Lortzing und seine Ausstrahlung, bewahrt von der Tochter des Lortzing-Freundes Reger und weitergegeben wie eine Reliquie an ihren Enkel, den späteren Musiklehrer Lodemanns, zündet in diesem weiter. 1961 promoviert er bei Walther Rehm mit einer Arbeit über Lortzing. Ende der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts publiziert Irmlind Capelle das Werke-Verzeichnis und die Briefe Lortzings (Chronologisch-Thematisches Verzeichnis der Werke von Albert Lortzing, Köln 1994; Lortzings sämtliche Briefe, Kassel 1995) sowie ediert dessen 1848er Oper *Regina*, die erstmals in der originalen Gestalt aufgeführt wird (Gelsenkirchen 1998; vgl. 1848 und *Regina*. Eine deutsche Parallelchronik). Diese Impulse, die germanistische Befähigung, verknüpft mit musikwissenschaftlichen und interpretatorischen Kenntnissen sowie das kulturhistorischem Umfeld nutzt Lodemann, um den Künstler und Menschen Lortzing in seinem Leben und Werk in seiner Zeit und gegen seine Zeit darzustellen.

Die Biographie, eingeschlossen die Werkentstehung, geht genealogisch die eigentliche Lebenszeit Lortzings zurück, wirft einen Blick auf seine Vorfahren, den Herkunftsstand, die Eltern in ihrem Wirkungskreis, ebenso nach seinem Tod auf das fernere Geschick seiner Frau, seiner Kinder, vor allem auf das Fortleben, die Wirkungsgeschichte seiner Werke. Historischen Quellen, Zeitdokumenten, Zeitungskritiken, Stimmen der Zeitgenossen folgend, zeigt Lodemann den Lebensgang, die Künstlerkarriere, die musikalische und poetische Produktivität im Zusammenhang mit seinen Lebens- und Arbeitsstationen (u.a. Berlin, Detmold, Leipzig, Wien) und den politischen Ereignissen, den bürgerlichen sozioökonomischen Lebensbedingungen, den existentiellen und juristischen Unsicherheiten in Biedermeier und Restauration, im Frühkapitalismus, im heimlichen und immer offeneren Kampf um Emanzipation und Gleichberechtigung und Mitsprache aller im Vormärz bis zur Revolution von 1848 und deren minimaler Durchsetzungskraft bis zum Todesjahr des Komponisten 1851.

Aller romanhaften Schilderung einer Szene oder eines Zeitgemäldes enthält sich der Berichterstatter dieses durchaus romanesk-dramatischen Lebenslaufs und wählt eher die Form einer Dokumenten-Biographie. Für Zeitkolorit, Figurenprofil, kulturpolitische Hintergrundbeleuchtung läßt er seinen Protagonisten in ausführlichen Briefzitatzen – auch seiner Adressaten, Zeitgenossen, Künstlerkollegen – selbst authentisch zu Wort

kommen. Der Briefschreiber Lortzing erscheint wie in einer Ausstellung seiner Wesensgestalt als literarische Begabung, als satirischer Zeit- und Kunstkritiker, als komisch-tragischer Räsonneur seiner privaten Verhältnisse und seiner selbst, als Freundschafts- und Kommunikationstalent.

Große Teile seiner selbstverfassten fiktionalen Libretti, ohne Notentext abgedruckt, dokumentieren das poetisch-dramatische Zeitmißstände analysierende, in Charaktere modellierende sprachliche Können, das eng mit seiner Kompositionstechnik verquickt ist und zusammen mit seinen Melodien, Harmonien und Instrumentation eine ‚Musik-Sprache‘ entwickelt. Die Operntexte werden, wie selten, von Lodemann in ihren sprachlichen Mitteln, in Relation zur politisch kaschierten Aussageintention und zur gebotenen Zensurumgehung und in Vergleich zur Textvorlage wie zu zeitgenössischen Dichtern, auch Librettisten, analysiert, interpretiert, gewertet, ferner in ihren biographischen Bezügen und Rückbindungen an Lortzings Lebenserfahrung, Wünschen und Menschenkenntnis kommentiert. Dabei folgt er, „wo das möglich war, [...] buchstabengetreu handschriftlichen Zeugnissen [...] in der Schreibweise des Urhebers“.

Lodemann stellt ‚seinen‘ Lortzing in dessen eigenen Lebenszeugnissen heraus, umringt von ähnlich denkenden, dichtenden, komponierenden, darstellenden, kreativ arbeitenden oder auch opportunistischen Mitlebenden, als den mit dem Zeitgeist fortschrittlich gesinnten, gar nicht verkannten Gesamtkünstler, dessen äußerer Lebenslauf dennoch unter dem Zeit-Ungeist in absteigender Linie verlief.

Lortzing erhält in Lodemanns Buch die Oberstimme vor den ineinander greifenden Ensemblestimmen seiner Zeitgenossen – u.a. Heine, Mörike, Keller, Nestroy, Offenbach, Wagner –, während dieser seinen erläuternden Subtext als die begleitende Unterstimme daruntersetzt. Das Buch macht Lust, seinen Protagonisten gegen den Strich der Biedermeierlichkeit gelesen, gehört und gespielt neu zu erleben. – Mit Zeittafel und Personen- und Ortsverzeichnis.

*Ingrid und Jürgen Hein (Köln)*

**Karin Mahler: *Eduard Schmelzkopf und die Zensur. Niederdeutsche Lyrik und politische Ausrichtung eines Braunschweiger Vormärz-dichters.* (Westfälische Beiträge zur niederdeutschen Philologie 5). Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 1997.**

In dieser überarbeiteten Fassung ihrer Magisterarbeit untersucht Karin Mahler anhand der 1846 im Gedichtband *Immen* erschienenen Lyrik von Eduard Schmelzkopf die möglichen Auswirkungen von Zensurmaßnahmen auf die Literaturproduktion oppositioneller Schriftsteller im deutschen Vormärz. Der heute eher unbekannt Dichter, 1814 in Saalsdorf im Herzogtum Braunschweig geboren, bietet eine interessante Fallstudie, da er seine politische Lyrik auch auf Niederdeutsch verfaßte. Wie Mahler in ihrer Einführung erklärt, galt die übliche zeitgenössische Kritik, die eigentlich auf standard-sprachliche Vormärzlyrik zielte, auch seinen niederdeutschen Gedichten: *Immen* weist eine Metaphernüberfülle auf, die die politische Mitteilung der Sammlung so extrem verschlüsselt, dass höchstens nur ein kleiner Kreis gebildeter Leser diese Bedeutungsebene hätte erkennen können. Ohne die nötigen historischen und sprachwissenschaftlichen Kenntnisse werden heutige Leser natürlich auf das gleiche Problem stoßen. Obwohl Mahler keinen Beweis für externe Zensureingriffe auf das Schmelzkopfsche Werk und kaum direkte Selbstaussagen des Dichters zum Thema staatlicher Zensur fand, bietet ihr Buch überzeugende Beweise für eine politische Deutung der Gedichtsammlung, darunter eine ausführliche Analyse des Schreibstils, die eine Reaktion des Norddeutschen auf literarische Kontrolle vermuten läßt.

Das zweite Kapitel enthält einen Überblick der Zensurgesetzgebung in den deutschen Territorien bis 1848 und eine Zusammenfassung der außerlegalen und illegalen Praktiken zum Umgehen der Zensur; hier stützt sich Mahler auf die Standardwerke von Edda Ziegler, Dieter Breuer, Hans-Peter Reisner u.a. Wichtig für diese Studie ist die Unterscheidung zwischen bewußter (aufgezwungener) Selbstzensur, den „wissentlichen Themenmeidungen, Themenfavorisierungen, und Textkorrekturen des Autors“, und der viel schwerer zu fassenden unbewußten Selbstzensur, von Mahler definiert als die Unfähigkeit des Schriftstellers, eigene Gedanken und eine zensurbedingte Denkweise zu unterscheiden (32). Unbewußte Selbstzensur passiere, so schreibt sie, vor dem Aufschreiben der Gedanken und enthülle nicht Resignation und Verweigerungshaltung, wie es im Falle bewußter Selbstzensur ist, sondern die Akzeptierung der staatlich vorgeschriebenen Zensurnormen, „da keine Auseinan-

dersetzung mit der Zensurfrage stattfindet“ (32). Davon ausgehend, dass solch eine Kausalität zwischen Zensur und verändertem literarischen Handeln existiert, bespricht Mahler im dritten Kapitel die Auswirkungen der Zensur auf die Literatur. Beweis dafür findet sie in der Tendenz zu kurzen Textformen, der Verwendung von Schlagworten, der Häufung von Metaphern und in der Kodierung aktueller politischer Inhalte durch die während der Biedermeierzeit üblichen Naturbilder (hier zitiert Mahler nochmals bekannte Studien zu diesem Thema von Wulf Wülfing, Hartmut Kircher, Hans-Wolf Jäger u.a.).

Die Biographie des Dichters Eduard Schmelzkopf und sein niederdeutsches Werk bilden die Schwerpunkte des vierten Kapitels. Mahler sieht den Abbruch seines Theologie-Studiums an der Göttinger Universität 1837 – das Jahr der Entlassung der Göttinger Sieben – und den Abbruch seines Studiums der klassischen Philologie (für das Lehramt an Gymnasien) 1840 in Leipzig als Beweis für seine kritische Haltung dem Staat gegenüber und vielleicht auch für seinen Wunsch, sich des Beamtenstandes eines Staates zu entziehen, in dem Gedanken-, Rede- und Pressefreiheit nicht existierten. Schmelzkopf plädierte für diese demokratischen Rechte und gegen den Mißbrauch der Macht von absolutistischen Herrschern in seinem 1846 erschienenen Aufsatz *Zum Verständnis des religiösen Kampfs, zumal der Ideen Luthers*. Nach 1840 arbeitete er als Schriftsteller, Journalist, Privatlehrer und Erzieher; 1845 bis 1849 lebte er in Braunschweig, wo er 1848 an der Märzrevolution teilnahm. In den noch 50 Jahren bis zu seinem Tod (1896) schrieb Schmelzkopf kaum noch politische Schriften, aber er beschäftigte sich mit der Rehabilitation des Niederdeutschen, das von Zeitgenossen weitgehend als eine emotionale, innerliche und unpolitische Sprache stigmatisiert wurde. Laut Mahler stand Schmelzkopf als Einzelkämpfer in seinem Bemühen, die Tauglichkeit des Dialekts für überregionale, politische Funktionen zu beweisen. Weil keine Äußerungen von Schriftstellern oder Zensoren zur „zensorischen Qualität“ (77) des Dialekts vorhanden seien, beschließt Mahler, dass das Niederdeutsche keine Zensurrelevanz hatte. Aber sie behauptet, dass allein die Wahl dieser Sprache ein gutes Beispiel der unbewußten Selbstzensur sei: Konstruktiv gesehen gilt dieser Schritt als „vor-bewußte Präferenz jener Ausdrucksformen [...] die ‚Harmlosigkeit‘ assoziieren“ (77); je harmloser die Sprache, desto größer ihre Tarnqualität bei den Zensoren.

Im 6. Kapitel wird die Gedichtsammlung *Immen* unter drei Gesichtspunkten untersucht: inhaltliche und formale Strukturen, Zensurreferen-

zen und Metaphorikaffinität. Die gelungene Analyse des Titelgedichts *de Immen* zeigt, dass die vorhandene antike Bienenmetaphorik drei Lesarten ermöglicht, die verschiedene Bedeutungsebenen ergibt (literale und figurale), darunter auch eine politische. Hierin liegt eine Spannung, eine „Inkongruenz von Versstruktur und Sinnstruktur“ (93), die die gesamte Sammlung charakterisiert. Einerseits erschwerte das angestrebte hohe Niveau, gekennzeichnet u.a. durch eine Vorliebe für antike Versformen, die Lesbarkeit der Gedichte. Andererseits signalisierte Schmelzkopf durch seine Wahl des Niederdeutschen, dass er volksnahe Texte schreiben wollte. Obwohl das Wort „Zensur“ in diesen Gedichten nicht vorkommt, findet Mahler mehrere Anspielungen auf das Thema, meistens aus den Wortfeldern „schreiben“, „sprechen“ und „singen“; sie sind weiter mit der im Vormärz geläufigen, antagonistischen Beziehung „Schreibverbot – Gedankenfreiheit“ verbunden. Diese Anspielungen auf die Zensur, die als Reaktionen auf zensorische Zwänge zu verstehen sind, werden durch sonstige Äußerungen Schmelzkopfs zu aktuellen politischen Umständen (vor allem andere niederdeutsche Texte aus dem Jahre 1846) unterstützt. Es sei aber wichtig zu erkennen, dass die literarische Zensur nicht unbedingt eine Neigung zum Metaphorischen hervorruft; die Affinität Schmelzkopfs zur Naturmetaphorik ist auch in seiner Biographie und in anderen Faktoren wie z.B. literarischen Einflüssen zu suchen.

Eine ausführliche textimmanente Analyse der in *Immen* verwendeten Metaphorik zeigt, dass eine präzise Interpretation der verwendeten Naturmetaphern durch den Text allein nicht möglich ist und dass diese Metaphorik sich vom eigentlichen Sprechen weit entfernt hat. Schmelzkopf gebraucht Metaphern gerne polyvalent: Unterschiedliche Bilder können den gleichen Inhalt, oder ein Bild kann verschiedene Inhalte ausdrücken. Diese Strategie, die durchaus als Schutz vor der Zensur hätte dienen können, wurde auch von standarddeutschen Vormärzdichtern wie Prutz, Fallersleben und Herwegh verwendet, wie Mahler im letzten Kapitel zeigt. Der Anhang enthält mehrere unveröffentlichte Gedichte Schmelzkopfs aus seinem Nachlaß, aber aus *Immen* werden leider nur das titelgebende Gedicht und die einzelnen Strophen, in denen Zensurverweise vorkommen, wiedergegeben. Die Autorin geht davon aus, dass ihre Leser des Niederdeutschen mächtig sind.

Am Anfang dieser Studie stehen drei Fragen: Warum wählte Eduard Schmelzkopf einen verschlüsselten Stil? Wurde er überhaupt verstanden? Warum schrieb er gerade auf Niederdeutsch? Mahler bietet durchaus

plausible Antworten auf die erste und die dritte Frage; eine Diskussion zeitgenössischer Kommentare oder Kritiken, die bei der zweiten Frage aufschlußreich wären, fehlt. Die Frage, ob die mehrfache Verschlüsselung seiner Texte notwendig war, bleibt ebenfalls offen.

*Lorie A. Vanchena (Creighton University)*

**Walter Pape, Hellmut Thomke, Silvia Serena Tschopp (Hrsg.): Erzählkunst und Volkserziehung. Das literarische Werk des Jeremias Gotthelf. Tübingen: Niemeyer 1999.**

Ist Jeremias Gotthelf noch eine präzente Persönlichkeit im literarischen Kanon? Was weiß man über den Theologen und Volkserzieher aus der Schweiz? Oder besser: Warum sollte man den Schriftsteller Gotthelf zur Kenntnis nehmen?

Der vorliegende Sammelband versucht in sechs Unterabschnitten verschiedene Antworten auf diese Fragen zu geben.

In dem Abschnitt »Die großen Romane« werden die umfangreichen Arbeiten Gotthelfs – der »Bauern-Spiegel«, die »Uli«-Romane, »Anne Bäbi Jowäger« und die »Käserei in der Vehfreude« einer kritischen Durchsicht unterzogen. Der Bildungsroman als Paradigma für den »Bauern-Spiegel« scheint ein gewagter Vergleich, wird aber durch den Beitrag von W. Pape dem Leser soweit vergegenwärtigt, dass die Schweizer Besonderheiten dieser »Wilhelm Meister«-Nachfolge in ihrer Eigenart deutlich hervortreten. Nicht nur mit diesem Beitrag, auch mit den Aufsätzen über die Uli-Romane und die dem heutigen Leser immer noch befremdliche Betitelung durch das Wort »Vehfreude« wird die Spannungsbreite der vor allem auch pädagogisch intendierenden Texte Gotthelfs deutlich. Dass diese Volkspädagogik nicht steif und knöchern daherkam und immer noch humorig wirkt, liegt wohl nicht zuletzt auch an dem zwinkernden Auge, mit dem Gotthelf seine Personen und Handlungsträger dem Leser vorstellt. Jørgensen verweist auf eines der allgemeinverbindlichen Momente der Gotthelfschen Texte, die die Nähe zu anderen Autoren der Weltliteratur verdeutlicht und resümiert: „Die Mischung von scharfer politischer und übermütiger, allgemeiner Geschlechter- und Ständesatire, die an das 16. und 17. Jahrhundert erinnern kann, verbindet sich [...] mit der Komik. Das Lachen ist jedoch mit der Erkenntnis verbunden, daß die unvermittelt, ‚grob‘ oder naiv homerisierend zutage tretenden Konflikte



und Gefühle der kleinen Welt die allgemeinmenschlichen sind, die aus klassischen Grundkonstellationen entstehen“ (64)

Der zweite Abschnitt in der Monographie wurde mit der Überschrift ‚Gotthelf als Erzähler für das Volk‘ versehen – wobei der letzte Teil des Titel die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Und man wird nicht in Bezug auf ‚Gotthelf als Erzähler‘ enttäuscht – hier hebt sich besonders der Beitrag über Gotthelfs ‚narrative Strategien‘ ab, der sich mit einem sonst nicht so im Zentrum des Interesses stehenden Text, dem ‚Berner-Kalender‘, auseinandersetzt. Erwartet man aber eine eingehendere Untersuchung über das Verhältnis der Texte Gotthelfs zum einem wie auch immer konstatierten ‚Volk‘ bzw. ‚Volksbegriff‘, wird man enttäuscht das Buch zur Seite legen müssen.

Hiervor ist aber an dieser Stelle nur zu warnen, denn mit Gotthelf wird es den meisten Lesern so gehen, wie es auch Gottfried Keller gegangen sein mag, als er sich mit dem großen, etwas älteren Zeitgenossen auseinandergesetzt hat. Laufhütte beschreibt in seinem Beitrag das Aufeinandertreffen der beiden Autoren unter Einbeziehung des Verhältnisses von Schiller und Bürger: „der war es, der sich in vier Anläufen an dem großen Kollegen rieb, anständiger, das muß vorab gesagt werden, als es in vergleichbarer Lage Schiller getan hatte“ (310) Laufhütte schließt mit einem Zitat von Keller, das als Fazit auch ans Ende dieses Textes gestellt werden könnte: „Aber er [Gotthelf] war nur darum ein guter Volksschriftsteller, weil er ein guter, von innen heraus produktiver Dichter war.“ (320)

Abschließend soll der Beitrag über die Verbindung von Illustration und Text als Ausdruck spezifischen Rezeptionsverhaltens nicht unerwähnt bleiben. Dass dabei mit der Aversion gegen illustrierte Ausgaben kokettiert wird, trifft nicht ganz den Kern der Sache, ist doch längst die gegenseitige sinnstiftende Funktion des Wiederspiels von Text und Bild thematisiert worden. Wenn sich Text und Bild hier nicht sinnstiftend ergänzen, scheint dies aber eher ein Qualitätsproblem der Illustrationen zu sein.

Besonders positiv sei die detaillierte und solid gemachte Bibliographie hervorgehoben, die man an dieser Stelle nicht unbedingt vermuten mag. Sie schließt an die bis 1975 reichende Gotthelf-Bibliographie von Bee Juker und Gisela Martorelli an und umfaßt den Zeitraum von 1976 bis 1998.

Der Band wurde mit einem nutzbringenden Register, das sinnvollerweise auch eine inhaltliche Erschließung des Sammelbandes erlaubt, ver-

sehen. Zusammenfassend ist hier ein Band vorgelegt worden, der die verschiedenen Aspekte von Gotthelfs Werk untersucht, Erhellendes dem Leser vermittelt und auf die dunklen Punkte in der Gotthelf-Forschung verweist: Eine unverzichtbare Lektüre für jeden, der sich über den aktuellen Stand der Gotthelfforschung informieren möchte.

Thomas Neumann (Ditzingen)

**Ute Faath/Hansgeorg Schmidt-Bergmann (Hgg.): *Literatur und Revolution in Baden 1848/49: Eine Anthologie*.** Karlsruhe: Literarische Gesellschaft/Scheffelbund, 1997.

**Hansgeorg Schmidt-Bergmann (Hg.): „Ihr könnt das Wort verbieten – ihr tötet nicht den Geist“.** *Literatur und Revolution in Baden 1848/49. CD-Rom-Edition zur Literatur am Oberrhein No. 1.* Karlsruhe: Literarische Gesellschaft/Scheffelbund, 1997.

„Nirgendwo sonst als in Baden waren die demokratischen Ideale vergleichbar breit in einer Volksbewegung verankert“, wie Harald Siebenmorgen anlässlich der baden-württembergischen Landesausstellung „1848/49: Revolution der deutschen Demokraten in Baden“ schrieb.<sup>1</sup> Nur in Baden konnten die Revolutionäre die Regierung stürzen und eine verfassungsgebende Versammlung nach einem allgemeinen Wahlrecht (für Männer) berufen. Aber als das revolutionäre Parlament am 13. Juni 1849 eine Regierung wählte, marschierten schon preußische Truppen in die Pfalz. Die Revolution 1848/49 erreichte damit in Baden ihren Höhepunkt, was gleichzeitig aber ihre Niederlage bedeutete.<sup>2</sup> *Literatur und Revolution in Baden 1848/49: Eine Anthologie* (auf dem Umschlag lautet der Titel *1848. Literatur und Revolution in Baden. Eine Anthologie*) präsentiert Textauszüge, die über die Errungenschaften der liberal- und radikal-demokratischen Erhebungen in Baden und auch den Mißerfolg dieser Volksbewegung und die Wiederherstellung der alten Mächte reflektieren.

Die über 50 Schriften in dieser Anthologie, „bisher weitgehend unbekannte oder vergessene literarische Zeugnisse und publizistische Äuße-

<sup>1</sup> Harald Siebenmorgen. „Vorwort“. *1848/49: Revolution der deutschen Demokraten in Baden*. Hrsg. Badisches Landesmuseum Karlsruhe. Baden-Baden: NOMOS Verlagsgesellschaft, 1998. 11.

<sup>2</sup> Sonja-Maria Bauer. „Baden in der Revolution von 1849“. *1848/49: Revolution der deutschen Demokraten in Baden*. Hrsg. Badisches Landesmuseum Karlsruhe. Baden-Baden: NOMOS Verlagsgesellschaft, 1998. 299-301.

rungen“ (10), umfassen Gedichte und Lieder, Briefe, Tagebucheinträge, Belletristik, Zeitungsartikel und Aufsätze. Die Auswahl dokumentiert, wie die Literatur auf die kurzlebige Erreichung einer neuen gesellschaftlichen Ordnung reagierte und wie sie dieses neue soziale System kommentierte. Weiterhin beabsichtigen die Herausgeber, anhand ihrer Anthologie die politischen Traditionen, die 1848 wirksam wurden, sichtbar zu machen. Dieses Ziel ist ihnen weniger gelungen, da die Mehrheit der Texte eine eher einseitige, d.h. im Sinne des 19. Jahrhunderts oppositionelle (liberale, demokratische, republikanische oder sozialistische) Orientierung aufzeigen. Die Schriften im Kapitel über das gesellschaftliche Elend bezeugen, dass einige Autoren die vorhandene soziale Verelendung in Baden behandelten, wenn auch, wie die Herausgeber meinen, Baden zum großen Teil agrarisch war und die unteren Schichten weder die literarischen Traditionen noch die sprachliche Kompetenz hatten, ihre eigene Notlage schriftlich festzuhalten. Obwohl die Bedeutung dieser Anthologie durch die Behauptung relativiert wird, dass sich „das Zerbrechen revolutionärer Hoffnungen“ schon vor 1848 „auf einem ästhetisch nicht wieder eingeholten Niveau“ (10) artikulierte (z.B. bei Hölderlin, Büchner, Grabbe und Heine), sollen Benutzer dieser Sammlung Einblicke in die Gründe für das Scheitern der revolutionären Ereignisse nach 1848 und in die Verarbeitung dieser Niederlage gewinnen.

Die politischen Schriften, in sechs sinnvolle Kategorien gruppiert, schneiden einige Hauptthemen der revolutionären Zeit in Baden an: die Rolle der Literatur in der Gesellschaft, die vorbildliche Bedeutung der liberalen badischen Verfassung von 1818 und der 1831 gewählten Volkskammer, die wirtschaftliche Krise im gewerblich-industriellen Sektor, die revolutionären Ereignisse in Baden, wie z.B. den Heckerzug und die Ausrufung einer Republik, die Reichsverfassungskampagne im Jahre 1849 und schließlich die unmittelbaren Urteile der Zeitgenossen über die mißlungene Revolution.

Jeder der sechs Abschnitte beginnt mit einer kurzen Einleitung, die relevante Informationen zum historischen Kontext der Schriften bietet. Sehr nützlich für Wissenschaftler sind die Textquellen im Anhang und auch die biographischen und bibliographischen Einträge zu allen Autoren (Mathilde Anneke, Berthold Auerbach, Michael Bakunin, Wilhelm Cornelius, Julius Fröbel, Georg Gervinus, Friedrich Hecker, Karl Heinen, Emma Herwegh, Georg Herwegh, Alexander Herzen, August Hoffmann von Fallersleben, Friedrich Karcher, Gottfried Keller, Theo-

dor Mögling, Karl Nadler, Ludwig Pfau, Robert Prutz, Arnold Ruge, Joseph von Scheffel, Karl Schnauffer, Amalie Struve und Gustav Struve).

Kennern des deutschen Vormärz werden mindestens ein paar der Texte doch bekannt sein, darunter „Ein neues Lied von Hecker“, in dem Nadler den Anführer des mißglückten Aufstandes im April 1848 verspottet, oder die Gedichte „Vom armen Jakob“ und „Die kranke Lise“ (*Gedichte eines Lebendigen, Zweiter Teil*), in denen Herwegh das soziale Elend in den deutschen Territorien kritisiert. Neu dürften Scheffels bisher unveröffentlichte Beobachtungen der damaligen Politik und Gesellschaft sein: „Die badische Kammer und die Fabrikfrage“, „Philosophie der Barricade“ und Auszüge aus seinem Briefwechsel. Diese Texte, zusammen mit denen von weniger bekannten Akteuren der Revolution wie z.B. Cornelius (Herausgeber der Straßburger Exilzeitung *Das konstitutionelle Deutschland* 1830-32), Karcher (Schriftsteller) und Mögling (beteiligte sich am Heckerzug und führte 1849 eine Freischar), stellen eine wertvolle Erweiterung der verfügbaren Primärliteratur des Vormärz dar. Die Aufnahme der Texte von drei Frauen bestätigt die nicht unbedeutende Rolle von „weiblichen Zaungästen“ oder „Gastpielen vereinzelter Heldinnen“ im Laufe der revolutionären Umwälzungen in Baden: Emma Herwegh diente als Kundschafterin der „Deutschen demokratischen Legion aus Paris“, Amalie Struve sorgte für den Munitionstransport und Mathilde Franziska Anneke begleitete ihren Mann zum Kampf.<sup>3</sup>

Die zu diesem Band gehörige CD-Rom, einfach zu bedienen und graphisch schön gestaltet, bietet eine informative und umfangreich illustrierte Ergänzung zum Buch. Der „Kampf um Meinungsfreiheit und demokratische Grundrechte in Baden“ wird auf der CD-Rom durch Text, Bild, Film und Musik dargestellt, wobei die Betonung auf der Macht des geschriebenen Wortes – aus der Sicht der Literaten aber auch der reaktionären Machthaber – liegt. Die fünf Kapitel (nicht sechs, wie die Inhaltsübersicht vermuten läßt) werden jeweils in Subthemen aufgeteilt: Umfeld (soziale Problematik, politische Situation, Karlsbader Beschlüsse), Zensur (Zensur vor 1830, Pressefrühling, Neue Einschränkungen, Widerstand, Literatur im Exil, Kein Ende der Zensur), Publikum (Öffentlichkeit, Bild, Lesegesellschaften, Leihbibliotheken, Volks-

---

<sup>3</sup> Susanne Asche. „Hinter schwarz-rot-gelben Tüchern – Die Bedeutung der Frauen in der Revolution 1848/49“. *1848/49: Revolution der deutschen Demokraten in Baden*. Hrsg. Badisches Landesmuseum Karlsruhe. Baden-Baden: NOMOS Verlagsgesellschaft, 1998. 332-34.

schriftenvereine, Städte), Formen (Politische Presse, Staatliche Kontrolle, Zeitungen, Wandel der Literatur, Politisierung, Politische Lyrik, Bücher für das Volk) und Ausgang (Was übrig blieb, Desillusionierung). Das Klicken auf hervorgehobene Stichworte im Kapiteltext oder auf Bildausschnitte links vom Text öffnet dazugehörige Erklärungen oder Bilder (Liedblätter, Titelseiten oder Karrikaturen). Das Navigationsrad bietet auch Links für eine ausführliche alphabetische Liste von Stichworten, Biographien für mehr als 50 Personen, und eine ausgezeichnete Bibliographie der Quellen und Sekundärliteratur.

Diese Anthologie und die begleitende CD-Rom sind empfehlenswert für Bibliotheken, Germanisten und allgemein historisch Interessierte.

*Lorie A. Vanचना (Creighton University)*

***Barbara Hahn: Die Jüdin Pallas Athene. Auch eine Theorie der Moderne. Berlin: Berlin Verlag, 2002.***

Welche Orte können jüdische deutsche Frauen in einer Moderne einnehmen, die sich an bipolaren Kategorien orientiert? Welche Bilder, Stereotypen und Zuschreibungen existieren? Welche Beiträge lieferten diese Frauen selbst zur Moderne? Mit diesen Fragen beginnt die Literaturprofessorin Barbara Hahn ihr neues Buch über Verortungsbewegungen von jüdischen Frauen im Deutschland vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Die Verfasserin legt eine akribisch recherchierte Studie vor, in die sie ihre Arbeiten über Rahel Levin Varnhagen und Kulturtheoretikerinnen des 20. Jahrhunderts sowie zum Verhältnis von Geschlecht und Autorschaft integriert.

Das Buch besticht durch seine querdenkende Fragestellung. Ausgangspunkt ist ein Gedicht von Paul Celan, in dem dieser die Göttin Pallas Athene als Jüdin markiert. Diese Figur, die ebenfalls in Gedichten von Heinrich Heine und Gottfried Benn auftaucht, nimmt zwei Kulturen in sich auf. Die griechische Göttin Pallas Athene ist die „Tochter ohne Mutter“, sie steht allein jenseits weiblicher Genealogie und symbolisiert die Kriegerin, die Denkerin. Anders hingegen die Bezeichnung ‚Jüdin‘. Diese konnotiert Ausgrenzung und gleichzeitig einen erotischen Bezug. In der Verbindung wird die Jüdin Pallas Athene zur Erinnerungstifterin, zur Symbolfigur einer Geschichte des jüdischen Volkes und zur Vermittlerin einer verborgenen Kontinuität. Doch der Ort dieser Figur ist nicht bei den jeweils kulturtragenden Positionen, sondern wird ver-

weigert, die Jüdin Pallas Athene lebt eine Zwischenexistenz. In dieser sieht Hahn einen diskursiven Fixpunkt zur Annäherung an Orte jüdischer Frauen in Deutschland, zu dessen Erkundung sie kulturhistorische Aspekte mit heranzieht. Ergebnis dieser Verfahrensweise ist ein anregendes und tiefgründiges Buch.

Barbara Hahn beginnt mit dem Jahrhundert der Aufklärung. In Deutschland sorgen einige Konversionen für Aufruhr, so der Religionsübertritt von Anna Constanze Gräfin von Cosel, die trotz ihrer christlichen Herkunft nach jüdischen Regeln lebt. Daneben zeugen Dokumente über Konversionen jüdischer Frauen, dass diese ihren Religionswechsel als kulturellen Akt verstehen, der ihnen die Teilnahme an der dominanten Kultur ermöglichen soll.

Der Traditionsbruch zeigt sich auch auf sprachlicher Ebene, Deutsch und/oder Französisch treten an die Stelle des Hebräischen. Aus dieser Distanz heraus scheint die Identifikation als Jüdin wieder möglich, bleibt aber durch die Ausschlusskriterien der bürgerlichen Gesellschaft erschwert. Einige Jüdinnen folgen einem gesellschaftlichen Frauenbild, das die Frau dem Schönheitsideal der griechischen Antike unterwirft. So greift z.B. Henriette Herz diesen Schönheitskult auf und inszeniert sich mit den dazugehörigen Attributen. Andere wie Rahel Levin suchen die Begegnung und den Dialog. Es entsteht der Mythos des jüdischen Salons, in dessen Zentrum eine gebildete jüdische Frau steht. Der Begriff ‚Salon‘ wurde jedoch erst nach 1840 verwendet, die Initiatorinnen nannten ihre Zusammenkünfte anders (Rahel Levin spricht „von ihrer ‚Gesellschaft‘“). Hahn skizziert die Implikationen dieses Mythos und dessen Tradierung in der Forschungsliteratur des 20. Jahrhunderts. Sie weist nach, dass sich fast alle diese Studien auf unhinterfragte Quellen und einen Spiegeleffekt stützen und fordert eine andere Lesart, vor allem für die in ihrer gesamten Bedeutung noch zu erforschende Sammlung Varnhagen in Krakau und den Nachlass von Brinckmann in Schweden. Es gehe darum, so ihre These, der Geschichte des Berliner Salons eher in einer anderen Bewegung, in einem „Modus des Erinnerns an Unabgeholtes und Unerfülltes, an Wünsche und Enttäuschungen“ näherzukommen. Auf diese Weise könne sich auch das Neue dieser Experimente jüdischer Frauen erschließen. Diese stehen zwischen den Ordnungskategorien und entziehen sich der gesellschaftlichen Definitionsmacht. Hier spielen jüdische Frauen bewusst mit den Brüchen, die ihr Leben und ihre Identität bedingen.

Im 19. Jahrhundert zeigt sich ein Wandel. Jüdische Frauen treten als Autorinnen auf und verlassen damit den jüdischen Ort der Tradierung. Gleichzeitig sorgt die Geschlechterideologie der dominanten bürgerlich-christlichen Kultur für Ausgrenzung. Der Diskurs über die ‚Jüdin‘ und ihren Ort in der modernen Gesellschaft gewinnt an Brisanz, nicht zuletzt, weil sich Jüdinnen zu diesem Diskurs zu Wort melden. Die Bandbreite dieses Diskurses wird am Beispiel einiger Werke von Nahida Ruth Lazarus, Paula Winkler und Else Croner vorgestellt. Sie reicht über das Bild der jüdischen Mutter, die eine verfügbare Geschichte symbolisiert, bis zu der Denkfigur einer jüdischen Frau, in der alle Kulturen verschmelzen und die daher das größte Potenzial hat. Auch der Mythos vom jüdischen Salon wird wieder bemüht. Doch wie hundert Jahre zuvor gibt es kaum Zeugnisse von den Frauen selbst, die im Berlin der Jahrhundertwende einen Salon führen, die Tradierung findet durch andere statt. Für Hahn ist mit den Salons um 1900 eine soziale und kulturelle Vielfalt verbunden, die eine Zersplitterung in großbürgerliche, intellektuelle oder kulturelle Salons nach sich zieht. Es scheint, so ihre These, dass der Salon um 1900 „als politischer Ort“ keinen Ort mehr hat.

Welche lebbareren Orte gibt es dann für eine deutsch-jüdische Kultur und deren weibliche Vertreter? Die Autorin verweist auf eine in Briefen überlieferte Freundschaft zwischen zwei intellektuellen Frauen, Margarete Susman und Gertrud Kantorowicz. Beide setzen sich in dem erst spät publizierten brieflichen Austausch und in theoretischen Werken mit Fragen der deutsch-jüdischen Kultur auseinander. Die von ihnen entwickelte intensive Kommunikation, geprägt von gegenseitiger Unterstützung, scheint mit männlichen Intellektuellen nicht lebbar zu sein. Die Freundinnen verankern einen „Ort dialogischen Denkens“, der sich gängigen Konnotationen entzieht. Aus diesem Nichtselbstverständlichen entsteht der Rekurs „auf eine Tradition, die nicht benannt, aber zitiert wird“, wenn Kantorowicz aus der Bibelübersetzung Luthers zitiert, diese Zitate jedoch in jüdische Bedeutungsfelder überführt.

In dieser Zeit entstehen mehrere kulturtheoretische Konzepte, die um die Begriffe ‚Frau‘ und ‚Jüdin‘ angeordnet sind. Ihre Verfasserinnen bemühen sich um die Konstituierung eines Ortes in der Moderne für jüdische Frauen und stoßen – ein weiteres Mal – an Grenzen. So beschreibt die Historikerin Selma Stern den Typus ‚Jüdin‘, ohne ihn als Kategorie etablieren zu können, da sie Unterschiede zwischen der modernen Frau und der modernen Jüdin nicht benennen kann. Ähnlich ergeht es Susman. In ihren theoretischen Schriften zeigt sich das Dilem-

ma, den Zusammenbruch der Welt nach 1933 in fassbare Kategorien zu überführen. Die bisherigen Polaritäten der Moderne zerfallen in eine Komplexität, die Susman „als Ende dessen“ bezeichnet, „was sie einmal Europa und einmal Abendland nannte.“ Auch Hannah Arendt recurriert nach 1945 nicht mehr auf diese Begriffe, sie sind funktionslos geworden.

Es scheint, so Barbara Hahn, dass mit dem Erkennen dieser kategorialen Begrenzungen, die, gestützt vom dominanten System, nur anpassungs- und integrierbares Denken zulassen, einige intellektuelle Frauen in Auseinandersetzung mit ihrer Zeit neue Schreibweisen und Ausdrucksformen ‚erfinden‘. Sie finden sie in Zeugnissen von Vorgängerinnen und übersetzen diese in ihre Gegenwart. Allerdings hat dieses Ausbrechen aus den normierten Theorieformen fatale Konsequenzen in Form von Vergessen, Verdrängen und Verschweigen.

Als Beispiel stellt Hahn eine Tradierungslinie vor (Texte von Bertha Badt-Strauss, Margarete Susman und Hannah Arendt aus den Jahren 1918 bis 1968), die Rahel Levin Varnhagen und Rosa Luxemburg zusammenführt. So inszeniert Badt-Strauss am Beispiel der „Stammeschwestern“ eine Figur der Rückkehr, die jedoch in ihrem Werk „Jüdinnen“ von 1937, in der Bewegung der Flucht und der Emigration geschrieben, nicht mehr auftauchen kann, eine Rückkehr nach Deutschland ist nicht möglich. Susman hingegen stilisiert Rosa Luxemburg zu einer Heldin, lässt aber deren politische Arbeit außen vor. Ihr Verbindungspunkt sind die Briefe, die beide Frauen verfasst haben und die von anderen posthum herausgegeben wurden. Luxemburgs Briefe wurden von ihrer Freundin Luise Kautsky publiziert. Die nachfolgende Biographie Kautskys trennt wie Susman zwischen der Privatperson und der Politikerin. Erst Hannah Arendt kann mithilfe ihrer Biographie über Rahel Varnhagen (dt. Ausgabe 1959) und der Verarbeitung theoretischer Werke von Rosa Luxemburg im Buch über die Revolution (1963) das eigene Schreiben in eine ihr selbst gemäße Sprache überführen. Sie entwickelt einen Stil und eine Lektüre, die dem Schreiben Rahel Levins korrespondieren, im herrschenden Denksystem jedoch als unsystematisch und inkonsistent verworfen werden. In diesem Schreiben sieht Hahn eine Möglichkeit, Ungenanntes zu benennen. Arendts Lektüre von Rahel Levins Briefen „rettet die Bruchstücke einer zerstörten Tradition, die damit nicht in die Geschichte der Sieger eingepaßt werden können. [Sie] knüpft Stränge, die quer zu gegebenen Überlieferungsrastern liegen.“ Ein Schreibgestus, der der Diskussion über den Ort der Jüdin in der Moderne eine Sprache geben kann.



Der geschichtliche Bruch ereignet sich 1933. Der Völkermord an den Juden in Europa verwirft alle Kategorien und Versuche einer Tradierung jüdischer Geschichte. Auch nach 1945 ist ein Anknüpfen nur unter Schmerzen möglich. In ihrem ausführlichen und detailreichen Schlusskapitel zeichnet Hahn die Wege nach, die Bertha Badt-Strauss, Margarete Susman und Hannah Arendt gehen, um „die Erfahrung der Wunde, des Risses, einer unheilbaren Verletzung“ zum Ausdruck zu bringen, sie überhaupt in Denkräume zu holen. Der Versuch führt bei allen über das Medium Literatur und die Exil-Erfahrung. Sie beschäftigen sich mit kulturgeschichtlichen Themen und erkennen, dass die zerstörte Geschichte nicht ersetzbar ist. Badt-Strauss und Susman setzen sich mit der Joseph-Trilogie von Thomas Mann auseinander, Susman schreibt über die Beziehung von Charlotte von Stein und Goethe (1951), Arendt veröffentlicht ihre Totalitarismus-Studie. Die Stärke dieser Texte besteht für Barbara Hahn darin, „daß der Bruch lesbar bleibt“, und dass ihn „zu lesen, [...] immer noch aufgegeben“ ist.

Andere Bemühungen um eine Verortung nach 1945 konzentrieren sich auf persönliche Beziehungen. Hahn skizziert die Verbindungen zwischen Karl Jaspers, Martin Heidegger und Hannah Arendt, des Weiteren die Briefwechsel von Heidegger und Elisabeth Blochmann, Mascha Kaléko und nochmals Arendt.

Der Briefwechsel zwischen Karl Jaspers und Hannah Arendt dokumentiert eine vierzigjährige Freundschaft. Der Kontakt beginnt mit einer Anfrage Arendts an den Professor, sie selbst ist Doktorandin. Daraus entsteht ein für beide produktiver Denkraum, der sie von einander lernen lässt. Arendt emigriert im Gegensatz zu Jaspers in die USA und erlebt den Bruch nach 1945 anders. Ihre Briefe zeugen von dieser Veränderung, es ist ein „Schreiben und Denken ‚ohne Geländer‘“. Die Briefwechsel zwischen Heidegger und intellektuellen Jüdinnen stehen diesem intensiven Dialog diametral gegenüber. Heidegger inszeniert seine Position als einsamer Kämpfer (wie auch gegenüber Jaspers) und vertritt geschlechterideologische Stereotypen, nach denen das Denken von Frauen dem von Männern nicht gleichkommen kann. Er lädt die Kontakte erotisch auf und erfindet Liebesgeschichten, hinter denen die Zeit zwischen 1933 und 1945, die er in Deutschland erlebt, verschwindet. Die Briefwechsel laufen ins Leere.

Heidegger ersetzt die reale Frau, in diesem Fall seine Briefpartnerinnen, erst durch die Figur der Aphrodite, dann durch eine namenlose griechische Göttin. Schließlich folgt eine Zuordnung zu Pallas Athene.

Diese Konfiguration rekurriert auf eines der Gedichte von Benn, die Hahn einleitend anführt. Darin heißt es: „Geschlecht behütend und Gehirn bedrohend“. Mit dieser Besetzung wird die Jüdin Pallas Athene zur nicht-schreibenden Frau und zur behütenden Mutter, zur sinnenden Muse. Ihr Weg führt also nicht in die Moderne, sondern aus ihr heraus, sie verschwindet als reale Person im dominanten System.

Die letzte Geschichte verweist auf eine andere Fortführung. Es geht um die Freundschaft zwischen Margarete Susman und dem viel jüngeren Paul Celan. Sie treten in Briefkontakt und bemühen sich um ein aufmerksames Verstehen des Anderen, das beide im eigenen Denken vorantreibt. Celan kann sich durch die Arbeiten der Vorgängerin der brüchigen Tradition des jüdischen Volkes annähern, gleichzeitig führt er Susmans Arbeiten fort, indem er diese in seine Sprache überträgt.

Das Buch von Barbara Hahn ruft die Zeuginnen der deutsch-jüdischen Geschichte und Kultur wieder auf, führt die Stimmen zusammen und schafft ein facettenreiches Bild, das es in dieser assoziierten Einheit nie gegeben hat. Gleichzeitig korrigiert die Autorin Tradierungen und Stereotypen. Anhand der eingangs vorgestellten Lesart konstituiert sich ein bisher nicht-lesbarer Teil der Moderne, der von gängigen Deutungsmustern nicht integriert werden kann oder will. Die an der Figur der Jüdin Pallas Athene nachgezeichneten Konstellationen, Verortungsversuche und Denkbewegungen bringen das ‚Anderer‘ einer Moderne zum Sprechen, das konstitutioneller Teil dieser Moderne ist. Damit wird das Buch zu einer beeindruckenden Lektüre über eine nicht stattgefundene jüdisch-deutsche Geschichte und zur impliziten Aufforderung, diese jenseits von bisher praktizierten Lesarten und theoretischen Kategorien neu und anders zu lesen; so zu lesen, dass diese Zeugnisse und auch andere wieder lesbar werden. Es ist ein Plädoyer für ein offenes, gemeinsames Denken, für Lektüren außerhalb gängiger (akademischer) Konventionen.

*Mechthilde Vahsen (Paderborn)*

**Thomas Christian Müller: *Der Schmuggel politischer Schriften. Bedingungen exilliterarischer Öffentlichkeit in der Schweiz und im Deutschen Bund (1830-1848)*. Tübingen: Niemeyer, 2001 (= *Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur*, Bd. 85.)**

Ausgangspunkt dieser Arbeit ist das Firmenarchiv des Verlags Schläpfer in Herisau im Schweizer Kanton Appenzell. Dort haben sich zahlreiche Dokumente der verlegerischen Tätigkeit Johann Michael Schläpfers erhalten, der ab 1846 für einige Jahre in massiver Weise politische Schriften für radikale demokratische Autoren herausbrachte, die ins restaurative Deutschland hinein wirken sollten.

Müller umreißt zunächst die Biographie Michael Schläpfers und stellt anschließend im Überblick weitere bekannte, in der Schweiz ansässige Verlage vor, die ebenfalls im Vormärz politische Schriften für den deutschen Markt druckten. Dazu gehört neben dem 1846 aufgelösten Literarischen Comptoir in Zürich der bei Konstanz gelegene Verlag Belle-Vue, den Schläpfer im Sommer 1846 aufkauft. Mit diesem Kauf übernimmt er gleichzeitig eine Schrift von Karl Heinzen und das Manuskript der sechs Gedichte voller Revolutionsemphase, die Ferdinand Freiligrath mit dem rot gedruckten Titel „Ça Ira!“ versehen lässt. Es bleibt die einzige Schrift Freiligraths bei Schläpfer, deren Qualität und Bekanntheit sticht aber deutlich von den anderen Verlagsprodukten ab. Einige auf den Druckprozess bezogene Briefe Freiligraths an Schläpfer aus dem Firmenarchiv sind im Anhang abgedruckt und illustrieren den Produktionsprozeß des Heftes.

Freiligrath ist der bekannteste und wirksamste politische Autor in Schläpfers Verlag, Heinzen der produktivste und provokativste. Christian Gottlieb Abt aus Württemberg mit vergleichbar radikalen Positionen löst im Jahre 1847 quasi Heinzen als Autor bei Schläpfer ab. Zu diesen drei Personen (und zu Marx und Engels) liefert Müller im zweiten Teil seines Buches jeweils eine kurze Skizze, die ihr Werden und insbesondere die Spuren beleuchtet, die ihre bei Schläpfer erschienenen Schriften im Firmenarchiv und in den Akten deutscher Behörden hinterlassen haben.

Die Pressepolitik des Deutschen Bundes in Frankfurt und der Bundesstaaten Preußen, Österreich, Sachsen sowie der süddeutschen Nachbarn der Schweiz (Baden, Württemberg, Bayern) für die Zeit seit 1815 legt Müller im dritten Teil jeweils in gesonderten Kapiteln dar. Zu den Jahren der Schläpferschen Produktion politischer Schriften, also für den

Zeitraum von 1846 bis zur Aufgabe dieses Geschäftszweigs 1853, wurden die Regierungsarchive nach Hinweisen und Reaktionen auf die literarische Konterbande ausgewertet. Es ergibt sich ein deutliches Bild der unterschiedlichen Strategien und Interessen der verschiedenen Staaten beim Umgang mit dem gedruckten Wort. Direkte polizeiliche Repression im Rahmen enger Vorzensur steht beim staatlichen Handeln dem – im Sinne der Autoritäten letztlich effektiveren – Konzept gesetzlicher Pressefreiheit mit nachträglicher juristischer Verfolgung bei Fehlverhalten gegenüber. Deutlich werden in Müllers Arbeit wieder einmal die begrenzten Handlungsmöglichkeiten der Bundesversammlung sowie die Selbstbehinderung der einzelstaatlichen Behörden durch internes Kompetenzgerangel, so dass die strukturelle Schwäche der vormärzlichen Exekutiven der Wirksamkeit der Repression Grenzen setzt.

Der Schriftenschmuggel insbesondere aus der Schweiz beweist immer wieder die begrenzten Kontrollmöglichkeiten der Behörden und die Findigkeit des Buchhandels. Hieraus ergeben sich wiederholte Versuche, die Schweizer Behörden auf diplomatischem Wege und z.T. durch massiven Druck zum Vorgehen gegen die Verleger revolutionärer Schriften zu bewegen. Diesem Thema widmet sich der letzte Teil des Buches. Der Anhang enthält einige Dokumente zu Schläpfers verlegerischer Tätigkeit und entsprechende Listen politischer Veröffentlichungen.

Indem zu gleichen Sachverhalten verschiedene Blickwinkel eingenommen werden (Verleger, Autoren, verschiedene Behörden), sind Wiederholungen unumgänglich. Das betrifft weniger die Kompilationen der Sekundärliteratur, die dem engeren Betrachtungsgegenstand jeweils den notwendigen Hintergrund verleihen, sondern vor allem die Auswertung der Primärquellen und die Aussagen zu den Druckerzeugnissen Schläpfers und seiner Kollegen. Gerade durch diesen immer wieder ähnlichen Bezug ergeben sich im dritten Teil anschauliche Vergleichsmöglichkeiten zur Strategie der verschiedenen Regierungen. Insbesondere in diesem Rahmen werden die Verbreitungsbedingungen exilliterarischer Schriften erkennbar.

Die „Öffentlichkeit“ bzw. die „öffentliche Meinung“, die Müller als „ein komplexes Feld verschiedener, konkurrierender und interagierender Teilöffentlichkeiten“ sieht (S. 9), erscheint als rezipierendes Publikum allerdings nur gespiegelt in den Akten der Bürokratie. Der Autor weist ausdrücklich auf die kritisch zu berücksichtigenden Entstehungsbedingungen gerade dieser Akten hin, allerdings bleibt die von den Regierun-

gen gefürchtete – und von den Urhebern oft gewünschte – starke Orientierung politischer Schriften auf den „gemeinen Mann“ unhinterfragt. Es ließe sich durchaus die Frage stellen, ob das in den Augen der Regierungen verwerfliche Einwirken auf die ungebildeten und damit einsichtsunfähigen Schichten nicht teilweise ein ähnlich zweckgerichtetes Konstrukt ist wie die Zurückführung der Märzrevolution auf ausländische „Emis-säre“ und „schlechtes Volk“, wodurch in beiden Fällen der „gute Bürger“ als stabile Stütze des Staates imaginiert werden kann.

Fragen nach der Wirkungsweise der Exilliteratur werden zu wenig erörtert. Dabei muss es – trotz aller Lesevereine und Nachdrucke in den Revolutionsjahren – doch verwundern, wenn von den im Jahre 1846 nominal 10.000 aufgelegten „Ça Ira!“-Heften des bekannten und gefeierten Freiligrath nach den hier präsentierten Dokumenten sieben Jahre später beinahe 4.000 Stück in Leipzig beschlagnahmt werden können und 700 weitere noch in Schläpfers Lager liegen (s. S. 441 u. 443). Dass die Unruhe stiftende Wirkung eines Verbotes von den Behörden manchmal als größer eingeschätzt wurde als die einer oppositionellen Schrift selbst zeigt der von Müller mehrfach dokumentierte bewußte Verzicht auf Verbotsmaßnahmen. Nach der realen Bedeutung und Wirkung der radikalen Schriften Heinzens müsste angesichts seiner weitgehend isolierten Stellung in den Revolutionsjahren ebenfalls gefragt werden.

Die Verlagspolitik und Agitationsstrategien der Autoren lassen sich ohne die inhaltliche Analyse der verbreiteten Schriften kaum erkennen. Die ersten beiden Teile des Buches erscheinen daher manchmal zu wenig tief gehend. Die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen Heinzen und dem ihn ablösenden Abt bleiben offen. Dass Müller seinen Blick zu sehr auf die Titel der Schriften beschränkt hat führt dazu, dass er Abt versehentlich sogar zwei Bücher zur Badischen Revolution zuordnet (s. S. 158 u. 462). Auch das Phänomen, dass Schläpfer neben der radikalen Sicht Abts auf die badische Revolution zusätzlich die gemäßigte, gegenüber Heinzen sehr kritische Schrift des Revolutionsministers Mördes zum gleichen Thema verlegt, hätte eine Analyse verdient.

Das Buch gibt Einblicke in das Agieren eines wichtigen politischen Verlags und stellt die Pressepolitik bedeutender deutscher Regierungen in den Jahren vor und nach der 48er Revolution übersichtlich dar.

*Wilfried Sauter (Essen)*

**Bernd Füllner (Hg.): Briefkultur im Vormärz.** (= *Vormärz-Studien IX*)  
 Bielefeld: Aisthesis Verlag 2001.

Der vorliegende Band präsentiert die Ergebnisse einer Tagung des FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG und der Heinrich-Heine-Gesellschaft, die am 23. Oktober 1999 in Düsseldorf stattfand. Ein edierter Text ›Gedanken über das Briefeschreiben‹ von Georg Weerth und 10 interessante Beiträge werden unter den Titeln ›Studien zur Briefkultur‹ und ›Editionsprobleme‹ (zur ›Briefkultur‹) vorgestellt. Die Themen orientieren sich einerseits an den vorhandenen, schon edierten Briefkorpora (Heine), andererseits fokussiert sich der Band auf Autoren, deren Briefwerk noch nicht im Zentrum von großangelegten Editionsprojekten steht (Laube, Gutzkow).

Die Protagonisten dieser ›Briefkultur‹ des ›Vormärz‹ sind Literaten, deren Hauptschaffenszeit im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts liegt. Eröffnet wird der Reigen durch die unterhaltsame Darstellung der Korrespondenz Stifters mit seiner Frau. In dem vorgestellten Ausschnitt bemüht er sich um Ausreden, seine aufgrund einer wohl übertriebenen Cholera-Angst permanente Abwesenheit von seiner Frau mit plausiblen Gründen – durch Naturkatastrophen und Wetterwidrigkeiten etc. – zu rechtfertigen. Die hier von Briese vorgestellte ›Briefwelt‹ als ›Gegenwelt‹ hat – ausgeführt an den Beispielen – gute Chancen, einen Beitrag zur (Neu-)Definition des Briefes zu leisten. Daher hätte man besonders *hier* den Brückenschlag zu dem im Titel des Bandes angedeuteten kulturwissenschaftlichen Ansatz erwartet. Denn gerade als kulturgeschichtliche Kategorie wäre der Begriff der ›Briefwelt als Gegenwelt‹ ausbaufähig.

Aber ebenso wie Briese die Gelegenheit ungenutzt verstreichen lässt, gelingt es dem ganzen Band nicht, einen Eindruck zu vermitteln, was man unter ›Briefkultur‹ verstehen könnte. Was der Sammelband nun mit dem Begriff ›Kultur‹ zu tun hat, bleibt dem Leser daher ebenso verborgen wie der Umstand, was dieser Begriff für die Edition von Briefen bedeuten könnte und wie man einen Kulturbegriff nutzen könnte, um neue Bedeutungs- und Editionsfelder zu erschließen. Dass auf eine eingehende Begriffsdefinition von Kultur verzichtet wurde und diesem Erklärungsbedarf nicht weiter nachgegangen wird, ist insofern nicht verwunderlich.

Zu einigen der Beiträge sei hier noch einiges kurz angemerkt. So etwa zu dem Essay über Karl Gutzkow. Hier wäre die Anwendung des Kul-

turbegriffes von Geertz<sup>1</sup> oder Hansen<sup>2</sup> eine Überlegung wert gewesen, denn gerade bei Gutzkow handelt es sich um ein nahezu unüberschaubares – und, wie in dem Beitrag von Promies erwähnt, größtenteils uninteressantes Briefwerk: „Denn die meisten Briefe sind rein geschäftlicher Natur, haben lediglich Informationswert für den peniblen Biographen und sind literarisch anspruchslos.“ (194)

Was sollte den Leser veranlassen, die Briefe trotz dieser Charakterisierung zur Kenntnis zu nehmen? Eine Antwort hätte vielleicht ein ernstgenommener Terminus ›Briefkultur‹ gegeben, denn Bearbeiter und Leser sollten sich die gleiche Frage stellen: Was ist ein gegenwärtiges und zukünftiges Forschungsinteresse an Gutzkows und an den in dem Briefband allgemein erwähnten Briefwerken? Und wohin könnte das Interesse des Lesers gehen? Kulturwissenschaftliche Studien geben darauf schon seit längerem eine Antwort.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der Sammelband Aktualität und Interesse an kulturwissenschaftlichen Begriffen wie ›Erinnerung‹, ›Gedächtnis‹ und ›Lese(r)verhalten‹ durchgehend vermissen lässt. Dass aber gerade auch die als „literarisch anspruchslos“ bezeichneten Forschungsgegenstände das Interesse des Lesers wecken könnten, verweist letztendlich nur auf einen selektiven Blick der Forschung und auf bisher nicht berücksichtigte Fragestellungen.

Man mag die Kritik nicht falsch verstehen: Der Leser hält einen solid gemachten Sammelband mit ordentlichen Beiträgen in der Hand – aber mit ›Briefkultur‹ haben diese nur ganz beiläufig zu tun.

Thomas Neumann (Ditzingen)

**Tim Mehigan/Gerhard Sauder (Hgg.): Roman und Ästhetik im 19. Jahrhundert. Festschrift für Christian Grawe zum 65. Geburtstag.** (= Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft 69). St. Ingbert: Röhrig, 2001.

Die vorliegende Festschrift, die dem in Australien lehrenden Literaturwissenschaftler Christian Grawe gewidmet ist, zeigt eine Eigenschaft, die für viele akademische Festschriften charakteristisch ist: Sie bietet eine

<sup>1</sup> Clifford Geertz: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme.* Frankfurt a. M. 1999.

<sup>2</sup> Klaus P. Hansen: *Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung.* Tübingen, Basel 2000.

recht heterogene Sammlung von Aufsätzen, die nicht viel mehr gemeinsam haben, als dass die Verfasser dem Jubilar freundschaftlich verbunden sind, weshalb sich oft die Forschungsinteressen des Geehrten in den Beiträgen mehr oder weniger spiegeln. Diese Beiträge werden dann unter einem Titel zusammengefasst, der vage genug ist, dem Heterogenen einen Rahmen zu geben. „Roman und Ästhetik im 19. Jahrhundert“ – nun ja, die meisten Beiträge haben irgendwie mit diesem Rahmenthema zu tun, wenn sich auch der Leser, der lediglich auf den Titel achtet, wohl etwas anderes erwartet, als er geliefert bekommt.

Andererseits kann (und sollte) man der Gattung „Festschrift“ natürlich auch Positives abgewinnen: Auf engem Raum bekommen die Leser methodisch recht unterschiedliche Beiträge geliefert, die letztlich doch so etwas wie ein Bild des Geburtstagskindes reflektieren; interessante Einzelergebnisse sind zu finden, Schwerpunkte der aktuellen Forschung in bestimmten Bereichen lassen sich festmachen.

Die dreizehn Beiträge dieser Festschrift lassen sich grosso modo zwei Gruppen zuordnen: Sechs Aufsätze beschäftigen sich, dem wichtigsten Forschungsinteresse Grawes entsprechend, mit Theodor Fontane; sieben Beiträge gelten anderen Themen. Unter diesen fällt ein Aufsatz aus dem Rahmen: Christian Grawes Bruder Joachim Grawe, Professor für Energiewirtschaft an der Universität Stuttgart, hat auf Wunsch des Geehrten und als Abschluss des Bandes einen Beitrag zur „Güter- und Übelabwägung in der Energiepolitik“ beigesteuert, auf den mangels Fachkompetenz des Rezensenten nicht näher eingegangen werden soll.

Der Band wird eröffnet von einem Aufsatz des Herausgebers Tim Mehigan, „Zur Frage der Selbstorganisation des Lebendigen in Goethes literarischem Experiment der ‚Wahlverwandtschaften‘“, der mit manchen interessanten Digressionen – nicht immer ist die Argumentationslinie klar ersichtlich – dem Reflex der romantischen Kunst- und Naturauffassung in Goethes Roman nachgeht und die *Wahlverwandtschaften* als Text deutet, der die „kühne Hoffnung“ der „Verschmelzung der Natur und Kultur“ als „utopischen Traum an der Schwelle der Moderne“ entlarve. Der folgende Beitrag von Stephan Atzert, „Überlegungen gegen Schopenhauers Ästhetik“, will „die Tragfähigkeit“ der Schopenhauerschen Konstruktion überprüfen, wonach eine spezifische Kunstbetrachtung das angestrebte ‚Quietiv des Willens‘ ermögliche, vergleicht dieses Konzept mit ähnlichen buddhistischen Vorstellungen und läuft wohl offene Türen ein, wenn er Schopenhauers Unternehmen als misslungen und dem Geist seiner Zeit verhaftet bezeichnet.



Es folgen zwei Beiträge zur österreichischen Literatur. August Obermayer bietet in „Die Bedeutung des Rahmens in Grillparzers Novellen ‚Das Kloster bei Sedomir‘ und ‚Der arme Spielmann‘“ eine faszinierende, erzähltheoretisch fundierte Lektüre der beiden Erzählungen, in denen der Autor sehr viel persönliches Erleben verschlüsselt habe; ihre „subtile Komplexität“ erweise den unterschätzten Prosaerzähler Grillparzer als „Vorläufer der Moderne“. Andrew Williams’ „Vogelschutz gegen Insekten. Anmerkungen zu Adalbert Stifters ‚Nachsommer‘“ bietet unter dem merkwürdig anmutenden Titel überaus anregende Beobachtungen zur generellen Praxis des Romans, Kultur manipulativ und gewaltsam gegen die Natur herzustellen, und verbindet diese Beobachtung sowohl diskursanalytisch mit einem Blick auf die zeitgenössische ornithologische Fachliteratur als auch textimmanent mit einer Interpretation des „verschwiegensten Motivs“ im Roman.

Frank Wittings „Deutsche Literatur im Times Literary Supplement 1902-1960. Ein statistischer Überblick“ bringt interessante Informationen zur Rezeption deutschsprachiger Literatur in Großbritannien und erstellt aufgrund detaillierter Tabellen eine „Hitliste“ der im Londoner TLS rezensierten Autoren; der österreichische Rezensent fragt freilich kritisch nach, warum zum Beispiel Werfel und Schnitzler ohne jede Zusatzklärung als „deutsche“ Autoren firmieren. Der die literaturwissenschaftlichen Beiträge abschließende Aufsatz von Gerhard Sauder, „Erzähler und Photographen. Kunst und Tod in Texten des späten 19. Jahrhunderts“ referiert die erst im 20. Jahrhundert einsetzende theoretische Auseinandersetzung mit der Fotografie (Siegfried Kracauer, Walter Benjamin, Susan Sontag, Roland Barthes), die die Nähe der Fotografie zum Tod betont und damit die Debatte um den ästhetischen Wert von Fotografien im 19. Jahrhundert evoziert, wo eine Dichotomie von Kunst vs. Fotografie an Gegensätzen wie Leben vs. Tod, Tiefe vs. Oberfläche oder Wahrheit vs. Lüge festgemacht wurde. In Wilhelm Raabes spätem Roman *Der Lar* konstatiert Sauder Spuren dieses Diskurses in den Diskussionen zwischen dem Literaten Kohl und dem gescheiterten Kunstmaler Blech, der nun sein Geld als Leichenfotograf verdient.

Im Zentrum der Festschrift stehen die Aufsätze zu Fontane. Hubertus Fischers „Gemmenkopf“ und „Nebelbild“. Wie Fontane mit Bildern erzählt“ zeigt anhand einer Analyse des Romans *Cécile* Fontanes Technik, durch Bildrückkoppelungen und Bildüberblendungen Bedeutung herzustellen, wobei die im Text explizit oder implizit angesprochenen Bilder als Codes funktionieren. Ähnlich argumentiert Gerhard Neumann in

seinem Beitrag „Speisesaal und Gemäldegalerie. Die Geburt des Erzählens aus der bildenden Kunst: Fontanes Roman ‚L’Adultera‘“, wenn er Fontane als einen der „Mitbegründer des modernen semiologischen Romans“ bezeichnet, der die Codes der Gesellschaft zitiert und auf ihre Simuliertheit, Inszeniertheit und Reproduzierbarkeit aufmerksam mache. Freilich ist Neumanns Argumentationsgang nicht ganz nachvollziehbar, da er in *L’Adultera* gerade nicht das titelgebende Tintoretto-Gemälde analysiert, sondern sich ausführlich (u.a. mit 11 Abbildungen) der Kopie der Veroneseschen „Hochzeit zu Kana“ widmet, einem Gemälde, das im Speisesaal des Hauses hängt, im Text „mit keinem Wort“ beschrieben wird und auch gar nicht „deutlich werden soll“ – was daher der Zweck der ausführlichen kunstgeschichtlichen Erläuterungen Neumanns ist, bleibt unklar.

Volker Neuhaus gibt in „Das prüde Säkulum? Erotik in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Versuch einer Annäherung“ einen kenntnisreichen Abriss erotischer Darstellungen von H. Claudens *Mimili* bis zu Fontane und erstellt eine „Typologie der literarischen Erotik“, immer eingedenk der Tatsache, dass das 19. Jahrhundert über Erotik viel, wenn auch oft verschlüsselt spricht. Helmut Nürnbergers Beitrag „Feuer und Asche im Kamin. Eine bevorzugte Stätte der Causerie und des Schweigens im Werk Fontanes“ ist selbst eine amüsante, in Form eines Briefes an Christian Grawe sehr persönlich gehaltene Causerie, die eine Unmenge von Szenen, in denen Kamine vorkommen, bei Fontane, aber auch bei E. T. A. Hoffmann, Heine, Conan Doyle u.v.a. unter Gesichtspunkten wie „Vierbeiner am Kamin“ oder „Kamine und Geheimnisse“ ordnet. Der eingangs zu findende Anruf an „Hestia, die Göttin des Herdes“, sie möge „uns vor gedankenlosem Feuereifer, anders ausgedrückt, positivistischer Sammelwut bewahren“, hat die gewünschte Wirkung nicht gezeitigt.

Karl Richters „Die Erneuerung der Ballade in Fontanes Alterswerk“ streicht den Neuanfang in Fontanes spätem Balladenschaffen, sowohl im Stoff als auch im „Ton“, heraus und liefert detaillierte Beobachtungen zur Entheroisierung der Ballade, zur Thematisierung von Gegenwartsereignissen, zum neuen Heldenpersonal, zur Rücknahme des Pathos und zur metrischen „Lässigkeit“. Peter Wrucks „Moderne Welt‘ und ‚alte Götter‘ bei Fontane. Die märkischen Projekte des Romanciers“ widmet sich schließlich dem Plan des alten Fontane in seinen letzten Lebensjahren, eine neue märkische Wanderung zu schreiben. Fontane, der sich selbst als moderner Romancier sah, als Wanderer durch Brandenburg

aber traditionelle Reiseberichte verfasste, wollte laut Wruck zum alten Genre zurückkehren, da er sich bis zuletzt für den Adel und die Frage nach der Lebensmöglichkeit der Junker in einer modernen Welt interessierte und noch einmal die Absicht gehabt habe, ein Idealbild zu gestalten.

Lesenswert und informativ sind die Beiträge allemal. Wenn sich auch ein Eindruck der Geschlossenheit nicht einstellen mag, man wird, ein Interesse an der deutschsprachigen Literatur des 19. Jahrhunderts vorausgesetzt, die Festschrift mit Gewinn lesen.

*Wynfrid Kriegleder (Wien)*

**Frank Foerster: Christian Carl Josias Bunsen. Diplomat, Mäzen und Vordenker in Wissenschaft, Kirche und Politik. Waldeckische Forschungen. Wissenschaftliche Reihe des Waldeckischen Geschichtsvereins, Bd. 10. Bad Arolsen, 2001.**

Zweifellos werden Historiker, die sich vornehmlich mit religions- und kirchengeschichtlichen Fragen des 19. Jahrhunderts befassen, zu den dankbarsten Lesern des vorliegenden Buches gehören. Denn die wissenschaftliche Biographie, die mehr ist als nur eine „biographische Studie“, wie F. seine Arbeit eingangs einmal bescheiden aber unberechtigt bezeichnet (S. IV), befaßt sich „besonders mit Bunsens Wirken auf theologischem und kirchlichem Gebiet“ (S. 4).

Doch Bunsens Interessenskreis und sein vielseitiges Engagement waren wesentlich weiter, und da die Biographie generell „die wichtigsten Aspekte seines Wirkens“ erschließt, gelingt F., wie er verspricht, „ein deutliches, auch im Detail nachprüfbares Bild“, und er gelangt zu einem von ihm versprochenen „abgewogenen Urteil“ (S. 3). Deshalb ist die Lektüre des Buches auch für jeden Historiker und Interessenten der Vor- und Nachmärzgeschichte Deutschlands ein Gewinn. Beschränkt sich doch heutiges Wissen über Bunsen häufig darauf, Adressat jener berühmten Briefe gewesen zu sein, in denen Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 1849 die deutsche Kaiserkrone als „Hundehalsband“ verschmähte, das mit dem „Ludergeruch“ der Revolution behaftet sei. Und Bunsen erschien nur als der Freund, dem der Monarch derart kompromittierende Auffassungen schreiben konnte, ohne fürchten zu müssen, daß die Öffentlichkeit davon erfuhr. Dies bestätigt F.s Urteil: Bunsen sei

bis heute „eine merkwürdig unbekannte Person geblieben“, deren Wertung „meist oberflächlich und negativ“ ist (S. 1).

Deshalb besteht ein besonderes Verdienst der Arbeit darin, auch den politischen Auffassungen und Haltungen Bunsens nachgespürt zu haben. So wird ein zwar gedrängtes, aber quellenmäßig stets gut belegtes, bemerkenswertes und in seiner Vielfalt durchaus überraschendes Bild einer im 19. Jahrhundert weit bekannten Persönlichkeit entworfen.

Kritik an den politisch rückständigen Verhältnissen in Deutschland äußerte Bunsen bereits im Mai 1814, als er einem Freunde schrieb, „daß jetzt oder nie Deutschland eine kräftige und zugleich vor Despotismus geschützte Verfassung ergalten muß“, die er jedoch nicht von der Gunst der Fürsten erwartete, die, wie er meinte, „uns das Fell wieder über die Ohren ziehen wie vorher“ (S. 28). Die Restaurationsperiode nach dem Wiener Kongreß hat diese Einsicht auffällig bestätigt. Später allerdings glaubte Bunsen irrtümlich, im preußischen Kronprinzen und späteren König auf eine Ausnahme gestoßen zu sein. Während seiner über dreißigjährigen Dienstzeit als preußischer Gesandter, in Rom und später in London, wurde er eines Besseren belehrt.

Auf die Beziehung Bunsens zu Friedrich Wilhelm IV. geht F. in mehreren Kapiteln ein, erwähnt die 1828 und später erfolgten Besuche des Kronprinzen in Rom und die dort geführten vielen „Gespräche über liturgische Fragen, Kirchenordnungen und Kirchenarchitektur“ (S. 97), arbeitet dann aber auch prägnant heraus, daß dieses freundschaftliche Verhältnis Bunsen nicht hinderte, seine „Grundsätze einer liberalen, gegen den Einfluß Österreichs und Rußlands gerichteten Politik“ (S. 141) zu vertreten, denn er sah spätestens in den 40er Jahren „an einer freien und konstitutionellen Staatsverfassung ... keinen Weg mehr vorbeiführen“ und nannte „die Freiheit der Presse eine ‚politische Lebensfrage der Zeit‘“ (S. 203). Im Gegensatz zur Haltung des Preußenkönigs begrüßte Bunsen die Märzforderungen von 1848, hatte er doch „dergleichen selbst seit langem gefordert“ (S. 216). Den „Bund der drei schwarzen Adler“, der drei konservativen Staaten Preußen, Österreich und Rußland, hielt er für das Haupthindernis, die innenpolitische Liberalisierung durchzusetzen“ (S. 195). Die hier angedeutete „politische Haltung“ nahm Bunsen „später ... immer deutlicher ein, wodurch er immer mehr in einen Gegensatz zu den konservativen Kreisen in Berlin geriet, bis es diese am Ende durchsetzen sollten, daß er 1854 in den Ruhestand versetzt wurde.“ (S. 141) Das Scheitern der liberalen Ziele und Bemühungen Bunsens wertet F. als Tragik im Leben dieses Staatsmannes und resümiert: „Man

ist daher im Rückblick geneigt, die Geschichte seiner politischen Wirksamkeit als eine Geschichte gescheiterter Ziele und unerfüllter Hoffnungen zu beschreiben.“ (S. 191) In der politischen Einstellung Bunsens dürfte wohl auch einer der wesentlichsten Gründe zu sehen sein, daß er von der offiziellen Historiographie weitgehend geschnitten wurde, bezeichnete ihn die „Kreuzzeitung“ doch sogar als einen „Mann von hirnverbrannten, sinnenzerrüttenden Vorschlägen und Plänen“ (S. 226). Die durch keinen Geringeren als Treitschke in seinem Geschichtswerk erfolgte spätere Abwertung (vgl. S. 171) mag ebenso zu der von F. eingangs monierten verbreiteten Unkenntnis oder Fehleinschätzung Bunsens beigetragen haben. Neben den grundlegenden ausführlichen religions- und kirchengeschichtlichen Passagen besteht der Wert vorliegender Biographie vor allem auch darin, die Notwendigkeit differenzierter Bewertung verdeutlicht zu haben, die Persönlichkeiten beanspruchen dürfen, die heute fast vergessen, im 19. Jahrhundert als bekannte Politiker gewirkt haben. F. würdigt Leistungen und Verdienste Bunsens, doch wird stets auch die für eine wissenschaftliche Biographie notwendige kritische Distanz eingehalten, die Fehler und Schwächen nicht verschweigt. Dessen ungeachtet wertschätzt F. wohl berechtigt Bunsen als einen „Mann von Visionen“, der „seinen Platz in der Geschichte verdient“ (S. 289).

*Wolfgang Büttner (Petershagen b. Berlin)*



IV.  
Mitteilungen





## Personalia

### **Ausgeschiedene Mitglieder** (seit 1.1.2002)

Brigitte Anton (Belfast/GB)  
K. Scott Baker (Seattle/USA; unbekannt verzogen)  
Dr. Johann Dvorak (Wien/Österreich)  
Dr. Gerhard Fuchs (Graz/Österreich)  
Masaaki Fujisawa (Japan)  
Jürgen-Wolfgang Goette (Lübeck)  
Günter Herterich (Köln)  
Dr. Patricia Howe (London/GB)  
Kurt Müller (Bad Salzufflen)  
Alexander Klähr (unbekannt verzogen)  
Dr. Lars-Peter Linke (Hamburg)  
Vanessa van Ornam (Berlin; unbekannt verzogen)  
Prof. Alain Ruiz (Aix-en-Provence/Frankreich)  
Dr. Thomas Schmidt (Göttingen)  
Achim Stammberger (Filderstadt)  
Cornelia Tönnesen (Düsseldorf)

### **Neue Mitglieder** (seit 1.1.2002)

Dr. Laura Benzi (Pisa/Italien)  
Frank Hethy M.A. (Bremen)  
H. Joachim Kusserow (Marklohe)  
Carsten Martin (Dortmund)  
Dr. Anne-Rose Meyer (Köln)  
Jutta Nickel (Hamburg)  
Marco Rispoli (Venedig/Italien)  
Anike Rössig (Braunschweig)  
Christoph Suin de Boutemard (Nienburg)  
Oliver Stoltz (Mannheim)  
Dr. Werner Weiland (Marburg)

**Die ordentliche Mitgliederversammlung wählte  
am 7. Dezember 2002 in Vorstand und Wissenschaftlichen Beirat:**

Vorstand

Dr. Michael Vogt, Am Großen Holz 22, 32107 Bad Salzuflen

1. Vorsitzender

Dr. Fritz Wahrenburg, Gartenstadt 4, 33104 Paderborn

2. Vorsitzender

Erika Brokmann, Johanettentaler Str. 5, 32756 Detmold  
Geschäftsführerin

Dr. Detlev Kopp, Melanchthonstr. 57, 33615 Bielefeld  
Schriftführer

Dr. Bernd Füllner, Urdenbacher Dorfstr. 30, 40593 Düsseldorf  
Schatzmeister

Wissenschaftlicher Beirat

Prof. Dr. Norbert Otto Eke (Paderborn)

Prof. Dr. Jürgen Fohrmann (Bonn)

PD Dr. Martin Friedrich (Hagen/Berlin)

PD Dr. Rainer Kolk (Detmold/Bonn)

Dr. Hans-Martin Kruckis (Bielefeld)

Prof. Dr. Harro Müller (New York)

Dr. Maria Porrmann (Köln)

Prof. Dr. Rainer Rosenberg (Berlin)

Dr. Angelika Schlimmer (Bielefeld)

Prof. Dr. Peter Stein (Lüneburg)

Prof. Dr. Florian Vaßen (Hannover)

Dr. Renate Werner (Münster)

Rechnungsprüfer

Ruth Mühlenweg (Bielefeld)

Dr. Hedwig Pompe (Bonn)

## Tätigkeitsbericht 2002

Mein Tätigkeitsbericht schließt an den bei unserer vorjährigen Mitgliederversammlung am 15.12.2001 in der Lippischen Landesbibliothek abgestatteten Bericht an.

Er ist kurz, denn nach dem ereignis- und publikationsreichen Jahr 2001 ist diesmal nicht viel an Ereignissen zu vermelden: Das Jahrbuch 2001 ist planmäßig Anfang 2002 erschienen, und der Band 10 unserer Reihe „Vormärz-Studien“ steht unmittelbar vor der Drucklegung. Es handelt sich um die Dokumentation der Tagung „Romantik und Vormärz“, die zwischen dem 13. und dem 16. September 2001 in Zusammenarbeit mit der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft auf Schloß Wendgräben bei Magdeburg ausgerichtet worden war. 1999 haben wir uns entschlossen, dem Forum mit den Vormärz-Studien einen Publikationsort neben dem Jahrbuch zu verschaffen. Nach knapp vier Jahren steht Band 10 kurz vor dem Erscheinen, die Reihe kann also ohne weiteres als ‚Aktivposten‘ des Forums bezeichnet werden, und die Resonanz in wissenschaftlichen Rezensionen auf die in der Reihe erschienenen Bände ist durchweg positiv.

Unser Projekt eines Lexikons demokratischer und liberaler Vormärz-Autorinnen und -Autoren hat sich weiter konkretisiert, auch wenn die Arbeit nicht so zügig vorangeht, wie wir es uns gewünscht und zunächst vorgestellt hatten. Immerhin haben wir in der Arbeitsgruppe, der Rainer Kolk, Bernd Füllner, Katharina Kleine und ich angehören, schon einen Sitzungstermin anberaumt, um die angebotenen Artikel in der Weise zu strukturieren, daß im Fall von ‚Doppelbesetzungen‘ eine möglichst breite Streuung unter den Beiträgerinnen und Beitragern erreicht wird. Derzeit sind bei 104 Vormärz-Autorinnen und -autoren ein oder mehrere konkrete Bearbeitungsangebote zu verzeichnen, so daß der Anfang gemacht werden kann. Wie schon im letzten Rundbrief erwähnt, haben wir uns darauf verlegt, die Artikel zunächst auf der Homepage des FVF zu publizieren; dies Verfahren dürfte die Attraktivität unseres Internet-Auftritts zweifellos wesentlich erhöhen. In diesem Zusammenhang ist sicherlich auch anzumerken, daß unsere Geschäftsstelle im letzten Jahr verstärkt als Anlaufstelle für verschiedene fachliche Anfragen fungiert hat; in den meisten Fällen konnten wir zumindest in der Weise helfen, daß wir auf andere Literaturgesellschaften verweisen oder weiterführende bibliographische Angaben machen konnten.

Unsere Mitgliederentwicklung ist in etwa stabil geblieben: Elf Neueintritte konnten wir im vergangenen Jahr verzeichnen; dem stehen zwei durch Umzug verschollene und sechs nach mehrmaligem Mahnen zahlungsunwillige und daher auszuschließende Mitglieder gegenüber.

Zum Schluß etwas Persönliches: Mein Dank für die gute, einvernehmliche und effektive Zusammenarbeit auch im vergangenen Jahr gilt dem gesamten Vorstand und Beirat, nicht zu vergessen: den Kassenprüfern. Er gilt aber ganz besonders unserer Geschäftsführerin, Frau Erika Brokmann, mit der Detlev Kopp und mich in diesem Jahr zwanzig Jahre gemeinsamer ehrenamtlicher Tätigkeit verbinden.

Michael Vogt  
(1. Vorsitzender)

## Aufruf zur Mitarbeit am FVF-Jahrbuch 2004: Vormärz und Exil – Vormärz im Exil

Unter den mit den Karlsbader Beschlüssen von 1819 festgeschriebenen und nach der Julirevolution noch einmal verschärften restriktiven politischen Bedingungen in den Ländern des Deutschen Bundes blieb die Emigration oft die einzige Möglichkeit für die politische/literarische Intelligenz, umfassenden Zensurmaßnahmen und persönlicher Verfolgung zu entgehen. Das Exil, insbesondere in den westlich-liberalen Ländern, bot ihr nicht nur die Möglichkeit, demokratische Grundsätze öffentlich zu vertreten, sondern in nicht wenigen Fällen auch die einzige Chance, (sich) das Leben zu bewahren – dies galt vor allem auch für das ‚zweite‘ Exil, für die Akteure der Revolution nach 1848.

Ein erheblicher Teil der deutschen Vormärz-Literatur, ein bedeutendes Segment der wichtigen Journalliteratur zumal, entstand infolgedessen in Exilländern, vor allem in Frankreich, England und Belgien, in der Schweiz und in den USA – aber auch in liberaleren Staaten des Deutschen Bundes, in die oppositionelle Autoren und Verleger ausweichen konnten. Ihre Leser und Bezugsgruppen im Bund erreichten die im Exil entstandenen Schriften sehr oft nur als Konterbande. In den Metropolen des Exils fanden sie vor allem bei den zahlreichen Migranten der ökonomisch-technischen Modernisierung eine Resonanz; ihr Einfluss auf die politischen Auseinandersetzungen und die Praxis der beginnenden Arbeiterbewegung kann nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Das Jahrbuch 2004 will sich mit der Situation des Exils im Vormärz von verschiedenen Fragestellungen und theoretischen Voraussetzungen her beschäftigen. Willkommen sind Forschungsbeiträge aus den Bereichen der Kultur-, Sozial-, Mentalitäten- und natürlich der Literaturgeschichte:

- Analysen signifikanter Einzeltexte, größerer Textcorpora oder einzelner Autorenwerke sowohl der Literatur im engeren Sinn wie ihrer diskursiven Kontexte;
- Untersuchungen zu den Wirkungen der Exilliteratur und zu ihren Wechselwirkungen mit den Literaturen der Aufnahmeländer ebenso wie mit der zeitgleich in den deutschen Ländern entstehenden Literatur;
- Arbeiten zu Gruppenbildungen und politischen Strömungen, Konzepten, Utopien etc.;

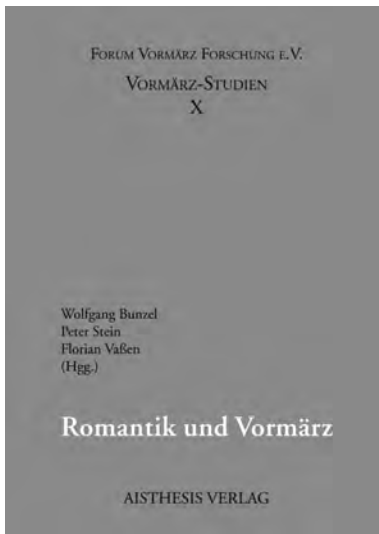
- institutionengeschichtliche Studien, v.a. zum Verlags- und Pressewesen und zur Zensur im Exil.

Themenvorschläge und Exposés (1 Seite) werden erbeten an:

Prof. Dr. Norbert Otto Eke  
Universität Paderborn  
Fakultät für Kulturwissenschaften  
33095 Paderborn  
E-Mail: [norbert.eke@t-online.de](mailto:norbert.eke@t-online.de)

Dr. Fritz Wahrenburg  
Universität Paderborn  
Fakultät für Kulturwissenschaften  
33095 Paderborn  
E-Mail: [fritz@wahrenburg.com](mailto:fritz@wahrenburg.com)

Redaktionsschluss ist der 31. August 2004.



Wolfgang Bunzel  
Peter Stein  
Florian Vaßen  
(Hgg.)

## Romantik und Vormärz

Vormärz-Studien X

2003, 465 Seiten,  
geb. € 45,-  
ISBN 3-89528-391-6

Die insgesamt zwanzig Beiträge des Sammelbandes verfolgen das Ziel, Grundstrukturen der literarischen Entwicklung in den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts herauszuarbeiten. Dabei lassen sich die Verfasser von dem Gedanken leiten, daß dieser Zeitraum von zwei dominanten, zugleich miteinander rivalisierenden Diskursformationen bestimmt wird, die einerseits im Verhältnis temporaler Sukzession zueinander stehen, sich andererseits aber auch vielfältig überschneiden und durchdringen: ‚Romantik‘ und ‚Vormärz‘. Beide bilden in ihrem Aufeinanderbezogensein eine spannungsvolle Doppeleinheit und markieren – als in sich komplementäre Reaktionsmuster – eine scharfe Gegenposition zu dem Programm gewordenen Prinzip der Kunstautonomie, wie es die ‚Weimarer Klassik‘ vertreten hat. Indem ‚Romantik‘ und ‚Vormärz‘ als verschiedenartige ästhetische Entdifferenzierungsbewegungen verstanden werden, präsentiert dieser Band ein innovatives Deutungsmodell der Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es gelingt so, die kulturelle Konstellation in Deutschland nach der ‚Kunstperiode‘ neu zu vermessen und eine Archäologie der literarischen Kommunikation in der Frühphase der Moderne zu entwerfen.